UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

7. Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
1848.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 1. Rückblicke auf Preußen im Jahr 1847. S. 1. — Die Frau des Missionärs. 1. Abth. S. 9. — Deutschland im Jahr 1847. S. 24. — **Tagebuch**: Aus Wien 1, 2. S. 33. — Aus Graz. S. 36. — Aus Prag. S. 38. — Aus Preßburg. S. 40. — Aus London. S. 43. — Gutzkow's Jürgen Wullenweber. S. 45. — Notizen. S. 47.

Nr. 2. Kurhessische Verhältnisse. S. 49. — Ein Plagiat und ein schriftstellerisches Gutachten. S. 61. — Die Frau des Missionärs. 2. Abth. S. 71. — Zur Robotabolitionsfrage in Böhmen. S. 81. — **Tagebuch**: Neue Romane. S. 85. — Tebeldi, die Geldangelegenheiten Oesterreichs. S. 89. — Aus Lemberg. S. 94. — Aus Berlin. S. 95. — Aus München. S. 97. — Aus Leipzig. S. 98.

Nr. 3. Düsseldorfer Ateliers. S. 101. — Die Frau des Missionärs. 3. Abth. S. 110. — Skizzen aus der Schweiz. 1. S. 125. — **Tagebuch**: Der Jesuit der Komödie. S. 134. — Tebeldi, die Geldangelegenheiten Oesterreichs. II. S. 135. — Aus Paris. S. 138. — Aus Berlin. 141. — Die „Deutsche Zeitung" und ihre Gegner. S. 144. — Aus Insbruck. S. 146. — Notizen. S. 148.

Nr. 4. Englische Journalistik. S. 149. — Die Verwundeten nach der Leipziger Schlacht. S. 158. — **Tagebuch**: Die Philosophie und das Czechenthum. S. 165. — Aus Paris. S. 167. — Aus London. S. 170. — Aus München. S. 173. — Aus Breslau. S. 175. — Aus Halle. S. 176. — Aus Berlin. S. 177. — Aus Venedig. S. 179. — Aus Prag. S. 181. — Aus Wien. S. 184. — Wuttke über die schlesischen Stände. S. 186. — Guizot und die Schweiz. S. 187.

Nr. 5. Oesterreich und seine Beamten. Aphorismen. S. 189. — Reiseskizzen aus dem würtembergischen Unterlande. S. 197. — Hans Christian Andersen. Eine Charakteristik. S. 207. — Die Besteuerungsdebatte auf dem ungarischen Reichstage. S. 216. — **Tagebuch**: Aus Paris. S. 220. — Aus München. S. 223. — Aus Berlin. S. 223. — Aus Prag. S. 226. — Oesterreicher und Italiener. S. 228. — Daumer und der Moloch. S. 231. — Die Erklärung des Herrn Höfken. S. 234.

Nr. 6. Ein Besuch bei Beranger. S. 237. — Das Savigny'sche Ministerium in Preußen. S. 243. — Die jüngsten Kämpfe der böhmischen Stände. S. 251. — **Tagebuch**: Aus Paris. S. 263. — Ranke's preußische Geschichte. S. 266. — Aus Wien. S. 268. — Aus Prag. S. 271. — Kann Oesterreich in Italien interveniren? S. 272.

Nr. 7. Eine Sitzung in der französischen Deputirtenkammer. S. 277. — Elias und das Oratorium. S. 283. — Bescheidene Supplik eines bürgerlichen Gutsbesitzers. S. 289. — Die Ablösung der Judensteuer in Böhmen. S. 293. — Briefe vom ungarischen Reichstag. S. 307. — **Tagebuch**: Preußen und der deutsche Bund. S. 313. — Elegante Literatur. S.

Digitized by Google

316. — Aus Rom. S. 318. — Aus München. S. 320. — Aus Wien. S. 320. — Aus Prag. S. 322. — Aus Graz. S. 324. — Aus Berlin. S. 326. — Aus Leipzig. S. 327. — Politische Ereignisse. S. 329. — Notizen. S. 332.

Nr. 8. Vorschläge zur Anwendung der österreichischen Gesetze. S. 333. — Charaktere der deutschen Restauration. S. 347. — Die Bezirksstraßen in Steyermark. S. 363. — Das Mädchen aus der Fremde. Nach Schiller. S. 368. — **Tagebuch**: Aus Paris. S. 370. — Graf Waldemar von G. Freytag. S. 373. — Große und kleine Parlamente. S. 375. — Aus Wien. S. 376. — Oesterreichisch-russisches Anleihe-Projekt. S. 377. — Aus Leipzig. S. 379. — Notizen. S. 380.

Nr. 9. Plaudereien aus London. S. 381. — Hannöversche Skizzen. S. 390 — Ein Blick auf Rostock. S. 401. — **Tagebuch**: Aus Paris. S. 405. — Aus Mannheim. S. 408. — Rückblick auf die Universität München. S. 410. — Aus Breslau. 1, 2. S. 415. — Aus Prag. S. 418. — Aus Brüssel. S. 419. — Pariser Revolution. S. 420. — Pariser Ereignisse. S. 424. — Aus Paris. S. 429.

Nr. 10. Der Bundestag und das deutsche Volk. S. 433. — Lüneburger Heideleben. S. 438. — Briefe vom ungarischen Reichstage. S. 442. — Haben wir einen Krieg zu erwarten? S. 450. — **Tagebuch**: Die Anforderungen des deutschen Liberalismus. S. 455. — Louis Philipp, seine Freunde und Gegner. S. 457. — Aus Paris 1, 2. S. 461. — Aus Berlin. S. 466. — Aus Wien. 1, 2, 3. S. 467. — Aus Prag. 1, 2, 3. S. 471. — Aus Preßburg. S. 475. — Der moderne Odysseus. S. 477. — Herr Arnold Ruge und die Grenzboten. S. 478. — Notizen. S. 479.

Nr. 11. Die neue Stellung der Presse. S. 481. — Eine Hexengeschichte. Von Anastasius Grün. S. 486. — Charaktere der deutschen Restauration. II. S. 489. — Oesterreichs letzte Entscheidungsstunde. S. 499. — **Tagebuch**: Aus Paris. S. 505. — Aus London. S. 508. — Die Ereignisse in Weimar. S. 510. — Aus Breslau. S. 512. — Aus Prag. 1, 2, 3, 4. S. 513. — Aus Wien. 1, 2. S. 518. — Die Wiener Ereignisse. S. 522.

Nr. 12. Die Grenzboten an die Oesterreicher. S. 529. — Briefe aus Stuttgart. 1, 2. S. 531. — Brief aus München. S. 535. — Charaktere der deutschen Restauration. III. S. 537. — Neu-Oesterreich. S. 548. — Herr Arnold Ruge und die französische Republik. S. 550. — **Tagebuch**: Aus Prag. 1, 2. S. 557. — Aus Preßburg. S. 560. — Was thut jetzt in Oesterreich vor Allem Noth? S. 561. — Preußen und die Revolution. S. 564. — Die Politik des deutschen Volkes in Polen und Italien. S. 567.

Nr. 13. Aus den russischen Ostseeprovinzen. S. 569. — Brief aus Mannheim. S. 578. — Plaudereien aus London. S. 583. — Briefe aus Paris. 1, 2. S. 587. — Schwarz-Roth-Gold. Von F. Freiligrath. S. 593. — Nach Berlin. S. 596. — Aus Prag 1, 2, 3. S. 602. — Aus Preßburg. S. 607. — Berlins neue Physiognomie. I. S. 609.

Digitized by Google

Rückblick auf Preußen im Jahr 1847.

Das eben abgelaufene Jahr ist nicht durch gewaltsame Sprünge, durch glänzende Thaten ausgezeichnet, es ist keine große Schlacht geliefert, keine Revolution durchgekämpft, kein neues philosophisches System erfunden, und doch wird es für die Entwickelung der Freiheit, namentlich in unserem Vaterlande, als ein bedeutendes bezeichnet werden. Es zeigt sich, daß die Ideen sich realisiren, auch ohne gewaltsame Anstrengung, daß auch in der Bewegung der rein materiellen Interessen gar viel Geistiges liegt und daß sie durch scheinbar nur äußerliche Verwickelung auf ein ideelles Ziel führen.

Göthe findet den hauptsächlichsten Reiz der Geschichte darin, daß Alles am Ende einen andern Ausgang nimmt, als der überweise Verstand es voraus berechnet. Dieser Humor des Weltgeistes hat sich auch in unseren Tagen in den ergötzlichsten Wendungen geltend gemacht. Die Staatskünstler haben die sittlichen Regungen und die Leidenschaften der Völker in den Mechanismus ihrer herkömmlichen Formeln zu ziehen gesucht, aber „die Geister der Weisen saßen in den Wolken und spotteten ihrer." Der Unglaube des Diplomaten wird durch den Erfolg zu Schanden gemacht.

Die beiden Fragen, in denen der Umschwung des Geistes vornehmlich zur Geltung gekommen ist: die preußische und die schweizer Frage sind keineswegs unvorbereitet in's Leben getreten; sie wurden schon seit Jahren von den Kabinetten wie von den Demagogen ventilirt. Und doch ist alle Welt überrascht worden, als man endlich Ernst mit ihnen machte. Auch die Blasirtheit mußte erkennen, daß seit dem Wiener Congresse, diesem Triumph der Diplomatie über das Volksthum, eine wesentliche Veränderung im Inneren der Völker vorgegangen sei.

Preußen spielt in Deutschland eine zweiseitige Rolle — ich will nicht sagen zweideutige. Ein großer Theil der Liberalen blickt auf diesen Staat als auf den rationellsten unseres Gesammtvaterlandes, hauptsächlich wohl wegen der Traditionen aus den Zeiten Friedrich des Großen und der Stein-Hardenbergischen Verwaltung. Die übrige Masse des Liberalismus dagegen — und sie hatte gerade in der letzten Zeit an Umfang unglaublich zugenommen — sah in Preußen wenig mehr als die Gensdarmerie des Absolutismus, welche Fürsten und Völker gleichmäßig im Zaume hielt.

Digitized by Google

Der bureaukratisch-militärische Staat, wie man Preußen allerdings bis vor Kurzem nennen konnte, wenn auch die Bureaukratie sich hintereinander mit Rationalismus, Hegel'scher Philosophie und anderen theoretischen Tinten überfirnißte hatte seit 1840 eine neue Wendung genommen. Früher durfte die Doctrin in den politischen Cirkeln nicht anders vorgestellt werden, als mit dem Zusatz: „mit Respect zu vermelden." Seitdem hat aber das gesammte Staatswesen eine doctrinäre Färbung angenommen, und nicht nur die Professoren, sondern auch die Krieger wurden nach Doctrinen eingekleidet. Talar und Barett, Helm und Waffenrock sind nicht frivol zu nehmen; sie sind symbolischer Natur, und versinnlichen den alleinseligmachenden Geist des mittelalterlichen Feudalstaates.

Früher war die Regierung möglichst in dem alten Geleise gegangen; die Bureaukratie, nach dem alten Mechanismus abgerichtet, sah mit souveräner Verachtung auf jede Tendenz herab, die in ihrem Amtsschlendrian noch nicht vorgekommen war; sie war im Durchschnitt ebenso rechtlich, ordentlich und ihrer Sache gewiß, als bornirt.

Aber die Zeit der praktischen Männer, der Staatsrationalisten, ging vorüber; es kam der Tag der Aristokratie: die Geistreichen, die Poetischen, die Visionäre, die Gläubigen und die vornehmen Leute überhaupt kamen an die Reihe. Man perhorescirte den Liberalismus ebenso wie früher, aber nicht mehr blos von dem Standpunkt praktischer Allwissenheit aus, sondern von der unnahbaren Höhe der doctrinären Genialität; man fand ihn nicht mehr blos unverschämt, man erklärte ihn für flach, für trivial. Allerdings fuhr die alte Bureaukratie erschrocken zusammen, als man ihr auf einmal zumuthete, sie solle geistreich sein. Geistreich! eine Kategorie, mit der man sonst nur die unpraktischen Leute gebrandmarkt hatte. Sie sollte tief sein! sie sollte den Dünkel eines oberflächlichen Liberalismus nicht blos züchtigen, sie sollte ihn belehren. Manch wackerer Geheimerath seufzte in seiner stillen Kammer:

Die Welt ist aus den Fugen! Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!

Aber wozu gibt man sich nicht her um des lieben Brotes willen! Die Bureaukratie, wenigstens in den höheren Kreisen, wurde geistreich tief, inspirirt; sie kaufte eilig etwas Makulatur vom Berliner politischen Wochenblatt, dessen unpraktische Theorien sie früher mit Achselzucken angehört hatte, sie ließ sich von ihren Söhnen, die eben die Universität verließen, einige Hefte von Savigny oder Stahl zeigen, und abonnirte auf die Evangelische Kirchenzeitung.

Aber auch die Liberalen waren überrascht; an Züchtigungen waren sie gewöhnt, und denen unterwirft sich der Deutsche gern; aber auf ihre alten Tage in die Schule zu gehen, sich in die Tiefen des christlich-germanischen Staats- und Kirchenbewußtseins einweihen zu lassen, das war ihnen doch zu viel. Wenn sie früher etwas hatten sagen wollen, so hieß es von Seiten der Polizei: Nicht rä-

Digitized by Google

sonnirt! Das war vollkommen verständlich, und man gehorcht, wenn es nicht anders geht. Aber nun fing die Polizei an zu räsonniren und deducirte dem Liberalismus nicht nur was sie wollte, sondern auch was er wollte, dachte, wünschte, hoffte und begehrte. Wenn die liberalen Blätter schüchtern baten, dem Volk Vertreter zu geben, die seine bescheidenen Wünsche und — „mit Respect zu melden“— Rechte zu den Füßen des Thrones niederlegen sollten, so hieß es: nicht doch, Kinder, ihr versteht euch selber falsch, ihr wünscht nicht eure Vertreter, sondern die Vertreter des Adels, der Geistlichkeit, der alten legitimen Stände um den Thron zu schaaren, um den Anmaßungen des frechen Radicalismus vorzubeugen, der alle Menschen gleich macht. Sagten sie: wir sind der Ansicht, daß alle Bürger gleiche Rechte im Staate haben müssen, welcher Religion sie auch angehören, Katholiken, Protestanten, Juden — so hieß es von Oben: ganz recht, ihr wollt dem legitimen Judenthume die Rechte, die eine nivellirende Aufklärung ihnen verrätherisch entrissen, wiedererwerben; es soll in jeder Stadt ein Ghetto für Ephraim und Manasse eingerichtet werden, und es soll einer löblichen Judenschaft freistehen, etwaige Ketzer mit Füßen zu treten, wie zu den Zeiten des seligen Uriel Acosta.

Alles erträgt der Deutsche; — aber wenn sie ihm die Worte im Munde verdrehen, dann wird er wild. Es begann jetzt ein allgemeines Predigen, in der Presse wie auf den Kanzeln und Kathedern, und aus einem unerschöpflichen Füllhorn strömten Doctrinen über die verwunderte Welt.

Die herrschende Doctrin consolidirte sich so viel als möglich im Beamtenthum, in Kirchen- und Schulwesen; sie sonderte Stände von Ständen, Confessionen von Confessionen, Provinzen von Provinzen. Aber es fehlte ihren vereinzelten Bestrebungen der Mittelpunkt, um welchen sich die einzelnen Strahlen ihres Bewußtseins zu einem schönen, harmonischen Ganzen krystallisiren konnten. Die Generalsynoden der protestantischen Kirche waren etwas, aber sie genügten nicht, weil die große katholische Kirche sich dem directen Einfluß des doctrinären Regiments entzog.

Es war daher der Wunsch, das ständische Wesen zu concentriren, bei der Regierung eben so lebhaft als im Volke; wo hätte sie sonst die Theorie, die sich Luft machen mußte, wo es auch sei, zu einer allgemeinen Geltung bringen können? Wenn nur bei der Discussion nicht auch ein Widerspruch käme! wenn diese bedenkliche Form nur nicht auch andern Doctrinen, als der alleinseligmachenden, freien Spielraum eröffnete.

Trotz dieser Bedenken war es jedem, der die Natur des neuen Regiments durchschaut hatte, klar, daß es auch selbst ohne äußerliche Nothwendigkeit durch seinem innern Drang zu dem Schritt getrieben werden mußte, der Preußen aus der Reihe der absoluten Staaten entführte. Der Tag kam, und wie es in einem geistvollen Staate nicht anders zu erwarten, überraschend, unmotivirt, wie ein Blitz aus heiterm Himmel.

Digitized by Google

Und wie künstlich hatte die Theorie sich ihr Gebäude ausgeklügelt! Doppelthüren, von denen die innere nach außen, die äußere nach innen ging und die daher eine Oeffnung unmöglich machten, Fenster, vor denen eine Mauer aufgerichtet war, Treppen, die in der Mitte abbrachen. Ein Feenschloß, dessen Tendenz es war, jeder Doctrin die möglichst weite theoretische Freiheit und die möglichst geringe Realität zu geben.

In Einem Sinn ist das Werk gelungen. Es war eine Benefizvorstellung der Doctrin! was sind die Minister — ich will nicht sagen der kleinen deutschen Staaten, sondern Englands und Frankreichs gegen diese Theoretiker des Staats der Intelligenz? Es war, als ob man in einem akademischen Hörsaal stände, wo Philosophen mit einander disputirten. Und die Liberalen blieben die Antwort nicht schuldig: Theorie gegen Theorie, Witz gegen Witz, Pathos gegen Pathos, Geist gegen Geist. Wenn man — ich erinnere nur an ein Beispiel — die Behandlung der Judenfrage in der preußischen Ständeversammlung mit der im englischen Parlament vergleicht, so wird es wohl Niemand einfallen, den Vorzug theoretischer Klarheit und Schärfe den Preußen abzusprechen. Nur freilich sah die Legitimität mit Schrecken, daß auf der Gegenseite mehr Witz, mehr Pathos, mehr Geist, mehr Theorie vorhanden sei.

Dagegen konnte sie getrost dem Ausgang entgegensehen. Die Forderungen des Liberalismus konnten in der zweiten Curie selten die gesetzmäßige Majorität erlangen, oder sie wurden in der ersten Curie zurückgewiesen, oder im schlimmsten Fall konnte die Regierung sagen: ihr wollt nun allerdings so, wir aber wollen anders. Dabei war sie immer im Recht.

Aber die Staatsweisheit hatte sich doch verrechnet; verrechnet, weil sie bei aller Vorliebe für Ideen an die Macht der Idee nicht glaubt. Die erste Ständeversammlung hat trotz der scheinbaren Unfruchtbarkeit ihrer Resultate zwei mächtige Erfolge.

Einmal hat sich die Haltlosigkeit, der innere Widerspruch und darin die Ohnmacht des herrschenden Princips auf das Evidenteste herausgestellt. Die Regierung hat — mit geringen Ausnahmen — keinen ihrer Vorschläge durchgesetzt, obgleich einige darunter nicht nur vernünftig, sondern auch in liberalem Sinne gedacht waren, z. B. die Einkommensteuer. Sie hat sie nicht durchgesetzt, weil die Majorität der Stände einer Regierung, die im Princip ihr entgegengesetzt war, kein Vertrauens-Votum geben wollte. Es hat sich gezeigt, daß Einsicht, Talent und Geist in imponirender Uebermacht auf Seiten der Opposition war. Es hat sich gezeigt, daß der innere Widerspruch des Systems zu Widersprüchen in der Beamtenwelt selbst führte; es kamen Fälle vor, in denen ein Minister dem andern, oder auch sich selbst widersprach — ich erinnere an die Geschichte mit den Banknoten und den auswärtigen Angelegenheiten.

Das zweite Resultat ist, daß die öffentliche Meinung, die sich bisher nur

schüchtern an's Tageslicht wagte, ein mächtiges, hochachtbares Organ gefunden, daß sie sich in die olympischen Regionen des höhern Staatslebens eingeführt hat. Der Glaube an die Allwissenheit der politischen Hierarchie hat einen Stoß erhalten, von dem sie sich nimmer wird erholen können. Mit hohem Selbstgefühl, mit einem gewissen Uebermuth sind von den angesehensten Männern die Ansichten der Regierung in's Gesicht gesagt worden, die man bisher für die hohlen Phantasien einiger Winkelscribenten ausgab; mit Achtung, ich möchte sagen mit Bescheidenheit sind die höchsten Organe der Regierung auf Ideen eingegangen, denen sie sonst nur die Polizei und die Gensdarmen entgegensetzten.

Und aus dieser Stellung führt kein Weg mehr zu dem alten gelobten Lande des patriarchalen Regiments zurück. Man möge versuchen, die Stände zu umgehen, in jeder andern Form wird derselbe Geist, der sich in den Ständen ausgesprochen hat, seinen Ausdruck finden. Wir ehren das Bestreben der Rechtspartei, streng auf die Form zu halten, jede Veränderung des legitimen Organs als eine Schmälerung ihrer Rechte zurückzuweisen, wir wünschten, daß sie auch in dem letzten Stadium der Versammlung an dieser Consequenz festgehalten hätte; aber wir sind der Ueberzeugung, daß die Ausschüsse, daß die Provinzialstände mit derselben Festigkeit die liberalen Ideen vertreten werden, welche die eigentlichen Stände ausgezeichnet hat.

Die gegenwärtige Entwickelung Preußens muß zu einer wahrhaften Constitution führen, das steht außer allem Zweifel. Aber darum sollen die Liberalen die Hände nicht in den Schooß legen. Sie leiden noch an demselben Fehler, der auch die Macht der Regierung untergräbt: sie sind zu subjectiv. Jeder Einzelne handelt in jedem Fall nach seiner individuellen Ueberzeugung, das heißt hier, nach seiner augenblicklichen Stimmung. Die Ausschußwahlen, so wie die Erklärungen v. Bardeleben's, v. Beckerath's und Camphausens legen Zeugniß dafür ab. So lange die liberale Meinung sich nicht als Partei, als geschlossene Phalanx consolidirt hat, wird die ständische Frage in der Schwebe bleiben.

Die Entwickelung der preußischen Verfassung wird eine totale Umgestaltung des ständischen Wesens in Deutschland überhaupt zur Folge haben. Zunächst erlangen die Verfassungen der kleinern Staaten durch Preußens Beitritt eine Garantie, die nach den ehemaligen Hannöverschen Verwickelungen und nach dem noch jetzt schwebenden Mißverhältniß in Cassel etwas nicht Unwesentliches ist. Sodann wird ihnen dadurch die Macht und die Wirksamkeit zu Theil, ohne die auch die beste Charte etwas Illusorisches hat. So lange die Stände auf die Regierung in Preußen keinen Einfluß hatten, so lange blieben die redlichsten und consequentesten Bestrebungen der badischen, würtembergischen und sächsischen Stände um Preßfreiheit, um Verminderung der Steuern u. dgl. ohne Resultat, denn jedem derartigen Versuche wurde der deutsche Bund entgegengestellt. Sobald aber Preußen eine wirkliche Verfassung erhält, ist eine Revision der Bundesacte der nächste,

unvermeidliche Schritt. Endlich hört dadurch der Haß gegen Preußen auf, der noch immer in den süddeutschen Staaten spukt und dem wir keineswegs alle Begründung absprechen können, und dem Radicalismus, Socialismus und Communismus wird aller Boden unter den Füßen entzogen, da seine einzige Nahrung die Verkehrtheit des gegenwärtigen politischen Wesens ist.

In diesem Sinne müssen wir ein wichtiges Organ, wie die deutsche Zeitung, die sich die Vermittelung des constitutionellen Süddeutschlands mit Preußen zur wesentlichen Aufgabe gesetzt hat, mit Freuden begrüßen, um so mehr, da es ein erfreulicher Schritt der Gelehrsamkeit ist, sich mit dem Volk und seinen Bestrebungen in Rapport zu setzen.

Die Veränderung in dem bairischen Regierungssystem ist zwar materiell anzuerkennen; es ist besser, daß gemäßigt liberale Männer an der Spitze der Verwaltung stehen, als ultramontane; aber das Motiv dieser Veränderung können wir im Namen der deutschen Ehre nur beklagen. Die gegenwärtig herrschende Partei kann im Einzelnen dem Lande manchen Gewinn verschaffen, denn sie ist vernünftiger als die gestürzte; sie kann ihm aber kein festes Rechtsprinzip erringen, denn sie ist ohne sittlichen Halt. Die Ehre ist in der Politik ein eben so mächtiger Hebel als im Privatleben.

Wenn der Landtag geeignet war, uns ein zwar nicht unbedingtes Selbstgefühl einzuflößen, so mußte die neue Wendung der Dinge in der Schweiz, die nicht minder folgenreich für die Befreiung Deutschlands sein muß, durch die energische Entwickelung einer ganz heterogenen Form, diesem Selbstgefühl ein Maaß setzen. Wir waren gewohnt, auf die Epigonen der großen Freiheitskämpfe des 14. und 15. Jahrhunderts als auf einseitige Spießbürger herabzublicken, die in ihren Winkel, unberührt von den großen Fragen der Zeit, in kleinstädtischer Beschränktheit und Selbstgenügsamkeit verretteten. Wir waren außer dem gewohnt, die kleinen Staaten als unwichtig für die Entwickelung der Weltgeschichte zu verachten. Es hat sich jetzt gezeigt, daß ein kleines Land, ohne allen genialen Anflug, durch die bloße Energie des Liberalismus, von der die Masse durchdrungen ist, nicht nur seine eigenen Angelegenheiten schnell und entschieden nach der Vernunft einrichtet, sondern auch dem Verein der absolutistischen Großmächte Trotz bietet. Es ist nicht nur der Sieg über den Ultramontanismus, der das Volk in der Knechtschaft der Unbildung und des Aberglaubens festzuhalten sucht, nicht blos die Concentrirung des Staatswesens in einer zweckmäßigen Form, nicht blos die rasche und fast unblutige Entscheidung trotz der üblen Prophezeiungen, mit denen man den Liberalismus zu schrecken suchte, was der schweizer Angelegenheit eine so hohe Bedeutung gibt: es ist die Niederlage der alten europäischen Diplomatie, deren Ohnmacht gegen die Energie eines entschlossenen Willens endlich einmal den Völkern klar geworden sein muß. Nicht allein Oesterreich, dessen Interesse allerdings mit dem des Sonderbundes Hand in Hand ging, sondern auch das protestantische Preußen,

auch das constitutionelle Frankreich oder wenigstens dessen reactionäre Regierung intriguiren für die verrätherische ultramontane Partei, die von verblendeten Blättern als die volksthümliche bezeichnet wird; sie erlassen Manifeste, sie bieten ihre Vermittelung an — und siehe da: der Vermittler findet keine Partei mehr, mit der er vermitteln könnte, die durch eine Faction geknechteten Cantone unterwerfen sich der Eidgenossenschaft; der König von Preußen bedroht die Schweiz, wenn sie Neuenburg Gewalt anthut, mit Krieg; Neuenburg fügt sich freiwillig den Beschlüssen der Tagsatzung. Die Diplomatie fällt aus einer Ueberraschung in die andere.

Unter diesen Verhältnissen wird die Aufmerksamkeit der Politiker, die sich sonst lieber jenseits des Oceans hielten, oder wenigstens in London und Paris auf den Tribunen lauschten, auf die innern Verhältnisse gewendet. Der Liberalismus kann ohne Anstand patriotisch sein. Wie schnell hat Frankreich in der Idee unserer Radicalen den Nimbus verloren, mit der ihn das Andenken an die alte Zeit und die Julirevolution umgeben hat. Es ist in diesem Jahre zwar Nichts zur Entscheidung gekommen, aber das System der Corruption, das reactionäre Wesen des Doctrinarismus hat noch nie so viel Schläge hintereinander erhalten. Das officielle Frankreich hat jetzt unbedingt die öffentliche Meinung gegen sich, seitdem in einer Reihe abscheulicher Geschichten, die sich Schlag auf Schlag aneinander drängten, die Unsittlichkeit der herrschenden Classe evident geworden ist. Es handelt sich nicht mehr um eine frivole Frage, nicht mehr um das Portefeuille; es handelt sich um den Sturz des herrschenden Systems, um eine Veränderung der Verfassung. Die gegenwärtige Partei kann sich nicht mehr lange halten, und wer nach ihr die Zügel übernimmt, muß wohl oder übel die Wahlreform in sein Programm zeichnen.

Ueberall hat die wirkliche Politik, d. h. die constitutionelle, an Boden gewonnen; überall ist die Reaction so wie der Radicalismus — der, so wie er sich qualitativ, nicht blos der Entschiedenheit nach vom Liberalismus unterscheiden will, der Aberwitz ist — in engere Grenzen zurückgedrängt. Das Gespenst der Bourgeoisie, mit dem die Advokaten des Despotismus sowie die Sophisten und Träumer der socialen und communistischen Systeme die liberale Partei zu schrecken suchte, haben ihre Geltung verloren.

Auch die religiöse Gährung, die in ihrer Unklarheit namentlich auf unser liebes, treuherziges, aber etwas mystisches Vaterland ihre Wirkung ausübte, hat sich immer mehr geklärt und auf die Politik gewendet. Die Reaction gegen die Kirche ist namentlich seit Uhlich's Suspension und dem darauf erfolgenden Abfall der Magdeburger und Hallischen freien Gemeinde eine Reaction gegen den kirchlichen Staat geworden. Die protestantische Kirche, für sich betrachtet, ist eine Abstraction, und wird am Besten durch die Waffen der Wissenschaft bezwungen; aber der doctrinäre christliche Staat ist eine bittere Realität, und gegen ihn thun reelle Anstrengungen Noth. Es wird sich zeigen, ob der preußische Staat den Muth

haben wird, sein Toleranzedict, das auf kleine Secten berechnet war, auch festzuhalten, wenn ganze Städte abfallen, oder umgekehrt, ob er das abstract kirchliche Wesen der Gesinnung und der Einsicht der Mehrzahl seiner Bürger gegenüber vertreten wird.

Wir können das Jahr bei allen einzelnen Verirrungen ein gesegnetes nennen. Die Fragen, die bisher nur eine kleine Zahl von Gelehrten, Politikern und Theologen beschäftigten, sind in die Masse eingedrungen. Die Ideen haben sich aus ihrer unnahbaren Höhe, die nur den Eingeweihten zugänglich schien, in's Leben vertieft. Der Geist steht nicht mehr der Wirklichkeit gegenüber, er umfaßt sie, und strebt, ihrer Herr zu werden. Die Freiheit ist nicht mehr ein Dichtertraum, ein blos philosophisches Postulat, ihre Idee durchgeistigt die sittlichen Verhältnisse wie die einzelnen Menschen, sie will den Staat nicht mehr fliehen, nicht ihn vernichten, sondern sich in ihm realisiren.

Mit dem Bewußtsein von der Nothwendigkeit ihres Sieges begrüßen wir, die wir uns ihre Kämpfer nennen, das neue Jahr.

Neukölln.

Die Frau des Missionärs.

Aus den Papieren einer Deutschen in London.

I.

Louisens Villa, Mai 18..

Wir haben unser kleines Eden erreicht; unsere Wohnung ist eingerichtet, und ein niedliches Gastzimmer bereit, die Freundin meiner Jugend zu empfangen. Es ist schön hier, sehr schön! Ein kleines Flüßchen schlängelt sich am Fuße luftiger Berge, an deren Abhange unser Häuschen liegt. Lustige Weingärten umgeben uns von allen Seiten, und versprechen die süßesten Trauben und den herrlichsten Wein, den wir Ihnen bei ihrer Ankunft vorzusetzen gedenken.

Sie haben manches Jahr hindurch denselben Kerker mit mir getheilt, mit mir geseufzt über das freudenlose Einerlei meines jungen Lebens, dem Sie kein Licht und keine Färbung geben durften; Sie haben ohne Klage vier lange Stunden neben mir in dem Park hingewandelt, und nur mich, nie sich selbst bedauert. Das war groß, war schön von Ihnen und erst jetzt erkenne ich in seinem ganzen Umfange dies Selbstvergessen. Denn was entschädigte Sie dafür? Gold etwa? Ich zweifle, ob die Ausbeute groß war. Und das Bewußtsein, Gutes zu wirken? ach! auch um diese Freude hatte man Sie ja betrogen! Sie sollten mich erziehen; aber weiß man denn bei uns, was erziehen ist? Die edleren Fähigkeiten wecken und ausbilden, den kleinen Menschen durch die Ideale menschlicher Vollkommenheit zu einem großen anstreben lehren? Doch ja nicht! Das heißt ja „Stuff! Nonsense! Highflown German ideas!“ Nein! Bei uns ist Erziehen, den Menschen in den Vorurtheilen seiner Väter aufwachsen lassen und ihn zum Sclaven der öffentlichen Meinung und des geselligen Lebens ausbilden, und das war Ihr Werk. Gott weiß es, ob Sie sich diesem Geschäfte gerne hingaben! Aber was half da Widerrede, wo man Ihren Platz nur durch eine willigere Hand ausgefüllt hätte, ohne daß Sie, oder ich, dabei gewonnen haben würden. Sie hielten geduldig aus, und ich danke Ihnen dafür. Denn im Laufe der Zeit lernte ich Sie lieben, mein kleines Herz schloß sich Ihnen auf, erwärmte sich in den Strahlen Ihrer Güte, Ihres Beifalls, Ihrer Nachsicht, und durch Sie blieb mir doch eine freundliche Erinnerung an den Morgen meines Lebens im Gedächtnisse zurück.

Doch genug davon. Es ist gefährlich, die Geister der Vergangenheit heraufzubeschwören, wenn sie Wermuth in unsere Herzen träufeln können. Darum zur Gegenwart; denn diese ist ja schön, ist rein und ungetrübt schön. Ich bin frei! o wüßten Sie nur, wie göttlich es ist, sich frei zu fühlen, nachdem man so lange die Kette der Sclaverei getragen. Ich bin frei! diese Sonne, diese Berge, diese Thäler, diese Luft — dies Alles darf ich genießen, wie ich will und mag. Paradiesisch breiten sich die Fluren zu meinen Füßen aus, ein ewig heiterer Himmel wölbt sich tief blau über mir, acht Monate lang kein Tropfen Regen, die herrliche reine Luft, nicht zu kalt und nicht zu warm. Alle diese Vortheile genieße ich hier, ohne mich von lästigen Menschen umdrängt zu sehen, die mein Thun und Treiben beobachten, und ihr Urtheil über mich fällen wollen, ohne dazu berechtigt zu sein; die Ansprüche an mich machen, auf meinen Umgang rechnen, ohne daß Liebe oder Haß sie dazu treibt. All' dem lästigen Spielwerk hergebrachter Sitte und Convenienzen bin ich entronnen, aber wie? Ja freilich! das „wie?" war nicht so ganz leicht. Hören Sie, und urtheilen Sie dann, ob Sie die Handlungsweise Ihres Zöglings billigen; aber was Sie auch denken und sagen mögen, ob Sie loben oder verdammen, vergessen Sie nur nie den einen Hauptpunkt — daß geschehene Dinge unabänderlich sind. Ich mache Sie hierauf aufmerksam, weil ich bemerkt, wie so ganz anders man vor, wie nach einer That urtheilt. —

Als ich dem britischen Boden Lebewohl sagte, um jenseits des Wendekreises mein Hüttchen zu bauen, wählte ich mir einen Begleiter, der mir zusagte, für meine Lebenszeit mein Beschützer sein zu wollen. Dieser Begleiter ist ein Deutscher, — besticht Sie das nicht? — und fungirt hier als Missionär. Er erhielt sich in London von Stunden geben; er hat kein Vermögen, keine Aussichten, und auch keinen Ehrgeiz; er wünscht durchaus nicht etwas anderes zu sein, als was er eben ist, ein denkender, empfindender Mensch, der seinem Mitmenschen gerne nützte. In den Augen meiner Eltern war das nun eben nicht viel, ja sogar weniger als nichts; aber ich bin ein und zwanzig Jahre alt, bin majoren, bin Herrin meiner Handlungen — was ließ sich da thun? Es blieb dem englischen Peer daher nichts zu thun übrig, als seiner Tochter ihr mütterliches Vermögen auszuzahlen und ihr das Lebewohl auf Nimmerwiedersehn zu wünschen. Die Sprache klingt hart, kalt, gleichgültig, vielleicht herzlos für eine Tochter; aber — war ich meinem Vater denn je eine Tochter? Sie wissen was und wie viel ich ihm war!

Nun müssen Sie aber noch hören, wie in den hohen aristokratischen Zirkeln, in denen ich mich bewegte, ein so unbedeutender Mann mir zu nahen vermochte. Freilich geschah das auf ganz eigene Weise; er wurde mein Lehrer und meine Eltern wußten ja nicht, was ich Alles erlernte. Er war engagirt, lateinisch mit mir zu lesen, und so wie er entdeckte, daß ich Interesse an Lectüre nahm, versorgte er mich reichlich mit den besten Meisterwerken aller Sprachen und ließ mich dann Auszüge daraus machen und mein Urtheil niederschreiben. Das bildete mei-

nen Verstand, ich lernte denken; was bisher als Gefühle und Ahnungen in mir geschlummert hatte, trat nun klar in's Bewußtsein und ich begann mich selbst und das Leben zu verstehen. Ich beobachtete meine Umgebungen und urtheilte über sie. Ich war nicht mehr ein vegetirendes Wesen, das nur durch Instinkt oder Impuls geleitet wurde, das lachte, es wußte nicht warum, das weinte, es wußte nicht warum; ich trat dafür in die Kette selbstdenkender Geschöpfe, ich rechtete mit mir selbst, und wollte wissen, weshalb ich Eins oder das Andere that oder wünschte. Mein Lehrer bemühte sich, als guter Theolog, recht sehr mein Denkvermögen mit der Dreieinigkeit, mit den symbolischen Büchern und Gott weiß mit was für einen Wust von Theologie und obendrein deutscher Theologie in Einklang zu bringen; hierin jedoch war ich leider nicht sehr gelehrig.

Um die Wahrheit zu gestehen, muß ich bekennen, daß in den Köpfen Ihrer Deutschen manche Ideen über Religion und Moral zu finden sind, die einem englischen Verstand ein ewiger Mondschein bleiben. Wenn ich mich so ausdrücken darf, möchte ich sagen, daß der Enthusiasmus Euch mitunter jesuitische Tugendwege führe. Mein Deutscher und ich haben manchen kleinen Kampf hierüber. Was mich besonders reizte ist der Maaßstab, nach dem er Frauenwerth und Frauentugend mißt. So pflegte er mir unter Anderm ein Langes und Breites über die Aufopferung, Selbstverleugnung einer Charlotte Stieglitz vorzufaseln, ohne daß er mich im Geringsten überzeugt hätte, jene Dame sei irgend mehr gewesen, als eine eitle Närrin, die sich ihres jungen Lebens zu keinem anderen und besseren Endzwecke beraubte, als einen Narren seine Schellenkappe noch etwas fester aufzudrücken. Das Ziel adelte demnach nicht einmal das Mittel. Auch sollte man diesen sogenannten Herren der Schöpfung niemals weiß machen, daß man einzig in der Welt da sei, sie glücklich zu machen.

Eine Frau, die ihrem Manne um den Bart geht, so oft die Suppe verbraunt ist, die er mit einem Kuß oder Zuckerbrot zufrieden stellt, so oft sie die Ursache seiner umwölkten Stirne zu wissen verlangt — eine solche, kann sie sich selbst achten, oder die Achtung ihrer Kinder gewinnen? Beides gewiß nicht! In England ist ein Verhältniß der Art undenkbar, und mit Verwunderung und Bedauern haben Frauen, wie die Austin und Jamison diesen Zustand deutscher ehelicher Verhältnisse beobachtet.

Mein Deutscher weiß nun ganz wohl, daß er in mir kein romantisches Gefühl wecken kann, das mich zu einer Sclavin meines eigenen Enthusiasmus erniedrigte; ein gesunder Verstand und der Wille, ihm seinen häuslichen Heerd Goldes werth zu machen, ist die einzige Ausbeute, die sich aus dem Schatz meiner Tugenden für ihn ziehen läßt, und dies genügt ihm. In einem Manne ein Ideal suchen und anbeten — eine solche Idee habe ich nie im Traume gehegt. Hätte ich mich an der Sphärenmusik solcher Wünsche ergötzt, dann hätte mein Idol mir ja ewig fern bleiben müssen.

Mein Auserwählter hat überdem noch allerlei kleine Angewohnheiten, denen ich bis jetzt nie die reizende Seite abgewinnen konnte. Er raucht; die seinen Landsleuten angeborene Ausdauer zeigt sich in diesem Punkte in ihrer höchsten Glorie. Dann spuckt er auch noch bei dem Rauchen — eine Folge, die den ersten Fehler beinahe in den Schatten stellt. Ueberdem sind seine Nägel nie rein, und diese Nachlässigkeit streicht ihn in unserm Insellande, wie Ihnen wohl bekannt ist, mit einem Male von der Liste der Gentlemen. Sie sehen nun, wie sehr er meiner Nachsicht bedarf, und wie viel Mühe und Geduld ich habe anwenden müssen, um diese Fehler zu mindern, wenn auch nicht zu heilen.

In einem Engländer wären mir nun freilich diese Untugenden nicht aufgestoßen; dafür aber hätte er mir andere zugebracht, die mir nicht minder anstößig gewesen wären. Denn Untugenden nenne ich die Vorliebe für Hunde, Pferde, Jagen und alle körperlichen Leibesübungen, die einen so starken Nationalzug jedes Engländers ausmachen, und so sorgfältig als jedem Gentlemen inwohnend in die Seelen aller Knaben eingeprägt werden, daß er sich mehr schämen würde hierin mangelhaft erfunden zu werden, als auf irgend einem Felde des Wissens. Was sollte ich nun unter Männern, denen ich jeden Tag hätte wiederholen mögen, daß ihr Lebenszweck — oder zweckloses Leben vielmehr Gott und Menschen ein Abscheu sein müsse?

Meine Stellung im elterlichen Hause wurde demnach eine sehr peinliche. Ich fühlte täglich mehr, daß ich dieser Sphäre entwachsen sei. Unsere jungen Edelleute sind größtentheils, wie Sie wissen, sehr ungebildet, und ihre Ideen gehen selten über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus. Politik, Hunde, Füchse und Pferde — weiter ging ihre Unterhaltung nicht, und wie wenig anziehend mußte das für mich sein! Wollte ich ein wenig die Cosmopolitin spielen, so verlachte man mich; sprach ich mich warm über ein Talent aus, nannte man mich excentrisch; verfolgte ich eine Idee, so war der „blue stocking" fertig; — so fand ich bei Allem was ich that und dachte nie Sympathie, nie Anklang, und fühlte mich in der Gesellschaft so allein, als wie in meinem eigenen Zimmer. Gerne hätte ich mich ganz in dasselbe zurückgezogen; doch wurde jeder Versuch der Art von meinem Vater streng geahndet, da er die Meinung der Welt zu sehr fürchtete, um seine Tochter unter seinem eigenen Dache nach ihrem Gefallen leben zu lassen.

Es sollte indeß noch schlimmer kommen. Einige dieser jungen jagenden Laffen ließen es sich einfallen sich um meine Gunst zu bewerben, und so unliebenswürdig ich auch auf ihre Aufmerksamkeiten einging, schoben sie mein Betragen auf mädchenhafte Launen und beeiferten sich nun um so mehr, allen meinen Fußtritten zu folgen. Meinem Vater entging dies nicht, und da besonders der Eine der jungen Männer in Hinsicht auf Stand und Vermögen ganz seinen Wünschen entsprach, und ihm als Schwiegersohn höchst willkommen gewesen wäre, forderte

er mich unter vier Augen auf, mich wohl zu hüten ihn nicht zu verscheuchen, ja vielmehr ihn vor den Andern zu begünstigen und auszuzeichnen, und dadurch zu einem Antrag zu ermuntern. Was konnte ich thun als ihm aufrichtig gestehen, daß jede Idee einer Verbindung mit einem solchen Manne mir ferne liege! —

„Einem solchen Manne!“ wiederholte er scharf, während sein Gesicht purpurroth erglühte. „Wenn nicht einem solchen Manne, welchem Manne wolltest Du denn Deine Hand reichen? — Rang, Vermögen, Alter — alles stimmt; was wünschest Du denn mehr noch, Du eingebildete Thörin?“ —

„Einen gebildeten Menschen, mein Vater!“

„Unsinn! Bücherideen! Kindergewäsche! — Meine Tochter braucht keinen Schulmeister oder Bücherwurm, sondern einen Mann, der mit Männern zu leben weiß und ihr eine anständige Lage in der Gesellschaft sichert. Es ist mein Wille, daß Du diesen jungen Mann heirathest; willst Du aus bloßer Laune mir ungehorsam sein und Deinem eigenen Kopfe folgen, so erkenne ich Dich nicht mehr als mein Kind, und Du kannst gehen, wohin Du willst.“

Das letztere war ich bereit zu thun. —

Ich bat um mein mütterliches Vermögen und ging. Des Anstandes wegen wurde mir vor den Domestiken ein kaltes Lebewohl gewünscht, und als ich den Wagen bestiegen, schlossen sich die Thüren des elterlichen Hauses auf immer für mich. Ich blickte noch lange zurück; aber das väterliche Herz sprach nicht und kein freundlicher Gruß wurde dem verwiesenen Kinde nachgewinkt.

Zu meinen Verwandten durfte ich nicht gehen; sie Alle hätten nur Vorwürfe für mich gehabt und mich ungern gesehen. Ich schrieb daher an den einzigen Bekannten, auf den ich in dieser Verlegenheit rechnen durfte, an den Deutschen, den ich jetzt meinen Deutschen nenne, und er war bereit mir zu dienen. Ich wünschte für's Erste einen Aufenthalt in einer ihm befreundeten Familie zu finden, und hegte den Plan dann später zu Ihnen zu gehen, oder Sie zu bitten zu mir zu kommen, weil ich wohl fühlte, daß ich zu jung sei, allein zu leben. Was ich wünschte, war bald gefunden; doch blieb es immer ein einigermaßen peinliches Verhältniß, unter dem Schutze eines jungen Mannes zu stehen und von ihm eingeführt zu werden; als er mir nun einige Tage später ankündigte, daß er als Missionär nach dem Cap der guten Hoffnung zu gehen entschlossen sei, reifte schnell der Entschluß in mir, ihn dahin zu begleiten. Er war entzückt von dieser Idee, weil er sich einbildete, ein weiblicher Missionär würde mehr gut thun als ein männlicher und er gestand mir, daß er lange darüber nachgedacht eine Gefährtin mitzunehmen; doch habe er es unmöglich gefunden die Mittel für zwei zu bestreiten. Das Naive dieses Bekenntnisses machte mich lächeln und ich versetzte, daß ich freilich auf eigene Rechnung gehen würde, fürchte jedoch, trotz seines Unterrichtes, noch wenig Talent zum Bekehren zu besitzen, und daß ich daher beabsichtige, die Reisekosten für eine Dritte zu bestreiten, die, älter und erfahrener als

ich, mir eine anständige Beschützerin und ihm eine nützliche Gehülfin sein könne. Er sah mich hierauf groß an, als überrasche und verwundere es ihn, daß ich noch einer Begleiterin bedürfe.

Am folgenden Tage erschien er wieder und zwar mit dem Vorschlag, ihn als natürlichen Beschützer zu wählen. Der Gedanke überraschte mich. Die Tochter des Peers hatte natürlich nie aus diesem Gesichtspunkte auf ihren armen unbemittelten Lehrer geblickt, dessen Stellung ihn mit einem Priesterkleide umfing, dessen Cölibat seine jetzige Erklärung wie mit einem Zauberschlag zernichtete. Ich bat mir einige Tage zur Ueberlegung aus und als ich Alles reiflich erwogen, seine Lage und die meinige, seine Aussichten und die meinigen, da willigte ich ein, und bis jetzt hat mich mein Entschluß nicht gereuet. Ferne von der Heimath, außer aller Berührung mit den Gliedern meiner Familie, vergesse ich fast die traurige Ursache des Zwiespaltes, der meine Entfernung herbeigeführt hat. Hätte ich in England irgend einen Mann von Bildung und Erziehung gewählt, der in den Salons der Modewelt ein Fremder gewesen wäre, so würde die Nennung meines plebejischen Namens meinem Vater tausendfache Höllenqualen verursacht haben, und vielleicht hätte der beständige Dorn in seinem Herzen ihn endlich noch zu einem Fluche hingerissen. So aber, ferne von ihm, bin ich dem Buch der Vergessenheit übergeben, und gedenkt er meiner, so ist es wie einer Abgeschiedenen, Todten. —

Jetzt wissen Sie Alles. Das Räthsel ist gelöst, das die am Tage meiner Abreise Ihnen übersandte Karte für Sie enthielt. Ich war zu eilig, um eine Erklärung hinzufügen zu können, und wünschte überdem das Ziel meiner Reise zu erreichen und meine kleine Einrichtung zu vollenden, um dem Berichte über mein Ergehen meine Einladung an Sie beifügen zu können. Wollen Sie mit uns theilen, was wir haben? Es ist nicht viel, ist nichts Glänzendes; eine einfache Häuslichkeit, eine schöne Natur, und Friede, Ruhe und Einigkeit — köstliche Güter für den, der sie zu schätzen weiß. Umgang haben wir wenig. Die meisten Ansiedler sind Holländer, deren garstiges Kauderwelsch und schlechte Sitten uns zu anstößig sind, und die Geistlichen und Heidenbekehrer sind meistens Augenverdreher, eine Klasse der Heiligkeit, die mir von Grund aus zuwider ist. Nur unter den jungen Astronomen sind einige, die uns recht sehr zusagen — grade, vernünftige Leute, deren großes wissenschaftliches Feld sie über all das kleinliche Getriebe dieser Erde erhebt, eine Eigenschaft, die sie mir schon recht sehr lieb macht, und dann sind sie sehr heiter, lieben den Scherz und jede Fröhlichkeit, so daß die Unterhaltung mit ihnen immer einen hübschen Contrast bildet, dessen Wechsel erfreut und befriedigt. Doch können Sie das Alles ja bald selbst sehen, wenn Sie nur wollen, und noch überdies meinem Deutschen beistehen, den Hottentotten lesen zu lehren, ein Geschäft, wobei er Sie recht sehr gerne als Gehülfin zur Seite hätte. Er grüßt Sie herzlich!" —

Louisens Villa, September.

„Wahrlich, meine Beste, ich weiß kaum ob ich lachen, ob weinen — ob ich Sie tadeln oder loben soll! Vier lange Monden vergehen und keine Antwort! Ich schmeichle mir schon, daß statt eines Briefes Sie uns selbst überraschen wollen, und bereite Ihr Stübchen, stelle Ihre Lieblingsbücher auf und treffe alle jene kleinen Anordnungen, mit denen man so gerne einen lieben und langersehnten Gast bewillkommt, — da endlich — o daß Sie nur recht über sich selbst erröthen möchten! — da endlich kommt, statt Ihrer selbst — ein langer Sermon. Diesmal war Ihnen doch wirklich der Verstand mit dem Herzen davongelaufen, bekennen Sie es nur! Kein freundlicher Wunsch, kein herzliches Wort, nichts als Ermahnungen und Vorwürfe! Ganz kalter, berechnender Verstandesmensch, vergessen Sie, was Sie mir so oft auf recht echt deutsche Weise gepredigt haben, daß nämlich in einer Frau nichts häßlicher sei, als wenn der Kopf das Herz regiere. Sie können ganz gewiß nicht sagen, daß Ihr Herz diesen Brief dictirte? Und hat es der Kopf gethan, so haben Sie sich selbst das Urtheil gesprochen und sich ein Monument errichtet, das Ihnen wenig Ehre bringt; darum will ich aus alter Vorliebe für Sie dies Document vernichten und der Vergessenheit übergeben und damit basta! —

Ihr Stolz konnte es demnach nicht überwinden, daß die Tochter eines Peers und Ihr Zögling sich an einen Diener Gottes und bloßen Missionär weggeworfen hat? Freilich — es ist eine abscheuliche mésalliance; aber Alles, was sich darüber sagen läßt, kommt doch nur wie moutarde après diner — und zu meiner Entschuldigung und seinem Lobe weiß ich in Wahrheit nichts weiter anzuführen, als daß er als Mensch eben so hoch steht, als ich, wenn auch nicht als Sohn seines Vaters, ein Vorzug in mir, den er dem Schicksal nun einmal nicht abtrotzen kann.

Nun aber genug hiervon. Ich bin überzeugt, daß Sie sich jetzt schon eines bessern besonnen haben, daß Sie denken, es sei doch wohl das klügste „bonne mine au mauvais jeu“ zu machen, geschehene Dinge geschehen sein zu lassen, und sich einmal das Leben eines jungen Missionärs und seiner Gemahlin am Cap der guten Hoffnung anzusehen. Hätten Sie nur gleich so vernünftig gedacht, so könnten Sie jetzt schon bei uns sein. Diesmal würde am Ende doch das Herz ohne den Kopf den weisesten Entschluß gefaßt haben.

Nun ein Weniges über unser Leben hier. — Unsere Besitzung ist, wie Sie denken können, nicht groß; was wir aber von derselben übersehen, ist ein Paradies, und ob dasselbe nun unser Eigenthum ist, oder nicht ist, genießen wir es darum minder? Ich wundere mich nur, daß nicht mehr Ansiedler hierher ihren Weg nehmen, da dieser Boden und dieses Klima Vortheile bieten, wie kaum ein anderes Land sie aufzeigen kann. Eine kleine Besitzung nährt ihren Mann ohne

alle Fehlschlagung. Auf den Bergen finden die Merinos Weide, und ihre Wolle zahlt ihm reichlich, was zu seinem Bedarf hinreicht, während die Thäler und niedrigen Gegenden den süßen Capwein liefern, der nicht minder einträglich ist. Wir haben mit dem letztern zu thun, weil der Anbau desselben meinem Geschmacke am meisten entsprach. Das ganze Wesen unserer kleinen Wirthschaft liegt mir überhaupt allein ob, da mein Deutscher eben nicht viel Sinn für die praktischen Angelegenheiten des Lebens hat; und ich beschäftige mich gerne damit. Außer dem Nützlichen ziehe ich nun auch das Schöne in Betracht, und jede kleine Anordnung, die ich getroffen, jede Staude, jeder Baum, den ich gepflanzt habe, gewährt mir unendliches Vergnügen. Stolz wandere ich dann in meiner kleinen Schöpfung umher, und überblicke selbstzufrieden meine Werke. Arbeiten, Schaffen! das ist am Ende doch die einzige wahre Würze des Lebens.

Mein Deutscher schafft nun auch; aber freilich auf andere Weise. Seine Felder liegen alle in geistigen Regionen, und die Früchte seines Thuns sind darum dem irdischen Auge nicht immer so ganz sichtbar. Im Vertrauen zu Ihnen gesagt, bin ich nie eine besondere Freundin vom Heidenbekehren gewesen. Ich sehe nicht ein, wie die armen Leute besser und glücklicher durch eine Religion werden können, deren Lehre ihnen ihrer Natur nach stets unbegreiflich bleiben muß. Man könnte wohl Deisten aus ihnen machen, aber keine Christen; und darnach fragt ja Niemand. Was kümmert es gewisse fromme Leute, ob ein Gott da ist, oder nicht? Wenn sie nur einen Teufel haben, vor dem sie sich fürchten können, und Jesus, der sie durch sein Blut von allen Sünden rein gewaschen und ihnen den Weg zum Himmel gebahnt hat; dann können sie ein recht gemüthliches Faulleben führen und der Ewigkeit ruhig entgegen schlafen.

Meinem Deutschen sage ich das aber nicht.

Jeder Mensch hat nun einmal sein Steckenpferd und da das seinige so höchst unschuldiger Natur ist, so lasse ich es ihn ungestört besteigen, so lange es ihm gefällt. Jeden Morgen, nachdem er ein behagliches Frühstück eingenommen, tritt er seine Seelenwanderung an. Ich ordne unterdeß meinen Haushalt, streife durch Feld und Flur, nach meinen Arbeitern zu sehen, kehre zurück, um unter der blühenden Akazie vor meinem Hause auszuruhen, nehme ein Buch zur Hand oder zeichne. Abends, wenn er wiederkehrt, machen wir Musik, singen und plaudern. Ist das nicht ganz hübsch? Er erzählt mir dann, was er Alles gethan hat, wie seine Schulen fortgehen, wie seine Hottentotten lesen; ich höre ihm aufmerksam zu, und freue mich, daß seine guten Absichten so beglückend auf ihn selbst zurückwirken. Sobald die Regenzeit kommt, habe ich ihm versprochen, den Frauen das Kochen, den Mädchen weibliche Arbeiten zu lehren. Darüber ist er nun ganz glücklich. Mein praktischer Verstand verlangt nun einmal immer etwas praktisches. Es will mir nie einleuchten, daß bloßer Glaube, bloßes Halten am Buchstaben die Menschen besser oder glücklicher mache; eine Welt voll Quietisten würde der

Gottheit schlecht dienen! Darum scheint mir immer ein wenig ausübende Moral und thätige Nächstenliebe eine nothwendige Zugabe zu allem Theoretischen. —

Die gewöhnliche Bekehrungsmanier, mit der Bibel in der Hand von der ewigen Verdammniß und Dreieinigkeit zu predigen, hat er schon aufgegeben. Ich habe ihn gebeten, davon abzulassen und diese rohen Kinder der Natur wie wirkliche Kinder zu behandeln, ihnen vorzustellen, daß ein Geist diese Welt geschaffen, der sich über ihre guten Thaten freue und über die schlechten betrübe, der ihnen so viel Schönes gegeben, die Sonne und die Bäume und Alles, was sie um und über sich sehen, damit sie sich deren freuen und ihm dafür danken und ihn lieben sollten; und dann kommt noch der Himmel und nie endende Freuden für alle Guten. Er gesteht mir, daß diese Art zu reden den Menschen am besten gefällt, daß sie nimmer satt werden, ihm zuzuhören und immer mehr von dem guten Geiste wissen wollen. Die andern Missionäre aber, und besonders die Methodisten, sind höchst aufgebracht, sagen, daß er kein Christ sei, daß er die Leute durch falsche Lehren verderbe und der Himmel weiß was Alles. Sie eifern gegen ihn auf jede nur mögliche Weise und thun ihm alles erdenkliche Herzeleid an; er aber trägt Alles mit christlicher Geduld und verläßt sich auf sein gutes Gewissen.

Wunderliche Welt! Soll denn all' und überall nur ein Weg zum Himmel führen?

Die Wohnungen der holländischen Ansiedler gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Gewöhnt, in ihrem sumpfigen Lande ihre Häuser auf Pfählen zu erbauen, haben sie diese Vorsicht auch hier für nöthig erachtet, und somit sieht man an den Abhängen von Bergen und Felsen, selbst in der höchsten Höhe eine Art Vogelbauer in die Luft steigen, das kein unteres Geschoß hat und dessen Fenster in eine Tiefe hinabschauen, die einer Noah'schen Fluth trotzen möchte. Leider aber sind sie in anderer Hinsicht ihrem Nationalcharakter weniger getreu geblieben, man sucht z. B. von ihrer heimischen und weit berühmten Reinlichkeit vergeblich eine Spur unter den entarteten Söhnen am Cap. Eher könnte man von ihnen sagen, daß ihre Gutmüthigkeit sie verleitet á la manière irlandaise, die Thiere in ihre Gesellschaft zu ziehen.

Die Regenzeit naht und mit Bedauern werde ich unsere goldene Sonne hinter dicken Wolken versteckt sehen, und mich selbst genöthigt finden, wie die Schnecke in ihr Haus, mich in meine eigene kleine Falle zurückzuziehen. Feld und Garten sind bestellt und sobald die ersten hellen Strahlen der Sonne das Erdreich trocknen, wird unsere Ernte beginnen; so verordnet es die Natur dieses Klima's. Haben wir Keller und Scheuern gefüllt, so tritt eine Mußezeit ein, die uns Ruhe gönnt, die mit neuen Reizen geschmückte Natur zu genießen.

Dies einfache Leben hier kennt nun freilich nichts von den erkünstelten Freuden der großen Welt, wie sie mir die Hauptstadt meines Vaterlandes wohl zu bieten pflegte; was man Vergnügungen nennt, kennt man hier nicht. Aber,

glauben Sie mir, Liebste, glücklich ist man darum nicht minder, und welcher Anzahl von Sorgen und kleinlichen Mühen ist man nicht überhoben! Noch keinen Augenblick hat es mich gereuet Alles das hinter mir gelassen zu haben.

Eine gewisse Sehnsucht nach einem Etwas, eine gewisse Leere, als sei eine Lücke im Dasein auszufüllen, unsere Ideen zu Polarsternen der Gefühle machen — la femme incomprise — Alles das mag einer blonden Deutschen ganz gut kleiden und ihr als verzeihliche Sentimentalität angerechnet werden, — aber mir? der Brittin? der Frau eines Missionärs? Cela ne va pas, et ne me va pas. Ueberdem möchte ich mir doch auch gerne so ein klein wenig Selbstachtung bewahren; denn mir däucht, es sei dies kein so übler Schatz für die dunklen Mondseiten des Lebens und ein unvergänglicher noch dazu.

Solche Charaktere, in denen sich das Zarte mit dem Starken schön verschwistert und verbindet, sind immer meine Ideale weiblicher Vollkommenheit gewesen, und indem ich diesen nachstrebe und den dazu gehörigen Stoff in mir auszuarbeiten und auszubilden suche, werde ich mich stets vor weinerlicher Empfindsamkeit und falscher Helden-Vergötterung bewahren. Um nun auch mein eigener Arzt zu sein, habe ich mir vorgenommen, mir gewisse Beschäftigungen vorzusetzen, die mir die Tageslänge verkürzen und mich auf jeden Abend als eine Zeit der Muße und der Erholung blicken lassen; denn in zweckmäßiger Eintheilung der Zeit zwischen Arbeit und Erholung besteht am Ende das ganze Geheimniß unserer Freude am Dasein und des Friedens mit uns selbst und mit der Welt. Mein Deutscher ist hierin ganz mit mir einverstanden und wünscht selbst an einigen meiner Studien Theil zu nehmen. So will ich zum Beispiel die italienischen Classiker mit einem gebildeten Lehrer lesen, der seine Sprache und Literatur versteht. Einen solchen aufzufinden, ist nun freilich in unserm abgeschiedenen Erdwinkelchen nicht so ganz leicht; doch galt es den Versuch. Wir beschlossen daher eigens einen Ausflug nach Capstadt zu machen und dort in allen Laden umherzustöbern, ob nicht ein solches Individuum aufzufinden sei. In London, wissen Sie, findet man Lehrer an allen Straßenecken; jedes Bureau ist mit langen Listen derselben versehen, jede Zeitung damit angefüllt und jeder Buchladen mit Adressen überladen, die in Gestalt von Karten oder Briefen an den Wänden umherhängen oder über Tisch und Bücher verbreitet sind. Aber in diesem Städtchen fand sich nun freilich nichts der Art, und schon wollten wir muthlos jede Hoffnung schwinden lassen, da fiel es uns noch zum Glücke ein, uns an unsern Banquier zu wenden, und dieser wußte nun freilich gleichfalls von keinem Lehrer der Art, wohl aber von einem Italiener, der seit einiger Zeit hier lebe und sein Geld von ihm beziehe und sich vielleicht geneigt finden lasse, uns ein paar Stunden zu widmen. Wir könnten ihn wenigstens darum befragen. Wer sich durch den 30 Meilen langen tiefen Sand gearbeitet hat, der die Stadt vom festen Lande trennt, ist schon geneigt auch das letzte Hälmchen zu ergreifen, das ihm möglicher Weise noch zur Erreichung seines Zweckes

führen könnte. Wir machten uns daher sogleich auf den Weg nach der Wohnung des Gesuchten.

In diesem Lande glücklicher Abgeschiedenheit ist noch kein betrügliches „not at home“ eingeführt, und die Dienerin, die uns die Thüre öffnete, wies uns daher ohne Weiteres in den Garten zu ihrem Herrn, der nun genöthigt war, uns zu empfangen, mochte er dazu aufgelegt sein oder nicht. Am Ende eines langen Ganges unter einer hohen schattigen Buche erblickten wir einen Herrn, der in ein Buche vertieft schien. Er bemerkte uns nicht; ich konnte ihn daher einige Augenblicke aus der Ferne beobachten, ehe wir uns erkenntlich machten. Die geisterhafte Bläſſe seines Gesichtes, die durch sein schwarzes Haar und den langen Bart noch mehr hervorgehoben wurde, fiel mir auf; mehr als dies aber noch der melancholische Ausdruck seiner Züge und die dichter gefaltete Stirne, auf der ein Zug der Uebersättigung lag, der mir fast weh that. Wie tief mußte der Schmerz hier gewühlt haben, um solche Wolken des Kummers heraufzubeschwören.

Ein kleines Geräusch weckte ihn jetzt aus seinem Nachsinnen. Er gewahrte uns und legte sogleich sein Buch zur Seite, uns mit der ganzen Artigkeit eines feinen Weltmannes zu begrüßen. Ich nahm hierauf das Wort und entschuldigte höflich unser Eindringen und die seltsame Bitte, die uns hergeführt hatte. „Eine Vorliebe für die Sprache und Literatur meines Landes kann mir nur schmeichelhaft sein,“ versetzte er gewandt, „und soll Ihnen das Studium derselben ein Schutzmittel gegen den trüben Feind der Melancholie sein, so könnte es mir, wenn ich die Beschäftigung mit Ihnen theilte, eine gleich heilsame Arznei werden. Demnach wäre ich Ihnen eigentlich Dank schuldig, meine Gnädige, und gewiß bin ich Ihnen in einem Bezug verpflichtet, und zwar in dem, ein ganz verloren gegebenes Leben noch zum Nutzen anderer verwenden zu können,“ setzte er mit verdüstertem Blicke hinzu, während sich ein tiefer Seufzer seiner Brust entrang.

Wir setzten uns und fingen an zu überlegen, wie sich unsere Pläne für die nächsten Monate mit denen unseres neuen Bekannten in Uebereinstimmung bringen ließen. Die weite Entfernung von der Stadt machte es uns zur Unmöglichkeit, besonders zu solcher Jahreszeit, Signor Pepoli in seiner Wohnung aufsuchen zu können, und dies voraussehend, waren wir bereit ihn als Gast bei uns aufzunehmen, im Fall er sich hierzu geneigt finden sollte. Hierüber mußte man ihn aber doch erst ein wenig ausforschen, um ihn nicht unnöthig der Verlegenheit einer abschlägigen Antwort auszusetzen. Während wir noch so hin und her sprachen, ohne zu einem bestimmten Resultat gekommen zu sein, sahen wir ein kleines Mädchen den Gang herauflaufen, und als es die Fremden gewahrte, ihr schwarzes Lockenköpfchen scheu hinter den Italiener verstecken. „Welch' ein allerliebstes Kind!“ rief ich entzückt aus. „Komm zu mir, liebe Kleine!“ — „Sie sind also verheirathet, Graf Pepoli?“ begann mein Deutscher in seiner ruhigen Weise. „Warum sagten Sie uns das nicht gleich? Das ist ein fataler Querstrich!“

Eine dichtere Gewitterwolke hatte sich während dieser kleinen Scene auf des Fremden Stirne gesammelt. Er schob das Kind finster und unwillig von sich und gebot ihr in das Haus zurückzukehren.

„Die Kleine ist nur mein Pflegekind," sagte er hierauf kurz und abgebrochen, „und kann in keinem Bezug auf meine Pläne und Vorsätze einwirken. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, mir eine kleine Wohnung in Ihrer Nachbarschaft aufzufinden, so bin ich gerne bereit das Land mit der Stadt zu vertauschen, da mir an dem Ort meines Aufenthaltes wenig oder nichts liegt. Vielleicht finden Sie einen kleinen Pachter geneigt, mir ein paar Zimmer abzutreten und mir durch seine Frau die nöthige Beköstigung zukommen zu lassen."

„Da wäre es doch wohl am Einfachsten, wenn Sie uns die Freude machen, unsern kleinen Haushalt durch Ihre Gegenwart zu beleben und zu vergrößern," fiel hier mein Deutscher ein. Sie werden uns herzlich willkommen sein, und" —

„Und völlige Freiheit haben mit sich selbst zu thun und zu machen, was Ihnen beliebt," nahm ich das Wort, indem ich mir einbildete, besser zu errathen was einem solchen Gaste zusage. „Wir haben zwei Zimmer übrig, die ganz zu Ihrer Disposition stehen; Sie können sich als unumschränkten Gebieter derselben ansehen, und sich in die Einsamkeit derselben flüchten, so oft und so viel es Ihnen zusagt. Aber eins muß ich mir ausbedingen: das Kind darf Ihre Zelle nicht theilen. Das Kind lassen Sie mir?"

Er sah mich forschend an, als wolle er mich fragen, wie ich ihn nur so gut errathen habe und willigte in unsern Vorschlag ein. Vergnügt unsern Zweck erreicht zu haben, schieden wir mit dem Versprechen von seiner Seite, uns binnen einer Woche nachzufolgen.

„Gestern nun traf unser neue Gast bei uns ein. Mein Deutscher und ich bewillkommten ihn auf das freundlichste, und baten ihn, sich bei uns ganz wie chez soi zu fühlen; mir aber war die Ankunft des kleinen Mädchens eine überaus liebe Zugabe, und frohlockend trug ich sie in mein Schlafzimmer, wo ich ihr neben meinem Bette ein kleines niedliches Lager gemacht habe. Die kleine Mutterlose — denn das ist sie ja doch wohl — der auch nicht einmal ein Vaterherz schlägt, um ihr die ihrem Alter so bedürftige Zärtlichkeit angedeihen zu lassen, soll bei mir eine rechte Entschädigung finden, und sich unter den warmen Strahlen der Liebe, die ich auf sie herabschauern werde, wie eine vor dem kalten Morgenthau geschlossene Rose, zu neuem Glück entfalten und frische Blüthen und Blätter treiben. Wie sah sie mich so hell und forschend an, als ich sie sorgfältig mit eigener Hand bettete, und ihr dann einen warmen Segenskuß als gute Nacht auf die Stirne drückte! Dann, halb unschlüssig, halb zagend, streckte sie mit einem Male die beiden Arme aus der umhüllenden Decke und schlang sie fest um meinen Hals. Sagen konnte sie nichts, die arme Kleine; nur instinktmäßig schloß

sie sich an ein Wesen, das ihr wohlwollte. — „Ich komme wieder," sagte ich, sie auf ihr Lager drückend; „ich schlafe hier bei Dir!"

„Das that meine Mutter auch; meine liebe, schöne Mutter!" rief sie mit dem Ausdruck einer plötzlich in ihr erwachten Erinnerung.

„So bin ich nun Deine Mutter, Kleine, und will Dich lieben, wie sie. Ist es lange, seit Du sie nicht gesehen?" Ich meinte damit, seit sie todt sei!

„Sehr, sehr lange. Ich weinte viel und bat den bösen Mann recht oft mich wieder zu ihr zu bringen; aber er wollte nicht. Nun habe ich ganz vergessen, wie meine Mutter spricht und könnte nicht mehr mit ihr reden. Und meine schöne Puppe blieb auch zurück und wird mich nicht mehr kennen!"

„Und Dein Vater? Kannst Du Dich seiner noch entsinnen?"

„Ach ja! Ich weiß noch, wie er mich einmal auf sein Pferd setzte und mit mir ritt, und wie die Mutter aus dem Fenster sah und sich fürchtete, ich möchte fallen. Aber ich fürchtete mich nicht und wollte immer mehr reiten. Doch manchmal war der Vater auch recht böse und schalt, und dann war mir recht bange und meine Mutter weinte, und dann weinte die kleine Bella auch, und küßte die Mutter. Die kleine Bella hatte ihre Mutter so lieb!"

„Und gewiß die Mutter die kleine Bella auch," setzte ich hinzu „und denkt oft an sie und freut sich, wenn sie ein gutes Kind ist. Nun aber schlafe wohl, mein gutes Kind, und bitte Gott, daß er Dich und uns Alle bewahre!"

In wenigen Minuten hatte sich der süßeste Schlummer auf ihre Augenlider gesenkt, und das liebliche Madonnenköpfchen umspielte jener Ausdruck der Ruhe und des Friedens, wie nur die glückliche Jugend ihn kennt. Ich fühlte mich so recht innerlich froh das kleine Menschenherz beglücken zu kennen. Jede Liebe, die wir geben, wie warm strahlt sie nicht auf uns selbst zurück! Es ist doch nichts so beglückend, als Glückliche machen! Feierte diese Wahrheit ihren Triumpf in jedem Herzen, so wäre diese Erde ein Paradies, und damit sie das nicht sei und den Sterblichen nicht zu starke Bande an die Scholle fesselten, auf der er geboren, ward dem Bösen gestattet sich in das Gewand des Egoismus zu kleiden und in diesem die Menschen zu verleiten sich selbst elend zu machen. Wer nur seinem Ich Gutes erweisen, welche Befriedigung kann er davon tragen? —

Auch unserm Italiener thut eine kleine Aufmunterung Noth. Die düstere Falte auf seiner Stirne muß sich glätten, sonst trage ich es nicht. Hat Kummer und Sorge sie heraufbeschworen, so wird die Zeit und unsere heitere Häuslichkeit sie bannen; liegt der Sitz des Uebels in einem bösen Gewissen, so muß ich freilich die Krankheit als chronisch annehmen, und einen unheilbaren Patienten aufgeben. Der Anblick des Kindes, habe ich wohl bemerkt, wirkt stets verstimmend auf ihn; ich lasse es daher so wenig als möglich in das Zimmer kommen, sobald er da ist. Ueber seine Verhältnisse und wie er zu dem Kinde gekommen ist, darüber spricht er nie. Wir unsererseits berühren natürlich diesen Punkt nicht. In

unsern Lehrstunden, die jetzt regelmäßig begonnen haben, äußert er sich wohl mitunter über die Zustände seines Vaterlandes und spricht sich als eifriger Republicaner aus; aber jedes Privatverhältniß, ja selbst das Land und den Ort, wo er geboren, hüllt er in ein undurchdringliches Geheimniß. Mir thut dies sehr leid; denn mir dünkt, wenn er Vertrauen zu uns faßte, und uns seine Lage und Verhältnisse mittheilte, würde sich ein engeres Band um uns schlingen und er sich in unserer Mitte glücklicher fühlen. „Mitgefühl verbindet Herzen, jede Wunde heilt ꝛc.“ Sie kennen ja das hübsche Lied. Ferne sei es aber von uns in sein Vertrauen eindringen zu wollen, und so lange sich die Schleusen desselben nicht frei und ungerufen öffnen, werden wir mit achtungsvollem Schweigen Jegliches übergehen, was ihn nur im Entferntesten daran mahnen könnte.

Uebrigens ist er unserer Häuslichkeit eine sehr angenehme Zugabe. Er ist noch ein junger Mann, und nur durch Gram zu frühzeitigem Ernste gereift, scheint er beim ersten Anblick weit älter als er ist. Seine Gestalt ist hoch und edel, sein Betragen einnehmend und Alles an ihm zeugt von einer höchst sorgfältigen Erziehung. Er bringt gewöhnlich die Abendstunden mit uns zu und kann dann oft sehr geistreich und angenehm sein. Mein Deutscher findet besonders viel Geschmack an seiner Unterhaltung, weil er gerne mit ihm auf seine speculativen Träume von Weltverbesserung und einem ganzen christlichen Volk eingeht. Auch begleitet er ihn manchmal auf seinen Ausflügen zu den Hottentotten, um mit ihm die rohen Kinder der Natur in ihrer angeborenen Einfalt zu beobachten. Mir bleibt indeß meine kleine Bella, die mir täglich lieber wird, eben weil ihr junges Herz so mit ganzer Liebe an uns hängt. Es liegt doch etwas ungemein Warmes, Frisches in der Zärtlichkeit eines solchen kleinen Wesens, das unendlich beglückt! Warum wurde nur meiner Kindheit so grausam ein solcher Rosenkelch versagt! —

Mein Deutscher ist außerordentlich zufrieden mit seinem Wirkungskreise. Er thut viel Gutes, und hofft täglich mehr zu thun; ein solches Streben muß wohlthuend auf ihn selbst zurückwirken und seiner Seele Frieden geben. Gott erhalte ihn dabei! Seine practische Hälfte schaltet indeß im Hause, ordnet alles weise, wie es jedem lieb und behaglich ist, und läßt dann zur Erholung manches große Licht der Vergangenheit in ihre kleine Welt hineinleuchten. Wir besitzen eine ausgesuchte Bibliothek, in der fast kein Meisterwerk alter und neuer Zeit fehlt. Das ist in unserer Einöde ein wahrer Schatz, an dem ich täglich grabe und hebe. Kommt dann ein Transportschiff und bringt uns Zeitungen, die die ganze Geschichte des unruhigen bewegten Treibens der Welt mit einem Male vor meine Augen führen, wie freue ich mich da meiner glücklichen Ruhe, und möchte, wie ein kleiner Diogenes, meine Scholle mit keinem Palaste der Welt vertauschen. Könnten Sie nur einmal Zeuge meines Lebens sein, Sie würden anders davon denken! Könnte ich Sie nur einmal an einem hellen Abend vor meine Thüre hinausführen, und Sie den großen Sternenhimmel sehen lassen, der mit seiner

unendlichen Lichterpracht so weit, weit sich ausbreitet, und uns von Dingen erzählt die da sind, und für uns doch nicht da sind; dann würden Sie gewiß mit mir jene Alle beklagen, die in der weiten Gottesnatur ewige Staatsgefangene bleiben, die Sonne und Mond nur auf dem Theater auf- und untergehen sehen, die die Nächte zu Tagen, die Tage zu Nächten machen, die munter zu Bette gehen um müde aufzustehen. — Ich habe nicht verloren, — nein, gewonnen! —

Wie schwer muß Manche unseres Geschlechtes es nicht büßen, wenn sie aus diesem Traume erwacht, in den das verkünstelte Weltleben sie eingelullt hat; wenn sie den Schatten gewahrt, nach dem sie gehascht und der ihr nun, wo der Schleier ihren Augen entfallen ist, als eine Caricatur ihres Schuldbriefes an das Glück erscheint. Sie will den Fehlgriff gut machen, sie sieht sich um, ob nicht ein Auge Wahrheit blicke, ob nicht eine Hand da sei, die sie erfassen könne, um sich an derselben zu einer würdigern Existenz emporzuschwingen. Umsonst, armer Schmetterling, suchst du deinem Kerker zu entschlüpfen. Die Augen der Welt sind deine Kerkermeister und grausam straft deren Verdammungsurtheil das kühne Wagstück. Du wirst eingefangen, um nie mehr zu entfliehen; selbst der Versuch zur Flucht wird nimmer verziehen.

(Die zweite Abtheilung folgt im nächsten Heft.)

Deutschland im Jahr 1847.

Ein Jahr ist wieder in unserer deutschen Geschichte beendet, ein Jahr, in dem gar Vieles vorbereitet, gar manches erfreuliche Saamenkorn gesäet, ja auch Einiges geerndtet wurde. Blicken wir mit ruhig prüfendem Blick noch einmal auf diesen nun beendeten Zeitabschnitt zurück!

Mit düsteren Wolken war Deutschlands, ja fast ganz Europa's Horizont beim Beginn des nun geschiedenen Jahres überzogen, Hunger und Noth herrschte fast in allen Gauen des weiten Vaterlandes. Wohin das Auge sich auch wendete, fast überall sah es tiefes Elend, sah fleißige Menschen, die gerne arbeiten wollten, aber es nicht konnten. Schafft Brot, oder unsere Armen verhungern, oder plündern aus wilder Verzweiflung unser Eigenthum, scholl es von allen Seiten. Die Regierungen zitterten vor einem gewaltsamen Ausbruch des Proletariats und mühten sich ab, wenigstens das Nothdürftigste an Lebensmitteln zu schaffen; selbst der hartherzigste Geiz opferte einen kleinen Theil seines Ueberflusses, aus der nicht ungegründeten Furcht, sonst vielleicht durch wilden Raub Alles zu verlieren. So wurde denn, oft nur mit großer Mühe, wenigstens dem gänzlichen Hungertode Vieler vorgebeugt. In seiner ganzen Weite zeigte sich aber bei dieser Gelegenheit der tiefe Riß, der durch unser ganzes sociales Gebäude geht, und dasselbe über kurz oder lang zu zerstören droht, der immer steigende Reichthum, immer sich mehrende Luxus auf der einen, die immer zunehmende Armuth, immer größere Noth, verbunden mit immer wachsendem geistigen Bewußtsein dieses Zustandes, auf der anderen Seite. Mühsam verhüllen wir diesen schrecklichen Abgrund noch immer, aber wenn uns, wie im vorigen Jahr, der deckende Schleier theilweise gelüftet wird, dann kann uns Sorge für unsere und unserer Nachkommen Zukunft wohl mit Recht erfüllen und es wird uns als heilige Pflicht erscheinen, Alles, was in unseren Kräften liegt, zur Abwehr dieses Uebels beizutragen. Doch wir wollen uns hier von diesem trüben, schon so oft besprochenen Thema abwenden, und zu den wichtigsten Begebenheiten der einzelnen Bundesstaaten übergehen.

Gleich in den ersten Tagen des neuen Jahres wurden Würtembergs vereinte Landstände zu einem außerordentlichen Landtage, der ungefähr sechs Wochen dauerte, zusammen berufen. Wenn auch hauptsächlich die nöthigen Maaßregeln wegen des

Baues der Staatseisenbahnen und zur Abhülfe der augenblicklichen Noth des Landes auf demselben verhandelt werden sollten, so kamen bei dieser Gelegenheit doch auch manche andere Gegenstände zur Verhandlung. Es zeigte sich recht klar, wie sehr die Opposition in Würtemberg in letzter Zeit an Stärke gewonnen hat. Es gibt vielleicht jetzt kein zweites Land in Deutschland, in welchem die Regierung jetzt eine schwierigere Stellung hat, als gerade hier, wo der Kern des Volkes zwar langsam, aber dafür auch desto nachdrücklicher zu wesentlichen Reformen drängt. Die augenblicklichen Früchte dieses außerordentlichen Landtages in Stuttgart waren, daß der Regierung die nöthigen Geldmittel zum rascheren Bau der Staatseisenbahnen bewilligt wurden, und diese, die für Würtemberg eine Lebensfrage geworden sind, jetzt endlich in befriedigend schneller Weise fortrücken können.

In Hessen-Darmstadt dauerte der Kampf der Regierung mit den rheinhessischen Landständen wegen Umänderung des Gesetzbuches und Entziehung mancher freisinnigen Bestimmungen des Code-Napoleon, der bisher in dieser Provinz gegolten hatte, fort. Wenn auch die großherzogliche Regierung ihre Absicht mit Hülfe der Majorität der Abgeordneten aus den beiden Provinzen Oberhessen und Starckenburg glücklich durchzusetzen vermochte, so entfremdete sie sich dadurch doch die Gemüther ihrer rheinhessischen Unterthanen in hohem Grade, verkümmerte sich dadurch, was sie in langen 32 Jahren mühsam aufgebauet, die Zuneigung der Bewohner des linken Rheinufers für die ihnen im Jahre 15 gewordene neue und anfänglich nur höchst ungern aufgenommene Vereinigung mit Hessen.

Auch Sachsens Hauptstadt sah im Anfang des verflossenen Jahres die Stände des Königreichs zu einem außerordentlichen Landtage in ihren Mauern versammelt. Es wurde, wie dies bei den sächsischen Landtagen fast immer geschieht, viel und weitschweifig gesprochen, die praktische Frage aber befriedigend gelöst.

Bedeutungsvoller als alle diese Landtage zusammen war das preußische Patent vom 3. Februar, wegen Einberufung der Gesammtstände des Landes nach Berlin. Man hatte in Preußen schon so lange auf eine Verfassung geharrt, war so unzähligmal darin getäuscht worden, daß man zuletzt ziemlich ungläubig geworden war. Aber desto überraschender kam jetzt plötzlich die Kunde, daß sie denn doch endlich zu Stande gekommen sei. Mit welcher Begierde ward die „Preußische Allgem. Zeitung" gelesen! Aber wurden die Hoffnungen, welche man gehegt hatte, jetzt erfüllt? Wir glauben mit völliger Gewißheit im Namen des größten Theiles der deutschen Bevölkerung ein unbedingtes Nein sagen zu können. Das, was dies Patent enthielt, war nicht, was man so allgemein erstrebt, wonach man so lange Jahre sich vergeblich gesehnt hatte. Nicht die völlige vertrauungsvolle Verleihung einer freien constitutionellen Verfassung brachte dies Patent, keine feste Zusammenberufung der gesammten Stände, wie fast alle anderen Verfassungen sie mit als Grundbedingung betrachten. Und doch wieder begrüßte man diesen nun zu erwartenden preußischen Landtag mit Hoffnung und betrachtete ihn als das größte

politische Ereigniß, das unsere Geschichte in dem letzten Decennium gehabt. Man hoffte besonders, daß die Spaltung, welche unleugbar zwischen den constitutionellen Staaten Süddeutschlands und Preußen besteht, durch diesen Landtag gehoben werden würde. Vorboten desselben, die gerade nicht dazu beitrugen, die Hoffnungen zu erhöhen, waren die vielen Schriften zur Beurtheilung des neuen Patents. Mit nur wenigen Ausnahmen sprach sich die Mehrheit derselben unbedingt ungünstig über dasselbe aus, besonders die schneidende Schrift Simon's „Annehmen oder Ablehnen."

Unterdeß zog ein neues wichtiges Ereigniß in dem zweitgrößten reindeutschen Staate des Bundes, in Baiern, mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Das bis dahin allmächtige Ministerium Abel, welches mit eisernem Drucke auf dem bairischen Volke gelegen hatte, von dem die geachtesten Redner vor der versammelten Kammer und unter lautem Beifallsgerufe derselben gesagt hatten, „so lange dasselbe in Baiern herrsche, sei kein Vertrauen zwischen Volk und Regierung möglich, und dasselbe strebe mit allen Mitteln, die blutigen Zeiten des 30jährigen Krieges wieder zu erneuern und den Bruderkrieg zwischen deutschen Volksstämmen anzufachen," ward plötzlich gänzlich gestürzt. Was wiederholte Landtage in Jahre langem Streben vergebens versucht hatten, das that jetzt spielend in wenigen Tagen eine fahrende Dame. So wenigstens hatte es anfänglich den Anschein, hierauf mußten die allgemeinen Urtheile begründet sein. Diese waren der neuen Aenderung im Allgemeinen nicht günstig, sie äußerten sich auf vielfache Weise sehr scharf über dies neue Ereigniß. Herr v. Abel und sein System hatte außer in ganz engen Kreisen sehr wenig Anhänger gehabt, und mit Recht war man überall über seinen Sturz in hohem Grade erfreut. Aber wenig erfreulich war die Veranlassung dazu; man fühlte sich verletzt, daß der Einfluß einer Tänzerin mehr gegolten habe, als die Wünsche der ganzen Nation. Man täuschte sich anfänglich hierin sehr, wie man jetzt eingesehen hat. Der letzte Landtag hat Herrn v. Abel und sein System gestürzt, durch die auf demselben so offen zu Tage tretenden allgemeinen Antipathien gegen denselben sind dem Könige die Augen geöffnet, und sein Vertrauen auf diesen Minister erschüttert worden. Die Episode mit der Lola Montez gab nur den letzten Stoß; Herrn von Abels übermüthiger, und unbegreiflicher Weise veröffentlichter Brief über diese Angelegenheit an den König, füllte die letzte Seite in seinem so schon übervollen Schuldbuch. Wir hätten freilich im Interesse Aller gewünscht, der Name der Montez wäre gar nicht dabei mit in's Spiel gekommen. Indessen v. Abel fiel in völlige Ungnade und ging in ein ehrenvolles Exil nach Turin, mit ihm fiel die ganze ultramontane Partei in Baiern. Das provisorische Ministerium aus anerkannt ehrenwerthen und geachteten Männern bestehend erklärte wiederholt nach ganz anderen Principien, wie seine Vorgänger handeln zu wollen, und trat mit großen Versprechungen auf die Seite des Fortschrittes. Es hat sich aber wohl über den Umfang seiner Macht getäuscht

und anfänglich wohl mehr versprochen, als es halten wollte, ja vielleicht auch konnte. Dies hat ihm später sehr geschadet, hat das Vertrauen zu ihm erschüttert, und bewirkt, daß es das Ende dieses Jahres nicht mehr erleben konnte. Wesentlich und von ungeheuerem Einfluß bleibt aber diese ganze Umgestaltung immer für Baiern, und dies schöne Land kann das Jahr 1847 als eins der wichtigsten in seiner ganzen neueren Geschichte betrachten.

Der 11. April war der wichtige Tag in Preußens Jahrbüchern, an dem zuerst der vereinte Landtag in seiner Königsstadt eröffnet wurde. Einen niederschlagenden Eindruck machte gleich im Anfange die Eröffnungsrede. Besonders in den constitutionellen Staaten fühlten Alle, welche ihre Constitution ehrten und liebten, sich durch einige Stellen derselben in hohem Grade verletzt, und sie diente gerade nicht dazu, die kaum erregten Sympathien für die preußische Regierung weiter auszubilden. Aber desto größeren Anklang fand im ganzen deutschen Volke die Haltung der Oppositionspartei des Landtages. Wir sind überzeugt, daß durch den ganzen politischen und rhetorischen Tact, den sie in so überraschender Weise entwickelte, ihr Einfluß in ganz Deutschland eben so mächtig wie bleibend sein wird. Man hat dies auch recht gut in ganz Süddeutschland gefühlt, und mit hoher Bewunderung, die oft vielleicht nicht ganz frei von einer kleinen Beimischung von Neid war, schauten dort die Gleichgesinnten auf ihre preußischen Vorbilder. Und wie ehrenhaft stand die Opposition und namentlich ihr ostpreußischer Theil da, als es nun auch wirklich galt, der Ueberzeugungstreue ein namhaftes Opfer zu bringen und den Bau der Eisenbahn nach Ostpreußen zu opfern, um dem, was man einmal für Recht erkannt hatte, auch treu zu bleiben. Diese Eisenbahn war eine Lebensfrage für die Provinz, aber gerne und willig brachte sie dies Opfer dem allgemeinen Besten. So ging das preußische Volk ruhmvoll aus diesem Kampfe hervor, und wenn auch nicht augenblicklicher Sieg ihm zu Theil wurde, moralisch hat es denselben sich errungen.

Einen unermeßlichen Fortschritt hat trotz aller Beschränkungen von Seiten der Regierung und der abwehrenden Eröffnungsrede der Constitutionalismus in ganz Deutschland durch diesen vereinten preußischen Landtag gewonnen, und schon in nächster Zeit werden wir allgemein die wohlthätigen Folgen desselben erkennen. Darum weisen wir denselben auch einen so wichtigen Platz in unserer deutschen Geschichte an, wenn auch die directen Erfolge, die er Preußen brachte, für die augenblickliche Gegenwart noch von keiner großen Bedeutung sind. Der Landtagsabschied hat hierin vollendet, was das Patent und die Eröffnungsrede begonnen.

Mitten in den Berichten, welche über diesen Landtag die Spalten unserer Zeitungen füllten, traten die Schilderungen der immer steigenden Noth hervor. Was sollte aber aus uns, aus unsern ganzen Zuständen werden, wenn, wie es im Frühling allen Anschein hatte, auch dies Jahr wieder eine Miß-

erndte bevorstand? Es war eine schwere Zeit der Angst und Sorge für Alle. An vielen Orten brachte der Hunger wilden Tumult, und Menschenblut mußte zur Dämpfung desselben vergossen werden. Berlin, und nach ihm die preußischen Städte Merseburg, Halle, Stettin und mehrere kleine Orte in der Provinz Brandenburg, und Westpreußen sahen zuerst diese Crawalle. Von Preußen pflanzte sich gleich einer Epidemie diese Aufstandssucht in mehrere andere deutsche Staaten fort. In Baiern, und hier besonders in Nürnberg und Ansbach, an verschiedenen Orten von Böhmen, wo oft Militär mit den Waffen einschreiten mußte, an einigen Stellen von Thüringen und Hessen-Darmstadt, in Hamburg und ganz besonders in Ulm und Stuttgart kamen derlei wilde Scenen in Menge vor. Man hat von manchen Seiten versucht, dieselben mit einander in Zusammenhang zu bringen, ja sogar eine fortlaufende communistische Verschwörung dahinter zu wittern gewußt, aber ganz gewiß mit entschiedenem Unrecht. Diese Tumulte sind entstanden ohne Plan, ohne den mindesten Zusammenhang, nur die bloße Noth, die augenblickliche Aufregung hat sie hervorgerufen und darum konnten sie noch mit einigen Flintenschüssen und Kavallerieattaquen gedämpft werden. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo communistische Ideen Eingang unter den größeren Volkskreisen gefunden haben, noch sind keine derartigen organisirten Aufstände zu fürchten, aber näher und immer näher rücken wir dieser verderblichen Zeit, wenn wir nicht jetzt schon sie in ihren Anfängen von Grund aus zu heben uns bestreben.

Ganz frei von diesen Tumulten blieben namentlich Baden und Sachsen, entschieden die beiden gebildetsten Staaten Deutschlands, und es feierte bei dieser Gelegenheit die Gesittung und Volksbildung aller ihrer Bewohner, selbst der untersten Stände, einen glänzenden Triumph. Die Sommermonate vergingen, wie fast gewöhnlich diese Zeit der Ruhe, ohne wichtige politische Ereignisse für Deutschland. Glücklicher Weise fiel die diesjährige Erndte im Allgemeinen sehr befriedigend aus. Die tiefen Wunden aber, welche die letzte Theurung geschlagen und welche namentlich den Vermögensumständen der mitleren Klassen so sehr verderblich gewesen, sind leider noch nicht vernarbt und es wird noch einiger Jahre bedürfen, bevor dies vollständig geschehen ist.

Unter den wichtigeren, allgemeineren Versammlungen, welche im Spätsommer dieses Jahres stattfanden, sind wohl besonders zu erwähnen: die Versammlungen der deutschen Aerzte und Naturforscher zu Achen, der deutschen Architecten zu Mainz, der Philosophen zu Gotha, der Advokaten zu Hamburg und der Germanisten zu Lübeck. Letztere besonders ließen sich die Ausbildung alles dessen, was zu Deutschlands Erhebung und Einigung dienen kann, sehr am Herzen sein und sahen ihre Bestrebungen theilweise schon mit sehr günstigem Erfolge belohnt. Besonders für Förderung der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens ist theoretisch wie praktisch, letzteres besonders auch durch die größere

Annahme dieses Principes in Preußen sehr viel geschehen und man kann sich der frohen Hoffnung hingeben, daß binnen einem Decennium alle Staaten Deutschlands dasselbe mehr oder weniger vollkommen ausgebildet, bei sich eingeführt haben werden. Auch die sehr zahlreich aus Nord und Süd besuchte Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Kiel, brachte nicht allein der Landwirthschaft, sondern auch dem deutschen Nationalgefühl manche Förderung. Gerade hier, wo ein Brudervolk auf so gefahrdrohende Weise seiner Nationalität beraubt werden soll, fand dasselbe eine recht passende Gelegenheit sich kräftig zu zeigen und that dies auch bei der großen Mehrheit dieser Versammlung auf befriedigende Weise. Bei dieser Gelegenheit muß man auch rühmend der eifrigen Sammlungen in fast ganz Deutschland für einen Beseler-Fonds, um diesen für die Schleswig-Holstein'sche Sache so hoch verdienten Mann seine Unabhängigkeit zu sichern, gedenken.

Erfreulich entwickelte sich auch das Turnwesen immer mehr im Vaterlande; gleiches war auch mit den Liedervereinen und größern Gesangsfesten, unter denen wir nur vorzugsweise die zu Lübeck und zu Eisenach gefeierten erwähnen, der Fall. Auch diese tragen wesentlich zur Förderung der deutschen Einheit und Erweckung eines frischen geistigen Lebens unter den mittleren Volksklassen mit bei.

Aber auch von Seiten der Regierungen sind, wie nicht zu leugnen, mehrere wichtige Schritte zur Erzielung einer größeren Einheit geschehen. Dazu zählen wir besonders den Wechselcongreß, der, von den Repräsentanten aller deutschen Staaten beschickt, gegen Ende dieses Jahres sich zu Leipzig versammelte. Wenn auch noch nicht authentische und umständlichere Nachrichten über die Resultate seiner Thätigkeit dem Publikum vorliegen, so kann man doch nach Allem was darüber schon kund geworden, nicht zweifeln, daß dieselben erfreulich sind. Er wird uns sicherlich ein allgemein gültiges Wechselrecht bringen und dadurch einem schon lange gefühlten dringenden Bedürfnisse abhelfen. Möchte nur bald ein allgemeines Handelsrecht, ja noch mehr, ein überall gleiches Criminal- wie Civilrecht demselben folgen.

Ein anderer, für ganz Deutschland ungemein wichtiger Congreß, ist in diesem Augenblicke noch in Dresden versammelt, nämlich der wegen größerer Vereinigung des deutschen Postwesens. Daß uns derselbe nicht, wie man von so vielen Seiten gehofft, einen allgemeinen deutschen Postverein auf gleicher Grundlage wie der Zollverein beruhend, bringen wird, läßt sich leider schon nach Allem, was von der bisherigen Thätigkeit dieses Congresses bekannt geworden ist, schließen, doch werden wohl manche allgemein erspriesliche Bestimmungen aus diesem Congresse hervorgehen. Unser so sehr zersplittertes Postwesen wird eine größere Vereinfachung erhalten, und unser übermäßig hohes Porto eine bedeutende Ermäßigung erleiden. Nicht ohne Bedeutung ist der Eisenbahn-Congreß, der in den letzten Tagen des Novembers in Hamburg versammelt war. Von 41 deutschen Bahnen,

waren 138 Bevollmächtigte dort erschienen, um sich über eine größere Einigung im deutschen Eisenbahnwesen zu berathen. Manches Zweckmäßige ward festgesetzt und wir werden schon im nächsten Sommer viel Gutes davon genießen.

Sonst begann mit dem endenden Sommer die politische Thätigkeit wieder. In Baiern ward ein außerordentlicher Landtag zusammenberufen, um das Geld für die großartigen Staatseisenbahnen zu schaffen. Manche andere Dinge kamen bei demselben zur Sprache und besonders dem provisorischen Ministerium ward vorgeworfen, daß es den gehegten Erwartungen denn doch nicht entsprochen habe. In Folge dieses Landtages trat dasselbe zurück und der Fürst von Wallerstein, der vor Herrn von Abel schon längere Zeit Minister gewesen war, ergriff wieder die Zügel der Regierung. In welchem Sinne er dieselbe leiten wird, muß erst die Erfahrung lehren. Das erste Rescript des neuen Ministeriums, wegen Aufhebung der Censur für innere Angelegenheiten, hat, wie natürlich, große Freude erregt und ihm viel Freunde erworben.

In Darmstadt trat auch wieder ein neuer Landtag zusammen, der im Ganzen mehr freisinnige und namentlich auch unabhängigere Mitglieder wie der vorige zählt. Sonst sind in der darmstädtischen zweiten Kammer noch immer viel zu viel Beamte und zu wenig freie, unabhängige Bürger, als daß man ihre Zusammensetzung billigen konnte.

In Kurhessen ging trotz der trefflichen Verfassung der alte traurige Zustand der Dinge fort, und selbst der kürzlich erfolgte Tod des früheren Kurfürsten wird wohl wenig zu einer befriedigenden Veränderung hierin beitragen. Hieß es doch erst allgemein, der jetzige Regent wolle die ganze Verfassung aufheben, und wenn dies auch nicht mehr zu befürchten steht, so sind manche Besorgnisse hierin doch immer noch nicht ganz gelöst.

Erfreulich ist das immer steigende Vertrauen des Ministeriums Beck in Baden, was sich so sehr bei den neuen Wahlen, die fast ein Drittheil der jetzt wieder vereinten zweiten Kammer bilden, zeigt. Die radikale Opposition dieses Landes, die in der That in übertriebenem Eifer oft zu weit ging, hat dafür büßen müssen, und ihr Einfluß bei dem Kerne des Volkes ist jetzt lange nicht so bedeutend mehr, als noch vor einigen Jahren der Fall war. Das jetzige Ministerium hat entschieden die Majorität der Kammern für sich, und wird ohne Zweifel dieselbe dazu benutzen, um alle Zustände dieses so gesegneten Landes in ruhigem, aber dabei befriedigendem Fortschreiten fortzuführen.

Auch Hannover sieht jetzt einen neuen Landtag vereinigt, der sich hoffentlich freisinniger und fester manchen Anforderungen der Regierung gegenüber benehmen wird, als wie dies bei den letzten Landtagen der Fall war.

Mecklenburg hat auch auf seinem kürzlich beendeten Landtage einige Neigung gezeigt, sich aus seiner bisherigen politischen Ruhe zu erheben. Besonders ist hier zu erwähnen, daß zum ersten Mal von einem Landstand selbst ein Antrag wegen

endlich zeitgemäßer Reformirung der bisherigen gänzlich veralteten Verfassung gemacht wurde, der lauten Anklang im ganzen Lande gefunden und viele beistimmende Adressen hervorgerufen hat.

Hamburg, wiewohl es seine isolirte Stellung in handelspolitischer Hinsicht beibehält, fängt an in seinem Inneren zu reformiren. Besonders die Bürgerschaft nimmt eine immer festere Stellung dem Senate gegenüber an, und verlangt mit Recht die endliche Aufhebung vieler Mißbräuche. Bremen, rüstig und strebsam seine Handelsbeziehungen nach allen Welttheilen vermehrend, und auch zum übrigen Deutschland eine günstige Stellung einnehmend, hat den Ruhm in diesem Jahr davon getragen, daß aus seinem Hafen zuerst ein Dampfer nach dem freien Nordamerika hinüber brauste. Mit diesem werden übrigens unsere Handelsbeziehungen immer wichtiger, und die Auswanderung aus Deutschland dahin hat in diesem Jahre eine Höhe erreicht, wie nie zuvor. Lübeck hat endlich eine Eisenbahn zur Verbindung mit dem übrigen deutschen Eisenbahnnetze erhalten, die hoffentlich wieder etwas zur Hebung des so sehr gesunkenen Verkehrs dieser alten, schönen, deutschen Stadt beitragen wird. Sonst hat unser deutsches Eisenbahnnetz auch in diesem Jahre wieder sehr bedeutende Erweiterungen erhalten. Die bedeutendsten größeren Bahnen, die 1847 dem Verkehr übergeben worden, sind die von Hannover nach Hamburg, von Hannover nach Bremen, von Hannover nach Minden und von Minden nach Cöln, dann auch die Beendigung der thüring'schen Bahn von Halle nach Eisenach. Auffallend zurückgeblieben in der Ausbildung seines Eisenbahnnetzes ist jetzt Süddeutschland hinter Norddeutschland. Besonders die wichtigen Verbindungsbahnen zwischen Baiern, Würtemberg und Baden sind aus kleinlicher Eifersüchtelei noch immer zum großen Nachtheil der betreffenden Staaten unterblieben, und der Weltverkehr von Wien nach Paris geht jetzt schneller und wohlfeiler auf dem weiten Umwege über Breslau, Berlin, Hannover und Köln, als über München, Stuttgart und Karlsruhe.

Die Zahl der deutschen Bundesstaaten ward durch den Tod des Herzogs von Anhalt-Köthen um ein Glied vermindert, indem dieses Herzogthum jetzt zwischen den beiden anderen anhaltschen Linien getheilt wird. Sonst raubte der Tod wie alljährlich wieder eine nicht geringe Zahl bedeutender Männer aller Zweige. Der Hervorragendste unter denen, deren Verlust ganz Deutschland zu beklagen hat, war unstreitig der Erzherzog Karl von Oesterreich, unser letzter großer Feldherr aus jenen ewig denkwürdigen napoleonischen Kriegen. Ihm folgte bald sein Sohn, der Erzherzog Friedrich, dem es schon so jung vergönnt gewesen, sich den Siegeslorbeer um die Stirn zu winden. Unsere deutsche Tonkunst verlor in Felix Mendelssohn-Bartholdy einen ihrer erhabensten Meister, unsere Heilkunde aber in Dieffenbach eine ihrer ausgezeichnetsten Stützen. Beide starben leider viel zu früh, noch in der vollen Kraft der Jahre.

Gegen Ende dieses Jahres erregten die Ereignisse der Schweiz alle Gemü-

ther. Wenn auch nicht direct, so ist Deutschland doch indirect vielfach von denselben berührt worden, und der günstige Einfluß, den besonders die schnelle Beendigung des Krieges und die sich so recht wieder zeigende Schwäche der ultramontanen Partei auf manche unserer eigenen Verhältnisse ausüben wird, dürfte sich bald zeigen. Daß Oesterreich und Preußen bei dieser Gelegenheit eine bewaffnete Intervention unternehmen würden, war schon von vornherein ziemlich unwahrscheinlich, und wir hegen die innigste Ueberzeugung, daß auch keine stattfinden werde.

Dies sind in ganz kurzen Skizzen, wie der Raum es hier natürlich heischt, die Hauptbegebenheiten des nun beendeten Jahres für Deutschland. Wichtig ist dies Jahr für uns gewesen, und der künftige Geschichtschreiber wird nicht flüchtig darüber hinwegeilen können. Er wird in ihm die ersten Ursachen mancher späteren Begebenheiten finden, die ihm dann in ihrer vollen Bedeutung schon offen vor Augen liegen, uns aber noch von dem dichten Schleier der Zukunft verhüllt sind. Möge auch dies neu begonnene Jahr der deutschen Freiheit, Einigung und Stärke günstig sein. Unser Deutschland, unser schönes, weites, freies und starkes Vaterland für immer! sei unser Wahlspruch.

Vom Rhein, Ende December. W.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Damnatur ausländischer Zeitungen. — Neue Blätter. — Fürst Lamberg und die Ungarn. — Wiener Zeitung. — Der verbannte Witz. — Freitag's „Valentine."

Gegen das neue Jahr hört man in gebildeten Kreisen oft die Frage sich erheben, welche ausländische Zeitungen werden uns — verboten werden? Man fragt natürlich, um zu wissen, auf welche man zu pränumeriren haben wird. Diesmal trifft nebst den Grenzboten (die sich zu ihrem geistigen Vortheile schon seit Jahren in dieser glücklichen Lage befinden), das vollständigste Anathem auch die Breslauer, Bremer und Weser-Zeitung. — Der Versuch, einige schweizerische und römische Zeitungen zu halten, mißglückte ebenfalls. Sie sehen also, Rom ist in Wien verdächtig. Welche Verkehrtheit der Verhältnisse! Lange hat kein Artikel in der Augsburger Allg. Zeitung so viel Sensation gemacht, als jener, der uns verkündete, daß in Baiern Preßfreiheit für innere Angelegenheiten sei — während am folgenden Tage ein zweiter Artikel meldete, daß dem Fürsten Lamberg wegen seines Antrags auf Erleichterung der Preßverhältnisse ein Verweis decretirt wurde. Dies widerfährt den böhmischen Ständen, während die ungarischen selbst die der Regierungspartei auf Preßfreiheit ungestraft antragen dürfen, und diese sogar im Vergleiche mit unserer deutsch-österreichischen Presse fast besitzen, da die in ungarischer Sprache mir vorliegenden Zeitungen so Manches in einem Tone halten, wie sich ihn nur die Franzosen erlauben dürfen. In um so grellerem Widerspruche stehen die deutschen Zeitungen in Ungarn zu ihnen. In Wien haben wir, wie uns die Ankündigungen melden, zwei neue Zeitungen zu erwarten, eine italienische „il poligrapho" und eine deutsche Damenzeitung; jene von einem gewissen Rosenthal, einem proselytenmachenden Convertiten, diese von dem Literaten Dr. Herrmann Meynert redigirt. Die von Dr. Schmidl redigirten österreichischen Literaturblätter, die von Staatswegen 1800 Fl. C.-M. Unterstützung genießen, und weder Genußreiches noch Belehrendes bieten, müssen an einen andern Redacteur übergehen, weil der jetzige zum Aktuar der Akademie der Wissenschaft gewählt worden ist, so sehr sträubt sich die Majorität in derselben gegen alle mögliche Oeffentlichkeit. Die Akademie der Wissenschaften, die bis jetzt nur dazu diente, einzelne Männer, die zeither für einigermaßen freisinnig gehalten wurden, durch ihre nun geäußerte Gesinnung ihrer Glorie zu berauben, scheint in diesem Sinne sehr gut daran zu thun, die Oeffentlichkeit zu scheuen. Während alle Reglementfragen bereits ihre Erledigung gefunden haben, ist die wichtigste, wegen der Censur, noch unentschieden

Der k. k. privilegirten Zeitung soll nun der Zopf durch einen Redactionswechsel abgehackt werden. Herr Graf Sedlinizky hat von den vorgeschlagenen Redacteuren, den Professoren an der k. k. Ritterakademie Moritz Heyßler und Moritz von Stubenrauch, nur den Erstern bestätigt, da der Andere als Bibliothekar des juridisch-politischen Lesevereins durch Anschaffung verbotener Bücher sich die hohe Unzufriedenheit zugezogen hat. Professor Stubenrauch ist eine der intelligentesten, stillsten und ungefährlichsten Persönlichkeiten und als solche allgemein gekannt, auch beliebt, während Heyßler einer der wenigen Hegelianer in Oesterreich und dem Fortschritt entschieden zugethan ist; wir könnten Manches hier zu seinem Lobe anführen, wenn wir nicht fürchten müßten, den braven strebenden Mann zu denunciren. Wir sind begierig, ob auch in den neuen Contrakt eine frühere Vertragsklausel übergegangen ist, die der Wiener Zeitung in allen Artikeln und Besprechungen wissenschaftlicher und Kunsterscheinungen den Witz verbietet! Was sagen Sie zu diesem geheimen Punkte eines Traktats? Die Erhöhung des Pachtschillings um 10,000 Fl. C.-M. jährlich, (die Pächter zahlten früher 30,000 Fl. C.-M.) ist nichts weniger als drückend für sie, indem eine Erhöhung der Inserats-Preise nicht verwehrt wurde; es ist somit die gewerbstreibende Klasse, die Ankündigungen geben muß, und nicht der Pächter indirekt besteuert, was in weiterer Folge das consumirende Publikum büßen muß.

In dem benachbarten Preßburg kam Freitag's „Valentine" mit sehr günstigem Erfolge zur Aufführung. Wir hier in Wien müssen uns trocken den Mund abwischen. Was für Ungarn zugänglich ist, kann es unmöglich noch für uns sein. Die Ungarn sind ein viel gebildeteres, weniger zu Exceßen geneigtes Volk, als wir Wiener — ihnen darf man schon mehr vertrauen; unsere Wiener Juratenjugend hingegen könnte leicht bei der Aufführung irgend eines anspielungsreichen Stückes die Straßen durchziehen, die Polizei und die Wache prügeln u. s. w.

Das Freitag'sche Stück soll bei uns deshalb nicht zugänglich sein, weil es auf Maiträssenwirthschaft anspielt. Um Alles in der Welt, was geht das uns an? Man verbiete es in gewissen süddeutschen Residenzen, wo man sich getroffen fühlt. Unsern Hof beleidige man nicht durch solche Rücksicht. Die österreichische Kaiserfamilie ist und war von jeher ein Muster sittlicher Häuslichkeit. Wir haben in unsrer vaterländischen Geschichte viele dunkle Parthien; aber die Schmach der Maiträssenwirthschaft befleckt keine ihrer Seiten. Die Censorseele, die aus solchen zarten Rücksichten das Stück verbot, sollte man einsperren!

0 — 0.

2.

Die drei Marien. — Der Herzog von Lucca. — Bourbonen und Oesterreicher. — Die Lombardei und Pesen. — Italienische Stimmungen. — Ernstliche Kriegsaussichten.

Wer hätte vor zwei Jahren gedacht, daß der Tod der Erzherzogin Maria Louise bei uns irgendwie eine Bewegung verursachen werde! Ich glaube bei aller Hochachtung vor unserer kaiserlichen Familie es grad heraus sagen zu dürfen: die hohe Verstorbene war eine sehr unbedeutende Frau. Nur mit dem zehnten Theil der Energie der großen Maria Theresia, nur mit dem zehnten Theil des Schwunges und der Poesie der in ihrem Unglücke so bewundrungswürdigen Maria Antoinette hätte sie im Jahre 1814 der Geschichte unserer Zeit eine andere Wendung gegeben. Eins entschuldigte sie: sie war 23 Jahre alt und liebte — einen Anderen. Méneval deckt über dies Verhältniß den Mantel der Delicatesse und ich will hier nicht undelikater sein

als der Franzose, aber Thatsache ist's, daß es die Wiener der Erzherzogin nachtrugen, daß sie für Napoleon kein Herz hatte. In der That, zu jeder andern Zeit hätte der Tod der Erzherzogin nicht die mindeste Sensation erregt, in diesem Augenblicke aber machte er sogar die Course sinken. Jeder Windstoß in Italien erregt hier Zucken, und die Thronfolge in Parma kann leicht einen Sturm geben — zumal bei dem Charakter des Herzogs von Lucca. Das Gerücht von seiner Abdankung zu Gunsten des Erbprinzen wird gerne geglaubt, und die Freunde des Friedens schmeicheln sich, daß Oesterreich das seinige dazu beitragen wird, um diese Abdankung zu bewerkstelligen. Freilich ist der Herzog jetzt erst 48 Jahre alt und der Erbprinz 24. Allein die Geistesgaben des letzteren sind besser und sein Ruf wenigstens nicht so compromittirt, wie der seines Vaters es durch die letzten Ereignisse geworden. Die Bourbonen werden in Italien eben so sehr als **Forestieri** betrachtet wie die **Austriaci**, und das Verfahren des Königs von Neapel hat den Widerwillen gegen die Bourbonen nicht wenig gesteigert. Im Vergleich mit Neapel sind die Lombardei und Venedig wahrhaft freie Länder. Aber Neapel ist ein großer Staat mit beträchtlicher Militärmacht, und der italienische Nationalenthusiasmus hat da keinen Muth zu einem Kreuzzug. Anders könnte es gegen die kleinen, nun unter einen Bourbonen kommenden Herzogthümer sein; die Gelegenheit ist da lockender und in Parma selbst ist des Zündstoffes genug. Wie traurig aber ist es nun für uns Oesterreicher, an die Bewegung eines kleines italienischen Nestes, an die Klugheit oder Bornirtheit eines bourbonischen Duodezsouveränen die Ruhe unserer nächsten Zukunft geknüpft zu sehen. Jeder Tumult in Mittelitalien reagirt auf die österreichischen Besitztheile, und bei diesen ist nicht blos die Regierung, sondern auch ein großer Theil unserer Industrie und Handelsverhältnisse interessirt. Ein Feldzug gegen die Schweiz fände die entschiedensten Antipathien bei der überwiegenden Mehrheit der österreichischen Staatsbevölkerung, ein solcher wäre ein **testimonium paupertatis** aller Staatsklugheit; wenn aber die Regierung waffnen läßt, um eine ernstliche Revolution in Oberitalien zu verhüten, so kann der Vernünftige dies nicht mißbilligen. Unter allen österreichischen Staatstheilen haben die italienischen Provinzen am wenigsten Ursache sich zu beklagen. Was wir Oesterreicher in den übrigen Provinzen mit Frohlocken begrüßen würden, eine freie Gemeindeverfassung, Vertretung des Bürgerstandes bei den Provinziallandtagen, Ablösung der Frohnden u. s. w., dies Alles besitzt das österreichische Italien bereits; auch wird es nicht wie Galizien deutsch regiert, sondern in der Sprache und nach den Sitten seines Landes, der Vicekönig ist ein geborener Italiener, alle Behörden sind in der größten Majorität Italiener. Bis vor einem Jahre war das lombardisch-venetianische Königreich neben Toskana der bestregierte Staat in Italien; der bestadministrirte ist er auch jetzt noch. Fern sei es von uns, dem österreichischen Regierungssysteme das Wort reden zu wollen, wir selbst fühlen in Allem und Jedem den Druck einer im Schlendrian verkommenen Bureaukratie zu sehr, um nicht die Freiheitssehnsucht eines edlen Volkes zu begreifen, um ihm nicht die freiesten Institutionen aus eben so vollem Herzen zu wünschen, wie uns selbst. Die Last der Bureaukratie liegt auf der Lombardei in gelindern Formen als auf uns, aber sie ist immer noch schwer genug, die Presse ist wo möglich noch geknebelter als bei uns, und wenn das Ziel der Lombarden und Venetianer gleich den Bestrebungen der Ungarn dahin ginge, sich einen höhern Grad von Freiheit zu erringen, so wären alle unsere Wünsche mit ihnen. Aber das Ziel geht dort auf Losreißung, auf das Zerbrechen wohlbegründeter, verbriefter und erworbener Rechte Oesterreichs; es ist weniger von der politischen als von der nationalen Frage die Rede, es ist die deutsche Herrschaft, die man nicht will, so wie

man sie in Posen, das freier regiert wird, nicht wollte. Es ist nicht wahr, daß es blos den Oesterreichern gilt, es würde den Preußen, Würtembergern ja den Franzosen so ergehen, wenn sie im Besitz dieser Länder wären. Und wir müssen es wiederholen, das lombardisch-venetianische Königreich wird nicht wie Posen oder wie das Elsaß in der Sprache des Eroberers regiert, sondern in seiner eigenen, nicht von fremden Beamten, sondern von den eigenen, und die Lombardei ist nicht wie Posen und Galizien ein erobertes Land, sondern durch unbestrittenes Erbrecht ein Kronland des österreichischen Hauses. Darum alle mögliche Sympathie, alle mögliche Unterstützung den liberalen Bewegungen in Italien — aber allen möglichen Widerstand gegen die Losreißung von Oesterreich, von Deutschland. Will man dort Gewalt brauchen, so setzt man mit Recht Gewalt entgegen; dies ist der österreichische Staat seiner Selbsterhaltung schuldig, und nur ein Thor läßt fahren was er besitzt und was er ein Recht hat zu besitzen.

Die Nachrichten aus Mailand, Venedig u. s. w. lauten in der That beunruhigend. Die Stimmung gegen Oesterreich ist, zumal in den höchsten Ständen, eine ungemein feindselige, und die untern Classen werden mit hineingezogen. Mailand und die beiden Universitätsstädte Padua und Pavia agitiren am meisten. Jeden Tag findet man Maueraufschriften: „Morte ai tedeschi, alla casa d'Austria, viva Pio nono, viva Carlo Alberto rè d'Italia“ u. s. w. Die von deutschen Kaufleuten und Offizieren besuchten Kaffeehäuser werden gemieden und anonyme Briefe ergehen an die deutschen Studirenden, daß sie jeden Umgang mit Militär und deutschen Beamten u. s. w. aufgeben oder die Universität lieber verlassen sollen. Eben so erhielten jene italienische Häuser, wo Deutsche und insbesondere Militär Eintritt in die Familien oder in die Theaterlogen haben, Briefe, in welchen ihnen unter Drohungen aufgetragen wird, daß dies unterbleibe, wenn sie sich nicht unangenehmen Folgen aussetzen wollen. Dies schreckt in der That viele Familien zurück, die sonst gerne die alten freundschaftlichen Beziehungen zu einigen ihnen werthgewordenen Deutschen bewahren möchten.

Wenn Oesterreich auf das Verlangen des Herzogs von Modena Besatzung in das Herzogthum legen wird, so steht manches Ereigniß vor der Thüre. Die Truppen ziehen in immer größern Massen an die italienische Grenze.

Es werden viele Pferde für die Artilleriebespannung angekauft, mit welchem Ankauf sonst nur bis zum letzten Augenblick der Nothwendigkeit gezögert wird. — Das Letzte in dieser Beziehung ist die Errichtung einer Reservedivision bei allen acht italienischen Regimentern, wodurch die in Italien selbst liegenden dritten Bataillone der Regimenter, welche bis jetzt in ihrem Werbbezirk diese Reservestellung inne hatten, nunmehr mobil werden. —

Kainer.

II.

Aus Graz.

Nachträgliche Berichtigung. — Der Clerus gegen den toleranten Feldkaplan. — Das Messelesen. — Die Schullehrer treten aus dem Gesangverein. — Eine Predigt. — Ankunft schweizerischer Jesuiten.

Obwohl ich noch nicht das Heft der Grenzboten in die Hände bekam, in welchem die Vorfälle vom 18. November besprochen wurden, so ist mir doch erinnerlich, in meiner Erzählung derselben zwei Irrungen begangen zu haben. Mir wurde erst später für gewiß bekannt, daß Bürgermeister Dr. Hittenbrenner nicht in dem Wagen mit dem Garnisonskaplan gesessen hat, sondern sich heimlich daraus entfernte und auf einem Umweg die Stadt zu Fuß erreichte, obwohl das versammelte Volk in der Meinung war, den Bürgermeister und den Kaplan im Triumphe zurückzubringen.

Endlich wollen auch Viele behaupten, jener verstorbene Gerichtsactuar habe jeden

geistlichen Beistand vor seinem Ende zurückgewiesen, während Andere sagen, er habe den Professor Muchar (einen allgemein geachteten Priester und vaterländischen Geschichtsforscher) gewünscht. — Dem sei nun wie ihm wolle, die Unduldsamkeit unserer Geistlichkeit bleibt in jedem Falle verdammenswerth.

Die Untersuchungen über diesen Vorfall sind noch immer im Gange und das Gespräch des Tages. Der Kaplan des Krankenhauses wurde sogleich seiner Stelle entsetzt, und über den Bischof Beschwerde geführt; nun spricht man, dieser bekomme einen Coadjutor ad latus, mit dem er die Einkünfte theilen müsse, was jedoch sehr unwahrscheinlich klingt. — Die politischen Behörden stützen sich auf ein altes Gesetz Kaiser Josephs, welches ausdrücklich besagt, daß nur Jenem der geistliche Beistand (wozu denn auch das Begräbniß gehört) zu versagen sei, welcher in Gegenwart von Zeugen und vor einer geistlichen Behörde aus der christlichen Gemeinschaft ausgetreten ist. Dieses Gesetz ist eine der wenigen vortrefflichen Einrichtungen Josephs, welche nicht durch spätere Anordnungen widerrufen wurden.

Dem Garnisonskaplan war durch Subscription ein goldenes Kreuz von den Bürgern hier übergeben worden. Dagegen verwehrt ihm die Geistlichkeit in den Kirchen hier gestiftete Messen zu lesen, wodurch sein Einkommen bedeutend geschmälert wird. — Sie wußten recht gut einen empfindlichen Fleck zu treffen, haben aber dabei ein trauriges Bild ihrer Gesinnungen gegeben. Sie sollen die Messen, die von frommen Gläubigen gestiftet werden, zum Seelenheile Verstorbener lesen, und treiben damit ein Geschäft! Da jeder katholische Priester täglich nur eine Messe lesen darf, so haben viele Kirchen täglich einige zu vergeben, welche zu verschiedenen Taxen an minder begünstigte Kirchen und Geistliche abgegeben werden. — Doch kehren wir zu unserem Falle zurück. Weil der Männergesangsverein am Grabe des ohne Priesterbeistand Verstorbenen gesungen, so befahl der Bischof allen Schullehrern und Gehülfen (welche leider noch immer sehr von der Geistlichkeit abhängen) sofort aus diesem Vereine auszutreten. — Endlich erkühnte sich sogar ein Priester der Kirche zu Mariahilf, eine empörende Predigt über diesen Vorfall zu halten. Die Worte dieser Predigt wiederzugeben ist nicht möglich, weil in der Zeit, außer der vierzigtägigen Fasten, nur alte Frauen und ungebildetes Volk die Zuhörer, mit seltenen Ausnahmen, bilden. Nur zur Fastenzeit strömt auch die gebildete Classe zur Anhörung berühmter Prediger herbei.

Jedoch erzählt man sich, und es soll dies auch aus den sogleich hierüber eingeleiteten gerichtlichen Vernehmungen hervorgehen, — daß dieser Mariahilfer Geistliche ausgesprochen habe: — Es sei eine größere Sünde den kirchlichen Beistand zurückzuweisen, als einen Mord zu begehen, und die Strafe Gottes, Hunger und Pest werde nicht ausbleiben, und ob dann bei dem Bürgermeister Dr. Hittenbrenner, dem Gouverneur Herrn Wickenburg, ja dem Kaiser selbst eine Hülfe zu finden sei. — Ich will die folgenden Majestätsbeleidigungen eines fanatischen Priesters hier nicht wiederholen — um so weniger, als ich sie nicht selber hörte. Thatsache ist es, daß der Clerus, kühn gemacht durch den augenblicklichen Enthusiasmus für das kirchliche Oberhaupt, auch sein Haupt heben zu dürfen glaubt, um dem alten hierarchischen System von Neuem die Macht zu erringen. — So sehr zu bedauern ist, daß Pius IX. nicht durch ein Wort, durch das Wort der Zurückberufung der Jesuiten aus der Schweiz, noch zu rechter Zeit den Sturm beschworen, um so trauriger für uns Oesterreicher ist es, daß die dort entflohenen und verjagten Jesuiten bei uns mit offenen Armen aufgenommen werden. — Tyrol ist damit überschwemmt, und auch Graz bekam eine schöne Anzahl derselben zur glücklichen Weihnachtbescheerung. — M.

III.

Aus Prag.

Der erste Eindruck. — Die romantischen Reisenden. — Prag und die deutschen Städte. — Das öffentliche Leben. — Ein Literaten- und Künstlerverein. — Der Rector magnificus und die Jubelfeier. — Die neuen Doctoren. — Der Maler Pollak. — Veränderungen im Gouvernement.

Als ich die Grenze hinter mir hatte, schwanden die Nebel, welche drückend auf Oesterreich und Mähren lasteten. Ich nahm dies als ein gutes Omen. Die rationalistischen Reisenden der Eisenbahnen dürfen sich zum Scherz wohl einige Augurschaft anmaßen — auf einem Beiwagen der k. k. Postverwaltung wäre es noch immer gefährlich. Und ich hatte mich nicht getäuscht. An der dritten oder vierten Station vor Prag wurden uns die Pässe von einem Polizeidiener mit aller Höflichkeit abgenommen und über alle weiteren Paßmaßregeln äußerst zuvorkommend Aufschluß gegeben. In der weiten und bequemen Halle des Bahnhofes untersuchte man freilich noch immer unser Gepäck, aber mit anständigen Manieren und sogleich. Einem Prager, der mein Reisegefährte gewesen, fiel mein Erstaunen auf. Er bemerkte, daß Prag diese Menschenfreundlichkeit seinem neuen Stadthauptmann, dem Grafen Deym (derzeit Commissär der Regierung in Krakau) zu danken habe. Ich suchte einen Gasthof. Diese Institute sind prächtiger, comfortabler, einladender, großartiger geworden und auch theurer, ganz so wie in andern modernen Städten.

Wie freue ich mich, daß ich wieder in Prag bin. Es ist Nichts interessanter, als die allmählige Modernisirung, natürlich im vernünftigen Sinn, und Verjüngung einer Stadt zu beobachten, in welcher die Touristen des Nordens nur das Mausoleum des heiligen Johannes von Nepomuk und Herzog Friedlands ausgestopftes Pferd zu finden wissen. Die Geistreichsten dringen bis in die alte Landtagsstube und wundern sich, daß Martinitz und Slavata von dort herab nicht den Hals gebrochen. Sie sind unzufrieden, weil das Pflaster vor dem Rathhause keine Blutspuren zeigt und bekratzen mit den Nägeln so lange die Mauern eines beliebigen Hauses, bis ein Stück schauerlicher, historischer Erinnerung erscheint. Weil nun hier ein jeder Stein „Geschichte predigt," wie der Touristenterminus lautet, so findet man es für überflüssig, dieselbe auf der Universität vortragen zu lassen, welches ein großer Vortheil für die wißbegierige Jugend ist.

Aber wir stehen Deutschland doch näher als die Wiener, die meinen, sie seien ein Volk für sich. Eine Correspondenz mit uns ist weit leichter; und ein Anknüpfungspunkt ist eher gefunden, als in dem exclusiven Wien. Haben wir nicht einen Dombauverein und Arbeiterunruhen, nicht einen Bürgerverein und Censurbeschwerden wie bei Ihnen in Deutschland? Wird nicht bei uns nächstens lateinisch Comödie gespielt werden, wie im modernsten Berlin? Errichten wir nicht Standbilder und dürfen wir nicht seit einem Jahre auf der Straße rauchen, wie im demokratischen Leipzig? Wir übersehen uns auch in der neuesten Geschichte nicht und sorgen bei Zeiten für Denkmale der Erinnerung, wie dies die „Choteckstraße", die „Kollowratstraße" *rc.* beweisen, während es die Wiener mühsam zu einem „Franzensplatz und der Negerlegasse" brachten. Bei der Freilassung und Ausweisung des Antijesuiten Arnold zeigten wir, daß wir ein meisterhaftes Talent für demonstrative Festessen haben. Wie schüchtern und kleinlaut war sonst jede Conversation, welche zum Thema etwas Anderes als privatrechtliche oder von der Polizei ausdrücklich erlaubte Verhältnisse hatte. Ich war erstaunt über die Ereignisse in Italien, über unsere Ständeverhandlungen, über Oesterreichs Finanzlage

auf eine so ungenirte Weise auf der Straße, im Caffee, im Hotel sprechen zu hören, als ruhten wir im Schatten einer Charte. Der Sieg der Eidgenossen wurde von Mund zu Mund mit einem Triumphe verkündet, der keinen Zweifel darüber übrig ließ, daß die Jesuiten nur wenig Sympathien in Böhmen für sich haben. Junge Beamte sprechen von Reformen, freilich nur in Administrationssachen, mit einer Kaltblütigkeit, als wären sie nie auf das Princip des Schweigens und Duldens vereidet worden. Man kann nicht leugnen, daß nirgends so viele Mittel versucht wurden die verschiedenen Klassen der Bevölkerung einander näher zu bringen. Die Reunionen (Beseda), wo der Handwerker vom Poreiz mit dem Sprößling der czechischen Aristokratie, der Brauermeister mit dem k. k. Beamten, der Rentier mit dem armen Studio in freundliche Berührung kommt, und bei denen man von czechischer Seite weit toleranter verfährt, als Ihnen vielleicht berichtet wurde, trugen jedenfalls bei, die Scheu zu vermindern, mit der man sonst Etwas verhandelte, was über die Interessen des concessionirten Gewerbes oder der Unterhaltung hinausging. Die Wortgefechte im Gewerbverein, in welchem so manches bis jetzt unerhörte Wort fiel, mußten die beiden Lager näher rücken. Denn man muß den Feind in der Nähe haben, um ihn anzugreifen. Sogar ein Literaten- und Künstlerverein ist im Entstehen. Bis jetzt ist's schwer zu sagen, ob er an der nothdürftigen Rekrutirung oder an polizeilichen Maßregeln scheitern wird. Vielleicht an dem Umstande, daß die Vereinten kaum eine Tendenz haben werden, wenn sie sich allen Bedingungen der Polizei fügen. — Im Ganzen hat die Gesellschaft bei Weitem nicht mehr den tristen Charakter wie früher, als die melancholischen Slavengesichter und die Gedrücktheit des Lebens zu Prag ein gewisses Renomeé erlangt hatten. Das Museum ist herabgestiegen vom Hradschin, dem historischen Viertel der Königsburg, der hohen Aristokratie und des Clerus, und hat sich angesiedelt unter der Bürgerschaft der jüngern Neustadt. Wird es dadurch an Popularität gewinnen? Einige Zeit hindurch beschäftigte uns sehr die dreimal wiederholte Wahl des Rector magnificus für das Jahr 1848, in welchem die Jubelfeier der Universität vor sich gehen soll. Die juridische und medicinische Fakultät mußte den Theologen und Philosophen, welche den Prälaten des Klosters Strahow, Herrn Zeidler wählten, das Feld überlassen. Herrn Zeidlers Wahl wurde vom Gubernium bestätigt. Da nun die erstgenannten Fakultäten von den Talenten dieses Herrn für die Präsidentschaft, bei dieser Feier einen sehr geringen Begriff haben, so denkt man daran, das Fest um einige Wochen hinauszuschieben, während welchen das Rectorat des Herrn Zeidler abläuft und ein mehr versprechender Rector gewählt werden kann.

Sie wissen, daß die Universität zur Feier ihrer 500jährigen Existenz Diplome versendet. Will sie dadurch nur von einem alten Rechte Gebrauch machen, so ist die ganze Sache wohl ohne Bedeutung — im Grunde genommen auch, wenn sie eine andere Absicht dabei hat. Werden sich Grimm, Humboldt, v. Schelling, Arago, Guizot, Faraday, Berzelius wirklich durch diese Aufmerksamkeit der alten Dame geehrt fühlen, wird sie ihnen auch nur schmeicheln? Wer nicht an den verdorrten Brüsten der antiquissima Carolina gesogen, ist nicht competent darüber zu urtheilen. Die Adoption dieser Söhne wird nicht beitragen das blöde von ihr erzeugte Geschlecht zu kräftigen, und die alte Mutter darf ja nicht einmal eine Unterstützung von ihnen annehmen. Großentheils fiel die Wahl der philosophischen Facultät auf Männer, welche an der Richtung der neuen Zeit so viel wie keinen Antheil genommen haben, natürlich unbeschadet ihrer übrigen Verdienste, und ich glaube nicht, daß sie sich dabei leichtsinnig einer Verantwortlichkeit aussetzte, obschon Arago ein Republikaner ist. Die Herren

Czelakowsky, Palacky, Schafarik, Purkinje stehen ihr doch wenigstens in einer Beziehung näher und werden wohl stets eine gewisse Verbindung mit ihr zu bewahren wünschen. Die Wahl des Erzherzogs Stephan ist ja ganz englisch und ein Beweis mehr, daß wir modern werden. Es gibt bei uns Diner's der oppositionellen Stände, aber eigentliche Parteinamen haben wir noch nicht, denn liberal — ach, das ist ganz was anders. Nun, wenn einmal die große Eisenader aus Deutschland nicht mehr unterbunden sein wird, können wir vielleicht die deutsche Terminologie brauchen.

In unserer Kunstwelt macht ein Bild des Malers Pollak in Rom, eine Scene aus dem Serail, großes Aufsehen, weniger wegen der Charakteristik der einzelnen Figuren, die mir etwas zu weich scheinen, als durch die wundervolle, wahrhaft zauberische Technik. Pollak ist ein geborner Prager und hat, so viel ich weiß, seine erste künstlerische Erziehung an der hiesigen Akademie erhalten, allein erst später sein Talent in Rom, wo er seit zwölf Jahren lebt, ausgebildet. Das Bild ist hier bei seinen Eltern zur Besichtigung aufgestellt, und da es bereits auf mehreren diesjährigen deutschen Kunstausstellungen war, so haben sie sein Lob in den deutschen Zeitungen gewiß bereits gelesen.

Graf Salm hat das Geschäft des zweiten Präsidenten in die Hände des Hofraths Ritter von Kiwisch gelegt und besorgt nunmehr die Geschäfte des ersten Präsidenten, gibt aber zum 5. Januar auch dieses ab. Graf Rudolph Stadion bringt seinen eigenen Sekretär mit, und der bisherige Präsidialsekretär, Graf Wratislaw, wird wahrscheinlich die Kreishauptmannsstelle in Leitmeritz erhalten. Als Vicepräsidenten bezeichnet man die Grafen Lazansky oder Czernin.

Für die Stelle eines Stadthauptmanns (Polizeidirectors), welche seit der Abreise des Grafen Deym als kaiserlicher Commissair nach Krakau, erledigt ist und von dem Rath H. provisorisch versehen wurde, ist nun Baron Kotz designirt. Graf Deym hat durch sein liebenswürdiges, versöhnliches und ächt humanes Wesen die ganze hiesige Bevölkerung für sich gehabt; hoffen wir, daß sein Nachfolger die Aufgabe in ähnlichem Sinne zu erfüllen bemüht sein wird. Die Stelle eines hiesigen Polizeidirectors ist schon oft die Stufe zu hohen Stellen geworden, selbst der Staatsminister Graf Kolowrat, war in seiner Jugend Policeidirector in Prag. Es liegen in dieser Stelle viele gehässige Elemente, sie ist eine Mischung von Büttel und Staatsmann. Die nur den Büttel darin sahen, wie z. B. der Hofrath Hoch, tristen Angedenkens, sind in ihrer Branche geblieben, die den Staatsmann darin verstanden, wie Graf Kolowrat, haben es zu hohen Ehren gebracht. Hoffen wir zu unserem und zu des neuen Stadthauptmanns Besten, daß er kein Büttelregiment führen wird. Die öffentliche Meinung ist ihm nicht ungünstig; er hat den Ruf eines gutmüthigen Mannes.

— 2. —

IV.

Aus Preßburg.

Die Anklagen gegen die Opposition. — Die Censur. — Das Publikum an der Galerie des Reichstags. — Ungarische Gefängnisse. — Die Einverleibungsprätensionen auf Galizien. — Ablehnung der Adresse. — Die Juratenexcesse.

Die Weihnachtsferien haben begonnen und wir werden jetzt bis nach Neujahr keine Sessionen haben. Die Führer der Ständetafel bedürfen auch der Ruhe, denn so vielfach und unausgesetzt dürfte selbst ein englischer Minister nicht in Anspruch genommen sein als diese.

Graf Anton Széchen kühlte unterdessen sein Müthchen an den Ständen durch einen Artikel im B. P. Hiradó, in welchem die Ständetafel vom allerhöchsten Standpunkte der conservativen Politik aus heruntergekanzelt wird. Die Klagen der Opposition seien nämlich ungegründet; Ungarns Administration ließe gar nichts zu wünschen übrig. Sie klagt über die Censur und doch habe die Statthalterei in Ofen schon vor Beginn des Landtages Instructionen erhalten, vermöge welcher die Presse bei uns sich so frei bewegen kann, als wäre sie gar nicht gepreßt. Bei uns weiß aber die Rechte nicht, was die Linke gibt, und so geschieht es, daß die eine nimmt, was die andere gibt und eben in diesem Augenblicke sind die Censoren so ungelehrig troß aller Instructionen, daß sie die oppositionellen Reden nicht einmal lesen können und wegen Undeutlichkeit der Schrift die Hälfte wegstreichen müssen. In ihrem unerschütterlichen Patriotismus haben sie sich so sehr auf die ungarische Sprache verlegt, daß sie das Deutsche ganz verlernt und so kommt es, daß in den deutschen Zeitungen von den Landtagsreden nicht vielmehr zu finden ist als gar nichts. Unser Palatin verwies die Stände auf jene Instruction, und diese müssen sich jetzt gedulden, bis diese einstudirt werden wird. — Dann geht der Herr Graf auf unsere Zuhörerschaft los (auf diese Weise werden die Stände widerlegt) und macht uns glauben, als wäre diese an der Adresse Schuld. Nun ist es allerdings nicht zu leugnen, daß unser Auditorium sich durchaus nicht so beträgt, als es sein sollte. Das schreit Eljen, das zischt, so viel es ihm gefällt, und ein Franzose oder Engländer würde ganz sonderbar drein schauen bei einem Auditorium, das so viel zu hören gibt. Doch das ist bei uns eine so alte Sitte (Unsitte? D. Red.), daß ihr zu steuern nicht gar so leicht ist, um so weniger, als die Conservativen ohne Ausnahme ihre Reden damit beginnen das Auditorium aufzuhetzen und auszuzanken, da sie gerne thäten, als würden sie nur deshalb keine gewichtigeren Gegengründe vorbringen, weil die Zuhörer so unruhig sind. Auch ist eine Commission ernannt worden, welche die gehörigen Mittel vorzuschlagen hätte, um dieses Uebel zu heben, und wir wollen hoffen, daß den Conservativen auch diese letzte Zuflucht benommen werden soll. Das Spaßigste an der Sache ist, daß selbst Graf Széchen für seine Person fürchtet und in seinem Ausfalle auf die jungen Herren sagt, „er könne nicht glauben, daß es die ungarische Jugend wäre, die lärmt“ — man stellt sich nämlich an, als glaubte man — die Juden verursachten den Lärm! Obwohl es mich einerseits freuen würde, bei den Israeliten eine so rege Theilnahme für unsere Verhandlungen zu finden, so kann ich doch nicht begreifen, wie man eine so schlechte Ausrede aussinnen konnte. Die ganze Judenschaft Preßburgs kann nicht so viel Spektakel machen, als zehn gut gestimmte Juraten des alten Schlages. Die armen Juden! zuletzt wird man ihnen noch vorwerfen, daß sie an den Administratoren schuld seien.

Der bekannte Franzose Appert ist jetzt bei uns und gedenkt hier Vorlesungen über das Gefängnißwesen zu halten. Derselbe hatte eine Unterredung mit dem Erzherzoge Stephan, der sich eine ganze Stunde mit ihm unterhielt und ganz erstaunt war über die Eröffnungen, welche ihm Mr. Appert machte. Dieser behauptet nämlich, ein so elendes Gefängnißwesen nur bei den Kalmuken angetroffen zu haben und was wirklich überraschend ist, die Gefängnisse unserer Freistädte sind in einem noch schlechtern Zustande, als jene der Comitate! Die Regierung, welche nur in Folge der schlechten Comitatsverwaltung die Administratoren eingeführt haben will, sieht den Städten Alles nach, oder sieht vielmehr gar nicht nach. Und doch stehen diese unter ihrer unmittelbaren Obhut. Man hatte aber so viel mit Erringung der Majorität für

diesen Landtag zu thun, daß man sich mit solchen Kleinigkeiten gar nicht befassen wollte.

Der „deutschen Zeitung" wird aus Krakau geschrieben, daß die Ungarn auf diesem Reichstage die Regierung um Einverleibung Galiziens angehen werden. Erlauben Sie mir, hierauf einige Worte zu bemerken. Es ist in der That wahr, Ungarn glaubt ein Recht auf Galizien zu haben, wie das auch der Titel unseres Königs bezeugt. Auch wurde hierüber vielfach geschrieben und gesprochen. Doch fällt es Niemand ein, die Einverleibung Galiziens zu verlangen. Erstens hegen die Ungarn eine viel zu ernste Anhänglichkeit für die Dynastie, als daß sie diese in Verlegenheit über unverschuldete (so betrachtet man bei uns die polnische Angelegenheit) Schwierigkeiten brächte. Und dies ist auch der Grund, warum trotz der allgemeinen und warmen Sympathie Ungarns für Polen, das eins unserer Comitate vereinzelt dasteht mit seiner Instruction, kraft welcher es auf die Ansprüche an Galizien verzichten wolle, falls Oesterreich das Königreich Polen wieder herstellen wollte. Wenn also auch der Reichstag diese Angelegenheiten verhandeln würde, so geschähe es in diesem Sinne. Die Einverleibung würde man aber zweitens schon der verschiedenen Nationalität wegen nicht verlangen, da die Ungarn den Sprachenkampf nicht unnöthiger Weise erneuen und den Polen nicht zumuthen wollte, ihre Nationalität aufzugeben, da bei ihnen ganz andere Verhältnisse stattfinden, als in Croatien. Endlich könnte ein solcher Antrag möglicher Weise nur von der Opposition ausgehn und diese will nicht mehr umsonst reden und pathetische Sermons halten, sie will wahrhaft nützen und ihre Pflicht erfüllen.

Wir müssen noch einmal auf die Adreßdebatte zurückkommen, da dieselbe jetzt das letzte Stadium durchlebte. Das Verfahren der Magnatentafel wurde in meinem letzten Berichte berührt. Ich habe Ihnen gezeigt, wie sie das Schlachtfeld der Discussion floh und sich wohlgemuth hinter ihre bedeutende conservative Mehrheit verschanzte und der Pfeile der Opposition spottete. Nachholen muß ich noch, wie Graf Johann Cziráky, ein Beisitzer der königlichen Gerichtstafel, die beiden Parteien dadurch zu vereinigen suchte, daß er an seinem Modificationsantrage des Adreßentwurfes die Details, die angefeindeten Einzelheiten wegließ und die Befürchtungen der Stände ganz allgemein ausdrückte. Seine Motion ging aber spurlos vorüber. Ein Beweis, daß jener Einwand der Majorität, die Beschwerden wären nicht constatirt, nur ein Vorwand gewesen und daß es ihnen um das Wesen der Adresse zu thun war, um dessen Philosophie und nicht um Erwähnung oder Nichterwähnung gewisser Thatsachen. Die Magnaten verdammten die Richtung der Adresse und nicht deren Einkleidung.

Sie hatten die Rechnung ohne Wirth gemacht, denn bei der Verhandlung des Renuntiums der Magnaten wurde die Adresse durch die Majorität der Stände gänzlich deponirt. Die Magnatentafel wollte die wahre Stimmung der Stände nicht verdollmetschen, sie wollte die constitutionelle Richtung nicht anerkennen und so war es natürlich, daß an einen Vergleich nicht einmal gedacht werden konnte. Die Ständetafel wollte sich nicht dazu hergeben, ihre wahren Gefühle zu verleugnen; war sie aufrichtig in ihrem Danke, so wollten sie es auch in dem Ausdrucke ihrer Befürchtungen sein, in der Darstellung unserer Zustände. Es darf nicht erst gesagt werden, daß der Antrag, die von den Magnaten modifizirte Adresse gar nicht abgehen zu lassen, von Kossuth ausging. „Niemals" — so rief er aus — „ging eine Opposition loyaler zu Werke, als diesmal die ungarische. Ich will es keineswegs leugnen, daß sich Kraft in der Adresse aussprach, aber es war die Kraft der Mäßigung, die Kraft der Loyalität. Die Magnaten haben die Politik auf ein ganz anderes Gebiet versetzt. Sie ha-

den Gravamina gesucht, dort, wo wir nur die constitutionelle Richtung für die Zukunft verwahrt wissen wollten. Sie haben uns in die alte Gravaminalpolitik zurückgeworfen, wohlan denn, wir heben den Handschuh auf. Sie wollen, daß wir jene Gravamina constatiren — gut, wir werden es thun. Wir werden jene Fragen einzeln aufnehmen und sie mögen es sich selbst zuschreiben, wenn dieser Landtag nicht das wird, was er zu werden versprach!" Schließlich bemerkte der Redner, wie die Opposition Alles aufbieten werde, daß die Reformen nicht durch diese unvorhergesehene Krise leiden sollen. Die Debatte über diesen Antrag war natürlich sehr lebhaft und die Conservativen thaten ihr Möglichstes, dieselbe zu verzögern, weil sie hofften, durch neuere Instructionen einzelner Comitate die Majorität zu erringen. Diese Taktik wurde aber sehr wohl durchschaut und die Discussion von Seiten der Opposition beschleunigt.

Wir hatten wieder einen kleinen Crawall. Ein Jurat rauchte nämlich auf dem sogenannten „Zuckermandl", wo es wegen der dortigen Mehlmagazine verboten ist. Die slovakische Wache ermahnte den jungen Mann, die Cigarre aus dem Munde zu nehmen und als dieser — wie er sagt — den Soldaten nicht verstehend ihn ungarisch fragte, was er wolle, riß ihm derselbe die Cigarre aus dem Munde. Hierauf versetzte der Jurat dem Soldaten einen Schlag und dieser schrie in's Gewehr. Zwölf herbeieilende Grenadiere führten den jungen Mann auf die Hauptwache. Daselbst versammelten sich natürlich gleich einige Hundert Juraten und verlangten die Herausgabe des Gefangenen. Graf Julius Andrássy, Deputirter von Zemplin, wollte sich durch die Soldaten hindurchdrängen, jenen jungen Mann, der aus seinem Comitate ist, abzuverlangen, wäre aber bald von einem Grenadier verwundet worden, wenn ein Jude nicht das Bajonett mit der Hand aufgefangen hätte. Die Juraten wurden von den Gemäßigteren beschwichtigt und um Thätlichkeiten vorzubeugen, begaben sie sich zum Stallmeister Graf Zichy, welcher die Befreiung ihres Kameraden beim commandirenden General augenblicklich auswirken mußte. Die Ständetafel hat sich der Sache angenommen und beschloß, daß der Präsident der Zirkelsitzung bei der einzuleitenden Untersuchung zugegen sein müsse. Auch wurden die erlassenen Polizeimaßregeln abverlangt, um auch diese einer Prüfung zu unterziehen. Sonderbar ist es, daß die Stände auf eine solche Veranlassung warteten, jene einseitigen Polizeiverordnungen zu prüfen. Die Reichstagspolizei, das heißt deren Beaufsichtigung, gebührt dem Reichstage selbst. In einem Lande, das keine sogenannte Polizei hat, müßte man aufmerksamer auf ein allmähliges Eindringen sein. Zu dem würde die Polizei mehr Achtung erlangen, wenn sie vom Reichstage selbst beaufsichtigt würde und die diesfälligen Verordnungen von ihm selbst ausgegangen.

S.

V.

Aus London.

Die Judenfrage. — Dr. Hampden. — Zur Charkteristik d'Israeli's. — Die Parlamentsacte gegen die Katholiken. — Sir Isaak Goldsmith.

England hat in diesen Tagen einen interessanten Kampf gefochten, es hat sich mit der „Removal of the Jewish disabilities" beschäftigt. Diese Debatte dauerte zwei Tage lang und wurde von allen Parteien mit Anwendung jedes Talentes und jeder Anstrengung verfochten. — Mit welchem Interesse die Juden in London dem Ausgange des Kampfes zusahen, bedarf wohl keiner Frage. Gedrängtvoll waren alle Zugänge zum Hause und weder das Mittel der Bestechung, noch der Bitte oder Ueberredung wurde verschmäht, um einen Platz zu erhalten, wo man dem Vorgange zu lauschen vermöge.

Lord John Russel hielt eine herrliche Rede. Er hatte einen schlimmen Stand, denn seine Ernennung des Dr. Hampden zum Bischof von Hereford war zur ungünstigen Zeit erfolgt, weil die Geistlichkeit Englands sowohl wie der orthodoxe Adel dadurch in eine Art Fieberangst gerathen war, England werde unter solchem Minister seinen Ruf als christliches Land einbüßen. Lord John Russel faßte die Sache nicht aus dem kirchlichen Gesichtspunkte auf; er meinte, ein Land, das liberalen Grundsätzen huldige, sei sich und der Welt ein solches Beispiel schuldig. Lord Morpeth stand ihm treulich bei, und d'Israeli vor Allen, war als tapferer Streiter da und zwar als einer, der die Frage ganz aus — christlichem Gesichtspunkte aufgefaßt wissen wollte. Der Mann ist wirklich einzig, einzig in seiner Art ganz gewiß. Welcher bekehrte Jude hat je ein solches Interesse an seinem verlassenen Volke genommen? Auch die besten unter ihnen — zu ihrer Schande sei es gesagt — verachten den Juden, sobald sie den Namen eines Christen tragen. Man sollte glauben, d'Israeli's Stellung in der englischen Gesellschaft, als Redner im Parlamente und Mitglied desselben werden ihn zum Schweigen bringen, wenigstens zu dem Schweigen, das Niemand verräth und unter dem man das Geschehene dem Reiche der Vergessenheit zu übergeben meint. Mit Nichten. Im Angesichte von ganz England stellt er sich hin und redet seinen verlassenen Brüdern das Wort, und führt als Grund für ihre Emanzipation an: daß auch Christus ein Jude gewesen, daß die christliche Religion auf die jüdische gegründet, daß Beide theilweise dieselben Gesetze hätten, daß die zehn Gebote in jeder englischen Kirche über dem Altar prangten, daß jeden Sonntag Episteln der jüdischen Propheten vorgelesen würden, daß die christlichen Gemeinden die Lieder der jüdischen Poeten sängen; und wie man nur ein Volk hassen könne, mit dem man so vieles theile, dem man so vieles entnommen, dem man so vieles verdanke! Das sei ja weder logisch, noch weise, noch christlich! Und wenn man die Juden stets ferne von sich halte, wie man sie da eines Bessern belehren könne? Unmöglich sei das der rechte Weg! —

Als hierauf abgestimmt wurde, stellte sich ein Plus von 67 Stimmen zu Gunsten der Juden heraus. Am 7. Februar soll das Parlament wieder versammelt werden, und dann erst wird die Frage entschieden. Die größten Feinde der Israeliten sind die Universität Oxford und Sir Robert Inglis; der letztere ist ein wahrer Judenhasser. Dr. Pusey und Consorten werden ihnen nie die Kreuzigung Christi vergeben, das ist gewiß. Was aber den Eid betrifft: upon the true faith of a Christian, so sind die Leute jetzt schon dahinter gekommen, daß derselbe nur zur Zeit von Karl I. und Jacob I. eingeführt wurde, um die Katholiken vom Parlamente auszuschließen, deren Fortschritte die damals sehr orthodoxe protestantische Partei mehr als Alles fürchtete. Was hat also dieser Eid mit den Juden zu thun, gegen die er nicht gemacht, nur angewandt wurde, als es den Leuten bequem war? Die Hohe Kirche thut aber, was nur möglich ist, um sowohl darauf, als auf den Grundsatz, daß England ein christliches Land sei, die Ausschließung der Juden zu gründen. Sie hatte daher Alle, von denen sie Beistand hoffen durfte, in die Arena gerufen, und da sehr viele der liberalen Parlaments-Mitglieder abwesend waren, erklärt sich hieraus genugsam die nicht übergroße Mehrzahl der Stimmen, die sich für die Juden aussprechen. Alle aber, die auf ihrer Seite standen, gehörten mehr oder minder einem Zweige der Administration an, und dies wird sich immer als ein bedeutender Vortheil bei nochmaliger Abstimmung herausstellen. Von allen Reden, die zu Gunsten der Juden gehalten wurden, ist die von Herrn Gladstone als die wirksamste zu betrachten, und Freund und Feind sind voll davon und können ihrer Ueberraschung nicht Herr werden, daß sie von ihm eine

solche Empfehlung der Emancipation hören mußten. Eine Bemerkung von Sir George Bentink machte auch einen großen Eindruck auf das Haus. Er sagte: er sehe unter den anwesenden Gästen einen Juden (Sir Isaac Goldsmith), von dem im Jahre 1830 hier im Parlamente gesagt worden, er stehe an der Spitze von 36 wohlthätigen Gesellschaften, die alle der Hohen Kirche Englands angehörten; ob man glauben könne, daß ein Volk, dem dieser Mann entsprossen, darauf ausgehen würde, die Religion des Landes zu beeinträchtigen? Welch schönes Denkmal für einen Juden! Das hat man nie von einem Christen in Bezug auf andere Religionen sagen können!

Amely.

VI.

Gutzkow's Jürgen Wullenweber.

Leipzig, den 2. Januar.

Mit dem Wullenweber hat Gutzkow keinen glücklichen Griff gethan. Wir sahen dies „dramatische Gemälde" hier in Leipzig am Neujahrsabende über die Bretter gehen, einen langen Zug von Scenen, der vier volle Stunden brauchte, um sich durchzuschleppen. Der Theaterzettel weist nicht weniger als 30 Personen auf, die in diesem Stücke mitspielen und von diesen sind ein Drittheil Hauptrollen. Daraus kann man schon schließen, wie zerfasert und zersplittert die Interessen der Handlung sein müssen. Dem ist auch so. Welch' ein Kaleidoscop von Scenen! In jedem Acte spielt die Handlung an drei, vier verschiedenen Orten. Wir haben seit dem Urahn der Dramen dieses Genres, dem Götz von Berlichingen, viel ähnliche Stücke dieser Art gesehen, indessen hat das Theater doch den Fortschritt gemacht, daß es die Nothwendigkeit einer Einheit der Handlung begriff. Daß aber gerade Gutzkow, der doch sonst die theatralische Oekonomie sehr wohl versteht, in einen Fehler fallen konnte, in den sonst nur Anfänger gerathen, wird Jedermann in Erstaunen setzen, der den Wullenweber sieht. Gutzkow hat sich in dem historischen Material verloren und ist nicht nur in der Ausführung nicht Herr desselben geworden, sondern er hat auch in der Anlage den unbegreiflichen Fehler begangen, so viel Historie zusammenzupacken, als man kaum in vier Dramen verarbeiten kann.

Es sind in der That vier Haupthandlungen, die in dem Stücke sich wechselseitig ablösen. Wullenweber und der Lübecker Intriguen gegen ihren Bürgermeister, die dänische Adelspartei und ihre Intriguen gegen König und Volk, der junge schwedische Sture, seine Gefangennehmung und sein Tod und endlich die Abenteuer des Markus Meyer, des tapfern und schönen Kriegsmannes, der der Masse der Scenen nach die Hauptperson des Stückes, der Handlung nach aber nur eine episodische Figur ist. In diesem Drama ist aber auch Alles Episode. In dem achtbaren Bestreben allen diesen historischen Zeitläufen gerecht zu werden, ist der Verfasser Niemand gerecht geworden. Der demokratische Wullenweber hat geschichtlich der aristokratischen Partei seiner Vaterstadt unterliegen müssen und dieser Kampf wäre eigentlich der Hauptvorwurf des Stückes gewesen, er hätte dem Dichter, der einen Spiegel der Gegenwart in der Vergangenheit sucht, einen dankbaren Stoff geliefert; statt dessen wird von diesem Allen blos erzählt. Wullenweber wird zuletzt durch den Herzog von Braunschweig hingerichtet, ohne daß man weiß wie dieser, der in dem Drama gar nicht auftritt, dazu kömmt. Marcus Meyer in seinem Kampf zwischen Eitelkeit und seinem besseren Herzen müßte in Folge dieses Kampfes eine bedeutende Wendung in das Stück oder in sein eigenes Schicksal bringen; statt dessen wird er gefangen und hingerichtet in Folge ganz äußerlicher, politischer Thatsachen. Der Kampf des dänischen Adels gegen das Bürgerthum, wird im

letzten Akt vollständig aufgegeben und wir hören nichts mehr davon. Die Episode mit dem jungen Sture kömmt gar nicht zur Sprache und Gutzkow könnte sie noch jetzt vollständig aus dem Stücke streichen, ohne daß man sie vermissen würde. Noch mehr: durch diese überflüssige Episode, die dem Stücke so viel Zeit und Scenerie kostet, wird plötzlich auf den sittlichen Charakter des Wullenweber und des Marcus Meyer ein Schatten geworfen, den der Dichter sich nicht einmal die Mühe gibt, zu versöhnen oder zu sühnen. Der junge Sture wird plötzlich und ohne alle frühere Motivirung von Marcus Meyer geraubt, um einer politischen Intrigue Wullenwebers zum Werkzeug zu dienen. Das Lebensglück des jungen Prinzen wird dadurch zerstört, er verliert mit der Freiheit auch die Geliebte. Dieser Unthat wird gar keine Rechnung gehalten. Wir haben anfangs geglaubt, der Dichter wolle mit diesem Raub ein Motiv späterer Gewissensbisse für seine beiden Hauptschelden anlegen und ihren Untergang sittlich begründen. Behüte! Weder Wullenweber noch Meyer noch sonst Jemand im Stücke denkt daran, daß sie dies Leben auf ihrem Gewissen haben. So geht es dem Dichter auch mit andern Intentionen, die er offenbar bei der Anlage seines Stückes hatte. Die Stricke, die er spannen wollte, bleiben in der Luft hängen und verknüpfen keineswegs den Schluß mit dem Anfange. Die Aeußerlichkeit, das Zufällige erhält überall die Oberhand und reißt durch ihre Wucht die innern Fäden, die der Dichter anfangs angelegt hat aus seinen schwachen Händen. Unwillkürlich fragt man sich, welches ist die sittliche Idee, um die sich Alles dreht und man muß sich antworten: Die Freiheit, um welche sich Alles dreht ist die Freiheit — der Sundschiffahrt! Dieses Gebrechen hat Gutzkow auch gefühlt und ließ Wullenweber zuletzt in einer klingenden Phrase einen Anlauf nehmen:

Ein freier Sund für alles freie Denken,
Ein freier Sund für alles freie Handeln,
Ein freier Paß für's ganze deutsche Volk.

Komischer Weise ist diese Phrase auch darin unwahr, daß Wullenweber, wie auch der erste Akt zeigt, keineswegs für die Freiheit des Sundes stritt, sondern ganz umgekehrt für das Monopol der Lübecker, den Sund allen nicht hanseatischen Schiffen abzusperren! Doch wollten wir dem Verfasser diese kleine theatralische Escamotirung gerne passiren lassen, wenn er uns sonst die berühmten lübischen Tribunen prägnant gezeichnet hätte. Leider sieht aber das ganze Stück wie eine umgeworfene Schachpartie aus, man weiß unter den durcheinander geworfenen Figuren nicht recht, wer König, wer Ritter oder Läufer ist, was um so mehr zu bedauern ist, als Gutzkow in diesem Stück einen Anlauf zur Individualisirung der Charaktere genommen hat, die ihm z. B. in dem Charakter der Meta, Schwester Wullenweber's und Braut des Markus Meyer, recht gelungen ist. Leider werfen die drängenden Scenen mit ihrem Getümmel diese stillen Blumen unter den Hufschlag ihrer Pferde — das ist das Loos des Schönen in diesem Stück, das Getümmel erdrückt es. Das Gutzkow'sche Stück ist gleichzeitig an einem und demselben Abend in Leipzig, in Dresden und irren wir nicht, auch in Berlin gegeben worden. Wir werden also noch andere Nachrichten und Beurtheilungen desselben empfangen und begnügen uns heute mit diesen wenigen Andeutungen. Der Zudrang zu dem Stücke war hier in Leipzig außerordentlich, über ein Drittheil des zuströmenden Publikums mußte zurück, ohne Platz zu finden. Der Ruf, den Uriel Acosta dem Dichter erworben hatte, und der Eintritt der Neujahrsmesse machten dieses Zudrängen erklärlich. Leider hörte man auf allen Bänken: Schade! — Uriel Acosta hatte das Publikum so für den Dichter gestimmt, daß es über den Bankerott des Wullenwebers bestürzt war. Die Auf=

nahme war trotz des vollen wohlwollend gestimmten Hauses sehr lau. Doch war auch die Aufführung mit Ausnahme der Herren Marr und Richter unter aller Mittelmäßigkeit und die Frauen wurden von der Talentlosigkeit der Darstellerinnen ganz in den Staub getreten. Die arme Meta!

† †.

VII.

Notizen.

Herzog v. Wellington. — Uhlich. — Die Adresse der 40 Bauern und die Preußische Allgemeine. — Die Oesterreichischen Diplomaten in Stockholm.

— Der Herzog von Wellington singt sein altes Lied: England ist ohne Vertheidigungsmittel bei einem etwaigen Ueberfall; es muß eine regelmäßige, ausgedehnte Miliz eingerichtet werden, die als Stock der Vaterlandsvertheidiger dienen kann. Die Franzosen aller Farben sprechen von Vermehrung ihrer Flotten. Die Polen in Paris und London singen um die Wette: „noch ist Polen nicht verloren!“ Die Italiener wollen ihre verlornen Provinzen den Deutschen entreißen und ganz Italien zu einem Staat machen. In Deutschland kommt es noch vor, daß einzelne versprengte schwarzrothgoldne Studenten ein ähnliches Gelüst haben, wenigstens wollen sie eine deutsche Flotte erbauen. — Indeß predigt Richard Cobden von einer vollständigen Entwaffnung aller Länder und prophezeit, daß durch die Verwickelung der materiellen Interessen, wenn die Völker einmal zur Besinnung kommen, der Wahnsinn der Kriege aufhören muß. — England ist sonst nicht gerade das Vaterland der Propheten, wird diesmal das neue Licht des Friedens von England auszugehen?

— Uhlich hat von dem Ausspruch des Kirchenregiments an die evangelische Kirche appellirt, die nach seinen eignen Aussagen nichts andres als blos ein Postulat der Vernunft, eine bloße Fiction angesehen werden kann. Es geht mit den liberalen Bestrebungen noch oft so, wenn man ihnen von irgend einer Seite einen Riegel vorschiebt, so stoßen sie in die große Posaune, und blasen Deutschland und das Jahrhundert in Allarm. — Ich möchte dabei eine alte Geschichte erzählen. — Du bist im Schlaraffenland, wo einem bekanntlich die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Nun hast du den Mund offen, und eine gebratene Taube kommt dir entgegengeflogen, mit dem speciellen Motive, von dir gegessen zu werden. Nun bist du aber satt, und es fragt sich, was sollst du thun? Du könntest die Lärmglocke ziehen und die ganze Stadt zu Hülfe rufen, daß sie die boshafte Taube von dir abwehrt. Wolltest du das aber nicht, so rathe ich dir: mach's Maul zu! Dann ist dir geholfen.

— Bei den politischen Rollen, welche die Provinz Brandenburg auf dem vereinigten Landtage gespielt hat, schien es eine Art Trost, daß gerade von einer Provinz, der man am wenigsten politische Bildung zutraute, eine politische Demonstration von nicht gemeiner Endschiedenheit ausging. Ich meine die bekannte Adresse einiger märkischer Bauern unter den Auspicien des Herrn von Holzendorff, in welchen im Gegensatz gegen die Loyalitäts-Erklärung mehrerer ritterschaftlichen Grundbesitzer, das Recht des Volks auf eine freie Verfassung gewahrt und in Anspruch genommen wurde. Die „conservativen“ Blätter, die fast beständig von den Anforderungen des Liberalismus an das gute, treue Volk appellirten, stimmten diesmal ein anderes Lied an, sie murmelten etwas vom beschränkten Unterthanenverstand und von „Schuster bleib bei deinem Leisten.“ Auch deuteten sie mit dunkeln Worten, die aber um so vielsagender aussahen, auf ein Verbrechen hin, das Herr von Holzendorff begangen habe und wodurch

er in die Kategorie, der „Bescholtenen" herabgesetzt sei. So weit war Alles in Ordnung und man glaubte nun die Sache abgemacht. Da theilt nun plötzlich die A. P. Z. ein Document mit, in welchem jene Bauern förmlich und feierlich Se. Maj. um Verzeihung bitten wegen jenes Attentats, und worin sie erklären, sie wären von dem Inhalt jener Adresse nur ganz im Allgemeinen unterrichtet gewesen, sie hätten sich nichts Arges dabei gedacht, sie hätten schon früher einmal auf Herrn v. Holzendorff's Betrieb eine Adresse unterzeichnet, und es sei nichts Schlimmes daraus erfolgt, nun habe man sie aber auf das Unschickliche jenes Schritts aufmerksam gemacht, und sie fühlten Reue und nähmen Alles zurück. In seiner Antwort, die das officielle Organ gleichfalls mittheilt, ertheilt ihnen der König seine Verzeihung, macht sie aber mit Recht darauf aufmerksam, in Zukunft sich über die Aktenstücke, die sie unterzeichneten, von verständigen Leuten genauer unterrichten zu lassen, und setzt endlich hinzu, schon die Person desjenigen, der sie zu jenem Schritt verleitet, hätte für sie ein Zeichen sein können, daß es sich um unlautere Absichten handle. Die A. P. Z. verfehlt nicht, an der D. Z. welche jene Adresse zuerst brachte, ihre Ironie auszulassen, und ihr anzurathen, sich in's Künftige zu besinnen, ehe sie einem völlig inhaltlosen Schritt irgend welche Wichtigkeit beilegte. Sie ist nun allerdings mit ihrer Ironie in einem gewissen Rechte, sie hat das Thatsächliche auf ihrer Seite. Aber wie kommt eine Zeitung, die fast gewohnt ist, Preußens Sittlichkeit, Bildung u. dgl. den übrigen Völkern als Muster vorzuhalten, dazu, über ein Factum in Jubel auszubrechen, das wahrhaftig kein Beitrag für die Anerkennung des Preußischen Volks im Auslande sein wird. Wir wollen uns nicht in die Frage einlassen, wie es mit der Art und Weise der ersten Adresse beschaffen sei; entweder waren diese Männer insgesammt physisch und geistig unmündig, oder sie müssen doch wenigstens wissen, daß jene Adresse gegen die Regierung gerichtet sei; durch die Art und Weise, wie sie nun diesen Schritt zurücknehmen, ist die zweite Erklärung ebenfalls werthlos geworden; sie haben sich für unzurechnungsfähig erklärt. Diejenigen, von welchen die Umänderung der Gesinnung ausgegangen ist — von selbst können doch die guten Leute nicht auf die sonderbare Idee gekommen sein — mögen sich freuen, wenn sie zu der Klasse der blasirten Aristokraten gehören, denen eine Demüthigung des Volkes mehr werth ist, als die Ehre ihrer Nation; wenn sie aber ein patriotisches Gefühl haben, so mögen sie sich doch in's Künftige besinnen, ehe sie wieder zu einem Act Veranlassung geben, der das Interesse ihres Gouvernements viel weniger fördert, als es die Sittlichkeit — die Ehre ihrer Nation untergräbt. — Minderbedeutend, aber doch nicht zu umgehen, ist die Frage, wie Leute Schulzen werden können, die nicht einmal lesen können, was man ihnen zur Unterschrift vorlegt. —

— Die österreichischen Diplomaten in Stockholm haben das eigenthümliche Schicksal, von dort in solche Staaten versetzt zu werden, wo der Katholicismus und der Liberalismus die zwei Hauptpartheien des Landes bilden und im heftigsten Kampfe gegen einander liegen. Graf Esterhazy wurde von Stockholm nach München ernannt; sein Vorgänger am schwedischen Hofe, Graf Woyna kam von da nach Brüssel. Merkwürdig genug hat während dieser Zeit die liberale Partei sowohl in Belgien, als in Baiern, den Sieg davon getragen. Dort das Ministerium Rogier, hier das Ministerium Wallerstein. Ist dieses vielleicht eine Vorbedeutung für Oesterreich?

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von **Friedrich Andrä.**

Kurhessische Verhältnisse.

Die neue Wendung der ständischen Angelegenheiten. — Das Ministerium Hassenpflug und seine Nachfolger. — Der Beamtenstand und die Vielregiererei. — Preßbeschränkungen. — Eingriffe in die ständischen Rechte. — Finanzen. — Einzelne Persönlichkeiten: Nebelthau, Arnold, Wippermann. — Schwäche der Opposition. — Hessischer Schlendrian und das ancien régime. — Die „wohlmeinenden" Minister und der beabsichtigte Staatsstreich.

Man erzählt sich in Hessen eine alte Geschichte, wie hessische Bauern im Wirthshaus gesessen und ganz unmäßig auf ihren Landgraf gescholten haben, dem einen dies, dem andern das an ihm nicht recht gewesen ist, und sie an Jeglichem im Lande was auszusetzen gehabt haben. Da habe sich denn ein Fremder, der zufällig dabei gesessen, auch vernehmen lassen, habe geglaubt, er könne auch auf Hessen, seinen Fürst und seine Leute schimpfen, es dabei aber noch ärger gemacht, wie die ersten. Allein da hätten die Bauern keinen Spaß verstanden, sondern dem Dreinredner einfach bedeutet, wie ihnen ihre Heimath gar nicht mißfalle, und wenn sie an ihrem Landgrafen dies und das getadelt hätten, so gehe das keinem Landstreicher was an und kein Fremder habe sich darein zu mischen — und darauf zum Schluß hätten sie den Herumhorcher und Mitsprecher auf gut hessisch den nächsten Weg zur Thür heraus gewiesen. Und diese Geschichte möchten die Hessen noch heute gern wahr machen, noch heute ihren Schmerz und ihr Leid für sich behalten und den Fremden gegenüber als ein einiges, glückliches und zufriedenes Volk erscheinen, noch heute geht ihnen ein Stich durch die Seele, wenn sie des Landes Gebrechen von Fremden entdeckt oder in auswärtigen Blättern besprochen sehen. Allein die Schäden sind größer geworden, die Risse sind nicht mehr zu verdecken. Noch in den neuesten Tagen drang ein Angstruf für Hessens letzten Schutz durch ganz Deutschland und fand hier ein hundertfaches Echo. Auf Deutschlands Hülfe wird vielleicht Hessen bald zu hoffen haben, wenn, wie man sagt, die Verfassungsfrage vor einem andern Forum, als dem, bei welchem sie jetzt schwebt, entschieden wird. Darum muß auch Deutschland wissen, wie es bei uns aussieht, muß die Leute kennen, die auf jeder Seite vorkämpfen, die Principien, von denen man hier ausgeht und darüber einigen Aufschluß zu geben, sei trotz dem allen Hessen angebornen Widerwillen gegen Besprechung hessischer Verhältnisse in nicht hessischen Blättern der Zweck der folgenden Seiten.

Auch ihr Blatt hat neulich auf die Gefahr hingewiesen, die dem Bestande der Verfassung drohte und besonders interessante Bemerkungen an diese Eventualität geknüpft. Seitdem ist der erste gefährlichste Angriff, der keineswegs nur in der Einbildung bestand, wie jetzt viele Zeitungen glauben machen möchten, abgeschla-

gen worden, und die Gefahr, daß ein ähnlicher Act, wie in Hannover bevorstehe und den Bund eine einseitige Aufhebung später als fait accompli ansehen würde, ist vorüber. Dabei würden wir freilich vor Hannover ein Institut vorausgehabt haben, das vielleicht eine andere Entscheidung hätte veranlassen können und von Ihrem Herrn Correspondenten nicht berücksichtigt war, nämlich den landständischen Ausschuß, eine Schöpfung Jordan's, der nie aufgelöst werden kann, und der in Abwesenheit der Stände deren Rechte zu vertreten und für Aufrechthaltung der Verfassung zu sorgen hat, und daher immer vollkommen klagberechtigt wäre. Allein jetzt versucht man auf eine andere gesetzmäßige Weise einen Angriff auf die Verfassung, dieses letzte Palladium gegen gänzlichen Absolutismus. Schon ist eine Commission niedergesetzt, die Verfassungsmodificationen vorschlagen soll, und der Landesherr hat darauf schon in seiner Antwort auf die Condolenzadresse der Stände hingewiesen, aber eben die Zusammensetzung dieser Commission aus Gliedern der äußersten Rechten, wovon nur der Staatsrath Bickel in weitern Kreisen bekannt ist, zeigt schon, von welcher Art diese Vorschläge sein werden. Wenn jedoch auch die diesmalige Ständeversammlung fast ganz nach Wunsch der Regierung zusammengesetzt ist und man von ihr keine großen Thaten zu erwarten hat, so ist doch nicht zu fürchten, daß diese Vorschläge, falls sie nicht wirklich nöthige Modificationen verlangen, und deren könnte es wohl geben, trotz aller Anstrengung der Regierung, wohin schon die neue Anklage gegen Wippermann gehören mag, die von der Verfassung für diesen Fall verlangte Einstimmigkeit für sich haben werden. Ja, sollten auch wirklich drei Viertel der Ständemitglieder für die Regierung stimmen, so muß der nächste Landtag noch einmal eine solche Majorität aufweisen, um die Verfassungsänderung gültig zu machen; inzwischen kann dann das hessische Volk durch die neuen Wahlen seine Anhänglichkeit an die Verfassung thatsächlich manifestiren. Würde jedoch auch dieser Angriff abgeschlagen, dann flüstert man sich in die Ohren, würde sich die Regierung an den Bundestag wenden und die Erklärung verlangen, daß die hessische Verfassung der Souveränität zu nahe trete und darum nicht rechtsbeständig bleiben könne. Der Schluß der Verfassungsurkunde sagt, es solle der Bundestag gebeten werden, die Garantie für die Verfassung zu übernehmen. Dies hat dieser damals verweigert, und darauf soll man sich jetzt stützen. Schon jetzt sollen vorläufige Schritte deshalb gethan sein. Würde die Frage wirklich in dieses Stadium treten, dann würde es eine Lebensfrage für das ganze constitutionelle Deutschland werden, da, wenn die Regierung Hessens siegte, sie vielleicht bald Nachfolger finden würde. Deshalb wird dann ganz Deutschland zeigen müssen, ob die ihm bis jetzt erworbenen Rechte und Freiheiten theuer sind; die deutschen Kammern und die deutsche Presse müssen sich einstimmig gegen solche Reaction erheben, und zwar in der Art, daß selbst der Bundestag auf die öffentliche Meinung Rücksicht nimmt, und dazu gehört bekanntlich eine starke Dosis.

Einen überaus glücklichen Zustand hat freilich diese Verfassung nicht herbei-

geführt, wie schon in Ihrem Blatte ausgeführt ward, aber doch ist der Zustand wenigstens etwas erträglicher und gesicherter, wie vor ihrem Dasein. Soll doch selbst einer ihrer heftigsten Bekämpfer, der ihr auch die größten Wunden zuerst geschlagen hat, später gesagt haben, Hessen könne nicht ohne Verfassung existiren, wenn nicht völliger Despotismus dort herrschen solle. In den ersten Jahren nach ihrer Entstehung schien auch wirklich eine neue Periode für Hessen hereinbrechen zu wollen, indem sich überall ein freies öffentliches Leben entwickelte, und dieser Zeit verdankt Hessen eine Menge nützlicher Einrichtungen und Gesetze. Vielleicht ist die Opposition, die damals noch bei weitem in der Oberhand war, etwas zu schroff und übermüthig gewesen, hat sich kleinen Liebhabereien von geringer Wichtigkeit ohne großen Nutzen widersetzt, und sich dadurch für die Zukunft heftige und mächtige Feinde zugezogen. Wenigstens schreibt es sich von dieser Zeit her, daß man in den höhern Kreisen, wo man früher mit der Verfassung zu sympathisiren schien, eine heftige Abneigung gegen das „constitutionelle Wesen" faßte. Dieser hatte Hassenpflug sein Ministerium und bald seine ausschließliche Herrschaft zu verdanken, der aus der Haller'schen Schule hervorgegangen und mit bedeutenden Talenten versehen, es sich zur Aufgabe setzte, die dem Volke durch die Verfassung erworbenen Rechte auf ein Minimum zu reduciren, den allenthalben zur Mode gewordenen Liberalismus zum orthodoxen Conservatismus zu bekehren und den jetzt constitutionellen Staat, so viel der Wortlaut der Verfassung es nur zuließe, in den von Gott verordneten patrimonialen zu verwandeln. Und zum Glücke fand eine einseitige Auslegung an der Verfassung reichen Stoff, da fast jeder Paragraph so einen kleinen unscheinbaren Zusatz, Gott weiß woher, mit sich führt, in den man gerade das Gegentheil von dem, was er ausdrücken will, hinein interpretiren kann. Da wird Jedem zugestanden, seine Ansichten frei zu äußern, soweit keine Injurie oder ein Verbrechen darin liegt, Religionsfreiheit gegeben, soweit es dem Staate nicht schade, Preßfreiheit, so weit sie der Bund nicht beschränke u. s. w. Seine Pläne führte Hassenpflug nun mit eiserner Consequenz durch und vermied dabei doch immer jede offene Verfassungsübertretung. Mehrmals ward er zwar einer solchen angeklagt, aber nie konnte er verurtheilt werden. Zuerst begann er damit, den Beamtenstand zu bekehren, der damals auch dem Zeitgeist huldigte und wie Alle liberal war. Unzählige Versetzungen, Uebergehungen beim Avancement und alle diese bureaukratischen Mittel brachten ihn bald zur Vernunft. Die talentvollsten und fähigsten Leute erkannte Hassenpflug mit schnellem Blick und suchte sie an sich zu ziehen, was ihm auch bei vielen gelang, so daß dadurch noch jetzt eine Reihe bedeutender und man kann fast sagen der bedeutendsten Leute im Lande auf Seiten der Regierung und an der Spitze stehen. Dadurch wurden denn Alle eingeschüchtert, enthielten sich Anfangs aller politischen Aeußerungen, führten die Regierungsbefehle ohne alle Untersuchung mit größtem Eifer aus, bis die Gewohnheit sie am Ende Alle zu vollkommenen Conservativen machte. D

wurde die Ständeversammlung durch Urlaubsverweigerungen, Auflösungen und andere Mittel reformirt, und waren dennoch einige „Schreier“ da, so ließ man sie reden und kümmerte sich nicht darum, zumal da man alle Hauptsachen durchsetzte und schon damals kein Mann mehr in der Opposition war, der im Stande war, diese um sich zu vereinigen und mit gleichen Gaben den Kampf zu führen. So ward bald im Lande eine bedeutende Abkühlung für die Sache des Liberalismus bewirkt, und wer in irgend einer Privatbeziehung zu der Regierung stand, wer von ihr irgend etwas wollte, ja selbst wer Verwandte hatte, die von der Regierung abhängig waren, war klug und — schwieg.

Und als nun so Hassenpflug der Reaction den Weg gebahnt hatte, als er den fast schon ersterbenden aristokratischen und bureaukratischen Elementen von Neuem die künftige Herrschaft gesichert hatte, da fand man bald, daß sein unumschränkter Einfluß, den ihm seine bedeutende Persönlichkeit sicherte, mit der Zeit lästig werde, und da man nun selbst gelernt hatte, wie gegen den Liberalismus zu verfahren sei, suchte man ihn los zu werden, wozu eine kleine persönliche Eitelkeit, die man an ihm entdeckt haben wollte, Gelegenheit geben mußte zum größten Jubel des Adels, der diesen bürgerlichen aber stolzen Parvenuü nicht liebte und jetzt wieder Einfluß zu erhalten hoffte, worin er sich freilich sehr täuschte. Persönlich beleidigt mußte Hassenpflug sich zurückziehen und verließ das Land. Sein Sturz war trotz alledem ein großer Verlust für das Land. Er hat sich um die materiellen Verhältnisse Kurhessens bedeutende Verdienste erworben und sein Ministerium war in dieser Beziehung die letzte glückliche Zeit. Die Volksbildung verdankt seinen Einrichtungen noch viel, die Universität, die nach ihm der Auflösung nahe gekommen ist, begann auf kurze Zeit wieder aufzublühen, manche nützliche und verdienstvolle Gesetze gingen von ihm aus, namentlich ein ganz neues Civilprozeßgesetz, und selbst auf Ackerbau, Handel und Industrie dehnte sich seine Sorgfalt aus.

Alles dies hörte jetzt auf, und nur das politische System blieb dasselbe, und ward mit eiserner Consequenz und oft mit überraschender Schlauheit ausgeführt. Die Mittel die Hassenpflug angegeben, wurden rücksichtsloser und härter angewandt, und selbst Institute wurden angegriffen, die er noch heilig gehalten hatte; so die Richterbehörden. Schon früher hatte man freilich Richter von entschieden conservativer Gesinnung besonders befördert, und namentlich damit das Oberappellationsgericht, das zugleich Staatsgerichtshof für Ministeranklagen ist, zu besetzen gesucht; von jetzt an aber suchte man und sucht man noch immer trotz dem heftigen Widerspruch des alten Richterstammes, namentlich des höchsten Gerichts, der Kabinetsjustiz und der Abhängigkeit der Richter Thor und Thür zu öffnen, wobei zu bedauern ist, daß die Verfassung dagegen so wenig Schutz gewährt hat. Manche Kämpfe mögen hier vorgekommen und in den Acten vergraben sein, von denen nur Gerüchte in's Publikum drangen, aber Richter sind ernannt worden,

die im Lande keine Achtung genossen, und deren Beförderung nur aus Rücksichten auf Gesinnung oder aus noch schlimmern Motiven hervorgegangen sein kann; Versetzungen haben stattgefunden, die sich nur aus Erkenntnissen, die kurze Zeit darauf erfolgten, erklären lassen. Der unglückliche Jordan'sche Prozeß weist eine Reihe solcher Skandalosa auf. Und solchen Einflüssen haben denn auch die Gerichte nicht überall widerstehen können, und was vielleicht das traurigste für ein Land ist; sie fangen an ihr Ansehen und ihren unbefleckten Ruf zu verlieren. Für den übrigen Beamtenstand gilt ein gleiches. Wehe dem, der sich einmal mißliebig macht, er wird versetzt und wieder versetzt, rückt nie vorwärts und wird auf jede Weise gekränkt. Eine Zahl von Kindern und Brüdern derer, die in der Kammer eine unabhängige Stellung einnahmen, hat auswandern und fremde Dienste suchen müssen. Darum ist jeder Beamter in beständiger Furcht, mit den Ansichten der Regierung in Collision zu kommen, und darum betheiligt er neben seinem Amte sich nie bei sonstigen öffentlichen Verhältnissen, wenn sie auch noch so fern von Politik liegen. Geschähe es ja einmal, dann erregt es allgemeines Staunen, und die Regierung wird es als unpassend ahnden, wie sie auch den Staatsbeamten die Annahme von Gemeindeämtern untersagt hat, auch schon damit sie nicht zu sehr mit dem Volke fraternisiren. Aber auch in seinem Amte wagt der kurhessische Beamte nicht eine selbstständige Stellung einzunehmen, sondern kein Beamter, keine Behörde nimmt irgend eine Maßregel vor, ohne nicht vorher oben anzufragen und von dort aus Instructionen zu erwarten, um so die Verantwortlichkeit von sich abzuwenden. Die völlige Selbstständigkeit und Unumschränktheit eines Beamten in seinem Bezirk hat freilich häufig Nachtheile und artet leicht aus, aber ein solches Stocken aller Lebensadern, wie das hessische System bewirkt, wird sie nicht herbeiführen. In der Hungersnoth des vorigen Winters hatten die Beamten nicht einmal den Muth sich von selbst verstehende, durchaus nöthige Maßregeln vorzunehmen, sondern um nur in Kassel anfragen zu können, ließen sie ruhig die Armen hungern, und als der Frühling und neue Erwerbsquellen kamen, kamen meistens erst ihre Instructionen. Denn da das Anfragen bei allen Stellen fortgeht, so müssen alle Entscheidungen von oben gegeben werden, und dadurch bleibt denn Alles eine Ewigkeit liegen. Oben will man Alles selbst nicht blos formell, sondern auch materiell entscheiden, und dabei überläßt man sich nicht dem Urtheile oder Einflusse eines Ministers oder Günstlings, sondern damit keiner von diesen selbstsüchtige Zwecke durch seinen Rath erreiche, wägt man Alles selbst ab, wodurch dann oft die wichtigsten Sachen unendliche Zeit lang liegen bleiben, was oft schlimmer ist, als wenn sie schlecht entschieden wären. Die Eisenbahnfrage liefert hier ein treffendes Beispiel, wie langsam hier Alles betrieben wird. Schon um 1833 ward eine Commission für die Vorarbeiten niedergesetzt, erst 1843 wurden auf heftiges Drängen der Stände diese Vorlagen deshalb gemacht, dann 1844 einer Actiengesellschaft die Concession ertheilt, anderthalb Jahre später der

Bauplan mit Ausnahme des für den Kreis Kassel genehmigt, und hier, wo sich die wichtige Bahnhofsfrage anderer kleiner Residenzen wiederholte, erst Anfang 1847, während die Bahn an manchen Stellen schon fertig war, die Zustimmung ertheilt. Wie viel Zeit nun noch bis zur endlichen Vollendung, der Genehmigung des Tarifs und des Fahrplans hingehen wird, muß die Zukunft entscheiden. Daß die Friedrich-Wilhelms-Nordbahnactien immer mehr sinken, ist deshalb kein Wunder.

Dann ist in Hessen ein solches System von Vielregieren eingerissen, wie man es vielleicht im ganzen lieben deutschen Lande nicht wieder findet. Alles wird vorgeschrieben, Alles beaufsichtigt, jeder Verein, zu welchem Zwecke er auch immer sei, wird überwacht und, sobald nur ein Keim von Politik sich dabei bemerklich macht, wird er aufgelöst. Die religiösen Bewegungen, die Verfolgung aller Dissidenten, das gewaltsame Aufrechterhalten der streng kirchlichen Richtung sind hinlänglich bekannt, und noch in diesen Tagen haben sie Veranlassung zu einer schrecklichen Scene an einem offnen Grabe gegeben. Alles dieses schreibt sich weniger von der festen Ueberzeugung des alleinseligmachenden Glaubens und dem Wunsche her, die Kirche zu schützen, da deren treue Anhänger auch mancherlei Kränkung zu dulden haben, als vielmehr von dem Argwohn, den man gegen alles Neue hegt, und dem Zusammenhange, den man hier mit politischen Neuerungen fürchtet. — Selbst auf commerzielle und gewerbliche Beziehungen dehnt man diese Regiererei aus, und natürlich hier mit den verderblichsten Folgen, indem man, anstatt daß man den Unternehmungsgeist weckt, fremde Kapitalisten in das Land zu ziehen sucht, jeden Aufschwung durch Plackereien hemmt und unterdrückt. Daß diese Verhältnisse den nachtheiligsten Einfluß auf den Verkehr haben müssen, und ihnen ein guter Theil der überall riesenhaft zunehmenden Armuth und Arbeitslosigkeit zuzuschreiben ist, versteht sich von selbst. Außerdem geschieht auch gar nichts oder wenig zur Anknüpfung neuer Verbindungen, zur Auffindung neuer Absatzwege, zur Hebung der sinkenden Industrie, und nur der Ackerbau erfreut sich, von der Verfassung unter besonderen Schutz genommen und am wenigsten eines Fortschrittes mit der Zeit bedürfend, einiger Blüthe.

Zur öffentlichen Besprechung aller dieser Uebel gibt es nun im Lande selbst keine Wege. Denn trotz dem, daß die Verfassung Preßbeschränkungen nur bis zum Belaufe der Bundesvorschriften zuläßt, fängt die kurhessische Presse an sprichwörtlich zu werden, und das mit Recht. Man nehme nur einmal ein Blatt der Kasseler Allgemeinen Zeitung, des Haupt- und fast einzigen Organs der hessischen Intelligenz zur Hand, wo man aus dem Auslande viel und auch Gutes, aus Deutschland wenig und sehr Auserlesenes, aus Hessen außer den verfassungsmäßig zu veröffentlichenden Ständeverhandlungen gar nichts findet. Doch da thue ich ihr unrecht. Denn abgesehen von den Berichten über die Reisen des Kurfürsten und der sogenannten Geburtstagsliteratur, die über die Feier des „höchster-

freulichen Geburtstags“ des Kurfürsten in allen hessischen Städten und immer auf dieselbe Weise berichtet, findet man ja darin jährlich zwei mit Kassel bezeichnete Artikel, die über die vom Kurfürsten abgehaltenen Paraden berichten, wie das schönste Wetter diese militärische Feier begünstigte u. s. w. Auch enthielt sie ja in der neusten Zeit die beiden den Wechsel des politischen Thermometers so bezeichnenden Lobreden auf den verstorbenen Kurfürsten. Andere deutsche Zeitungen werden trotz der schon an ihnen geübten bundesmäßigen Censur, sobald sie auf die Idee kommen über Hessen zu berichten, was immer es auch sei, verboten und verfolgt. Die Frankfurter im Lande vielgelesenen Zeitungen haben sich bis jetzt davor bewahrt, aber sie machen es auch darnach. — An öffentlichen Orten hört man nie oder nur in sehr vertrauten Kreisen über inländische Politik sprechen.

Die Stände nun, das rechtliche Organ für alle Beschwerden und Klagen, sind in dieser Beziehung ganz ohne Bedeutung. Man läßt sie sprechen, oder sagt ihnen, es sei ein Frevel, an die heiligen Rechte der Krone zu tasten und sich in Regierungssachen zu mischen; auf jeden Fall aber kümmert man sich nicht um ihre Petitionen und Beschwerden, und gibt ihnen kaum darauf Antworten. Für die Gesetzgebung ist ihre Thätigkeit seit einigen Jahren fast nur negativ, indem schon lange keine wichtigen Gesetze mehr zu Stande gekommen sind, und die Regierung auf jedem Landtag außer Unwesentlichkeiten nur Verbesserungen in der Strafjustiz im Geiste des alten Schlendrians vorschlägt, welche die Stände zu ihrer Ehre consequent bis jetzt durchfallen ließen, weil sie ein durchgreifendes neues Strafgesetz und einen neuen Criminalproceß verlangen. Diese wurden nämlich schon in dem ersten Landtagsabschied für die nächste Zeit versprochen, aber bis jetzt denkt die Regierung nicht daran, ihr Versprechen auszuführen, und fast würden auch die wissenschaftlichen Kräfte für ein solches Werk im Lande fehlen. Die Hauptthätigkeit der Ständeversammlung bezieht sich auf das Budget; allein auch hier hat man das wesentlichste Recht der Stände verkümmert. Was man vor wenigen Jahren noch nicht für möglich gehalten haben würde, thut man jetzt, indem man ihnen das Ausgabenverwilligungsrecht bestreitet, und haben wir einen Führer der Opposition recht verstanden, so hat der neulich dies seither bestehende Recht für nicht bestehend erklärt. Man legt zwar den Ständen die Ausgabenposten vor, diese berathen sie, streichen auch manches, und zum Schluß sagt man ihnen, sie möchten streichen so viel sie wollten, man gebe es doch aus. Dann legt man ihnen später die gemachten Ausgaben vor, und wenn sie eine für nicht gerechtfertigt erklären wollen, sagt man ihnen, sie hätten nur darauf zu sehen, ob nichts unterschlagen sei, wo sie ein Klagerecht hätten. Zu welchen Mißbräuchen das führt, zeigt am besten der Militäretat, wo die Pensionen für die alten und verstümmelten Invaliden so gering sind, daß viele hungern und betteln müssen, während derselbe Militäretat die von keiner Nothwendigkeit gebotene und mit unendlichen Kosten verbundene Umwandlung zweier Dragonerregimenter in Husaren-

Digitized by Google

regimenter bestreiten muß. — Außer den Finanzfragen nehmen die Legitimationsfragen viel Zeit der Ständeversammlung in Anspruch, und namentlich die Frage, ob die kurhessische Verfassung eine constitutionelle oder ständische sei, indem die Regierung letzteres behauptet und daraus folgert, freilich fast gegen den Wortlaut der Verfassung, daß jemand nur von Standesgenossen gewählt werden könne. Der 17jährige usus, die Ansicht der vorigen Ständeversammlung, der zuerst dies Ansinnen gestellt wurde, ist dagegen; was die jetzige thun wird, ist noch nicht entschieden, doch Entschiedenheit ist bei ihrer Zusammensetzung nicht zu erwarten. Auf jeden Fall hat die Regierung durch die vielfachen Beanstandungen der Wahlen den Vortheil, ihr mißliebige Personen auf längere Zeit auszuschließen. Seit dem Juni ist die jetzige Versammlung mit dreimonatlicher Unterbrechung zusammen, noch ist nicht über die Wahl des Herrn von Waitz und des tüchtigsten aller Deputirten, Wippermann, entschieden. Beide haben freilich aus verschiedenen Gründen verzichtet, Waitz wurde aber beim Zusammentritt der Ständeversammlung Anfang October wieder gewählt, Wippermann etwas später *). Die vielfachen andern Beanstandungen der Wahlen von Seiten der Regierung im Anfange der Ständeversammlung haben die Folgen gehabt, daß die in den ersten Sitzungen vorzunehmenden Wahlen der Commissionen und des Präsidiums einseitig im Sinne der Regierung ausgefallen sind, was seine großen Nachtheile hat. Einige entschiedene Männer wollten dem vorbeugen, indem sie alle Liberalen aufforderten, die Ständeversammlung bis zur Entscheidung über die Legitimationsfragen zu verlassen und dadurch die Versammlung beschlußunfähig zu machen. Schon wollten viele folgen, da hielt der Landtagscommissar eine donnernde, mit allen möglichen Drohungen versetzte Rede, man fing an zu schwanken und — das Schicksal dieses Landtages war entschieden. Ueberhaupt drängt sich uns, wenn wir einen Blick auf die einzelnen Persönlichkeiten werfen, das Urtheil auf, daß es hier an energischen, hervorragenden Männern, die einen tiefern Blick in Staatssachen haben und zugleich die nöthige Gewandtheit und Bildung besitzen, durchaus fehle und zwar in höherem Grade, als in irgend einer deutschen Kammer, und diesem Umstande ist denn auch ein guter Theil des geringen Erfolges der Opposition zuzuschreiben. Die Regierungspartei, die früher einige gute Redner hatte, jetzt aber verloren hat, nimmt seither eine mehr passive Rolle an und überläßt es dem Regierungscommissar, diesem Muster aller Commissare an Gewandheit, Landeskenntniß, Unerschrockenheit und — Derbheit, für sie zu sagen, was nur gesagt werden kann. Auf der linken Seite, die freilich ihre destructiven Tendenzen zunächst nur darin zeigt, daß sie „Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Rechtszustandes“ ver-

*) Eben hören wir, daß jetzt, wo die Stände heftig auf Beschleunigung von dessen Wahlprüfung drangen, er plötzlich wegen der Artikel in der deutschen Zeitung in Anklage gesetzt und so sein Eintritt wieder auf unbestimmte Zeit verschoben ist. Wohin mag das Alles noch führen!

langt, sind Männer, die die Noth des Landes einsehen, ihr auch gerne abhülfen, manche auch, die viel und gewandt reden, aber bei Allen muß man mehr ihren Muth und ihre Unermüdlichkeit, als ihre Talente und Einsicht bewundern. Namentlich fehlt es manchen von ihnen an jedem parlamentarischen Tacte, wodurch sie ihrer Sache oft großen Schaden zugefügt haben. In der Mitte, die immer zu vermitteln sucht, findet man manche tüchtige, geschäftskundige und unterrichtete Leute, die ihre Sache mit Geschick führen, so vor Allem der Posthalter und Advokat Nebelthau, jetziger Vicepräsident, früherer Präsident. Allein wie sein Aeußeres mehr einem eleganten Cavallerieoffizier als einem Präsidenten der Landesrepräsentanten gleicht, so sagt die böse Welt, sei er auch zu eitel, um in der Minorität sein zu können, modificire daher bei jeder Ständeversammlung seine Ansichten nach denen der jedesmaligen Majorität, und wirklich zeigt er sich jetzt oft sehr conservativ. Auf jeden Fall zeigt er nach oben hin eine lobenswerthe Unabhängigkeit und sein Verlust würde die Ständeversammlung hart treffen. Auch der Oberbürgermeister Arnold fängt in neuerer Zeit an eine selbstständigere Stellung mit seinen Fähigkeiten zu verbinden. Ein tüchtiges und in hessischen Verhältnissen, namentlich in den Finanzangelegenheiten, wohl bewandertes Mitglied, das schon seit vielen Jahren ein rüstiger Vorkämpfer für Hessens Freiheit ist, würde die Ständeversammlung durch den freilich jetzt weit hinausgeschobenen Eintritt von Wippermann erhalten, der einen festen unerschütterlichen Charakter mit Rednergabe und wissenschaftlicher Bildung verbindet und sich wohl dazu eignen würde, die verschiedenen und zersplitterten Elemente zu vereinigen. In seiner amtlichen Stellung ist er freilich in Folge seines politischen Auftretens nie höher als bis zum Stadtschreiber und Vicebürgermeister von Cassel vorgeschritten, aber im Lande genießt er allgemeine Achtung und Anerkennung, wie immer seine oft einstimmige Wahl in verschiedenen Landestheilen beweist. Er ist eine kräftige schaumburgische, also niedersächsische Natur mit allen deren Vorzügen.

Im Ganzen macht nun die Opposition durchaus keinen glänzenden Eindruck. Man höre oder lese nur die Ständeverhandlungen, wie bei der Debatte oft von ihrer Seite die wichtigsten Momente gar nicht erwähnt werden, was namentlich bei tieferliegenden Fragen und Principienkämpfen stattfindet. Als Beispiel ist besonders die neueste Debatte über die Censur interessant, in Folge deren, was seither alle Landtage consequent verweigert hatten, ein Gehalt für Censoren verwilligt wurde. Nach alle dem, was hierüber geschrieben und in andern Kammern discutirt ist, ward dem Landtagscommissar und dessen Gefolge wenig Schlagendes erwidert. — Durch den Mangel an jedem politischen Leben im Lande und die geringen Anlagen, die die Hessen überhaupt für ein solches haben, fehlt es ihr an jeder systematischen Taktik, an jedem übereinstimmenden Handeln. Der compacten und um die Regierung geschaarten conservativen Partei gegenüber, zeigt sie sich höchstens im Negieren der Regierungsvorschläge einig; daß sie dagegen selbst schaffend der Regierung

den von ihr gewünschten Weg zeige, geschieht fast nie, sondern einzelne stellen wohl selbstständige Anträge, aber dann stimmt der eine dagegen, weil ihm ein Wort, der andere, weil ihm die Form mißfällt und so fort. Da muß denn diese Partei der kühn angreifenden und in Landtagssachen sicher geleiteten Regierung gegenüber eine Stellung nach der andern aufgeben, ihre Thätigkeit und die der ganzen Ständeversammlung immer mehr beschränkt sehen, und am Ende selbst am Erfolg verzweifeln. Manche und dazu tüchtige Elemente haben sich schon aus dem Kampfe zurückgezogen, so nenne ich nur den gewandten und scharfen Redner, den liberalen Aristokraten, Hauptmann von Laumbach-Kirchhain, und den Vertreter städtischer Interessen, Bürgermeister Eberhard aus Hanau, die beide auf ihrer Landstandschaft verzichtet haben. Auch andere Männer ziehen sich immer mehr von den öffentlichen Verhältnissen zurück, wodurch sie freilich den Wünschen der Regierung zuvorkommen, und dieses ewige Streiten zwischen Ständen und Regierung, ohne daß es sichtliche Resultate bringt, gewinnt dem constitutionellen Princip hier nicht viele Freunde.

Der Hesse hat überhaupt eine eigene Natur. Der alte Schlendrian ist mit ihm zusammengewachsen, sein altes Herkommen, das ihm Nächstliegende und sein ihm angewiesener Beruf sind seine ganze Welt. Bis zu einem gewissen Grade ist diese Eigenschaft für ein Volk eine Tugend, und es wird sie nicht zu seinem Vortheil vermissen. Bei den Hessen aber geht das so weit, daß sie einerseits so lange in ihrer Industrie bei der alten Gewohnheit festhalten und keine neuen Erwerbsquellen aufsuchen, als sie nur irgend sich sonst noch ernähren können, wo dann häufig schnelle Verarmung, namentlich bei dem jetzigen reißenden Gang der Industrie die Folge ist, andererseits, daß allgemeine Interessen ohne augenblicklichen Vortheil oder Nachtheil sie weniger berühren, woraus sich auch der Mangel an allgemein deutschen Nationalsinn und der Particularismus in Hessen erklärt, ja woher sogar der Mangel an Theilnahme für die speciell hessische Politik hergeleitet werden muß. Jeder fühlt, daß in Hessen nicht Alles so sei, wie es müsse und manches geändert werden könne, aber lieber läßt er sich bedrücken, als daß er sich aus seinen Verhältnissen herausreißt und sich an den öffentlichen Verhältnissen betheiligt. Es hat freilich auch in Hessen Zeiten gegeben, wo es anders war, aber welches Volk und welcher einzelne Mensch hätte nicht Zeiten gehabt, wo die Lebenspulse heftiger schlugen? Jetzt hat auch in einigen Gegenden die religiöse Aufregung eine politische herbeigeführt, die aber bei vielen, wenigstens der Theorie nach, in arge Extravaganzen ausartet. Manche Gegenden, die von andern Volksstämmen, wie der eigentlich hessische bewohnt werden, zeichnen sich auch vortheilhaft aus, so die Hanauische und die Grafschaft Schaumburg. Zu diesen natürlichen Ursachen der politischen Stimmung in Hessen kommt auch noch die ganze Vergangenheit als mitwirkend hinzu. Gegen den Zustand, von dem unsere Eltern und Großeltern noch zu erzählen wissen, ist der jetzige ein goldener, und nur das

war besser, daß es mehr Arbeit und wohlfeileres Brot gab, was dann häufig auf Rechnung der Verfassung kommt. Auch hat die Regierung durch ewige Vertagung und Auflösung lange ad oculos demonstrirt, wie man auch ohne Stände fortkomme, diese nur viel Geld kosten und die guten Absichten der Regierung für das Land vereiteln und hindern. Nur einige Kreise hangen mit Liebe an der Verfassung, begreifen, wie viel sie dem Lande gedient habe und werden sie auch mit Eifer zu vertheidigen wissen. Daraus aber, daß diese Gesinnung durchaus nicht allgemein ist, erklärt sich auch zum Theil die geringe Bedeutung, die jetzt die Opposition hat, und wie sie mit so geringem Erfolg kämpft, da ihr die Hauptstütze, der Rückhalt im Lande fehlt, und sie nicht als Vertreter der Gesinnung des ganzen Landes auftreten kann.

Wenden wir nun zum Schlusse noch unsere Blicke auf die Ministerbank, so müssen wir zuerst die Bemerkung vorausschicken, daß seit Hassenpflug es keine constitutionelle, selbst wirkende Minister mehr gegeben hat, wenn auch sehr viele diesen Titel führten. In Geschichtswerken pflegt man es als ein Verdienst des Fürsten aufzuzählen, daß sie selbst regierten und keinen Einfluß auf sich duldeten; wie dies in Hessen Ursache von manchen Unzuträglichkeiten wird, haben wir oben schon gezeigt. Ein Verdienst dürfen wir dabei freilich nicht übergehen, daß nämlich in keinem Lande vielleicht so wenig Nepotismus und Vetterherrschaft ist, wie hier, daß für den Staatsdienst zwischen Adligen und Bürgerlichen kein Unterschied gemacht wird, sondern Jeder nur durch Fähigkeiten und durch „Gesinnung" sich seine Stellung selbst gründen muß. — Nach Hassenpflug's Sturz kamen, damit nicht wieder Jemand seinen Einfluß zu sehr geltend mache, die nachgiebigen, geduldigen und unbedeutenden Männer an die Reihe, die alle zu der Classe der sogenannten „Wohlmeinenden" gehörten, d. h. die gerne jeden Scandal vermieden, gegen Jeden den besten Willen äußerten und ihm Alles versprachen, wenn es nur oben möglich sei, und so ganz inconstitutionell alle Verantwortlichkeit von sich nach oben wälzten. Je nachdem sie mehr oder weniger nachgiebig und mehr oder weniger zur Ausübung der Befehle fähig waren, stürzten sie früher oder später, aber fallen mußten sie fast Alle. Seit einigen Jahren sieht man aber ein, daß die, welche selbst von den Regierungsgrundsätzen überzeugt sind und den Kampf des Absolutismus mit dem Kampf des Constitutionalismus als einen persönlichen und ihnen selbst an's Herz gewachsenen führen, auch die besten Verbündeten sind. So hat man in die wichtigsten Ministerien, das des Innern und der Justiz, so wie auch in's Cabinet in der Hassenpflug'schen Schule gebildete Männer von bedeutenden Gaben berufen, die den Kampf gegen den Liberalismus und alle Uebergriffe der Stände in die heiligen Kronrechte, gegen die Steuerer und von der Kirche Abtrünnigen als einen heiligen Kreuzzug ansehen, bei dem Feuer und Schwert nicht gespart werden dürfe. Hierbei finden sie von oben her wenig Widerstand, wie sie überhaupt sich in manchen Dingen, namentlich Ständeangelegenheiten, einiger Selbst-

ständigkeit erfreuen. Sonst ist auch ihr Einfluß gering, und sie sind eben auch nur Werkzeuge höherer Befehle, nur daß sie, wie wir gewiß glauben, nicht leicht gegen ihre Ueberzeugung handeln werden. Denn natürlich sucht mancher auch durch zur Schau getragene Orthodoxie und Conservatismus sich diesen Männern anzuschließen, um früher und reichlicher von der Milchkuh des Staatsdienstes genährt zu werden, und so hat auch diese sich immer mehr verstärkende Partei viele aus unlautern Absichten ihr anhängende; aber der Kern und die Führer handeln aus reinster Ueberzeugung. Das haben sie denn auch in den neuesten Tagen bewiesen. Denn trotzdem, daß ihr kühnster Wunsch mit Realisirung der jetzt hinsichtlich der Verfassung gehegten Pläne erfüllt wäre, trotzdem hielten sie sich durch den Wortlaut ihres Eides gebunden, und von der ganzen Partei ließ sich kein einziger zur Beibehaltung oder Annahme eines Portefeuilles finden, sondern Alle baten eventuell um ihre Entlassung. Das ist auch die eigentliche Ursache, an der diese Pläne gescheitert sind. Denn wäre das Militär mit Ankunft der Todesnachricht von Frankfurt allarmirt, und der Eid gefordert, so hätte es den höchst wahrscheinlich geleistet, schon weil es die Verfassungsvorschriften für diesen Fall gewiß nicht genau gekannt hätte und vor einer Entschlußfassung überrascht wäre. Die Ständeversammlung wäre auseinander getrieben, das Volk ruhig geblieben, die Beamten hätten ihren Dienst nicht aufgeben wollen, und die Wenigen, die die Huldigung verweigert hätten, wären vertrieben. Der Bund hätte, um nicht der Souveränität und dem monarchischen Princip wenigstens seiner Ansicht nach einen Anstoß zu geben, sich für incompetent erklärt. Alles dies wäre möglich gewesen, wären jene Männer schwach gewesen, und so verdankt Hessen ihnen viel, so daß es eher die Wunden vergessen kann, die sie ihm geschlagen haben. Denn die jetzt noch der Verfassung drohenden Angriffe haben nicht die halbe Gefahr. Und bleibt uns die Verfassung nur unversehrt, dann haben wir doch immer noch einen, wenn auch schwachen Damm gegen zu große Uebergriffe, und eine künftige bessere Zeit hat schon eine Grundlage für ihre Bestrebungen und braucht nicht wieder von Neuem anzufangen.

— c —

Ein Plagiat
und ein schriftstellerisches Gutachten.

Die Thatsache ist folgende:

Im Herbste 1846 erschien (bei F. L. Herbig in Leipzig) Belgien seit seiner Revolution von Ignaz Kuranda. Das Verdienst, welches der Verfasser für dises Buch in Anspruch nehmen darf, ist, daß es das erste — nicht blos in Deutschland — war, welches eine Gesammtschilderung der politischen, socialen, literarichen und artistischen Verhältnisse lieferte, das Resultat vielfacher Studien, Beobachtungen und näheren Umgangs mit den hervorragendsten Männern dieses Landes, in welchem der Verfasser mehrere Jahre gewohnt hat.

Im Herbste 1847 erschien Vlämisch-Belgien von Gustav Höfken. 2 Bde. (Bremen bei Schlodtmann). Wie verhält sich dieses Buch zu dem vorhergehenden?

Um af diese Frage gerecht und unparteiisch antworten zu können, und um nicht dem Publikum gegenüber den Anschein persönlicher Leidenschaftlichkeit auf sich zu laden, hc der Redacteur dieser Blätter die beiden Werke der Begutachtung von drei sachverständigen Schriftstellern, den H. H. Prof. Carl Biedermann und Dr. Dr. Heinrch Laube und Heinrich Wuttke, unterlegt, und läßt hierbei ihren Ausspruch folge:

Gutachten.

An den Rdacteur der Grenzboten.

Leipzig, den 28. December 1847.

„Sie haben mi zu einer vergleichenden Lectüre Ihres Buchs: „Belgien seit seiner Revolution," und ds so eben erschienenen von Höfken, betitelt: „Vlämisch-Belgien," aufgefordert, um vo mir eine Erklärung darüber zu hören, ob, wie Sie behaupten, der Verfasser des letztgenannten Werkes durch Plagiate an dem Ihrigen sich einer Unehrenhaftigkeit gegn Sie, den er ausgebeutet, ohne ihn zu nennen, und einer Unredlichkeit gegen das Publikum, dem er theilweise bereits Gedrucktes als von ihm selbstständig Verfaßtes verkauft, schuldig gemacht habe.

Ich habe mich dieser Arbeit unterzogen und bin dabei um so unparteiischer zu Werke gegangen, als ich einerseits in Ihnen eben so sehr den Mann von ehrenhafter Gesinnung wie den Mann von Talent schätze, andrerseits aber auch Herr Höfken mir bisher von keiner andern, als eben dieser Seite bekannt war.

Zu meinem aufrichtigen Bedauern kann ich jedoch, nach genauer Prüfung der beiden in Rede stehenden Werke, die Erklärung, welche Sie von mir verlangen, nicht anders als dahin abgeben:

daß Herr Höfken in seinem Buche: Vlämisch-Belgien, Ihr Werk, betitelt: Belgien seit seiner Revolution, auf eine Weise ausgebeutet hat, welche ich von meinem Standpunkte als Schriftsteller (ganz abgesehen also von den juristischen und buchhändlerischen Begriffen der Eigenthums- und Rechtsverletzung durch Nachdruck) durchaus nicht gerechtfertigt, ja, es thut mir leid, dies sagen zu müssen, nicht ehrenhaft finden kann.

Als nicht ehrenhaft betrachte ich es nämlich, wenn ein Schriftsteller die Geisteserzeugnisse eines andern in einer solchen Weise benutzt, daß er dieselbe ganz oder theilweise für die seinigen ausgibt, also sich den Ruhm einer Originalität anmaßt, die er nicht hat, den andern um die Früchte dieser Originalität bringt, indem er verschweigt, daß es Jenes Gedanken und Worte sind, die er selbst nur wiedergiebt, endlich aber auch das Publikum über sein Verdienst und den Werth seines Werkes zu täuschen sucht, indem er ihm Etwas als neu verkauft, was schon anderweit auf dem literarischen Markte aussteht, und also möglicher-, ja wahrscheinlicherweise bereits im Besitze vieler von Denen ist, welche nun doch das angeblich neue und originelle Werk des zu Zweit Gekommenen ebenfalls kaufen.

Wenn ein Schriftsteller das Material, welches ein anderer vor ihm, vielleicht mit großer Mühe, gesammelt hat, mühelos benutzt und verarbeitet, so wird ihn dies zwar in den Augen der Kritik nicht gerade sehr hoch stellen; allein vor dem Tribunal literarischer Ehre mag er gerechtfertigt sein, sobald er sich nur wenigstens die Mühe gibt, dieses Material in eine neue, eigenthümliche Form zu kleiden, sei es der Anordnung, sei es dem Style und der Darstellung nach, — um so mehr, wenn er offen bekennt, daß das Material ein erborgtes und nur die Form sein wirkliches Eigentum sei.

Wenn ein Schriftsteller Gedanken, Bilder, Wendungen, ja ganze Anschauungen und Schlußfolgerungen einem andern entlehnt und sie wörtlich oder doch ihrem wesentlichen Inhalte nach wiedergibt, also Stoff und Form zugleich erborgt, so kann auch Dies gerechtfertigt erscheinen, — mindestens Dem gegenüber, den er ausgebeutet, weniger schon dem Publikum gegenüber — wenn er nur überall, wo er in fremden Gedanken denkt, mit fremden Worten spricht, Dies entweder geradezu sagt oder durch eines der dafür üblichen Zeichen andeutet.

Wenn aber ein Schriftsteller nicht blos ein fremdes Material, sondern fertige und formirte Gedanken, Wendungen, Bilder, historische, politische, philosophische, ästhetische Räsonnements eines Andern dergestalt benutzt, daß er sie, theils wörtlich ihrem ganzen Zusammenhange und Umfange nach, theils nur äußrlich etwas anders gruppirt und unter Eigenes versteckt, aber ihrem wesentlichen Inhalte nach unverändert wiedergibt, also, mit einem Worte, abschreibt, wenn derselbe Schriftsteller die Quelle, aus der er diese Gedanken, Räsonnements 2c. geschöpft hat, so wenig angibt, daß er nicht einmal das Werk seines Vorgängers, welches er ausgebeutet, überhaupt nur nennt, (einmal, Bd. II.

S. 121, Note, nimmt Herr Höfken auf Sie Bezug, ohne jedoch Ihr Werk genauer zu bezeichnen), ja daß er sogar an den Stellen, wo er gegen dieses Werk in einer oder der andren Beziehung polemisch auftritt, die Nennung desselben durch allgemeine Bezeichnungen, wie: „Man hat gesagt" u. dgl. umgeht, — so erscheint mir ein solches Verfahren, aus den schon oben entwickelten Gründen ungerechtfertigt und mit der literarischen Ehrenhaftigkeit unverträglich.

Eines solchen Verfahrens aber hat sich, meiner gewissenhaften, auf genaue Vergleichung beider Werke gestützten Ueberzeugung nach, Herr Höfken in dem genannten Werke über Belgien, gegenüber dem Ihrigen, in hohem Grade schuldig gemacht, denn er hat an zahlreichen Stellen nicht allein Ihr Material, und zwar anscheinend in bloßer Wiederholung der von Ihnen aufgestellten Resultate ohne eigene Prüfung derselben, sondern selbst Ihre Gedankenfolge, Ihre Darstellungsweise, Ihre Art zu argumentiren, ja bis auf einzelne Schlag- und Witzworte herab, unverändert in sein Werk aufgenommen, ohne nur ein einziges Mal anzuführen oder anzudeuten, daß dies nicht seine Gedanken, nicht seine selbsterfundenen Wendungen seien, daß dieselben einem Andern, daß sie Ihnen entlehnt seien.

Ich will hier nur einen Theil dieser Stellen citiren; es wird dies hinreichen, um die behauptete Thatsache zu constatiren, da eine genaue Quantifizirung des auf diese Weise Ihnen Nachgeschriebenen und Nachgedruckten zwar wohl für die rechtliche Beurtheilung und Abschätzung des Höfkenschen Werkes als eines Nachdrucks, nicht aber hier von Belang ist, wo es nur auf die geistige und schriftstellerische Würdigung des Verfahrens im Allgemeinen auf die Feststellung eines Plagiats ankommt.

Kuranda.		Höfken.
Seite 40, Zeile 9 v. u.	I. Bd.	Seite 158, Zeile 3 ff. v. o.
„ 43, „ 19 v. o.		„ 158, „ 9 v. o.
„ —, „ 4 v. u.		„ —, „ 10 ff. —
„ —, „ 5 v. u.		„ 158, „ 16 ff. —
„ —, „ 2 v. o.		{ „ 158, „ 7 ff. v. u.
		{ „ 159, „ 1 ff. v. o.
„ 51, „ 6 —		„ 120, „ 20 ff. v. o.
„ 60, „ 2 v. u.		„ 121, „ 15 ff. —
„ 53, „ 11 v. u.		„ 122, „ 2 ff. —
„ 55, „ 13 v. o.		„ 122, „ 4 ff. —
„ 116, „ 6 ff. —		„ 181, „ 14 ff. —
„ 118, „ 16 ff. —		„ 182, „ 12 ff. —
„ 119, „ 7 ff. —		„ 183, „ 19 ff. —
„ 121, „ 4 v. u.		„ 188. „ 10 ff. —
„ 132, „ 2 ff. v. o. }		„ 192, „ 1 ff. v. o.
„ 133, „ 4 ff. v. u. }		
„ —, „ 7 v. u.		„ —, „ 10 ff. —
„ 135, „ 10 —		„ 193, „ 2 ff. —
„ 137, „ 5 v. o.		„ 194, „ 10 ff. —
„ 118, „ 14 —		„ 208, „ 10 ff. —
„ 121, „ 6 —		„ 208, „ 10 ff. v. u.
„ 145, „ 9 }		{ „ 213, „ 6 v. u.
„ 145, „ 15 }		{ „ 213, „ 3 v. u.
„ 147, „ 2 }		{ „ 214, „ 10 v. o.
„ —, „ 12 }		{ „ —, „ 16 ff. —
„ 148, „ 9 }		
„ 148, „ 18 ff.		„ 214, „ 4 v. u. und so weiter.

Ich übergehe hierbei absichtlich die Stellen, wo Herr Höfken blos die von Ihnen aufgestellten Resultate benutzt, und beschränke mich auf die, wo er zugleich Ihr

Form unverändert beibehalten, also recht eigentlich Ihr innerstes geistiges Eigenthum in seines verwendet hat.

Prof. Carl Biedermann.

Zu demselben Zwecke einer gewissenhaften Prüfung, ob das Höffen'sche Buch neben dem von Kuranda des Plagiates zu bezüchtigen sei, haben auch wir beide Bücher sorgfältig verglichen, und wir fühlen uns nach dieser Prüfung zu der Aussage verpflichtet: daß wir dem vorstehenden Urtheile Herrn Biedermanns in allen Punkten beistimmen.

Leipzig, den 28. December 1847.

Dr. Heinrich Laube.

Dr. Heinrich Wuttke.

Um das: „und so weiter" des Herrn Professor Biedermann's zu motiviren, mögen hier auf's Gerathewohl einige von den vielen Stellen, die unter dem obigen Verzeichniß sich befinden und nicht befinden, folgen. Man kann daraus das Verfahren des Herrn Höffen am besten beurtheilen.

I.

Kuranda.
Belgien seit seiner Revolution.
S. 29 u. folg.

Mecheln ist der Centralpunkt aller belgischen Eisenbahnen und zugleich der Centralpunkt des ganzen Clerus des Landes! .... Das Geräusch, die laute Geschäftigkeit überläßt der belgische Katholicismus gerne seiner Nachbarin, der Industrie. Ist es doch für ihn, für den sie die Schätze häuft; ihm gehören diese Reichen, seine Schulen unterstützen sie, seine Kirchen bauen sie, seine Deputirten wählen sie..... Die Güter und Reichthümer, welche die belgische Kirche aus alten Zeiten her besitzt, sind unermeßlich. Zwar sind einige schwere Prüfungen über ihrem Haupte hingerauscht. Die Bilderstürmer haben manchen Kathedralen ihren schönsten Aufputz geraubt, die Jacobiner haben manchem steinernen Heiligen den Kopf abgeschlagen, manchen Rubin und Diamant aus der funkelnden Monstranz ausgeschält, oder um die Mühe zu sparen, die Mandel sammt der Schale davongetragen. Aber die Häuser, die Felder, die Dorfschaften, welche ein Eigenthum dieser Kathedralen sind, haben sie nicht vom Platze schleppen können. Auch haben die Kirchenvorsteher, die Kapläne und Küster das Beste und Wichtigste immer an sichern Orten noch vor der Ankunft der Raubschwärme zu sichern gewußt und sich kluger Weise nicht sehr beeilt, sogleich nach ihrem Abzug das Verschwundene wieder erscheinen zu lassen..... Das Volk, die Fürsten und der Adel suchten dann mit nimmer ermüdenden Spenden die bedrängte Kirche zu entschädigen, der Haß gegen die Verfolger

Höffen.
Vlämisch-Belgien.
S. 153.

Der belgische Katholicismus lebt auf freundlichem Fuße mit der Industrie. Er weiß, daß Industrie Macht ist. Und häuft sie nicht auch für ihn ihre Schätze an, unterstützen diese nicht seine Schulen, helfen sie nicht seine Kirchen bauen, seine Volksvertreter wählen? Mecheln, die katholische Metropole des Landes, der Sitz des Kardinal-Erzbischofs, ist auch der Mittelpunkt aller belgischen Eisenbahnen. Die belgische Kirche besitzt aus alten und neuen Zeiten her beträchtliche Güter und Reichthümer, trotz der Stürme, die über sie hingebraust. Wenn die Bilderstürmer manchen Domen ihren Putz raubten, das Grundeigenthum und die zinspflichtigen Dörfer ließen sie doch liegen, und spätere Meister füllten die Lücke an Bildern wieder aus. Die Jakobiner freilich schonten auch nicht das Eigenthum der Kirche, nicht das Gold, die Rubinen und Diamanten an der funkelnden Monstranz; allein manches ward doch gerettet, viele Schätze durch kluge Kaplane und Küster in sichern Verwahrsam gebracht. Der Haß gegen die Verfolger der Kirche stachelte zugleich den Liebeseifer für die Verfolgte, und Volk, Fürsten und Adel wetteiferten, der be-

Kuranda.

stachelte den Liebeseifer für die Verfolgte und diese fand ihren Verlust immer hundert- und tausendfach ersetzt..... Das Vermögen derselben ist dadurch zu einer Höhe angewachsen, daß selbst die eifrigen Versuche, welche die Statistiker gemacht haben, um nur den beiläufigen Werth zu ergründen, bisher vergebens waren. Alle Nachweisungen, und auch diese sind unzureichend, beschränken sich darauf, daß seit der Revolution von 1830 bis 1839, innerhalb zehn Jahre, die geistlichen Institute an Geschenken und Legaten von Privaten gegen vier Millionen Franken erhalten haben. Da es sich nun herausstellt, daß die Summen dieser Legate, durch den wachsenden Einfluß des Clerus, mit jedem Jahre um ein Drittheil sich vermehren, so kann man annehmen, daß das Kirchenvermögen, in so weit es zur öffentlichen Kunde gelangte, seit der Revolution um sieben Millionen Franken sich gesteigert hat, d. h. in so weit der Staat die Controle übt; was dieser Controle sich entzieht, ist unberechenbar. Außerdem hat das Gouvernement, haben die Communen und Provinzen zu Bau und Ausbesserungen von Kirchen und Pfarrhäusern in diesen vierzehn Jahren über drei Millionen Franken gesteuert. Die Weltgeistlichen aller Glaubensbekenntnisse werden bekanntlich in Belgien aus der Staatskasse bezahlt und die jährliche Summe dieser Besoldungen beträgt 4,186,150 Franken. Hiervon erhält der protestantische Cultus jährlich 66,527 Franken, der anglicanische 11,200 Franken und der israelitische 10,000 Franks, demnach bleibt für die katholische Geistlichkeit eine jährliche Besoldung von 4,107,423 Franken. Dafür hat auch Belgien sechs Bisthümer.....

Die Gesammtzahl der Weltgeistlichen beträgt in ganz Belgien 4,421. Unzählbar dagegen ist die Zahl der Ordens- und Klostergeistlichkeit, da dieselbe von Jahr zu Jahr mit einer solchen Schnelligkeit und Unverhältnißmäßigkeit anwächst, daß man jeden Maßstab verliert. Ein Beispiel. Im Jahre 1830 (vor der Revolution) zählte Belgien 29 Männer- und 255 Frauenklöster. Im Jahre 1837 gab es bereits 42 Männer- und 333 Frauenklöster. Und wie haben sie sich erst in den letzten fünf Jahren gesteigert! Die einzige Diöcese von Mecheln

Höfken.

drängten Kirche mit Spenden zu Hülfe zu kommen. So weit der Staat die Controle über das Kirchenvermögen übt — und was ihr sich entzieht, ist schwer zu schätzen — sollen während der zehn ersten Jahre seit der Revolution von 1830 die geistlichen Institute an Geschenken und Legaten von Privaten gegen 4 Millionen Fr. erhalten haben, die sich bis heute vielleicht verdoppelt haben dürften. Was außerdem Regierung, Provinzen, Gemeinden zu kirchlichen Bauten beigetragen, dürfte sich ebenfalls auf 3 Millionen belaufen. Die Weltgeistlichen aller Glaubensbekenntnisse empfangen ihren Jahrgehalt übrigens aus der Staatskasse, im Belaufe von nahe 4 Millionen Fr., wovon 4,107,500 auf die katholische, 66,530 auf die protestantische, 11,200 auf die anglikanische Kirche und 10,000 Fr. auf die israelitische Geistlichkeit kommen. Bisthümer hat das kleine Belgien sechs, das Erzbisthum zu Mecheln für Antwerpen und Brabant, das Bisthum Turnik für Hennegau, Gent für Ostflandern, Brügge für Westflandern, Lüttich für Lüttich und Limburg, Namen für Namen und Luxemburg.

Die Gesammtzahl der Weltgeistlichen beträgt 4,420, ungefähr einen auf 950 Einwohner, dessen durchschnittlicher Jahrgehalt nur 718 Fr. beträgt, so viel als dem Staat auch jeder Unteroffizier des Heeres kostet; die Zahl der Ordens- und Klostergeistlichkeit wächst schnell an. Vor der Revolution von 1830 zählte Belgien 29 Männer- und 255 Frauenklöster, jetzt vielleicht doppelt so viel; der erzbischöfliche Sprengel allein mag gegenwärtig an anderthalbhundert Klöster umfassen. Die Macht der Hierarchie oder richtiger die bischöfliche Macht hat sich in Belgien durch den unbedingten Sieg gewisser Principien in der Revolution, namentlich das der Trennung des Staats von der Kirche und das der Unterrichtsfreiheit, die zur Errichtung einer Schule nicht einmal einer örtlichen Ermächtigung bedarf, ungemein verstärkt; die Consequenzen davon wer-

Kuranda.

zählte im Jahre 1837 bereits 86 Klöster und heute zählt sie mehr als einhundert und vierzig!....

In sechs großen und sechs kleinen Seminarien werden die dem geistlichen Stande sich widmenden jungen Leute herangebildet. Jedes kleine Seminarium hat außerdem noch eine Musterschule, von welcher jede jährlich zwischen funfzig und hundert Schullehrer im geistlichen Sinne ausstellt. Was die Klöster betrifft, so hat das belgische Episcopat, ausgerüstet mit jener eisernen Consequenz, welche der römischen Kirche eigen, von dem Augenblicke an, wo ihm der Unterricht freigegeben wurde, die meisten Klöster zu seinem Zwecke zu reorganisiren gewußt. Früher war der größte Theil derselben dem sogenannten beschaulichen Leben gewidmet. Aber der dirigirende Clerus sah ein, daß solche müssiggängerische Institute mit den Ideen von Thätigkeit, welche der modernen Zeit eigen sind, sich nicht mehr vereinigen lassen. In Mitte eines so activen industriellen Volkes mußte der mönchische Müssiggang zum Spott werden, ja Gehässigkeit erregen. Zudem ist er auch der Hierarchie halb ein unnützes Element, zumal jetzt, wo einem energischen Eingreifen in die Volkserziehung ein so weites Feld gewonnen worden. Die beschauliche Klostergeistlichkeit wurde daher in eine lehrende, Unterricht ertheilende umgewandelt. Die müssigen Klöster haben um die Hälfte sich vermindert, dagegen sind die, welche zu gleicher Zeit Erziehungsangelegenheiten sich widmen, im Verhältniß von 20 zu 1 angewachsen.

Höfken.

den wahrscheinlich noch zu mächtigen Bewegungen und für uns jetzt noch verhüllten Ergebnissen führen, wie denn Belgien auch in dieser Hinsicht ein Ferment für Westeuropa bildet. Das belgische Episkopat hat von dem Augenblick an, wo ihm der Unterricht frei gegeben, mit jener eisernen Beharrlichkeit, die der römischen Kirche eigen ist, nach Vereinigung des gesammten niedern und höhern Volksunterrichts in seiner Hand gestrebt und dazu kein Mittel verschmäht. Bei jedem Schritte indeß nach diesem Ziele hin hat es auch entschiedeneren Widerstand gegen sich geweckt, der furchtbar werden könnte, wenn er in der niedern Geistlichkeit, die ihre Abhängigkeit, ja Absetzbarkeit vom Episkopat trotz der Gehaltsauszahlung durch den Staat, nicht ohne Mißmuth fühlen soll, Wurzel schlagen würde.

In sechs großen und sechs kleinen Seminarien werden dem geistlichen Stande sich widmende junge Leute herangebildet; jedes kleine Seminar hat zudem noch eine Musterschule und bildet jährlich 50 bis 100 Schullehrer im geistlichen Sinne. Die meisten Klöster, früher dem beschaulichen Leben gewidmet, als müßiggängerische Institute unnütz und im Widerspruch mit dem Geist eines thätigen Volkes, sind für den großen episkopalen Zweck, zum Miteingreifen in die Volkserziehung, in lehrende und unterrichtende umgeschaffen worden. Es ist sehr bemerkenswerth, daß die müßigen Klöster sich um mehr als die Hälfte vermindert haben, während die Zahl derjenigen, welche sich Erziehungsangelegenheiten widmen, um mehr als das Zwanzigfache zugenommen hat.

Kuranda S. **242** u. folg.

Ein ähnliches Schicksal hatten auf ihren Römerzügen jene brabantischen und flandrischen Maler, die im sechszehnten Jahrhundert nach Italien gingen.... Das ein-

Höfken S. **75** u. folg.

Unsere Maler, statt die tiefen wundervollen Keime in dem einfachen Erbe ihrer Väter selbständig zu einem Baume reicher Kunstblüthen zu entfalten, stürzten

Digitized by Google

Kuranda.

fache Erbe, welches sie von ihren Vätern van Eyk und Memmling überkommen hatten, wurde ihnen zu gering, wenn sie sahen, über welche Fülle von Schätzen der Wälsche in seinen Gemälden gebot. *Kopfüber* stürzten sie sich in das neue Element, und jene brabantisch-italienische Schule erstand, als deren Haupt gewöhnlich Franz Floris gilt, der von seinen Zeitgenossen den Namen der belgische Raphael erhielt. Der belgische Raphael! In diesen zwei Worten ist die ganze Erschlaffung jener Zeit ausgesprochen. Sobald die einheimische Kunst zur Bezeichnung ihres Repräsentanten nach einem ausländischen Namen greift, ist es um sie geschehen. Die französische Kunst in ihrem sogenannten goldenen Zeitalter gibt hiervon ein trauriges aber schlagendes Beispiel jener Zeit, wo es einen französischen Phidias und einen französischen Sophokles gab, und wo der große Ludwig als griechischer Gott abgemalt wurde. Die brabantisch-italienische Schule hat viele Beziehungen mit jener schaumgoldenen, classisch-französischen Zeit gemein..... Der Romanismus rang mit dem Germanismus einen Kampf auf Tod und Leben, und schon drohte dieser niederzusinken — da erschien *Rubens*, und der Sieg hatte sich gewendet.....

Wie nach dem Tode Alexanders die Feldherrn, welche er gebildet, sich in sein Reich theilten, so theilten sich die Schüler, welche der nationale Meister erzogen, in seine Herrschaft.

Aber Antwerpen hörte auf, der Mittelpunkt dieser Schule zu sein; sie zerstreute sich, und ihr Vaterland verlor allmälig ihre Spuren.....

Rubens starb im Jahre 1640, und fünf und fünfzig Jahre später starb in Belgien der letzte bedeutende Maler seiner Schule, Erasmus Quellin. Fortan unterlag die flamändische Malerschule denselben Einflüssen, denen auch die flamändische Sprache unterliegen mußte. Ganz Europa ward Affe der französischen Mode, wie sollte das benachbarte Belgien sich freihalten? Was an einheimischen Kräften von Bedeutung war, wie Van Leo, Van der Meulen, wurde von Paris angezogen und diente dem Gold des „großen Königs." Hingegen fanden die girrenden Schäferinnen Watteau's, die gepuderten Zeuse und die reifröckigen Nymphen hundert Nachahmer im Vaterlande Van Eyk's..... Als nun vollends der bei allen seinen starren Irr-

Höffken.

sich *kopfüber* in das wälsche Element und wurden blasse Nachahmer einer Schule, deren Genius sie nie beherrschen lernen konnten.... Als das Haupt der brabantisch-italienischen Schule gilt Franz Floris, von seinen Zeitgenossen der „belgische Raphael" zubenamst — ein sicheres Zeichen der Erschlaffung jener Zeit. Immer steht es schlimm um die einheimische Kunst, wenn sie zur Bezeichnung ihres Vertreters nach einem ausländischen Namen greift; im sogenannten güldenen Zeitalter der französischen Kunst, wo der große Ludwig als griechischer Gott abgemalt ward, gab es auch einen französischen „Phidias" und einen französischen Sophokles". Der Romanismus rang damals in Belgien vorzüglich unter dem Panier der Kunst mit dem Germanismus, und schon drohte dieser niederzusinken — da erschien Paul Rubens, und der Sieg hatte sich gewandt....

Nach Rubens Tode (1640) theilten sich die Schüler in die Herrschaft des Meisters. Das rasch sinkende Antwerpen, durch den westphälischen Frieden vom Meere abgesperrt, hörte auf, der Mittelpunkt dieser Schule zu sein; — sie zerstreute sich, und ihr Vaterland selbst schien ihre Spuren zu verlieren. Fünfundfünfzig Jahre nach Rubens Begräbnisse starb in Belgien der letzte bedeutende Maler seiner Schule, Erasmus Quellin. Fortan unterlag die vlämische Malerei denselben leidigen französischen Einflüssen, denen die vlämische Sprache unterliegen mußte.... Im vorigen Jahrhundert malte man auch in Belgien, wie ganz Europa damals Affe der französischen Mode, girrende Schäferinnen, reifröckige Nymphen und gepuderte Jupiter. David, der Maler der Revolution und der Kaiserzeit, rief hierin zwar einen heilsamen Umschwung hervor, aber er schien durch seine Ueberlegenheit zugleich den letzten Rest der Anhänglichkeit an die volksmäßige

Kuranda.

thümern dennoch so großartige und gewaltige David, der Maler der Revolution und der Kaiserzeit, die Kunstwelt Europa's zu beherrschen begann, wie die Armeen seines Vaterlandes die Schlachtfelder beherrschten, da unterlag auch der letzte Rest von Anhänglichkeit an die nationale Kunst in Belgien.....

Einen Monat vor dem Ausbruch derselben wurde in Brüssel die Kunstausstellung eröffnet. Die Zahl der eingeschickten Gemälde war sehr groß. Die Nachzügler der französischen Kunst hatten sich breiter als je gemacht; abgesehen von einigen Landschaften und Genrebildern, waren alle Wände mit Mythologie, mit griechischer und römischer Geschichte ausgetäfelt..... Die Menge der Besucher gaffte hier und dort, drängte sich aber in Gruppen und Haufen vor Einem Gemälde, das unstreitig als das erste und dominirende dieser Ausstellung betrachtet wurde. Dies Bild stellte eine kleine, aber denkwürdige Episode aus dem niederländischen Befreiungskriege dar, eine ergreifende Scene aus der Belagerung von Leyden im Jahr 1574. Folgendes ist der Stoff: Die Stadt Leyden hatte den belagernden Spaniern den muthigsten Widerstand geleistet; aber die Lebensmittel waren ausgegangen, der Hunger ist auf allen Gesichtern gemalt, das Volk dringt auf Uebergabe, das Haus des Bürgermeisters Van der Werff wird gestürmt, man verlangt, er solle die Schlüssel der Stadt dem Feinde übergeben. Da tritt er heraus, bleich aber ruhig, unter die wüthende Menge. „Ich habe den Staaten gelobt, diese Stadt zu halten, ich kann mein Wort nicht brechen; Brot habe ich keins für Euch, aber wenn Ihr mein Blut trinken wollt, nehmt es hin und sättigt Euch daran" u. s. w.

Höfken.

Kunst in Belgien zu brechen, dessen schönste Bilder und nationale Kunstdenkmale die französischen Kommissäre nach Paris entführten; ja, während zur Restaurationszeit in Frankreich eine neue Schule gegen David sich aufthat, hielt dieser in Brüssel, wohin er sich übergesiedelt, durch das Gewicht seiner Persönlichkeit jeden andern Keim lange neben sich nieder....

Einen Monat vor dem Ausbruch der Revolution ward in Brüssel die Kunstausstellung eröffnet. Die Nachzügler der französischen Kunst hatten sich breiter als je gemacht, alle Wände waren mit griechischer und römischer Mythologie und Geschichte ausgetäfelt. Doch die Besucher wandten sich von den fechtenden Helden vor Troja bald zu einem Gemälde, das eine der denkwürdigsten Episoden aus den niederländischen Freiheitskämpfen darstellte; die Stadt Leyden, nach dem muthigsten Widerstande gegen die belagernden Spanier, leidet an Hungersnoth (1574), das Volk dringt auf Uebergabe, der Bürgermeister van der Werff, dessen Haus gestürmt wird, soll die Schlüssel der Stadt dem Feinde übergeben; da tritt er, bleich aber fest, unter die wüthende Menge: „Ich hab' den Staaten gelobt, diese Stadt zu halten; ich kann mein Wort nicht brechen; Brod hab' ich keins, aber wenn ihr mein Blut trinken wollt, nehmts hin und sättigt euch daran" u. s. w.

Kuranda S. 50 u. folg.

Der Flamänder hat ganz den germanischen Typus: helles Haar, blaue Augen, weißen Teint; der Wallone hat ganz den romanischen Ausdruck: schwarzes Haar, dunkle Augen, braune, tiefgefärbte Haut..... Der Flamänder ist in der Regel mittelgroß und stämmig; der Wallone schlank und gelenkig. Jener ist phlegmatisch, aber ausdauernd; dieser feurig, heftig, aber schneller ermüdet.

Die Kinder der Flamänder haben in der

Höfken S. 120 u. folg.

Während der Vlaming ganz die germanischen Stammzeichen hat, helles Haar und Augen, weiße blutvolle Haut, zeichnen den Wallonen schwarzes Haar, dunkle Augen, braune Haut aus; jener ist stämmiger und ausdauernder, dieser gelenkiger und rascher.

Nichts Lieblicheres kann man sich

Kuranda.

Regel wahre *Engelsköpfchen*; man kann sich kaum etwas Lieblicheres und Sanfteres denken, als solch ein Gesichtchen mit den reinsten Schattirungen und dem zartesten Teint. Niemand würde es glauben, wenn er eines dieser lieblichen Geschöpfe mit der blendend weißen Haut, dem zarten Incarnat der Wangen und dem goldigen, reichen Haarwuchs vor sich sieht, daß dies das Kind irgend eines Tagelöhners oder eines armen Handwerkers ist. Aber wunderbar genug, je reifer der Knabe wird, je mehr er sich entwickelt, um so entschiedener weicht der Reiz von ihm..... Umgekehrt ist es mit den Wallonen. Es gehört oft die ganze Sorgfalt wohlhabender Eltern dazu, um den unvortheilhaften Eindruck, den die dunkle Hautfarbe und meist auch die Unregelmäßigkeit der Gesichtszüge der Kinder hervorbringt, zu mildern. Das Kind des gemeinen Mannes hat etwas Wildes, Rohes in seinem Aeußeren..... Aber gerade dieses Kräftige und Wilde, das mit dem Antlitz eines Kindes nicht verträglich ist, gibt ihm, je mehr es zum Jüngling, zum Manne reift, einen so entschiedenen Ausdruck, daß es die Schönheit ersetzt und die unregelmäßigsten Züge in eine Harmonie bringt, welche der Schönheit nahe kommt und in gewisser Beziehung noch mehr besticht, als sie. Dies findet auch bei den Frauen seine Anwendung. Die flamändischen Mädchen und Frauen behalten der Natur ihres Geschlechtes gemäß den zarten Kinderteint, die feine Haut und das weiche Colorit länger, als die Männer. Die Frauen von Brügge und Antwerpen sind wahre Ideale von sanftem Ausdruck und lieblichen Zügen. Ab.r von der Büste abwärts verliert sich dieser Reiz: große Füße, breite Hüften, ein Ansatz von Wohlbeleibtheit, der bei der ersten Gelegenheit ausartet. Die Wallonin umgekehrt ist selten schön..... Aber der schlanke, zierliche Wuchs, das feurige Auge, die kühne, rasche Bewegung zeigen von Temperament und Phantasie.....

Daß sich zwei Racen, die so eng neben einander leben, nicht unvermischt erhalten, versteht sich von selbst. ..... *Da findet man auf jedem Schritte den Gegensatz von schwarzen Haaren und hellen Augen*, der gewöhnlich das Zeichen von einer Mischung südlichen und nordischen Blutes ist; da findet man jenen gräß-

Höfken.

denken, als die Kinder der Vlamingen mit ihren *Engelköpfchen*, der blendend weißen Haut, dem zart angehauchten Roth der Wangen und dem goldigen reichen Haare; dagegen machen die Kinder der Wallonen mit dunkler Hautfarbe und unregelmäßigen Gesichtszügen einen unvortheilhaften Eindruck; doch zum Jüngling und zur Jungfrau gereift, bekommen die Züge der Wallonen mehr einen bestimmten Ausdruck und bilden sich überhaupt anziehend aus. Die vlämischen Frauen behalten die zarte reine Haut länger als die Männer, die das Weiche auch weniger gut kleidet, und es gibt unter ihnen, namentlich in Brügge und Antwerpen, wahre Ideale von Sanftheit und Lieblichkeit; die Wallonin ist selten schön, doch der zierliche Wuchs, die rasche Bewegung, das feurige Auge verleihen ihr oft hohen Reiz.

Die Belgin ist durchweg eine rüstige musterhafte Wirthin und tugendsame Hausfrau; doch ist die häusliche Reinlichkeit im Norden ungleich größer als im Süden, *nur dort besonders findet man alles von dem weißen*

Digitized by Google

Kuranda.

lichen Jargon, aus flamändischen und französischen Worten zusammengesetzt, den weder der Flanderer noch der Lüttticher versteht. Die Belgierin ist eine rüstige, musterhafte Wirthin; von dem weißen Linnen des Tischtuches bis zu dem messingenen Knopf an der Thürklingel wird man bei ihr Alles stets glänzend und von Reinlichkeit leuchtend finden..... Die wohlhabenden Classen senden das halberwachsene Mädchen in ein Mädchenpensionat, wo sie bis zu ihrem Eintritt in die Welt, d. h. bis kurz vor ihrer Verlobung, ihre Erziehung vollendet. Diese Pensionserziehung ist oft genug auch in andern Ländern mit allen ihren Nachtheilen beleuchtet worden.....

Im äußern Leben zeichnen sich die Belgierinnen durch einen großen Ernst aus..... Der Handelsgeist ist auch ihnen angeboren, und sie walten im Comptoir wie im Ausschnittsladen mit nicht minderem Erfolge, als ihre ehrsamen Eheherren. Unter den arbeitenden Klassen neigt sich die Flamänderin aus Gewohnheit und ob ihres trägern Blutes lieber dem sitzenden Fleiße zu, Spinnen, Weben, Spitzenklöppeln sind die vorzüglichsten Arbeiten der Bewohnerinnen Flanderns und Brabants. Der nervige Körper und das heißere Blut der Wallonin legt sich jedoch noch stärkere Anstrengung auf. Arbeiten, wie die Weiber in der Gegend von Lüttich sie treiben, findet man wohl auf dem ganzen Continent nicht in ähnlichen Händen; sie tragen die schwersten Kohlenlasten und ziehen Schiffe, gleich den Sklaven, und mit Recht sagt das Sprichwort: Lüttich ist die Hölle der Frauen.

Höfken.

Linnen des Tischtuches bis zum messingenen Knopf an der Thürklingel stets von Sauberkeit leuchtend. Die französische Pensionserziehung der Mädchen aus den wohlhabendern Classen ist verderblich; Conscience hat sie in seinen vlämischen Erzählungen treffend beleuchtet und bekämpft. Der Handelsgeist ist auch den vlämischen Frauen angeboren, sie walten mit großem Ernste in der Schreibstube wie im Ausschnittsladen; unter den arbeitenden Classen beschäftigen sie sich hauptsächlich mit sitzendem Fleiße, Spinnen, Weben, Spitzenklöppeln. Die wallonischen Weiber verrichten schwerere Arbeiten, auf dem Felde, im Walde, sie tragen in Lüttich, sprichwörtlich die „Hölle der Frauen", Kohlenlasten und ziehen Schiffe, wie Sclaven der Männer. Vermischung beider Volksbestandtheile findet häufig statt, zumal in Brabant, und unter allen Städten am meisten in Brüssel, wo auch zahlreiche fremde Ansiedler durch die bequeme Lage im Mittelpunkt Europa's, das üppige, wohlfeile und freie Leben Belgiens herbeigelockt werden; dort findet man auf jedem Schritt den Gegensatz von schwarzen Haaren und hellen Augen, dort nur hört man jenen unverständlichen Jargon aus deutschen und französischen Wörtern gemengt.

und so weiter!

Die Frau des Missionärs.

Aus den Papieren einer Deutschen in London.

II.

Louisens Villa, December 18..

Unser italienischer Freund hat Sie also interessirt? Wie wird sich Ihr Interesse erst steigern, wenn Sie seine Geschichte kennen werden. Er ist, seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb, warmer, offener, zutraulicher geworden. An einem jener stillen Abende, die wir in dieser Jahreszeit im innigen Kreise verlebten, hat er die Geschichte seines Lebens wie einen verborgenen Schatz mir geöffnet.

Ich habe oftmals — sagte er — in Ihren Augen den stummen Tadel gelesen, den mein Kaltsinn gegen die kleine Bella bei Ihnen zu verdienen schien; — ich war mir bewußt, daß ich dadurch verlor; — was mich aber in ihrer guten Meinung retten konnte, war zu peinlich, diese um solchen Preis erkaufen zu wollen. Darum schwieg ich, und würde vielleicht stets geschwiegen haben, glaubte ich nicht durch die Enthüllung einer peinlichen Vergangenheit Balsam in Ihre Gegenwart träufeln zu können. Denn alles in dieser Welt ist doch nur par comparaison gut oder böse, schmerzlich oder erfreulich; — und das Uebel, das uns noch in jetziger Minute riesengroß erscheint, schrumpft in der nächsten zum Zwerge zusammen, setzen wir es an die Seite eines noch größeren. Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, meine Gnädige; — denn in Ihnen habe ich ein Geschlecht wieder achten gelernt, dem ich ewigen Haß geschworen hatte, und bin dadurch im gewissen Sinne mit der Menschheit wieder versöhnt worden. Sie haben den Fluch eines isolirten Daseins von mir genommen; und wenn nun des Lebens buntes Wechselspiel mich von hier ruft, so darf ich hoffen, daß Sie meinem Andenken oder meinem Unglück auch noch eine Thräne der Theilnahme schenken werden — ein seltener Schatz für den Verlassenen und Verbannten.

Ich war der einzige Sohn begüterter Eltern. Aufgewachsen unter den Patriziern meiner Vaterstadt Genua, durch keine äußeren Verhältnisse gedrückt und eingeengt, regte sich schon früh ein Geist der Unabhängigkeit in mir, der, als ich heranwuchs, zu feurigem Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland erglühte. Ich konnte die Gegenwart nicht mit der Vergangenheit zusammenstellen, ohne vor in-

nerer Scham zu erröthen. Waren das noch die Söhne jener stolzen Republikaner, die sich einst kühn Fürsten an die Seite gesetzt, und sich nicht zu klein gedünkt hatten, Throne einzunehmen? — Was war aus den Kindern der großen Roma geworden? — Feige schmachteten sie in den Ketten einer entarteten Hierarchie, beugten sich unter dem Zepter kleiner Tyrannen, und dankten der Gnade, was nicht als freier Lohn dem Verdienste zufiel. Leer standen die Paläste, in denen früher eine bunte Menge den Luxus aller Welttheile und Länder entfaltete, wo die Künste ihre Beschützer gefunden und ihre Altäre aufgerichtet hatte; öde und todt waren jetzt die Straßen, der Markt und Corso nur von einzelnen müßigen Fremden besucht, der Hafen nur mit Barken gefüllt. Denn wie hätte in dem Sklaven, der seine Ketten nie vergessen darf, noch jener alte Geist des Strebens und der Betriebsamkeit rege werden mögen, der einst den Ueberfluß in unsere Häuser geführt, und uns ermächtigt hatte, Paläste zu errichten, die zu erhalten den entarteten Söhnen jetzt nicht einmal möglich war?

Mein Herz schwoll in mir, wenn ich darüber nachsann. Und ich war nicht der Einzige der so fühlte. — Bald hatten sich diejenigen gefunden, deren Bedauern, Wünschen, Hoffen jener einzigen großen Quelle, der Liebe zum Vaterlande entsprang, und mit jugendlichem Enthusiasmus begeisterten wir uns gegenseitig für die Idee, die Retter desselben zu werden. Aber ach! auch hier hatte sich die Schlange in das kleine Paradies unserer Pläne geschlichen. Wir wurden verrathen, und das Vaterland, das nicht geliebt sein wollte, strafte uns strenge für unsere gutgemeinten Wünsche. Wer entfliehen konnte entfloh, um auf fremdem Boden der Freiheit des Gedankens zu genießen, die ihm hier verwehrt gewesen war, und leider gehörte ich nicht zu jenen Glücklichen. Durch zu viele Bande an die Heimath gefesselt, um so plötzlich scheiden zu können, zögerte ich und hoffte immer noch, bis mir jeder Weg zu entkommen benommen war. Mein Urtheil lautete: Gefängniß auf unbestimmte Zeit. Meine Freunde und Verwandten versuchten das Mögliche mich dieser Strafe zu entziehen, oder sie wenigstens durch Verkürzung zu mildern; aber jeder Versuch erwies sich vergeblich, und das einzige Resultat ihrer Bemühungen um mich war strengere Haft und Verheimlichung meines Kerkers.

Ohne alle Nachricht von meinen Freunden, von jedem Verkehr mit der Welt abgeschnitten, ohne Bücher, ohne Zeitvertreib, wurde mir nun erst der ganze Umfang meiner trostlosen Lage bewußt, und verzweiflungsvoll schüttelte ich oft die eisernen Stäbe meines Gefängnisses, als hoffe ich dieselben meinen schwachen Kräften weichen zu sehen. Tage wurden so zu Wochen, Wochen zu Monden, und die Zeit schritt mit Schneckengang in fürchterlichem Einerlei an mir vorüber, ohne das Geringste an meiner Lage zu verändern. Oftmals stand ich auf dem Punkte meinem Dasein zu entsagen, hätte nicht die Hoffnung, die selbst den Elendesten nicht verläßt, mir mit trügerischem Schein eine Zukunft vorgespiegelt, die

mich für Vieles, ja für Alles zu entschädigen vermocht hätte. Diese Hoffnung — war mein Weib. Sie wieder zu sehen, sie an mein Herz zu drücken, in ihren Augen den Gram um mich, das Entzücken des Wiedersehens zu lesen, war ein Gedanke, der auch die dunkelste Nacht erhellte. Ich nannte sie erst seit wenigen Monden mein und liebte sie über Alles. Die Trennung von ihr schien mir ein um so herberes Leid, da ich oft fürchtete, der Gram um mich möchte ihr tödtlich werden. Ich war noch ein Neuling im Leben, wie Sie sehen. Ich glaubte noch an die Ewigkeit einer Liebe und eines Schmerzes! Adele war eine Ausländerin. Sie hatte für mich Verwandte und Vaterland verlassen, mußte ich da nicht glauben, daß sie mich aufrichtig liebte, daß ich ihr Alles sei? —

Unsere Bekanntschaft hatte sich seltsam entsponnen. Ich ging eines Tages auf gewöhnliche Weise den Corso auf und ab, meinen Träumereien nachhängend, da fühlte ich mich plötzlich unsanft berührt, und als ich aufsah, war es ein Eselstreiber, der sich diese Freiheit genommen hatte, um mir anzudeuten, daß ich ihm Platz machen solle. Schon wollte ich ihn für diese Unverschämtheit züchtigen, da fiel mein Auge auf eine Dame, als deren Führer er sich diese Freiheit erlaubt hatte, und meine Zunge versagte mir den Dienst. Ein paar tiefblaue Augen waren mit einem Ausdruck himmlischer Sanftmuth auf mich gerichtet, und schienen mich um Verzeihung für den Mann zu flehen. Ich stand wie versteinert. Der liebliche Ausdruck dieser Mienen, der Zug des Leidens auf diesem Engelsangesichte zog mich so an, daß ich den Blick nicht abwenden konnte. Sie bemerkte es, und eine tiefe Röthe überzog ihre bleichen Wangen und machte sie nur noch reizender. Sie wandte den Kopf ab und gab dem Manne ein Zeichen, den Weg fortzusetzen. Ich konnte mir nicht versagen, ihr von Ferne zu folgen. Als sie in ihrer Wohnung verschwunden war, erkundigte ich mich in der Nachbarschaft und erfuhr, daß es eine englische Familie sei, die seit einigen Monaten hier wohne, um der einzigen Tochter Genesung von einem Brustübel zu verschaffen.

Ich erspähte nun die Stunden, wo sie ausging. In der Kirche, im Theater, am Meeresufer und auf den einsamsten Pfaden unserer Olivenwälder, überall mußte sie mich auf ihrem Wege finden. Endlich gelang es mir auch, mich bei den Eltern einführen zu lassen, und zum ersten Male durfte ich jetzt das Wort an diejenige richten, der mein Auge schon Alles gesagt hatte.

Ich erhielt Erlaubniß, das Haus öfter besuchen zu dürfen, ein Vorrecht, von welchem ich, so häufig ich konnte, Gebrauch machte. So schwanden einige Wochen dahin, — vielleicht die glücklichsten, die mein Leben gekannt, meine Leidenschaft fand allmälig jene stille Erwiderung, die electrisch zurückwirkt. Ihre Eltern schienen geneigt, aber die meinigen waren um so vorurtheilsvoller — die Fremde, die Ketzerin als Tochter bei sich zu empfangen; meine Mutter beschwor mich unter den heißesten Thränen, ihr kein solches Leid zu bereiten. Doch als sie sah, daß nichts meinen Sinn zu ändern vermochte, daß ich entschlossen war, die Eltern der

Digitized by Google

Braut zu opfern, da fügten sie sich endlich mit schwerem Herzen, und der Bund wurde geschlossen.

Es war ein kurzer Traum des Glückes. Drei Monden waren dahin geschwunden, wie eben so viele Wochen, ich baute stets stolzere Pläne, seit ich die Stirne meines Vaters sich entrunzeln sah, seit meiner Mutter Gram umwölktes Auge dem jungen Paare im heitern Lächeln entgegenstrahlte; da drang eines Nachts die geheime Polizei in mein Haus, entriß mich den Armen meiner Gattin, die sich verzweiflungsvoll an mich klammerte, und endlich auf den Knien die rohen Häscher anflehte, sie wenigstens mit hinwegzuführen, damit sie meinen Kerker theilen könne; doch die Thüre meines Kerkers schloß sich hinter mir allein!

In den ersten Wochen meiner Gefangenschaft erhielt ich bisweilen Nachricht von meiner Familie. Mein armer Vater war trostlos. Während er mir Muth einzusprechen suchte, verrieth jede Zeile, wie sehr es ihm selbst daran gebreche. Adele lag an einem heftigen Fieber darnieder, und diese Krankheit zerstörte die Vaterhoffnungen, denen ich schon hatte Raum geben dürfen. Meine Mutter verpflegte sie während dessen mit der zärtlichsten Sorgfalt, nahm sie, als sie besser wurde, in ihr Haus, und erwies ihr jede Aufmerksamkeit und Schonung, auf die nur eine geliebte Tochter Anspruch machen kann. Ich wußte wohl, daß es nur der Sohn sei, den man in seiner Frau liebte und ehrte, und daß mein Unglück sie schnell über jedes Vorurtheil gegen die Fremde und die Ketzerin hinweggesetzt hatte.

Hiermit hörten meine Nachrichten auf. Was sich seit jener Zeit ereignete, blieb mir ein stetes Geheimniß. Kein Strahl der Freude drang in die ewige Nacht meines Kerkers; ich war scheinbar von einer Welt vergessen, nach der des Verbannten Herz mit jeder Faser verlangte.

Acht Jahre schwanden auf diese Weise dahin. Mir erschienen sie als so viele Menschenalter. Ich war in eine Art Apathie versunken, und Hoffen und Wünschen waren für mich Worte, deren Meinung ich nicht mehr begriff. Da öffnete sich eines Tages unerwartet die Thüre meines Kerkers; meine Fesseln wurden mir abgenommen und mir die Freiheit verkündigt. Diese Nachricht kam zu überraschend. Ich sank wie betäubt und vernichtet zu Boden und Stunden vergingen, ehe ich mich so weit erholt hatte, die düstern Mauern verlassen zu können, hinter denen ich meine besten Jugendjahre in trauriger Unthätigkeit hingebracht hatte.

Binnen acht Tagen sollte ich den italienischen Boden verlassen haben, um mich nie wieder darauf blicken zu lassen; da war keine Zeit zu verlieren. Ehe ich in mein Exil ging, wünschte ich doch noch einmal den vaterländischen Boden zu betreten, noch einmal den Ort zu sehen, wo ich der Kindheit sorgenlose Zeit verlebt hatte. Ich trat hinaus vor die enge Pforte meines Gefängnisses, ich erblickte wieder das allbelebende Licht der Sonne, ich sah hinauf zu dem tiefblauen Himmelsgewölbe, sah die ganze Natur in ihrem Frühlingsschmucke mich mit nie

gesehenen Reizen anlächeln, sah wieder Menschen, beschäftigte, betriebsame, thätige Menschen, o! wie schön erschien mir in dieser Minute die Welt und das Leben! Es war ein großer, einziger, beseligender Augenblick, den nur der noch empfinden kann, der ähnliches erlebt und gefühlt hat!

Aber wie erschreckte mich mein eigenes Aussehen! Ich hatte in diesen acht Jahren in keinen Spiegel geblickt, Haar und Bart waren angewachsen, die Züge eingefallen, die Farbe bleich, der blühende junge Mann war zum abgelebten Greise geworden. Ich wollte Anfangs kaum meinen Augen trauen, wer konnte mich wiedererkennen, wenn ich mich selbst nicht mehr erkannte? Sollte aber auch Freunde und Bekannte mein vernachlässigtes Aeußere täuschen, so durfte ich nicht zweifeln, daß das Auge der Liebe schnell durch diesen Schleier dringe, und daß in den Armen von Eltern und Gattin bald jede Wunde vernarben würde! —

Ich trat meine Reise an, durfte nur langsam fortschreiten, wie sehr sich auch meine Ungeduld dagegen sträubte. Ich war sehr schwach und keiner Anstrengung gewachsen; die dumpfe Kerkerluft hatte alle Kräfte aufgezehrt. Endlich erreichte ich Genua. Es war Abend; Dunkelheit ruhte auf den Gassen und alle Fenster waren geschlossen. Das Haus meiner Eltern war mir indessen zu wohl bekannt, um es verfehlen zu können. Mit flüchtigen Schritten eilte ich die Straßen entlang und stand bald darauf vor der Thür unserer Wohnung. Der Portier saß in seiner Loge, war jedoch fest eingeschlafen. Ich freute mich darüber, und eilte mir selbst Wegweiser zu sein, an ihm vorüber. Auf der Treppe begegnete mir Jemand, den ich für einen Diener hielt. „Ist die gnädige Frau zu Hause?" fragte ich im Vorbeigehen.

„Zu Gnaden! Im Salon," lautete die Antwort und ich war schon darin. Wohl bekannt mit der ganzen häuslichen Einrichtung, fand ich mich leicht zurecht. Im Vorsaal angekommen, hielt ich an; denn es war mir als höre ich Stimmen. Die Thüren standen offen. Sowie mein Auge sich an das Licht gewöhnte, bemerkte ich in dem letzten Zimmer auf dem Sopha eine Dame, deren Züge mir nur zu wohl bekannt waren. Ich hätte zu ihr hinfliegen, sie an meine Brust drücken mögen; aber mein Herz klopfte ängstlich, und ein gewisses Etwas, von dem ich mir keine Rechenschaft geben konnte, hielt mich wie festgebannt auf der Schwelle zurück. Doch hing mein ganzes Auge an ihr, für die alle meine Pulse schlugen und ich lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, einen Ton ihrer Stimme zu erhaschen.

Wie sehr hatte die Zeit sie verändert. Das jugendlich unbefangene Wesen war in das würdevollere einer Frau umgewandelt, ihre weiße Stirne schien mir höher, ernster, das Auge tiefer umschattet. Aber reizend war sie noch immer, und vielleicht mehr anziehend in meinen Augen, so wie sie mir jetzt erschien, eben weil auch in mir der Jüngling zum Mann gereift war.

Jetzt setzte sich ein Mann zu ihr, der mir ganz fremd erschien. Ich begriff

nicht, wer es sein könne. Er legte vertraulich seine Hand auf ihre Schulter, und ich trat unwillkürlich einen Schritt vor. Nun kam ein kleines Kind gelaufen, das wahrscheinlich bis dahin in einer Zimmerecke gespielt hatte und der Gegenstand ihrer Beobachtung gewesen war, und hielt beiden ihre Puppe zum Küssen hin. Sie lächelten erst sich und dann die Kleine an. In welchem Verhältniß konnten sie zu einander und zu dieser stehen?

Es schwindelte mir vor den Augen. Ich mußte diese Scene endigen, wollte ich mich vor Wahnsinn bewahren.

Eine schreckliche Idee regte sich in meinem Gehirn, und trieb all das Blut aus meinem Herzen zurück. Meine Knie wankten. Dennoch machte ich verzweiflungsvoll eine Anstrengung und trat vor. Ich war jetzt bis in die Mitte des Zimmers gekommen, ohne bemerkt worden zu sein. Zu sprechen wagte ich noch nicht; denn mir bangte jetzt vor dem Ton meiner eigenen Stimme, vor meinem ersten Worte. Meine Lippen bewegten sich in unbestimmtem Murmeln; aber keine Sylbe wurde noch laut.

Da fiel des Kindes Auge auf mich und mit einem gellenden Schrei der Furcht eilte es zu Adele hin und barg das Gesicht in deren Schooß. Nun war ich entdeckt. „Gütige Allmacht!“ schrie diese, „Pepoli's Geist!“ und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Das Kind weinte. —

„Rufe Deine Wärterin, Kind!“ sprach der Herr. „Deine Mutter ist ohnmächtig. Geh, geh!“ und er schob sie zurück. — „Ihre Mutter sagen Sie? Adele dieses Kindes Mutter?“ — rief ich mit wilder Stimme, während jedes Glied an mir bebte und ich nach einem Stuhle greifen mußte, um mich nur aufrecht zu erhalten. „Wie dürfen Sie es wagen, eine Aeußerung laut werden zu lassen, die die Gräfin Pepoli entehrt!“

Er maß mich mit einem langen stolzen Blick.

„Also kein Geist?“ — sagte er ironisch. „Darf ich da für's Erste wissen, was Sie so ungebeten in diese Gemächer geführt hat?“ — „Ungebeten?“ wiederholte ich spöttisch. „Der Herr des Hauses wird sich wohl noch gar bei sich selber zu Gaste bitten sollen?“ — „Das nun wohl nicht,“ versetzte der Andere mit gleich eisiger Ruhe; aber ganz gewiß seine Gäste; da ich mich nicht entsinnen kann, Sie je unter die Zahl derselben gerechnet zu haben, so würden Sie mich verbinden, wenn Sie das Zimmer und Haus verlassen wollten.“ — „Dazu bin ich keineswegs geneigt, mein Herr, — vielmehr möchte ich die Sache umkehren und Sie um diese Gefälligkeit ersuchen.“ — „Dann müssen Sie mir erlauben, von meinem Hausrecht Gebrauch zu machen.“ — Und er nahte sich der Klingel.

„Von Ihrem Hausrecht? — So möchte ich doch zum Henker wissen, was das für ein Recht ist, das Sie hier zu etwas berechtigen könnte!“ — Und von seiner verdammten Kaltblütigkeit auf's Aeußerste gebracht, war ich nahe daran, ihm die Gurgel umzudrehen.

„Ich sehe wohl, mein Herr, daß Sie im Irrthum sind; vielleicht haben Sie das rechte Haus verfehlt. In diesem hier bin ich der Herr.“ — „Ich befinde mich im Hause des Grafen Pepoli?“ — „Der ist gestorben; — und die Wittwe des jungen Grafen ist meine Frau.“ — „Allmächtiger Gott!“ rief ich aus, „Adele Ihre Frau? Jenes Kind Ihr Kind?“ — Wahnsinn durchzuckte mein Gehirn. Wie von Geistern der Hölle getrieben stürzte ich, ohne mich eines klaren Gedankens bewußt zu sein, auf die eintretende Dienerin zu, entriß das Kind ihren Armen, und war damit aus dem Zimmer verschwunden, ehe noch Jemand Zeit gehabt hatte, mich an meiner Flucht hindern zu wollen. Ich erreichte die Straße, wand mich von hier durch die düstersten Seitengassen in allen möglichen Windungen, zugleich immer mit der Schnelligkeit des Blitzes forteilend, und erreichte endlich den Hafen. Hier schöpfte ich eine Minute lang Athem. Dann sah ich nach einem Schiffe umher, um sogleich unter Segel gehen zu können. Da läutete eben ein Dampfboot zur Abfahrt. Schnell drängte ich mich unter die dahin eilenden Passagiere und befand mich nach wenigen Minuten an Bord, und dem Lande hinreichend ferne, um keine Verfolgung mehr fürchten zu dürfen.

Hierüber beruhigt, reichte ich der Aufwärterin das Kind zur Verpflegung hin und setzte mich dann einsam in eine entfernte Ecke, um ungestört über die Erlebnisse dieses Abends nachzudenken. Was ich mit dem Raub des Kindes und dieser plötzlichen Flucht beabsichtigt hatte, wußte ich selber nicht. Die Rachegeister mußten mich dazu getrieben haben. Wen hatte ich aber am Ende am meisten gestraft? Das unschuldige Kind und mich selbst, dem der Anblick desselben ein steter Dorn sein mußte, dem es mit jedem neuen Morgen die Furien der Vergangenheit mit neuer Frische in's Gedächtniß zurückzurufen bestimmt war? Ich konnte in jener Minute jedoch nicht klar hierüber nachdenken. Mein Kopf schmerzte von den peinlichen Eindrücken der letzten Stunden. Ich war wie vernichtet, und bedurfte der Ruhe, um Stärke zu neuen Leiden zu gewinnen.

Es war heller Morgen, als ich erwachte. Die Natur hatte ihre Rechte geltend gemacht und mich für Stunden wenigstens des Bewußtseins meines Elends beraubt. Ich hätte Alles für einen Traum halten mögen; — doch mahnten mich die Umgebungen zu nachdrücklich daran, daß diesem Traume eine schrecklich ernste Wahrheit zu Grunde liege. Ich fühlte, daß mein Lebensglück vernichtet sei, daß ich auch nicht den Schatten einer Hoffnung an die Zukunft zu knüpfen vermöge; zugleich aber stand der Vorsatz fest in meiner Seele, mein Unglück wie ein Mann zu tragen, und meinem Leben nie selbst ein Ziel zu setzen. Durch diesen Entschluß gestärkt und mit mir selbst ausgesöhnt, erhob ich mich, um den Capitän des Schiffes aufzusuchen. Es fehlte mir an Geld, an Kleidung, an Allem; auch wollte ich erfahren, wohin denn eigentlich meine Reise gehe.

Glücklicherweise war dem Manne meine Familie nicht unbekannt. Als gebornen Genueser konnte ihm das Haus Pepoli und das Schicksal desselben nicht

fremd geblieben sein und gerne fand er sich bereit, mir jede Dienstleistung zu erweisen, die in seiner Macht stehe. Ich nahm dies dankbar an; denn ich bedurfte eines Beistandes. —

Das Schiff war nach Marseille bestimmt und noch am nämlichen Morgen liefen wir in den Hafen dieser Stadt ein. — Hier angekommen, schrieb ich sogleich an meine Mutter, sie von meinem Schicksal zu benachrichtigen; dann setzte ich eine Vollmacht auf, wodurch ich den Capitän ermächtigte, meine Güter in meinem Namen einzuziehen und dieselben zu veräußern; von dem Ertrag wollte ich in fernen Zonen ein Leben fristen, dessen Kräfte dem Vaterlande nie mehr geweiht sein durften.

Eine lange Woche mußte verstreichen, ehe er zurück sein konnte, um mir die gewünschte Antwort zu ertheilen. Wie ewig lang mir diese wenigen Tage dahin schlichen! Rastlos eilte ich umher, erstieg bald eine Höhe, als sei es möglich, von dort aus ein Schiff zu erspähen; oder ließ mich weit hinausrudern in die See, als müsse es mir dort entgegen kommen. Bei der, die mich so leicht, so treulos aufgegeben, weilten alle meine Gedanken. Welch' wunderlicher Widerspruch der Mensch ist! Während ich ihr Andenken mit jedem Fluch zu belegen meinte, gehörte ihr mein Herz noch immer an.

Endlich erschien der so bang erwartete Morgen, und mit ihm das Schiff. Früh mit den ersten Strahlen der Sonne war ich schon zum Hafen geeilt und hatte hier die langen Stunden in erwartungsvoller Ungeduld zugebracht, ohne die kalten Morgennebel zu achten, die eisiges Frösteln durch alle meine Glieder jagten. Endlich hielt ich einen Brief in meiner Hand — er war von meiner Mutter; — das Uebrige sollte ich mündlich erfahren. Meine gute liebe Mutter! Das Blatt war fast noch feucht von ihren Thränen, und diese Thränen, sie galten der Freude, den einzigen, den heißgeliebten Sohn unter den Lebenden und frei zu wissen. War ich denn wirklich so ganz verwaist und verlassen, da mich noch solche Bande an mein Dasein knüpften? So fragte ich mich, während ich die Zeilen überflog, in denen sich ein ganzer Schatz mütterlicher Zärtlichkeit aussprach, und Worte, die so recht aus dem innersten Herzen flossen, konnten nicht verfehlen, zum Herzen zu dringen und es wohlthätig zu erwärmen. Sie sehnte sich unbeschreiblich, den einzigen Sohn noch einmal in ihre Arme zu schließen! Aber sie fürchtete die Reise und er durfte nicht zu ihr eilen.

Ach! ihr war nur zu wohl bekannt, welch' herbes Wiedersehen meiner gewartet hatte, und unvermögend gegen mich selbst einen Gegenstand zu berühren, der mir so peinlich sein mußte, hatte sie in einem zweiten Briefe den Capitän ersucht, mir so schonend wie möglich die einzelnen Umstände jener Begebenheit mitzutheilen, die mich so schmerzlich getroffen hatte.

Er gab mir auch dieses Schreiben.

Sie sagte darin, daß mein edler, würdiger Vater, — als zwei Jahre ver-

gangen waren, die keine Nachricht von dem Sohne gebracht hatten, — diesen wie todt zu beweinen anfing, und da er gefühlt, wie der Gram um das verlorene Kind sein eigenes Ende beschleunigend herbeiführe, so habe er sich entschlossen, sein ganzes Vermögen seiner Schwiegertochter zu sichern, die er, des Sohnes willen, wie sein eigenes Kind lieb gewonnen hatte. Bald darauf habe der Tod ihn abgerufen.

Nach seinem Absterben habe das Vermögen der jungen Frau der Freier viele herbeigelockt, und bei ihrer Jugend (meine gute Mutter suchte sie immer noch zu entschuldigen) sei sie nun freilich nicht ganz gleichgültig gegen die Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten der jungen Männerwelt gewesen. Besonders aber habe ein junger Engländer es sich angelegen sein lassen, ihre Gunst zu erwerben, und da es endlich geschienen, als widme sie ihm vielleicht ein wenig mehr Antheil, als ihrer Ruhe, und ihrem Rufe zuträglich sei, so habe meine Mutter es für ihre Pflicht gehalten, sie hierauf aufmerksam zu machen. Ihre Warnung kam indeß schon zu spät. Sie war zu weit gegangen, um zurückkehren zu können, und der Engländer drang jetzt ernstlich darauf, seine erworbenen Rechte auch vor der Welt geltend zu machen. Meine Mutter war trostlos und sah doch keinen Ausweg. Die Heirath ward vollzogen; um aber wenigstens nicht Zeuge derselben zu sein, zog sie sich in ein Kloster zurück. Seitdem hatte sie wenig mehr von dem Paare gehört. Meine Mutter drückte sich über all' dieses so milde, so schonend aus, und doch fühlte ich ihr in jedem Worte den Schmerz nach. Ich war jetzt völlig ruhig und gefaßt. Seit sich das Schreckliche als klare Gewißheit vor meine Seele gestellt hatte, fühlte ich in mir, es tragen zu können.

Der Capitain hatte meine Vollmacht einem Advokaten eingehändigt und diesem aufgetragen, sich mit derselben zu dem Engländer zu begeben. Er war von diesem sogleich vorgelassen worden; seine Frau aber hieß es, sei krank und unfähig mit Geschäften belästigt zu werden. Die Gültigkeit meines Rechts litt natürlich keinen Zweifel. Meine Güter wurden von den Behörden sogleich reclamirt und mir der Betrag meiner Habe zugestellt. Die Frau sollte gleichfalls zu derselben gehören; und der Engländer selbst fand sein Gewissen beschwert die Gattin eines Andern länger sein zu nennen. Hiermit wollte sich der Capitain aber nicht befassen, sondern schlug vor, diesen Punkt meiner besondern Entscheidung anheim zu stellen. Ich gab ihm den Bescheid, daß ein so oft veräußertes Gut keinen Werth für mich habe, und daß der Anblick derjenigen, die mich so grausam verrathen, nur noch peinliche Gefühle in mir erwecken könne. Das Kind erbot ich mich gleichfalls zurückzuerstatten, weil ich wohl fühle, wie unwürdig es meiner sei, an einem so unschuldigen Gegenstande Rache zu üben. Darum solle es der Mutter wieder zugestellt werden, und vielleicht würde ihr noch ein Trost in diesem Kinde erwachsen, wenn einst die Reue mit ihrem scharfen Zahn an der Vergangenheit eines schuldbefleckten Lebens nage. Mit diesem Bescheid entließ ich den Capitain und entschloß mich seine abermalige Rückkehr abzuwarten. —

Er fand sie indeß nicht mehr. Beide hatten Genua verlassen, obwohl auf verschiedenen Wegen, und jede Spur von ihnen war verschwunden. Was blieb mir nun also übrig, als die Kleine zu behalten? —

Es setzte mich Anfangs in Verlegenheit, was ich mit dem Kinde beginnen sollte. Ich selbst bedurfte Veränderung, Wechsel, Zerstreuung; um Vergessenheit zu finden, mußte ich von Ort zu Ort wandern, durch Neuheit der Scenen und Gegenstände die Aufmerksamkeit von mir selbst auf Außendinge zu lenken. Und was konnte der Mann auf seinen Wanderungen mit dem zarten Kinde beginnen? — Aber es zurücklassen? — das konnte ich nicht. So hassenswerth mir der Anblick der Kleinen auch war und sein mußte, so durfte doch kein Härchen auf ihrem Kopfe gekrümmt werden.

Das erste segelfertige Schiff nahm mich auf. Auf den kanarischen Inseln landete ich und brachte dort den Winter zu. Es war mir gleich wo ich sei; nur aus dem Bereich der civilisirten Welt wünschte ich zu kommen, wo sich die Menschen mit dem Heuchelschein der Liebe und Freundschaft täuschen, während ihre Herzen die schwarze Galle des Hasses und der Mißgunst bergen. So trieb es mich von Land zu Land, von Ort zu Ort, ohne die Ruhe zu finden, nach der mich so sehr verlangte; denn mein erkrankter Glaube an der Menschheit wurde überall der Feind meines Friedens. Endlich kam ich in diese Gegend; mein guter Stern führte mich hierher, denn durch Sie sollte mir Heilung werden. Sie sind mein guter Engel gewesen. In Einer hatte ich Ihr Geschlecht nicht achten gelernt; durch Sie nun bin ich belehrt worden die Ausnahme nicht für die Regel zu nehmen, und das hat mich milder, nachsichtiger und somit auch glücklicher gemacht. Wohl schmerzt sie noch die Wunde und wird vielleicht nie vernarben; denn wer könnte es vergessen, um Vaterland und Liebe und jede Lebenshoffnung betrogen zu sein? doch trage ich mein Geschick mit Resignation und finde in den Umständen Entschuldigung für Manches. Ein enthusiastischer Jüngling betrat ich meinen Kerker, und konnte in seinen engen Mauern natürlich keine Lebenserfahrungen sammeln; mir waren nur die großen Muster der Vergangenheit gegenwärtig und die Modelle derselben glaubte ich auf dem Theater der Welt verwirklicht zu finden. Sie haben mich von der Thorheit dieses Wahnes belehrt; ich suche jetzt keine Ideale mehr, ich erkenne die Gebrechlichkeit unserer irdischen Natur, spanne meine Erwartungen niedriger und finde sie dann um so angenehmer übertroffen.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Zur Robotabolitionsfrage in Böhmen.

Die Forderung der Zeit, eine alte Schuld zu zahlen, den Grundbesitz des Unterthans der hemmenden Fessel — der Robot — zu entlassen, wird dringender, wird unabweislich.

Nicht Humanitätsgebote allein mahnen heute an Vollbringung dieses Werkes, es sind Gebote materiellen Bedürfnisses, selbst der Berechtigten, welche die Robotaufhebung zur Frage des Tages machten. Die Zunahme der Bevölkerung, des Proletariats drängt uns, rasch und ohne Zögern die agrarischen Verhältnisse zeitgemäß zu umstalten, den Kornertrag des Bodens zu heben.

Daß die Entlassung des Bauers diesen in nächster Generation zum Menschen umbilden, ihm mit der Möglichkeit auch die Lust, die Energie geben wird, sein Feld kräftig und mit Intelligenz zu bestellen, daß auf diesem Wege der Kornertrag des bäuerlichen, wie des obrigkeitlichen Bodens sich verdoppeln, verdreifachen wird, ist unbezweifelt.

Die österreichische Regierung dies begreifend, hat im Jahre 1846 ausgesprochen, sie erkenne das wünschenswerthe der Abolition an, es wurde sofort der Vollzug dieses Wunsches der freien Uebereinkunft der Betheiligten anheimgegeben, und manches Hinderniß gesetzlich beseitigt, manche Begünstigung solcher Uebereinkunft gewährt.

Mag jene Regierungsverordnung an manchem Gebrechen und Mangel leiden, immer ist sie als allmähliger Fortschritt zu begrüßen, und sie berechtigt uns zu hoffen, es werde dieser Maßregel durch rasches directes Eingreifen nachgeholfen werden, wenn sie sich unzureichend, zu träge wirkend erweist.

Viele Erörterungen hat die Abolitionsfrage bei uns schon hervorgerufen, doch erhob sich noch keine Stimme aus dem Volke für dieselbe und ihre Lösung.

Erkennen wir auch das Mitwirken hochgestellter Gutsherren dankbar an, so ist auch dem Berechtigten jene nöthige Unbefangenheit und Selbstverleugnung ohne Unbilligkeit kaum zuzumuthen, um die Frage ohne selbst unbewußte Parteilichkeit vom Standpunkte des allgemeinen Bedürfnisses zu beurtheilen.

Eine rasche gleichzeitige Aufhebung der Robot, durch Emission verzinslicher, in Annuitäten zu tilgender, von der Landschaft garantirter Ablösungsscheine findet Hindernisse in der Ansicht, es werde die plötzliche Emancipation zu Calamitäten führen, die Nachfragen nach Zug- und Arbeitskräften sich bis zur Unerschwinglichkeit steigern u. s. w., wie in dem Bedenken der Regierung ihren im Course schwankenden vermehrungslustigen Papieren in jenen festen Robotscheinen gefährliche Concurrenz zu bereiten, ein Bedenken, das auch die Gründung der Hypothekenbanken bisher verzögerte.

Das erste Hinderniß, theils illusorisch, theils nur vorübergehender Natur, ist unwichtig im Vergleich zu den Segnungen kräftig plötzlicher Emancipation, doch ist jede Polemik gegen dasselbe unfruchtbar in Rücksicht des zweiten unbesiegbaren Bedenkens, das jeder Einwendung unbedingt Schweigen gebietet, denn die Geldverhältnisse bedingen heute des Staates Existenz, diese beruht auf Papieren und ihren Coursen, deren Schwankungen sich wohl mit darin begründen, daß wir nur Papier und keine Charte haben.

Müssen wir uns bei solchen Verhältnissen auch mit blos allmäligem Emancipationsprocesse befreunden, so ist doch die von der Regierung in der Verordnung von 1846 gebotene Allmäligkeit so trägen Verlaufes, daß eine Beschleunigung des Processes als möglichste Annäherung an die uns versagte Plötzlichkeit wünschenswerth scheinen muß. Offenbare Ungerechtigkeit liegt wohl nach dem heute Gebotenen darin, wenn Unterthanen einer billigdenkenden Obrigkeit gegenüber, deren Zugeständniß die Abolition erleichtert, früher und um billigern Preis zur Freiheit gelangen, als ihre Nachbaren, deren Obrigkeit starrer, oder durch beengende Verhältnisse gebunden, die Freiheit nur zu hohem Preise verkaufen mag.

Es ist selbst unklug, solche Verschiedenheit in dem Freiheitspreise eintreten zu lassen, denn die noch unfreie Gemeinde wird mit Neid auf ihre Nachbarn, mit Groll auf ihre Obrigkeit blicken, wird die Robot nur schwierig, mit äußerster Lässigkeit leisten, um sie der Obrigkeit zu verleiden, zu entwerthen. Mögen immerhin Ablösungen hin und wieder, selbst in größerem Umfange, als man erwartete, angebahnt und vollzogen worden sein, so sind doch diese Resultate eines Jahres winzig gering, verglichen mit den Forderungen der Zeit.

Möchten doch die Obrigkeiten nicht feilschen um den Freiheitspreis, der niedrigste wird sich in der Folge als der lucrativste erproben.

Allgemeiner gewordene Abolition muß die bisherige Wirthschaftsweise der Obrigkeiten fundamental ändern; dem frei gewordenen, gekräftigten Bauernstande reihet sich ein neu entstandener Stand, der, gebildeter Pächter kleiner Gutsparcellen, zu allgemeiner Belebung an, der Bauer lernt von diesem durch sein Beispiel, concurrirt allmälig mit demselben, in emsiger, vernünftiger Bodenkultur hebt sich die Pachtrente, und in dieser nicht geschmälert durch diesischen Eingriff der Wirthschafter, kömmt den Obrigkeiten der eigentlichste Abolitionspreis reichlich heim.

Die Ruralverhältnisse heben, consolidiren sich, die Gemeinden erstarken, das Patrimonialverhältniß löst sich, Schulen — andere, bessere als die heutigen, erstehen in den Dörfern; der heute obscure Landklerus steigt eine Stufe höher, um in Bildung nicht unter seinen Kirchkindern zu stehen; die Obrigkeit ist nicht mehr von tückischen, sclavisch kriechenden Geschöpfen, sie ist von wohlhäbigen freiaufblickenden Menschen umgeben.

Man verzeihe uns diesen Blick in die ferne schöne Zukunft unserer Enkel, er war nöthig, uns die Ueberzeugung zu geben, von unserer Pflicht, diesen Enkeln jene Zukunft zu bereiten, nicht kleinlich zu mäkeln mit der Gegenwart, sich nicht beirren zu lassen durch die schroffe, tückische, widrige Natur unseres heutigen Bauers; das Verhältniß, das obrigkeitliche Recht, die Tradition seiner Väter haben ihn so gemacht, er hat das nicht zu vertreten.

In dem erbärmlichen Bildungszustande des heutigen Bauers eben liegt das wesentlichste Bedenken dagegen, die Abolitionsbedingungen der freien Uebereinkunft zwischen Herr und Bauer anheim zu geben. Dem kurzsichtigen argwöhnischen Bauer gebricht es an festem Anhaltungspunkte sein Verhältniß, den Vortheil der Abolition in ihren Consequenzen richtig zu beurtheilen; so wenig als irgend möglich zu bieten, ist seine ganze Klugheit. Seiner Ansicht, seinem Urtheil wird von halbunterrichteten, zumeist unlauteren Individuen die Richtung gegeben. Die Obrigkeiten, rühmliche Ausnahmen in Ehren, verfolgen ihrerseits die Tendenz, möglichst hohen Preis zu erlangen; so stehen sich bei Beginn der Unterhandlung Extreme schroff gegenüber und kein gesetzliches Mittel ist geboten, die richtige Mitte dieser Extreme festzustellen; kleinliche, nicht immer lautere Mittel führen die Unterhandlung zuweilen zum Schluß, kein Theil fühlt sich befriedigt, Jeder glaubt sich übervortheilt.

Weit umfassender wären die Resultate der seit einem Jahre angebahnten Unterhandlungen, wäre jenes Mittel geboten.

Die gesetzlich ausgesprochene Anerkenntniß liegt vor, es liege im allgemeinen Interesse, die Robot mit ihren Consequenzen aufzuheben. — Ging das Gesetz so weit, so sind wir zu der Erwartung berechtigt, das Gesetz werde einen Schritt weiter gehen und aussprechen, jede Obrigkeit sei verpflichtet, die Ablösung zu gewähren, wenn ihre Unterthanschaft sie begehrt und diese müsse sie in Masse eingehen, wenn eine gewisse, festzusetzende Minorität sich dafür ausgesprochen, ein Grundsatz, welchen das Gesetz für Gemeinden ohnehin festgestellt hat, dessen Erweiterung auch gegen Obrigkeiten sich vollkommen rechtfertigt, weil die ganze Abolitionsfrage, wenn auch mit Modificationen, nach dem Principe der Expropriation zu regeln und dieses gegen die berechtigten Obrigkeiten geltend zu machen ist, während es dem Unterthan vor der Hand anheimgegeben bleiben muß, robotpflichtig zu bleiben.

Ueber dem Expropriationsgrundsatze muß die Ermittelung des Abolitionspreises gesetzlich geregelt, muß die Möglichkeit ihn aufzubringen geboten sein.

Man wende nicht ein, es habe die heutige Gestattung das Abolitionscapital mit Vorgang

vor allen Gläubigern auf dem dienstbaren Gute sicher zu stellen alles Hinderniß beseitigt, denn dieses Capital muß verzinset, muß nach Kündung gezahlt werden.

Die gedrückten Verhältnisse des Geldmarktes auf dem Flachlande, die Schwierigkeit auf bäuerliche Grundstücke Geld zu borgen, in mißlicher Justizhandhabung mitbegründet, der gräßliche Wucher in Zinsen und Capital, welchem der Bauer selbst dann anheimfallt, wenn ihm aus den öffentlichen Cassen seines Patrimonialgerichtes Darlehn gewährt werden, all' diese Uebelstände werden den früher robotpflichtigen Bauer zum Sclaven der Geldmäkler machen; ist die Capitalisirung der Roboten in größerem Umfange vollzogen, hat die Einziehung der Kapitalien begonnen: die Kündigungsdrohung wird dann zur gefährlichen Waffe in obrigkeitlicher Hand, gefährlicher beinahe als die heutige Robot.

Wird berücksichtigt, wie schwer es schon heute dem Bauer, dem Kleinbürger des Flachlandes wird, seinen Hypotheken-Credit zu realisiren, während sich die Baarschaft des Flachlandes in der Sparkasse, in Centralkassenanweisungen anhäuft, dem großen Gutsbesitzer, dem Staatsbedarfe allein zu Gute kommt, der kleinen befruchtenden Circulation aber entzogen bleibt, so muß zugegeben werden, jene Capitalisirung der Robot sei eine blos illusorische, keineswegs nachhaltende Wohlthat für den Bauer, man gestattet ihm allerdings ein relativ sehr bedeutendes Anlehn zu machen, man eröffnet ihm aber nicht zugleich Möglichkeiten, sich vor Verlegenheit zu bewahren, wenn es gilt, die Schuld zu zahlen, man gibt seine Existenz Gefahren preis, welche früher eintreten werden, ehe ihn die Befreiung allmälig hat kräftigen können.

Rückzahlungen in Annuitäten, mit der Steuer eintreiblich, Gründung eines Vorschußfonds allein können diese Uebelstände und die im Gesetze 1846 enthaltene Anomalie fern halten, welche dem Bauer gestattet, einen Theil seines Grundbesitzes als Robotentgelt an die Obrigkeit abzutreten, eine Gestattung, welche dem bisherigen heilsamen Principe, den bäuerlichen Grundbesitz ungeschmälert zu erhalten, widerspricht und mit welchem wir uns nimmer befreunden können. — Soll die Abolition mit ihren erwünschten Consequenzen zur Wahrheit werden, soll sie rasche Verbreitung finden, muß die Ermittelungsweise des Abolitionspreises gesetzlich geregelt, festgestellt, es muß die Möglichkeit geboten sein, das Abolitionskapital allmälig zu tilgen, der Bauer hat dann nur zu wollen, ohne Umtrieb, ohne demoralisirende Mäkelei wickelt das Geschäft sich ab, allen zum Heil.

Vom Grundsatze der Expropriation ausgehend glauben wir, gerichtliche Erhebung des Robotwerthes als die allein geeignete Methode zu erkennen, doch macht das Eigenthümliche des Verhältnisses manche Rücksicht nöthig, um den gerechten Werth zu finden.

Zur Werthsermittelung bieten sich verschiedene Wege, je nachdem blos auf den heutigen Rechtsumfang des berechtigten Subjectes oder blos auf die eigentlich ursprüngliche Widmung der Robot sonach auf den Bedürfnißumfang des berechtigten Objectes, oder endlich vermittelnd auf beide Rücksicht genommen wird.

Den Werth der heutigen Robotpflicht jedes einzelnen Bauers, jeder einzelnen Leistung zu erheben, festzustellen bietet keine Schwierigkeit, jede gerichtliche Schätzung eines obrigkeitlichen Gutes löset diese Aufgabe nach festgesetzten Grundsätzen.

Der Durchschnitt des zeitweiligen Reluitionspreises der Robot — der Durchschnitt des für einen Arbeitstag in der Umgegend üblichen Lohnes — das Verhältniß des Arbeitsresultates eines Robottages zu dem Arbeitsresultate eines Lohntages, in der festgestellten Annahme von eins zu drei — bilden die Faktoren zur Berechnung.

Der Durchschnitt zeitweiliger Robotbefreiung der Richter, der Geschwornen, der Gebrechlichen ein gewisses Procent für Arbeitsrückstände, der Preis der den frohnarbeitenden für gewisse Zeiten abzugebenden Brotquantitäten, welche das Robotpatent sehr ergötzlich, Ergötzlichkeiten nennt, bilden die Abschläge bei jener Berechnung, welche der Geldwerth des einzelnen Robottages feststellet.

So einfach es scheint, bei dieser Berechnung stehen zu bleiben und dieselbe der Abolition zur Basis zu geben, so dünkt uns diese Berechnungsweise, falls sie die allgemein maßgebende sein soll, der Sache nach unbillig und ungerecht in Hinblick auf die Rechtsbasis des Robotverhältnisses, auf dessen ursprüngliche Widmung.

„Die Robot der Gesammtunterthanschaft eines Gutes ist die auf dem rustikalen Grundbesitze aller Unterthanen haftende Verpflichtung zur Bebauung, zur Erhaltung des landwirthschaftlichen Culturzustandes des obrigkeitlichen Grundcomplexes unentgeltlich mitzuwirken.

Als ursprünglich rechtliches Maximum des jährlichen Arbeitsaufwandes aller Robot eines Gutes kann nur die zur landwirthschaftlichen Verwerthung des obrigkeitlichen Areals nöthige rohe Arbeitskraft angenommen werden. Jeder Ueberschuß an Arbeitskraft, welcher von den Gesammtunterthanen in Leistung oder in Geldreluition in Anspruch genommen wird, ist ungerecht, ist Uebergriff, überschreitet jenes rechtliche Maximum.

Hat die Obrigkeit neben ihrer Robotberechtigung eigene Arbeitskräfte in Taglöhnern in Bezügen nöthig gehabt, so gehet diese Summe an Arbeitskraft von jener Maximalannahme in Abschlag. Wir glauben daher, es sei zur Ermittelung des eigentlichen Robotbedarfes und seines Werthes zu erheben: 1) Welche Arbeitskraft nimmt das obrigkeitliche Gut zu seiner Cultur und landwirthschaftlichen Verwerthung nach heute üblicher Bewirthschaftungsweise in Anspruch? wie viel Zug- und Arbeitskräfte, wie viele Taglöhner braucht die Obrigkeit ohne Beihülfe der Robot zu ihren jährlichen Wirthschaftszwecken? 2) Welche Auslagen erfordert dieser Kraftaufwand jährlich? welches Kapital deckt denselben mit Berücksichtigung der Zinsen des Anschaffungskapitals und der Abnutzung? 3) Wie viel hat die Obrigkeit neben der ihr zu Gebote gestandenen, nicht reluirten Robot selbst oder durch ihre Pächter dennoch an Eigenbezügen gehalten? wie viele Arbeiter hatte sie in festem Lohne? wie viel hatte sie an Taglohn jährlich ausgegeben? wo zeitweilige Robotreluitionen größeren Umfanges bestanden, wird diesem Umstande Rücksicht getragen, sowie bestehende Spannwerksverpflichtung Modificationen des Ausschlages bedingt.

Der Aufwand für Eigenbezüge, für festen Dienstlohn und Taglohn von dem Gesammtaufwande des jährlichen Wirthschaftsbedürfnisses abgezogen, gibt die richtige Ziffer jenes Aufwandes, welchen die Robot getragen hat, welcher diese repräsentirt, dessen Kapitalsaequivalent also das gerechte, das wahre sein dürfte, welches auf den Einzelpflichtigen quotiental vertheilt, den Abolitionspreis zu normiren hat.

Daß bedeutende Robotüberschüsse bestehen, denen es am Objekte der Verwendung gebricht, und welche den Obrigkeiten durch Reluition dennoch zu gute kommen, ist notorisch, und erklärt sich dadurch, daß seit der Normirung des Robotverhältnisses bedeutende Strecken des obrigkeitlichen Grundes erbzinslich an Unterthanen veräußert worden sind, während das ursprüngliche Robotquantum sich gleich blieb, und entschieden unrecht ist es, eine Verpflichtung in altem Maße fortbestehen zu lassen, sobald das eigentlich berechtigte Objekt sich geändert hat, wo doch nur dieses maßgebend sein sollte.

Wir denken nächstens ein genaues, der Wirklichkeit entnommenes Tableau nachzuliefern, welches die Resultate beider Erhebungsmethoden auf einer Herrschaft Böhmens zur Anschauung bringt, und hoffen auf diesem Wege unsere Ansicht praktisch zu rechtfertigen, welche die Theorie und streng rechtliches Prinzip für sich hat.

Acht mobile Commissionen des böhmischen Landrechtes, durch einen Rechtskundigen und zwei Wirthschaftskundige gebildet, können die Werthserhebung sämmtlicher Robot Böhmens im Verlauf zweier Jahre füglich vollenden, den Obrigkeiten, wie den Unterthanen, durch Affilirte des Unterthansadvokaten vertreten, muß es freistehen, die Ansichten der Commission durch Bemerkungen zu erläutern. Die Kosten der Wertherhebung werden durch Steuerzuschläge gedeckt.

In dem Durchschnitte der nach den angegebenen beiden Methoden ermittelten Werthe läge endlich die billige Mitte für beide Interessenten.

Man verzeihe uns im Volke, daß auch wir eine Ansicht hegen und aussprechen; möge sie eine strenge Kritik erfahren, im Abwägen allseitiger Meinung, selbst im Kampfe mit dem Irrthum gelangt man zur Wahrheit, und wir wollen nur Wahrheit. Veritas vita.

Wir schließen mit dem Wunsche, es möge die edle Standschaft Böhmens einen Vorschußfond zur Erleichterung des Abolitionsaparates durch Steuerumlagen bilden, welcher, wenn nur eine Million allmälig erreichend den Unterthanen gewisser Kategorien gewidmet, in Annuitäten mit der Steuer zurückfließend das Geschäft mächtig fördern würde und nach derselben Beendigung den Gründern mit Zinsen heimkäme, ihnen demnächst von der Steuerpflicht abgeschrieben werden könnte. Der große Zweck ist großer Beschlüsse würdig.

Kiner.

Tagebuch.

I.

Neue Romane.

Ein großer Theil unserer belletristischen Literatur wird gegenwärtig von Damen besorgt und zwar zum Theil von adeligen. Die Frauen werden ihr eignes Herz wohl besser kennen, als man es von den Männern zu erwarten berechtigt ist, und so kann es für die Verbreitung psychologischer Kenntnisse nur von Nutzen sein, wenn von zwei verschiedenen Seiten in den Schacht der Seele ein Bergwerk angelegt wird. Man hat wohl ein gewisses Vorurtheil gegen die schönen Blaustrümpfe, man findet es noch immer unweiblich, über das eigne Herz und dessen wechselnde Stimmungen sich vor aller Welt auszulassen, den Busen aufzuknüpfen vor einem verehrlichen Publikum. Diese Prüderie wird aber in unserer Zeit, wo man sich allmählig daran gewöhnt, auch das Geheimste an's Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, wohl aufhören, und man wird es den schönen Händen Dank wissen, wenn sie ihrerseits das Werk der Freiheit und Gleichheit fördern, sollten sie auch bei der Gelegenheit ihre Finger mit Dinte beflecken.

Hier liegt uns eine ganze Reihe von Frauenromanen vor, und zwar zum größern Theile aus der Mitte der deutschen Aristokratie. Als die Gefeiertste unter Deutschlands Dichterinnen begrüßen wir zunächst die Verfasserin des 1. Werks, die Gräfin Hahn-Hahn.

1. **Lewin.** Von **Ida Gräfin Hahn-Hahn.** 2 Bde. Berlin, 1848. A. Duncker.

Selten ist einem Dichter oder einer Dichterin von den Journalisten so arg mitgespielt worden, als unserer guten Gräfin. Man machte es ihr zum Vorwurf, daß sie sich nur mit der „guten Gesellschaft" beschäftige, und für das Volk kein Herz habe, daß sie kein reines Deutsch schreibe, sondern selbst in Augenblicken der Leidenschaft oder einer sonstigen Erregung mit französischen Salonphrasen um sich werfe, endlich daß sie keine andern Charaktere zu zeichnen verstehe, als Mischungen aus Sentimentalität und Blasirtheit. Den Inhalt dieser Vorwürfe kann man zugeben, ohne in die Vorwürfe einzustimmen, denn der Dichter, und vor allem der Romandichter kann doch nichts anders geben, als seine eigne Welt. Die Gräfin kennt keine andere Gesellschaft als die „gute," sie hört in derselben keine andere Sprache, als jenes Gemisch aus allen Zonen, sie lernt in ihr keine andern Wesen kennen, als diese halb Blasirten: — was soll sie uns denn andres geben! Im Gegentheil müssen wir Demokraten ihr eigentlich verpflichtet sein, denn es würde uns wahrlich schwer fallen, die Aristokratie mit einer solchen Bitterkeit und zugleich Sachkenntniß anzugreifen, als es hier ein Mitglied derselben thut, wenigstens würde man uns keinen Glauben schenken. Auch die Nachwelt wird diese Werke noch lesen, denn da es höchst unwahrscheinlich ist, daß diese Menschenklasse

durch Aeonen in der alten Weise fortbestehen wird, so muß man sie dann aus den Quellen studiren, wie man jetzt in verhärteten Erdarten den Abdrücken der antediluvianischen Bestien nachspürt.

Es ist nicht gut, daß die Journale dies verkannt, daß sie die Gräfin durch Widerspruch gereizt und aus ihrer Naivetät getrieben haben. Denn es war in jenen Schilderungen allerdings Natur, wenn auch keine schöne, und durch jene Fehden ist etwas Reflectirtes hineingekommen, das die Klarheit des Gemäldes trübt. Die Gräfin müht sich in jedem neuen Roman auf's Neue ab, den Unterschied von Vornehm und Gemein deutlich zu machen, jeder neue Roman ist eine Philippica gegen die Democraten, eine Apologie gegen die Angriffe übelgesinnter Kritiker. Das ist zu bedauern; nicht als ob wir es uns nicht zur Ehre rechneten, eine „hohe Frau" wenigstens zu Aeußerungen des Zorns zu inspiriren; aber wir würden uns gern dieser Ehre begeben, wenn wir dadurch die Unbefangenheit und Objectivität jener Schilderungen aus der unnahbaren Welt der Olympier wiederherstellen könnten.

Es ist übrigens auffallend, daß bei aller Neigung für die noblen Passionen im Durchschnitt der Soldatenstand so wenig von der Gräfin hervorgehoben wird. Die Söhne des Himmels treten in der irdischen Erscheinung von Studenten, Referendarien, Assessoren u. s. w. auf. Guter Himmel! wie wenig ahnten wir Jupiter unter dem Strohdache. Auf dem Gymnasium haben wir uns mit den Götterkindern geprügelt, nachher gingen wir mit ihnen auf die Mensur, und die Klinge kannte einen Unterschied in der Geburt ebensowenig als das Examen, in welchem auch die Männer aus dem alten Geschlecht des Odin zuweilen durchfielen. Wenn später unser Chefpräsident auch ein Edelmann ist, so sehen wir in ihm nur den Chefpräsidenten, nicht den Edelmann. Es ist mit der Aristokratie in den bureaukratischen Preußen und den übrigen Norddeutschen Ländern, die sich mehr oder weniger seinem System anschließen, eine mißliche Sache; der Beamte gilt doch einmal das Meiste und selbst die vornehmen Landedelleute streben nach der Ehre des Dienstes, und der Aktenstaub überzieht die goldnen Flügel des himmelerzeugten Schmetterlings so stark, daß er sich von der bürgerlichen Motte im Aeußern wenig unterscheidet.

Aber es ist dies auch eine List unserer Gräfin, es ist Ironie. Seht hier, ruft sie den mit dem Beamtenthum überpelzten Aristokraten zu, entartete Söhne der alten Raubritter! seht hier euer Bildniß! Die ganze Männerwelt, bis zum Grafen herauf, hat sich an den Pöbel verkauft; die eigentliche Aristokratie lebt nur noch im Salon; nur die Frauen sind wahrhaft vornehm.

Diese Idee ist der schadenfrohe Mephisto in Ida's Weltanschauung; dieser tückische Kobold, der selbst Leute von Geburt verleitet hat, sie mit George Sand zu vergleichen. Die Emancipation des Weibes ist das gemeinsame Streben der beiden Dichterinnen, aber in einem andern Sinne, als bei den radicalen Propheten unserer Tage: diese wollen das Weib in die Männerwelt einführen, ihr gleiche Rechte geben auf der Volksversammlung, auf dem Catheder und der Kanzel; sie wollen das mulier taceat in ecclesia aufheben; sie wollen auch den geschlechtlichen Verhältnissen zwischen Mann und Weib diesen Stempel der Freiheit und Gleichheit aufprägen, der alle ihre Bestrebungen characterisirt. Sie wollen mit einem Wort das specifisch Weibliche aufheben, so weit es nämlich nicht der Natur sondern der Convenienz angehört.

Die Emancipation, welche die Gräfin predigt, ist anderer Natur. Einerseits ist sie exclusiv; sie bezieht sich nur auf schöne Seelen und Edelfrauen; Köchinnen und Bürgermädchen werden nicht emancipirt, ihre rothen Hände und plumpen Füße erlauben

es nicht. Sodann geht sie nach der umgekehrten Richtung; sie will nicht die Weiblichkeit aufheben, sondern alle Tendenzen der Politik, der Akademie, des Rechts und der Kunst nach dem Divan einer schönen Seele wie nach einem Focus hinleiten. Die Politik soll im Salon verhandelt werden, sie soll geistreich sein; die Poesie und Wissenschaft soll als das höchste Ziel ihres Ehrgeizes den Strickbeutel eines holden Weibes im Auge halten. Beides wie zu den Zeiten der Pompadour.

Dann wird das goldene Zeitalter zurückkehren, wenn die Empfindungen, Launen und Stimmungen eines hysterischen genialen Weibes die Welt regieren, wenn die Philosophie und die Kunst als ihre einzige Aufgabe betrachten, dieses holde Räthsel zu lösen oder lieber ahnend daran herum zu tasten. Die Elasticität der Charaktere, die ihre Ideale sind, überschreitet alle Grenzen des Natürlichen und Schönen.

„Was Männer nicht vermochten, hat ein Weib gethan." Die Journalisten konnten Germaniens Corinna nur im Einzelnen recensiren und ärgern; es war einer Schriftstellerin vorbehalten, die verschiedenen Fasern ihrer Empfindungen und Reflexionen zu einem anmuthigen Bilde, zu einer Totalität zu krystallisiren. Der weibliche Diogenes, der den Rechten sucht, und ihn nie finden kann, weil er widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen soll, heroische Männlichkeit und doch unbedingte Abhängigkeit von den Launen und Stimmungen des geliebten Weibes, wurde von Iduna in Lebensgröße abgebildet, und kann nun in jedem Kupferstichladen besehen werden.

Es ist offenbar unter dem Einfluß der Mißstimmung, die ein so schonungsloser Angriff in dem Herzen der Gräfin hervorrufen mußte, daß der Levin geschrieben ist. Die Philippica gegen den Liberalismus und namentlich gegen die Journalisten wird immer bitterer. Als Repräsentant derselben — und er wird noch ausdrücklich als der beste unter ihnen bezeichnet — tritt ein Mensch auf, der zuerst durch hohe, schwindelnde Worte sich selbst berauscht, dann es Andern vormacht; der neidisch auf jedes emporgerichtete Haupt blickt, auf jeden Kranz, der die Stirn eines Dichters oder eines Edelmannes umwindet; der zu Gunsten seiner Sache gleich den Jesuiten lügt, verleumdet, und der damit endigt, das Manuscript eines großen Dichters der entgegengesetzten Partei zu stehlen und es zu vernichten. Auch fehlt es nicht an sonstigen Ausfällen gegen die Klatschsucht der liberalen Escamoteurs.

Dennoch ist der wohlthätige Einfluß der Kritik in Einem Punkt wenigstens nicht zu verkennen. Die Gräfin fängt an, ein ziemlich reines Deutsch zu schreiben; sie cotoyirt nicht mehr die Berge, sondern sie geht an ihnen vorüber, ihre Helden foudroyiren nicht mehr mit ihren Blicken, sondern sie machen davon irgend einen beliebigen andern Gebrauch.

Der Held der Novelle ist ein männliches Gegenbild zur Gräfin Faustine; wenigstens darin, daß man den Gang seiner Empfindungen, Reflexionen, Handlungen, ebensowenig berechnen, ihn ebensowenig motiviren kann. Er könnte in jedem Augenblick das Entgegengesetzte von dem thun, was er thut, und würde dadurch Niemand in Verwundrung setzen. Er ist ein Dichter, der kraft der Laute, die er rühmlich schlägt, und um der magnifiquen Gefühle willen, die seine Brust zu den Productionen, die Europa entzücken sollen, bedarf, die gewöhnlichen Rücksichten der Sittlichkeit hintansetzt. Daß er Graf ist, versteht sich von selbst. Er war in der Jugend eine blöde Natur, und konnte auch schon in ziemlich reifem Alter das Rechnen nicht begreifen, darum wurde er von seinen Anverwandten als Dummkopf hintangesetzt, nur eine sehr brave, aber ziemlich häßliche Cousine, ein Paar Jahre älter als er, nahm sich seiner an, brachte ihm die ersten Rudimente bei, und löste die Schwingen seines Genius durch

eine große Reise, die er auf ihre Kosten unternahm. Zum Dank dafür heirathet er sie nach seiner Rückkehr, schreibt einige classische Werke, z. B. das südliche Kreuz, aber in der Einsamkeit des Landlebens verzehrt ihn eine unruhige Sehnsucht, er macht wieder eine Reise, lernt auf derselben das Urbild einer von ihm schon früher angebeteten Madonna von Murillo, die Tochter der uns aus einem frühern Roman bekannten Clelia Conti kennen, verliebt sich in sie, verschweigt ihr den Grafen und Ehemann, und tritt nur als Dichter und Liebhaber auf, findet Gegenliebe, und will seine Gemahlin zur Scheidung veranlassen. Nun erfolgt der sittliche Conflict der Wahlverwandtschaften, bis das Kind, das aus seiner Ehe hervorgegangen war, dem Kinde Eduards und Charlottens nachstirbt; so kann denn Josselinde, jene ehrenwerthe aber häßliche Ehefrau, nicht umhin, dem Beispiel Charlottens zu folgen; sie willigt in die Scheidung, aber da es zu spät ist. Clelia's Tochter hat schon dem Leben entsagt, und ist in ein Kloster gegangen; ein ehemaliger Liebhaber jagt dem lüderlichen Poeten eine Kugel in's Gehirn; dieser stirbt nicht daran, sondern wird wahnsinnig, und so bleibt denn der tugendhaften Josselinde die Gattenpflicht, sie denkt nicht mehr an Scheidung, sondern pflegt ihren hülflosen Gemahl bis an sein Lebensende.

Die beiden Hauptfrauen sind die besten Figuren des Romans; Josselinde ein braves, verständiges Weib mit nur gelindem aristokratischem Anflug. Die Tochter Clelia's eine Fleisch gewordene Madonna, eine Sensitive, die vor jedem unsittlichen Hauch ihre Blätter zusammen schließt, oder was man sonst für Bilder gebrauchen will. Die vornehme Welt, die sonst um die Helden gruppirt ist, und die, wie alle Schilderungen der Verfasserin aus dem ihr bekannten Kreise das Gepräge wenigstens einer relativen Wahrheit an der Stirn trägt, ist nicht eben geeignet, eine Begeisterung für diese privilegirte Menschenklasse zu erregen. Herzlosigkeit, raffinirter Egoismus, gegenseitiger Neid, — Erscheinungen, die freilich unter allen Bildungsformen vorkommen, die aber viel widerlicher sind, wenn sie von einer äußerlichen Aesthetik überfirnißt werden.

Man mag nun im Uebrigen gegen die Gräfin einwenden was man will — in der Schilderung und Entwickelung jener psychischen Anomalien, die das raffinirte Seelenleben der vornehmen Frauenwelt charakterisiren, übertrifft sie alle ihre Nebenbuhler, theilweise selbst die französischen Romantiker, und wenn man durch ihre Schriften nicht immer erfreut, auch nicht einmal immer unterhalten wird, so kann man doch stets aus ihnen etwas lernen.

2. Die Tochter des Pietisten. Von Henriette Hanke. 2 Bd. Hannover, 1847. Hahn.

Hier haben wir es mit einer zahmeren, übrigens recht betriebsamen Schriftstellerin zu thun. „Die Tochter des Pietisten" macht Band 98—100 ihrer sämmtlichen Schriften aus. Der Pietismus ist hier von seiner guten Seite dargestellt, als die tiefgefühlte Frömmigkeit eines wackern, ehrenfesten Herzens, das seinem Gott treu bleiben will, wie man seiner Fahne, seinem Könige, seinem Volke u. s. w. treu bleibt. Der Vater der Heldin ist nämlich ebenso wie später ihr Ehemann, ein Officier, und das militärische Leben nimmt dem Pietismus die widerliche Süßigkeit und Weichheit, in die er sonst gar zu leicht verfällt. Die Erzählung geht anspruchslos und einfach fort, sie ist von der modernen, jungdeutschen Phraseologie noch nicht inficirt, und schmeckt etwas nach der Restaurationsperiode; die Tugend siegt, das Laster wird bestraft. Doch ist der Roman nicht ohne rührende Züge, und zeigt von einer redlichen Gesinnung und einem schlichten aber richtigen Verstand.

3. Zwei Jesuiten. Von Caroline v. Reder. 3 Bd. Berlin, 1848. F. Schneider.

Hier sehen wir im Gegentheil die outrirte Religiosität, oder den Schein des religiösen Wesens in seiner ganzen Ruchlosigkeit. Es sind absichtlich die düstersten Farben gewählt, um das Abscheuliche einer Weltanschauung darzustellen, die, um den Himmel zu einem reinen Ideal zu machen, die Erde in ein Jammerthal oder in ein Irrenhaus verwandelt. Zwei Menschen treten hier als Repräsentanten ihrer Kirchen auf, ein protestantischer Minister, der durch Begünstigung der pietistischen Richtung seinen Einfluß bei Hofe sichert und seine Geldspeculationen überdeckt, und ein Jesuit, der vor jenem gemeinen Bösewicht wenigstens den äußerlichen Anstand voraus hat. Ihr Opfer ist ein liebliches Mädchen, deren Vermögen es gilt. Auf dem Wege zu ihrem Zweck begehen beide die gräßlichsten Unthaten, und es wirkt vielleicht nachtheilig auf das Interesse der Erzählung, daß schon von Anfang an eine solche Masse von Greueln sich zusammendrängt, daß man alle Augenblicke den Muth verliert, weiter zu lesen. Es ist im Criminalcodex kein Verbrechen verzeichnet, das hier nicht seinen Platz gefunden hätte. Und zwar bleibt das Verbrechen, die vollendete Nichtswürdigkeit siegreich, das Gute und Edle geht zu Grunde. Uebrigens ist die Darstellung wahr, wenn auch die Farben zu grell aufgetragen sind; der protestantische Pietismus ist in seiner Erscheinung noch viel widerlicher als der Jesuitismus. Aber die empirische Wahrheit ist nicht die poetische. Das Interesse an Eugen Sue's und ähnlichen Schaudergemälden kommt nicht aus der moralischen Gesinnung und dem Haß gegen das Schlechte, sondern aus dem geheimen Kitzel, den das Grauenhafte erregt. Durchaus widerwärtige, nichtswürdige Figuren können nur durch den Humor eines Dickens erträglich gemacht werden.

4. Robert. Von Caroline v. Göhren. 2 Bd. Stuttgart, 1847. Hallberger.

Ein lebendiges, ansprechendes Seelengemälde! Ein junger, liebenswürdiger Bonvivant mit gutem Herzen aber schlechten Grundsätzen, der in den sittlichen Verhältnissen des Lebens nur den Spielraum seines Vergnügens sucht, macht dadurch viele Menschen unglücklich, und wird endlich, nachdem er durch einen ernsten Schmerz geläutert und gestählt ist, durch die Nemesis, die Folge seiner Jugendsünden ereilt. Das erste Mädchen, das er liebt, weist sich als seine Tochter aus. Dieses Schicksal ist etwas verbraucht, und man sollte allmälig auf ein anderes sinnen. Das Entsetzen über geistige Blutschande hat etwas Unreines, weil es aus einer übersteigerten Reflexion entspringt. Im Uebrigen aber sind die Charaktere scharf und anmuthig gezeichnet, es kommen keine abstracten Bühnenhelden vor, keine verschwimmende Sentimentalität, auch in den Irrgängen des Lasters ist ein gewisser Humor, und auch in der tollsten Lüderlichkeit bleibt immer etwas Positives. Die Verfasserin hat ihr Gemälde durch Localfarben zu heben gesucht. Dresden, Berlin und andere Städte werden beiläufig charakterisirt, doch ist das nicht der gelungenste Theil des Romans. Die Verfasserin verräth eine große Befähigung, und wird noch bedeutender wirken, wenn sie ihr Interesse mehr concentriren wird.

S.

II.

Tebeldi, die Geldangelegenheiten Oesterreichs *).

Aus Wien.

Vierzehn Kapitel und ein Schlußwort über Oesterreichs finanzielle Lage. Es ist dies nicht zu viel über eine Frage, von deren Lösung so Vieles abhängt.

*) Die Geldangelegenheiten Oesterreichs. Von Albrecht Tebeldi. 1847.

Doppelt interessant ist eine Besprechung der österreichischen Finanzverhältnisse gerade jetzt, da Oesterreichs schlagfertiges Heer jeden Augenblick bereit ist, in Italien zu interveniren. Eine kurze Analyse dieser Schrift darf daher in Ihren Blättern nicht fehlen. Auf eine Kritik derselben können wir uns nicht einlassen. —

Nicht zu leugnen ist, daß in den letzten zwei Jahren eine bedeutende Abnahme der regelmäßigen Steuereinkünfte sich zeigte und daß die Regierung unverhältnißmäßige Auslagen zu bestreiten hat. Nach allen Richtungen hin wird eine gewisse ängstliche Thätigkeit der Regierung bemerkbar, welche aus der Besorgniß entspringen mag, daß sie doch in vielen Beziehungen etwas zu spät kommen wird. Sehen wir in diesen Anstrengungen nur die Krämpfe eines zerrütteten Organismus oder die Krisis, in welcher die unverdorbenen Säfte sich prävalirend ausscheiden werden?

Die verzinsliche Staatsschuld und die Papiere der Nationalbank hängen sich zu schwer an das österreichische Staatsschiff und werden es sinken machen. Herr Tebeldi betrachtet in der That die verzinsliche Staatsschuld als Ballast und räth zur Rettung Oesterreichs denselben sobald als möglich über Bord zu werfen. Von den Römern, nach dem ersten punischen Kriege bis auf unsere Zeit, wurden große fundirte Schulden nur durch Bankrotte ausgeglichen. Den Finanzpatenten der Jahre 1810 und 1811 war nicht mehr auszuweichen, ihre Nothwendigkeit lag schon in den Finanzoperationen der letzten 15 Jahre, aber der günstige Augenblick, das strandende Schiff wieder flott zu machen, war das Jahr 1815.

Oesterreichs Staatsschuld betrug im Jahre 1815 1350 Mill. Fl. verzinsliche Schuld und 678,715,925 Fl. Papiergeld. Die Herabsetzung der Rente durch das Patent vom Jahre 1811 und die Berechnung des Kapitals nach dem Courswerthe brachten die verzinsliche Staatsschuld auf die Summe von 278,400,000 Fl. W. W. oder 74 Mill. C.-M., so daß mit Zuziehung der Anleihe vom 29. März 1815, welche einen Courswerth von nur 6 Mill. C.-M. hatte, die verzinsliche Staatsschuld Oesterreichs auf 80 Mill. C.-M. sich belief, zu 5 pCt. verzinslich.

Jene 112 Mill., welche Oesterreich von Frankreich und Italien als Entschädigung empfing, hätten also die österreichische Nationalschuld tilgen können. Jetzt, da Oesterreich auf die verzinsliche Staatsschuld jährlich 59,906,219 Fl. verwenden muß, und auch bei der günstigen Staatseinnahme von 160 Mill. ein jährliches Deficit von 20 Mill. sich ausweist, sieht H. Tebeldi nicht ab, wie ein Bankrott überhaupt nur für einige Zeit vermeidlich sei. —

Die österreichische Nationalbank, durch die Patente vom 1. Juni 1816 und 15. Juli 1817 in's Leben gerufen, hatte schon im Jahre 1823 zu viele Noten ausgegeben. Ihr Vermögen besteht aus

a) Staatspapieren mit einer Rente von 1,728,705 Fl. 37¼ Kr., diese zu 5 pCt. capitalisirt, beträgt also	34,584,112 Fl. 5 Kr. C.-M.
b) Aus einer Reservefond, von 235,557 Fl. 48 Kr. Rente. Also zu 5 pCt. capitalisirt	4,711,156 „ — „ „
c) Aus einer Forderung an die Regierung, unverzinslich und ohne genaue Bestimmung der Zurückzahlung	98,707,050 „ — „ „
Summa	138,002,318 Fl. 5 Kr. C.-M.

Aber die Summe der ausgegebenen Noten und den Baarvorrath kennen weder die Actionäre noch das Publikum. Sie kann nur annäherungsweise angegeben werden. In Oesterreich cirkuliren nämlich 729 Millionen C.-M., von denen 82 Millonen Metallgeld, 647 Millionen aber Papiergeld und Banknoten sind. Die österreichische Na-

tionalbank vermag im besten Falle nur 243,002,318 Fl. zu decken, also bleiben noch 404 Millionen Fl., welche durchaus nicht als Metallgeld effectuirt werden können. Und unter die Bedeckung jener 243,002,318 Fl. gehört noch die bedenkliche Schuld der Regierung von 98,707,050 Fl.

Der Bankrott der österreichischen Nationalbank, welcher erfolgen muß, sobald keine Intercession der Regierung für die Bank eintritt, wird also die Staatsschuld Oesterreichs um 404,000,000 Fl. und dann noch um 88,991,718 Fl. mit 4 pCt. als den Werth der 50,621 Bankactien vermehren.

Herr Tebeldi sieht darin immer noch mehr Heil für den Staat als in Finanzoperationen, welche die Katastrophe des Bruchs vielleicht auf zwei bis drei Jahre hinausschieben aber sie nicht abzuwenden vermögen. Der Schlag, der über kurz oder lang ja doch fallen muß, würde dadurch in seinen Wirkungen nur noch erschütternder.

Drei Kapitel widmet der Verfasser einer Geschichte der österreichischen Finanzoperationen. Er beginnt mit der Regierung Kaiser Carls VI., unter welchem Oesterreich 36 Millionen Fl. Einkünfte und 12 Millionen Schulden hatte, und schließt mit der Anleihe des Jahres 1847, die unter so üblen Bedingungen geschlossen wurde, daß mehrere Handlungshäuser eine wenig befriedigende Antwort in Bezug auf eine künftige Anleihe gaben, und zwei derselben der Meinung waren, die heutige Geldstellung könne nur noch kurze Zeit währen und zwar nur bei äußerster Sparsamkeit und fortdauernd friedlicher Politik.

Joseph II. hatte von 376 Millionen Fl. übernommener Staatschulden 70 Millionen getilgt. Der englischen Subsidien, der bedeutenden Steuererhöhungen ungeachtet wurde Oesterreich durch die Jahre 1792 bis 1815 und 1818 auf den Punkt gebracht, auf welchem Herr Tebeldi die Zukunft des Staates vom Gelde abhängig sieht. Die Bewahrung des alten Princips der österreichischen Staatsmänner kam der Monarchie stets theuer zu stehen. Seit den Tagen Josephs II. bis zum 20. October 1815 war die Summe des Papiergeldes von 20 Millionen Fl. auf 1350 Millionen Fl. gestiegen, neben welcher noch 350 Millionen Fl. Kupfergeld coursirten. Während der Finanzverwaltung der Grafen Saurau, Zichy, O'Conell und Wallis waren die Bankzettel von dem Cours 103 (1799) bis auf den Cours von 819 gekommen.

Nun folgt eine Kritik des Verfassers über die Patente von 1810 und 1811. Das letzte war seiner Meinung nach leider nicht genug durchgreifend. Er leugnet das Recht des Staates, d. h. der Regierung, aus den Steuern der Unterthanen die einst verkürzten Staatsgläubiger zu entschädigen, eben so wie die Verbindlichkeit der heutigen Generation für alte contrahirte Schulden. Aus diesem Gesichtspunkte tadelt er die Verwendung der Entschädigungssummen, welche Oesterreich im Jahre 1815 empfing. Den Beamten, den Militärs, welche vom Jahre 1810 bis 1815 der größten Noth hingegeben waren, am meisten durch die Finanzpatente gelitten hatten, hätte die Regierung wenigstens zum Theil Ersatz leisten sollen, nicht aber den großen Capitalisten und Staatsgläubigern, denn diese bilden immer nur eine geringere Anzahl und der Verlust ihrer Capitale wirkt bei weitem nicht so zerstörend auf den Wohlstand eines Landes als die Vernichtung der kleinen Capitale, durch welche die Manufaktur und der größte Theil der Urproduction betrieben werden. Durch eine solche Maßregel werden in der That die untern Volksklassen ganz in die Hände der Reichen gegeben, verarmen immer mehr, und die Masse der Proletarier wächst in's Immense. Die Fragen, welche auf die Demoralisation und Verarmung des Volkes folgen, gelangen plötzlich unabweisbar an die Ohren kalkulirender Beamteter.

Der Verfasser bespricht weiter alle ferneren Anleihen und ihre Modalitäten. Die Operationen des Tilgungsfonds erscheinen ihm so wenig zweckmäßig, daß er behauptet, derselbe könne nur die österreichische Geldkrisis um so eher herbeiführen, wenn er sein heutiges Tilgungsverfahren fortsetzt, bei dem er mehr Geld ausgibt als er in der That Schulden tilgt. Die Ausweise dieses Instituts über die getilgten Summen sind kaum mehr im Stande, den Laien zu blenden.

Nach dem versteckten Bankrotte im Jahre 1816 hatte Oesterreich 500,333,838 Fl. Papiergeld.

Da sich seit 1817 die wichtigsten finanziellen Maßregeln an die Bank knüpfen, so folgt im fünften Capital eine detaillirte Erwähnung der k. k. österreichischen Nationalbank und ihrer Operationen.

Obschon Herr Tebeldi bei der Beurtheilung der jetzigen Finanzkrisis vorzüglich die Finanzverwaltung der zwei letzten Perioden Oesterreichs im Auge hat, so reflectirt er doch stets auf jene Institutionen, welche dem Verlaufe der großen Geldangelegenheit hätten eine bessere Wendung geben können und bespricht diejenigen, deren Modification er für das ungefährdete Bestehen der Monarchie für unerläßlich hält, besonders ausführlich. In der Bevorzugung des Adels, den mangelhaften Agrargesetzen, in der übermäßigen Besteuerung des Bauers, in der gewaltsam hervorgerufenen und parteiisch geschützten Industrie und in der wachsenden Uebervölkerung sieht er die Ursachen, welche die zunehmende Verarmung des Landes und hiermit die gänzliche Zerrüttung der österreichischen Finanzen herbeiführen. Bemerkenswerth ist, daß im Jahre 1847 die österreichische Staatskanzlei die Unterbehörden aufforderte, sich zu erklären, ob überhaupt die Uebervölkerung in großer Ausdehnung vorhanden sei. Eben so auffallend sind die Mittel, welche Herr Tebeldi angibt, um den Staat, falls er noch nicht übervölkert ist eine verhältnißmäßige Bevölkerung zu sichern. Abschaffung der Paternitätsklage, große Findelhäuser, Emancipation des Fleisches und beschränktere Gestattung der Ehe.

Oesterreich mit seinen 98,432,870 Joch produktiver Oberfläche soll ein Agrikulturstaat sein. Aber die Agrikultur liegt darnieder und ungeachtet aller Versammlungen der Landwirthe hat die Bodenkultur keine Fortschritte gemacht, die erwähnenswerth wären, weil sie in keinem Verhältniß zu der protegirten Industrie oder der Bevölkerungszunahme stehen. Die österreichischen Erbfolggesetze, das Hypothekenwesen und die hohe Besteuerung sind die hauptsächlichsten Gründe der Verarmung des Bauers. In der That beträgt in Oesterreich (durchschnittlich gerechnet) die Verzinsung der auf Bauerngüter intabulirten Privatschuldigkeiten 14 pCt. von 100 Fl. Werth. — Die politische und civilrechtliche Gesetzgebung Oesterreichs kann nach des Herrn Tebeldi Ansicht nicht länger aufrecht erhalten werden, ohne die gänzliche Entkräftung der Monarchie herbeizuführen. Er untersucht Oesterreichs Gewerbswesen und dessen Besteuerung, seine Verbrauchssteuern und seine Zollgesetze, sein Tax- und Stempelgesetz, die ständischen Institutionen und ihre Verfassung, und findet ohne strenges Festhalten am Zunftwesen, ohne eine modificirte Berechnung und Einhebung der Gewerbs- und Verbrauchssteuer, ohne die Creirung einer repräsentativen Verfassung oder die Herstellung einer unbegrenzten, durch keine Bureaukratie gehemmten Regentengewalt keine Garantien für eine Erkräftigung, welche in den Tagen der Entscheidung — und diese werden bald kommen — das Bestehen der Monarchie verbürgen könnten.

Die Herabsetzung und theilweise Aufhebung der Schutzzölle, der Anschluß an den Zollverein würden die Finanzen Oesterreichs verbessern und die 51 Mill., die Oester-

reich aus den Verbrauchssteuern und Monopolen zieht, nicht verringern. Die Einhebung des Zolls kostet ohnehin $7\frac{3}{10}$ Mill. Fl., von welchen das Heer von 22,000 Finanzwächtern $4\frac{8}{10}$ Mill. in Anspruch nimmt. Das neue Tax- und Stempelpatent, die neueste Modificirung des Briefporto, treffen wieder nur am härtesten den Armen, den kleinen Kapitalisten und den Bauer, der ohnedem 70 pCt. von 100 Fl. zu leisten hat, und begünstigen, wie die meisten Gesetze Oesterreichs, die 800,000 Adeligen und die Reichen.

Diese beständige Schonung und Bevorzugung der zwei genannten Bevölkerungsklassen bestimmen zumeist H. Tebeldi, die Nachtheile eines österreichischen Bankrotts als weniger erschütternd zu schildern, da dessen Folgen zum größten Theile die großen, herrschenden Geldmänner zu verdauen hätten, nicht aber der Stand der Urproducenten und die Urproduction, welche die Kraft des Landes nährt. Die Wunden, welche die Jahre 1810, 1811 und 1816 geschlagen, seien schnell vernarbt. Von einem deutschen und slavischen Bauerngute zahlt der Besitzer im Durchschnitt:

a) an Verzinsung intabulirter Privatschuldigkeiten	14	pCt.
b) an Feudalabgaben	24	"
c) an die Kirche	6	"
d) an die Schule	$\frac{3}{4}$	"
e) an die Gemeinde	4	"
f) an Assecuranzanstalten	$\frac{1}{2}$	"
g) an baaren Steuern	$13\frac{1}{6}$	"
h) an Naturalentrichtungen	$4\frac{1}{4}$	"
i) an ungesetzlichen Entrichtungen an die gutsherrlichen Beamten	3	"
Summa	$69\frac{4}{6}$	pCt.

Also bleiben dem Landmann 30 Fl. von 100 Fl. Ertrag.

Und von wem darf Oesterreich eine Reorganisirung seiner Institute erwarten, welche theils veraltet, theils selbst in der Neuzeit, wie das Patent über die Robotablösung, mit Unkenntniß bearbeitet, von der Mehrzahl der Oesterreicher nicht mehr als Schutzmittel, sondern als Plagen betrachtet werden? — Nicht vom Adel, der nur seine Privilegien zu schützen sucht, nicht von der Beamtenkaste, die indolent das Geschick eines Staates erwartet und selbst vom einseitigen Patriotismus am entferntesten ist, nicht von den Kapitalisten und Geldmännern, denn ihre Heimath ist immer nur dort, wo das Geschäft mehr Procente abwirft. Herr Tebeldi zieht die Autokratie jeder zu der Zeit in Oesterreich bestehenden ständischen Verfassung vor und auf die Grundlage derselben weiter zu bauen, scheint ihm höchst bedenklich. Er bestreitet überhaupt das Recht der Stände, an der Gesetzgebung Antheil zu nehmen. Er bedauert die Aufhebung des Staatsraths unter Kaiser Franz I. und meint, derselbe hätte Oesterreich vor der Nationalbank, dem Papiergelde und den Eisenbahnen bewahrt.

Den bittersten Tadel erfährt der österreichische Adel und die Bureaukratie, besonders der deutsche und böhmische Adel, den er, trotz der letzten Vorgänge auf dem Landtage zu Prag, durchaus nicht für fähig hält, für zeitgemäße Reformen die Initiative zu ergreifen. Der Adel würde nie mit einer neuen Agrarverfassung, wie sie Herr Tebeldi projectirt, zufrieden sein und eben so wenig mit der von ihm vorgeschlagenen Weise der Frohnden- und Abgabenablösung.

Die Protection der Industrie in der heutigen Ausdehnung, erscheint dem Verfasser als der kürzeste Weg zur allgemeinen Verarmung, Demoralisation, zur physischen und geistigen Entkräftung der Nationen. Es ist auffallend, daß er in diesem Buche, wel-

ches von der einseitigen Begünstigung des Adels, von den Folgen der Fabrikation und der Gewerbsfreiheit, vom österreichischen Steuerwesen so ausführlich handelt, eben so wenig der Eisenbahnen und ihrer Wirkungen erwähnt, als einer organisirten Auswanderung und einer systematischen Colonisation. Er sprach viel von Uebervölkerung und von Mitteln ihr abzuhelfen — eines hat er vergessen, welches wahrlich am nächsten lag.

Wo der Verfasser von den Censurverhältnissen und der österreichischen Beamtendespotie spricht, macht er die Bemerkung, daß sich bei der czechoslavischen Angelegenheit oft nur deshalb Männer von Geist betheiligen, weil sie sonst kaum eine Aussicht haben, sich eines ihrer Talente, ihrer Bildung entsprechenden Wirkungskreis zu vergewissern. Aber die Monarchie, sagt er, ist mit deutschen Blute gekittet.

Uebrigens glaube ich nicht, daß Herr Tebeldi den nothwendigen Verfall der Finanzen eines Staates durch dessen Verfassung zu beweisen Willens war; das Bemühn, in einem concreten Falle gründlich die Mittel zur Aufhebung eines so schwankenden Verhältnisses wie das der österreichischen Finanzen, anzugeben, hat ihn vermocht, die österreichischen Einrichtungen nach Innen so weit zu verfolgen. E. U.

III.

Aus Lemberg.

Aufhebung der Liedertafel und des galizischen Musikvereins. — Mendelssohns-Feier. — Beabsichtigtes Conservatorium. — Theater.

Schon einer Ihrer Correspondenzartikel aus Lemberg brachte Ihren Lesern Kunde von dem Bestehen einer deutschen Liedertafel. Nun theile ich Ihnen mit, sie hat bestanden, unser Landes-Gouverneur hat ihr das Todesurtheil gesprochen. Der Beweggrund war folgender: Die Mitglieder der Liedertafel bestanden aus Beamten, Militärs und Künstlern der Elite der hier lebenden Deutschen. Ganz natürlich, daß eine Gesellschaft von Deutschen, durch die Ereignisse des vorigen Jahres ohnedies traurig belehrt, nur das deutsche Lied und deutsche Element pflegte und wahrte, um so mehr da dies von der abgetretenen Regierung zur Bedingniß der Anstalt gemacht worden war und die Liedertafel der einzige Verein der Deutschen war. Diese Abgeschlossenheit, die übrigens in keinem schroffen Ausschließen der Polen sich kund gab, da mehrere sehr ehrenwerthe Polen Glieder des Vereins waren, erregte dennoch das Mißfallen unseres Gouverneurs, der darin Stoff zu Reibungen und Eifersüchteleien sah, und hat endlich die Aufhebung der Liedertafel zur Folge gehabt.

Die letzte öffentliche Handlung unserer Liedertafel war eine große Gedächtnißfeier zum Andenken Mendelssohn-Bartholdy's. Zur Einleitung diente ein Gedicht von Adolph Böttger und ein Männerchor „Rasch tritt der Tod den Menschen an" von dem in unserer Mitte lebenden ausgezeichneten Clavierspieler und sehr talentvollen Componisten Keßler, der leider noch nicht so in der musikalischen Welt, als er es mit vollem Recht verdient, gekannt ist. Dann kamen von den Compositionen des Verewigten Chöre aus Elias, aus Paulus, Antigone, Arie und Recitativ aus Elias vorgetragen von Herrn Erl, Lieder ohne Worte für das Pianoforte gespielt mit vollendeter Meisterschaft von Herrn Keßler, ein Quartett für Streichinstrumente mit seltener Präcision und Zartheit vorgetragen von den Herren Jachimowski, Albertiez, Eckhard und Bühnert, Lieder für Tenor vorgetragen von Herrn Ruff, Gründer und nun gewesener Director der Liedertafel. Herr Stroppel überraschte uns mit einem sehr sinnigen Gedicht auf den Verewigten.

Gleiches Schicksal mit der Liedertafel theilt der hier seit mehreren Jahren bestehende galizische Musikverein — dieser litt schon seit langem bei der Sorglosigkeit seines Directors, der Grobheit seines Ehrencurators und der Gehaltlosigkeit seiner Mitwirkenden, Saumseligkeit bei Proben und Aufführung, an der Abzehrung und wäre, wenn ihm der Machtspruch Sr. Erlaucht nicht zu Hülfe gekommen, nächstens selbst in das Reich der Todten gefallen.

Statt diesen beiden aufgehobenen Vereinen will Graf Stadion nun ein Musik-Conservatorium gründen, welches sich auf die Volksschulen erstrecken und so zur Bildung des hier zu Lande so verwahrlosten Volkes beitragen soll, doch dürfte leider der Mangel an den nöthigen Mitteln und die Theilnahmlosigkeit des Publikums diesem allerdings schönen, herrlichen Gedanken hemmend in Weg treten.

Zum Schluß muß ich auch unseres Theaters Erwähnung thun. Hier muß ich mit dem Eigenthümer und ökonomischen Director beginnen, dessen kleinlicher Geiz, dessen Verachtung gegen das Publikum an das Unglaubliche grenzt. Das Theaterrepertoir besteht nur aus alten Stücken, Novitäten bekömmt man erst zu hören, wenn ihr Preis bereits so gesunken, daß sie umsonst zu bekommen sind, oder wenn eines der Mitglieder für sein Geld ein neues Stück zur Einnahme bringen läßt. Sänger und Schauspieler werden nur dann engagirt, wenn sie mit der geringsten Gage sich begnügen. Und so geht es in allen Zweigen der Oeconomie. Da kann der technische Director mit dem besten Willen nur ohnmächtig zusehen. Das Einzige, was noch das Publikum, dessen Langmüthigkeit Bewunderung verdient, an dies Theater fesselt, ist die Oper, die von dem Tenor Erl und der ersten Sängerin Jenny Rey, die jeder Hofbühne zur Ehre gereichen würden, gehalten wird. Erwähnt zu werden verdienen noch die Altistin Engst und der Baritonist Breuer, der aber in der Oper und im Schauspiel verwendet, nicht Zeit hat, alle Rollen gehörig zu lernen. Das Schauspiel ist unter Null.

IV.

Aus Berlin.

Berliner Corruptionen.

Der Freiberg'sche Proceß hat die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die ehemaligen Employe's des Ministeriums Rochow gelenkt, dieses Bollwerks der Legitimität und der absoluten Bureaukratie. In ältern Zeiten zeichnete sich der Preußische Staat eben so sehr durch den Schlendrian seines Beamtenwesens, als durch dessen Ordnung und Gewissenhaftigkeit aus. Herr v. Rochow — er war es, der den Elbingern anempfahl, mit ihrem beschränkten Unterthanenverstand nicht über Staatsangelegenheiten urtheilen zu wollen — war der erste, der die „Genialität" in die Polizei einführte. Er wurde zuletzt so genial, daß er sich auf seinem Posten nicht länger halten konnte, und da es zum Theil die kirchlich gesinnten Minister waren, denen man seinen Fall zuschrieb, so gab es Stimmen, die ihn als Opfer des Pietismus beklagten. Vielleicht erinnert sich noch mancher der Correspondenzartikel aus Berlin in der Deutschen Allgemeinen, die, von dem Standpunkt eines alten, erfahrenen Staatsmannes aus der Rochow'schen Zeit geschrieben, über das neue Regiment in Berlin den Kopf schüttelten, und die damals nicht verfehlten, selbst in Berlin einiges Aufsehn zu erregen. Es kam später heraus, daß Joel Jacobi der Verfasser sei, den man nicht gerade einen Staatsmann nennen konnte, der aber doch von Rochow zur Bekämpfung der Jacobiner sehr

wohl benutzt war, und der mit dem Fall des Ministers seine Anstellung verloren hatte. Er schlich eine Zeitlang, von den Liberalen verfolgt und in ziemlich dürftigen Umständen, in den Kneipen sechsten Ranges in Berlin herum, bis er seine gewandte Feder dem Liberalismus widmete, und bei der Tschech'schen Geschichte das seltsame Schicksal erlebte, als Majestätsbeleidiger eine Zeitlang in die Festung spazieren zu müssen. Es ist noch nicht lange her, daß er daraus zurückgekehrt ist. Ein anderer hochgestellter Mann, der in Rochow's Sinn die polizeiliche Allgewalt ein wenig über die Grenzen der Convenienz ausgedehnt hatte — es war eine höchst romantische Geschichte, über die es aber dermalen noch nicht rathsam ist, das Nähere zu besprechen — wurde in eine Art ehrenvolle Verbannung nach Mexico geschickt. — Eine sehr geheimnißvolle Figur spielte damals Herr Wedeke. Er war simpler Lieutenant bei der Artillerie in Danzig zu der Zeit der Choleraunruhen, als auf die unruhige Volksmasse Feuer gegeben war; er nahm den Vorwurf, dazu das Commando ertheilt zu haben, auf sich, verließ den Dienst und ging nach Berlin, wo er im Lauf eines halben Jahres mit dem Titel eines Geheimeraths angestellt wurde, und — von Hause aus ganz unvermögend — den größten Aufwand machte. Die Polnischen Gährungen gaben damals der Polizei viel zu thun, aber man sprach auch von einigen delicateren Geschichten, in denen es sich um Geld handelte und was die vornehme Welt für Geld sich zu besorgen pflegt. Genug, man zog sich von dem übrigens sehr splendiden und industriösen Mann zurück; er baute sich ein Palais vor dem Anhaltschen Thor, und legte eine Blutegelanstalt in der Nähe an. Darauf erscheint er plötzlich in der Türkei, als Preußischer Consul in Galacz. Auch eine Art von Verbannung, aber er wußte die Zeitungen auszubeuten, und die Welt wurde voll von den diplomatischen Handelsbeziehungen, die der umsichtige Staatsmann an der Donau und am schwarzen Meer einzuleiten wisse. Die Preußischen Consulate in der Türkei pflegen dem Staat sehr viel zu kosten. Eines schönen Morgens erschien der Geheimerath, von dem alle Welt behauptete, er sei aus Berlin auf immer verwiesen, wieder in seinem Blutegelpalais; er knüpfte wieder — obgleich scheinbar nicht mit viel Erfolg — Verbindungen mit hohen Personen an, gab brillante Dejeuners, obgleich nicht eben der glänzendsten Gesellschaft, und erschien plötzlich an der Spitze einer sehr weit aussehenden Donauschifffahrtsgesellschaft — im Verein mit dem Kaufmann Herr v. Winkler und dem Regierungsrath Fellechner, der im Auftrage des Prinzen Karl bekanntlich die Moskitoküste zwei Monate lang bereist, und eine Beschreibung davon angefertigt hatte, wonach dieses Land ein irdisches Paradies sein, und seinen Namen wie lucus a non lucendo davon erhalten haben sollte, daß keine Moskitos daselbst anzutreffen wären. Auch hatte er eine Grammatik der Moskitosprache hinzugefügt und trug damals einer hohen Person über Staats- und andere Angelegenheiten vor. Mit dieser Compagnie wurde es nicht viel, Herr Wedeke hielt sich nach wie vor in Berlin auf, stand aber immer isolirter. Nun ist er in die Untersuchung wegen Unterschleif, um deretwillen Freiberg, ein anderer Agent des Rochow'schen Ministeriums und Speculant im Großen, Schwiegersohn des berühmten Cerf und Dirigent der Omnibus-Expedition, in Anspruch genommen wurde, mit hineingezogen, und während sein Mitangeschuldigter sich auf eine ziemlich unterhaltende Weise dem sonst so festen Griff des Herrn Dunker zu entziehen wußte, selber verhaftet worden. In diesem Prozeß wird manches zur Sprache kommen, was auch auf frühere Epochen der preußischen Verwaltung ein neues Licht werfen muß.

Solche Angelegenheiten erregen scheinbar nur den Kitzel der Neugierde, wenn man aber genauer zusieht, so greifen sie doch tief nicht nur in die sittlichen Verhältnisse des

Landes, sondern auch in das Privatrecht ein. Der Berliner ist jetzt aufmerksamer und so zu sagen geduldiger im Combiniren der Thatsachen geworden. Die Oeffentlichkeit, die mehr und mehr in alle Verhältnisse eindringt, schärft seinen Sinn und übt sein Urtheil. In den Verhandlungen des Criminalgerichtes, die fortwährend mit großer Aufmerksamkeit verfolgt werden, erschließen sich ihm nicht nur die Mysterien des Verbrechens, sondern auch des Rechtswesens. Ein neuer Beitrag zur Oeffentlichkeit sind die Sitzungen der Stadtverordneten, die von der Zeitungshalle mit Nennung der Namen und fast derselben Umständlichkeit, wie die des Landtages publicirt werden. Es zeigt sich darin, daß die Befürchtung, mancher brave Bürger und schlechte Redner würde sich dadurch in ein übles Licht stellen, unbegründet war; die Debatten werden mit Sachkenntniß und Verstand geführt. Es ist zu hoffen, daß auch der Ausschußsitzung von der Regierung dieselbe Oeffentlichkeit gestattet werden wird, da die Publicität auch in der Politik doch nicht mehr zu umgehen ist.

V.

Aus München.

Vorwärts und Rückwärts in Baiern. — Die Politik und das Kinderspital.

Der freie Gedanke und das freie Wort liegen freilich, trotz unserer sogenannten Preßfreiheit, noch in argen Fesseln; jeder Artikel muß dem Censor vorgelegt werden, denn nur er entscheidet darüber, ob derselbe blos Landesangelegenheiten enthält und keine Persönlichkeiten berührt. Die Censur besteht nach wie vor, nur sollen jetzt die anstößigen Artikel ganz gestrichen werden, wenn die Redaktion nicht ausdrücklich erklärt, daß sie dieselben lieber verstümmeln lasse. Oesterreich, das die Augsburger Allgemeine des Radikalismus zeiht, braucht wahrlich nicht in Angst zu gerathen und die hiesige politische Zeitung zu verbieten, von hier aus wird keine revolutionäre Propaganda gen Wien ziehen und den Fortschritt predigen, — aber das Urtheil der Heidelberger deutschen Zeitung über unser jetziges Ministerium ist doch etwas gar zu streng. Allerdings folgte auf jeden vermeintlichen Fortschritt ein desto stärkerer Rückschritt, aber ist dies nicht in fast allen deutschen Staaten der Fall?!! Anderwärts wird nur noch viel mehr versprochen und eben so wenig gethan. Wir sind mit unsern politischen Studien jetzt bis zur Experimentalphysik gelangt und experimentiren mit verschiedenen Ministern, um die Größe zu finden, welche einer andern das Gleichgewicht hält. Mittlerweile sucht man jede Partei in Ruhe zu halten, indem man ihr einige Brocken hinwirft. Gegenwärtig werden die Liberalen mit Preßfreiheit gefüttert, während die Reaktionspartei sich von dem süßen Dufte nährt, daß Lassaulx, Philipp's und Hosler wieder als Lehrer angestellt werden sollen. Eine Gehaltserhöhung der ordentlichen und außerordentlichen Professoren an den Universitäten, ist aber der Wunsch aller Parteien und wird deshalb vielleicht am ersten erfüllt. Hoffentlich geschieht dann von Staats wegen auch etwas für öffentliche Institute, die für die ärmere hiesige Bevölkerung von unberechenbarem Nutzen sind, ich meine die königliche Poliklinik und das erst vor kurzem begründete Kinderspital. Erstere hat im vergangenen Jahre 3620 Kranke behandelt, natürlich unentgeldlich, und hat nur über tausend Gulden jährlich zu verfügen, wovon 600 Fl. als Besoldung des Direktors und 200 Fl. für die Assistenzärzte wegfallen, abgesehen davon, daß der hiesige Magistrat sich nicht schämt, von der Anstalt für jede Leichenöffnung, die dieselbe im Leichenhause vornimmt, sich drei Gulden bezahlen zu lassen.

Man kann nun leicht ausrechnen, wie viel zu Anschaffung von Instrumenten, Leinwand, Binden, Charpie, Schreibmaterialien und Arzneien bleibt, wenn ich sage, daß die nöthigsten Leichenöffnungen wenigstens 100 Fl. jährlich kosten. Was könnte die Anstalt leisten, wenn sie größere Mittel hätte!

E. D.

VI.

Aus Leipzig.

Leipziger Theater. — Die Mediceer. — Neue Opern. — Französische Literaturversuche. — Satyrisches Taschenbuch eines Unberühmten.

Das Theater fährt fort, uns die Novitäten unserer dramatischen Künstler in möglicher Eile vorzuführen. Man muß gestehen, daß bis jetzt der dramatische Eifer das dramatische Talent zu überwiegen scheint. Von dem „Wullenweber" und dessen ungünstigem Erfolg ist schon gesprochen, ebenso von einigen Stücken minder berühmter Poeten. Neulich ist das Schauspiel eines jungen Dichters, Köberle, die Mediceer, zweimal über die Breter gegangen. Herr Köberle ist bei den Jesuiten erzogen und hat über sie bereits mehrere Werke geschrieben. In diesem Trauerspiele soll nun die ganze Schändlichkeit des Ordens zur Anschauung gebracht werden. Auf diese Weise aber, daß man eine concrete historische Figur zu einer Abstraction macht, wird man weder ein poetisches Kunstwerk zu Stande bringen, noch auch der gerechten Entrüstung gegen eine geschichtliche Erscheinung, die denn doch immer etwas mehr war, als eine Verschwörung zum Verderben des Menschengeschlechts, neue Nahrung geben; im Gegentheil kann es leicht kommen, daß wohlgesinnte Männer allmälig geneigt werden, sich der Jesuiten gegen die Ungerechtigkeit der Widersacher anzunehmen. Es ist, als ob die Jesuiten verdammt sein sollten, gleich dem ewigen Juden Aeonen hindurch in schlechten Komödien umzugehen, zur Rache für die Sünden ihrer ersten Erscheinung auf Erden. Das Stück von Köberle sieht mit seinen Charaktermasken wie eine Puppenkomödie aus. Da tritt nun diese magere Figur mit dem schwarzen Rock, dem bleichen Gesicht und dem breiten Hut, wie wir sie vor allen Bilderbuden aushängen sehen, in ihrer ganzen Abscheulichkeit vor unsere Augen und vor unsere Seele. Dieser Jesuit — der noch nicht einmal Jesuit ist, denn der Orden ist vom Papst noch nicht bestätigt, es spielt vielmehr die Geschichte in der ersten Zeit des neuerwachten religiösen Enthusiasmus — dieser Jesuit begnügt sich nicht damit, zwei Herzöge umzubringen, einen Bruder zum Brudermord, das Volk zum Aufruhr, den Fürsten zur Tyrannei und zum Meineid zu verleiten, Unschuldige anzuschwärzen u. dgl., nein, er publicirt seine Thaten, und preist sie als das Werk seines Ordens und seiner Grundsätze; er führt den General des Herzogs, den er eben vergiftet hat, in einen Garten, zeigt ihm sein Opfer, und rühmt sich deshalb — man sieht nicht recht, warum. Aber dafür kommt er schön an! Ein anderer General hätte den frechen Menschen gepackt, der Obrigkeit überliefert oder vielleicht gleich Rache an ihm genommen, aber dieser begnügt sich damit, das Betragen des Jesuiten für unmoralisch zu erklären, ihm zu versichern, daß er sich aus seinem Fluch nichts mache, und ihm zu prophezeien, nach drei Jahrhunderten werde sein Orden von den Eidgenossen aus Luzern und Freiburg vertrieben werden.

Zwei neue komische Opern, „Zum Großadmiral" von Lortzing, und „Prinz Eugen der edle Ritter" von Gustav Schmidt, haben einen größern Beifall hervorgerufen, die zweite in einem höhern Maaß als die erste, zum Theil ihrer größern Anspruchs-

losigkeit wegen, denn es ist eigentlich ein mit Verstand und Geschmack zu einer Operette umgestutztes Vaudeville, zum Theil aber auch der Ausführung wegen, weil Frau Günther-Bachmann die Hauptrolle spielt, und man nicht befürchten darf, von dem Gesang und der Erscheinung der Frl. Grünberg meuchlings überfallen zu werden. Die Lortzing'sche Oper enthält die alte Lortzing'sche Musik ohne einen Fortschritt, aber gefällig und anmuthig wie seine frühern Stücke. Ein Prinz Heinrich von England, der vermuthlich an den Shakespeare'schen erinnern soll, macht durch sein lüderliches Leben seiner Gemahlin vielen Kummer, bis diese seinen Günstling, einen Grafen Rochester, zu gewinnen weiß. Rochester weiß den Prinzen bei einem Wirthshausabenteuer in eine ernstliche Verlegenheit zu verwickeln, deren er sich schämen muß, und Prinz Heinrich unterläßt von nun an sein Vagabondiren. Dazwischen spielt die Liebe eines Pagen — von Frau Günther-Bachmann sehr gut ausgeführt — zu Frl. Schwarzbach, der Tochter eines pensionirten Schiffscapitains, jetzigen Wirths zum Großadmiral. Der letztere wird von Hrn. Behr gegeben, mit der outrirten Komik, den irrationellen Körperbewegungen, dem Tremuliren und den stoßweise sich Luft machenden Gurgeltönen, die wir an diesem Künstler schon gewohnt sind. — Der Inhalt des Prinz Eugen ist die Geschichte von der Dichtung des bekannten Liedes durch den Wachtmeister Jacob Venus; eine Marketenderin hat ihm versprochen, ihn zu heirathen, wenn er damit fertig wird, im erster Act fängt er mit dem ersten Verse an, im letzten wird er fertig. Dazwischen spielt als Episode die Gefahr, in die Prinz Eugen vor Landau geräth, von den Franzosen aufgehoben zu werden. Ein Schwarzwälder Uhrenhändler hat ihn in diese Gefahr gebracht, er soll dafür gehängt werden, wird aber pardonirt, weil es sich ergibt, daß er der Bruder des Jacob Venus ist. In dieser Rolle macht sich übrigens Hr. Wiedemann ziemlich gut, sein Organ, das einige recht schöne Töne hat, kommt zur Geltung, während er als Prinz Heinrich allem andern eher ähnlich sieht, als einem Prinzen. —

Neben diesen theatralischen Genüssen stand Leipzig auch ein literarischer bevor. Hr. Anselme Ricard, ein Franzose, hatte Vorlesungen angekündigt über deutsche Literatur im Vergleich mit der Französischen, und zum Nachweis seiner Befähigung ein Register der darin vorkommenden Gegenstände publicirt, in welchem Namen figurirten, die zwar in Leipzig einigermaßen bekannt sind, von denen aber die Literaturgeschichte bis dahin nicht gehört hatte. Obgleich das nun eine Detailkenntniß unserer Schriftsteller voraussetzt, die um so bewunderungswürdiger ist, da, wie wir hören, Hr. Ricard seit noch nicht so langer Zeit seine Aufmerksamkeit auf die deutsche Sprache gerichtet hat, so haben sich doch die Abonnenten in so fabelhaft geringer Zahl gefunden, daß Hr. Ricard wenigstens die erste Vorlesung ausgesetzt hat. Wenn uns das einerseits wundert — denn wir glaubten, es werde so mancher hineingehn, wenn auch aus keinem andern Grunde, als seine Kenntniß der französischen Sprache durch ein argumentum ad hominem an den Tag zu legen, so möchten wir doch wohl fragen, was ein deutscher Schriftsteller, der nach Paris käme, um die Franzosen über ihre eigne Literatur zu belehren, für einen Erfolg zu erwarten hätte? Es ist sehr anerkennenswerth, daß die Franzosen anfangen, sich mit der deutschen Literatur einigermaßen vertraut zu machen, aber sie sollten doch zunächst ihre eignen Landsleute darin unterrichten, und einige Zeit warten, ehe sie daran denken, durch ihre neuerworbene Kenntniß auch Deutschland zu fördern. Es ist noch nicht so lange her, daß Hr. Graf Suzor mit einem ähnlichen Versuch unsere Stadt und die Metropole der deutschen Philosophie an der Spree beglückte; doch in den sandigen Promenaden des Thiergartens, bei der uckermärkischen Aristokratie hatte

er größern Erfolg, als in unserer demokratischen Handelsstadt, und er durfte zu König Friedrich Wilhelm IV. sagen: Sire, es erneuert sich heute in Sansouci ein Auftritt, der vor hundert Jahren ebenhier gespielt; damals stellte sich Voltaire Friedrich dem Großen vor; heute spricht Graf Suzor zu Friedrich Wilhelm IV. Nur glaube ich doch, daß man dem bürgerlichen Hrn. Ricard eine ähnliche Sprache auch in Potsdam nicht gestatten würde.

Eine gewisse Neugier erregt ein dieser Tage hier erschienenes Almanach, der den mysteriösen Titel X. Y. Z. führt. Es nennt sich ein satyrisch-literarisches Taschenbuch für das Jahr 1848. Wir bemerken deshalb sein Erscheinen besonders, weil dieses Büchlein so ziemlich der erste Versuch in Deutschland ist, naheliegende Verhältnisse und Interessen der Satyre zu unterwerfen und ausschließlich in einem Buche zu geißeln. Unsere Kalender haben es nur meist auf den Spaß, aufs Komische abgesehen und die Satyre spielt nur eine sehr untergeordnete Rolle. Auch die Zeitschriften, welche satyrisch sein wollten, fanden bisher wenig Mitarbeiter und wenig Anklang, ausgenommen wenn sie illustrirt waren. Natürlich ist X. Y. Z. auch illustrirt, mitunter ganz glücklich. Den rechten Griff in der Satyre hat aber X. Y. Z. doch noch nicht gethan, denn es befaßt sich durchaus nur mit der Literatur und zwar blos mit den Dichtern, also mit Verhältnissen, die zumeist nur wieder den Literaten oder den Literaturfreund interessiren und verständlich sein können. Mit den belletristischen Taschenbüchern hat X. Y. Z. nichts gemein. Es huldigt weder den Frauen, noch gehört es zu den Uraniden und mit dem Vergißmeinnicht hat es nur die Verwandschaft, daß es ebenfalls auf lockerem Boden gewachsen zu sein scheint. Als Hauptartikel steht gleich zu Anfang eine deutsche Literaturgeschichte von Gambrinus, die mit dem jungen Deutschland beginnt und mit den Journalisten aufhört. Liegt dieser Eintheilung auch ein satyrisches Motiv zu Grunde? Die Angriffe auf das junge Deutschland, an welchen schon Mancher seine ersten Sporen zu verdienen suchte, sind nicht mehr interessant genug, denn sie behandeln eine fast vergessene Periode. Der Verfasser fühlte dies wohl und um etwas zu haben, was in unsere Zeit hineinreicht, hielt er sich oft blos an Persönlichkeiten, und man muß gestehen, daß er dort, wo er nicht witzig sein konnte oder wollte — und es gibt einige solche Stellen — sehr grob war. Manchen Lesern mag dies ein eigenthümlicher Reiz sein, aber wir müssen gestehn, daß wir in diesem Kapitel zu häufig Feinheit und Takt vermissen, welche Eigenschaften diesen Vorläufer der satyrischen Taschenbücher gewiß sehr empfehlen würden. Gambrinus ist eben so ungalant gegen die deutschen Schriftstellerinnen, als boshaft gegen die jüngsten österreichischen Poeten. Wahrhaft vortrefflich sind dagegen die modernen Dichtungen (mit Ausnahme des Gedichts von L. Bräuer und der deutschen Marseillaise) die parodirte Manier Karl Beck's, Alfred Meißner's, Moritz Hartmanns ꝛc. ist mit einem Humor und in so schönen Versen durchgeführt, wie wir Aehnliches kaum kennen. Die Memoiren- und Tagebuchliteratur werden mit Glück behandelt und die witzige Verspottung der Dorfgeschichtler und Kunstrecensenten, ist allerliebst. Gabriel Acosta von Karl Trutzkopf tritt in entschiedene Opposition gegen alle Verehrer der Gutzkow'schen Muse — ist jedoch keineswegs so gelungen, wie die frühere Piece. Der Beisatz „für das Jahr 1848", den das Taschenbuch trägt, scheint eine weitere Folge anzudeuten.

W—l.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Düsseldorfer Ateliers.

Neue Richtung der Düsseldorfer Malerschule. — Zwei Hausandachten. — Schrödter und Hasenclever. — Auerbach's Keller. — Die Findung Moses.

Dichter und ihre Gesellen leben in ewigem Streite mit der Welt und sich selber. Diesen keineswegs neuen Satz wollen wir heute einmal zur Abwechslung auf die Gesellen allein anwenden, sofern es uns gestattet, sub titulo die Künstler zu verstehen. Unser Einer hat seine besondere Freude daran, diesem Gesellenverkehr von Zeit zu Zeit zuzuschauen, wär's auch nur, um einmal, recht zeitgemäß gesagt, ihre Tendenzen zu verfolgen. Da finden wir denn nicht selten die heiteren Arbeiter der freien Kunst in sehr ernstem Nachdenken bei der Mappe, brütend über den Gegenstand ihres zu beginnenden Gemäldes. Eines Verlegers Verlegenheit kann nicht größer sein, als die ihrige, wenn die Frage abgehandelt wird: „zieht es, oder nicht?" „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme" sagt scherzend ein Genremaler, ich nehme *diese* Composition. Bist du toll, ruft sein Freund dagegen — eine Liebesscene willst du malen? Hast du die ewigen Jeremiaden über die Süßigkeit unsrer Bilder vergessen? — Ja, aber mir gefällt sie selbst am besten! — Nichts da, du kannst dich selbst nicht beurtheilen! — Ja — aber was denn?

Eine sehr wichtige Frage ist das allerdings. Jeder Künstler hat bittere Erfahrungen über verfehlte Producte gemacht; wie oft war die Arbeit eines ganzen Jahres vergebens! Zudem schweben ihm in der schweren Stunde der Entscheidung alle stereotypen Redensarten der Kritik als Damoclesschwerter über dem Haupte. „Es riecht nach der Schule", oder „das Motiv ist abgenutzt" — oder „wiederum die alte Gefühlsschwabbelei" u. s. w. — Wer in solchen Augenblicken Göthe's Worte:

Willst du immer weiter schweifen,
Sieh, das Schöne liegt so nah!

verstehen könnte!

Erinnern Sie sich, geehrter Herr Redacteur, daß wir vor zwei Jahren beim Rundgang durch die hiesigen Werkstätten das Thema abhandelten, daß Sie damals bedauerten, keinen tüchtigen Fortschritt der Schule zu finden? Nun, heute lassen Sie mir das Vergnügen, Ihnen den Beweis vom Gegentheil an einem

halben Dutzend neuer Bilder zu liefern. Meine Mittheilung wird Ihren Lesern vielleicht willkommen sein, da fast alle nachstehend erwähnten Kunstproducte bestellt sind und schwerlich auf Ausstellungen beurtheilt werden. Seltsamer Weise sind obendrein je zwei dieser Bilder einander sehr ähnlich und doch alle sehr verschieden, weil jeder Künstler seine Originalität individuell darin ausgeprägt hat.

Zuvörderst zwei Hausandachten; „ächt Düsseldorfisch!“ werden Sie sagen; gewiß haben sie betende Nonnen oder Chorknaben, oder reuige, sentimentale Räuber im Sinn, und vor zwölf Jahren hätte auch wohl kein hiesiger Künstler andere Ideen von häuslicher Andacht auf die Leinwand gebracht. Ihr Vorwurf beruht aber heuer nur auf dem Titel, und selbst nicht ein Titelchen haben diese Bilder mit jenen älteren gemein, denn ich benenne sie irrig; mit „Privatandachten“ könnte man sie bezeichnen, doch schließt dies Wort die nähere Andeutung nicht ein. Das eine ist nämlich eine „Andachtsübung der norwegischen Secte der Haugianer“, und das zweite „Schiffergebet nach überstandenem Sturm.“

Finden Sie nicht in beiden Gegenständen leise Anklänge an unsere Zeittendenzen? Ich richtete dieselbe Frage an die beiden Künstler, fand aber beider Ideen ganz absichtslos; die Maler hatten nicht daran gedacht, zeitgemäß zu sein. Ihre Werke haben den besten Vorzug davon, denn sie werden für alle Zeiten passen.

Von dem einen Künstler hat die deutsche Kritik nicht geredet, er ist ein Ausländer und malte bisher ausschließlich für sein fremdes Vaterland. Adolf Tidemand ist in Christiania geboren, und nur als Künstler gehört er uns an; seit einer Reihe von Jahren Schüler und Mitglied der hiesigen Akademie, hat er nur zeitweilig seine nordische Heimath besucht, um den Volkscharakter daselbst zu studiren. Unendlich originell ist daher das Gepräge seiner Gestalten in den zahlreichen Genrebildern, die er uns aus Norwegens Dörfern geliefert; keineswegs äußerlich ist dieser Typus, nicht etwa im Costüm und in der Umgebung ausgesprochen. Letztere Abzeichen würden auch nicht einmal characteristisch sein; solche baumwollene Jacken trägt auch der Bauer im Spessart, solche kahle Hütten bewohnt auch Westphalens Landmann. Aber solche Gesichtszüge kann nur der gestählte Naturmensch im hohen Norden tragen, und solche Kennzeichen prägt nur Boreas mit rauher Hand. Das Fremdartige dieser Charaktere beruht wohl zum andern Theil auf der schlichten Lebensweise dieser Leute, die von der unsrer Bauern wesentlich verschieden. Sogar die bessere Schulbildung und die freie Staatsverfassung der Nordländer geben diesen Köpfen einen Ausdruck von Stolz und Selbstbewußtsein, den wir bei unsern Bauern ebenso vergebens suchen, wie die Ursachen dazu.

Tidemand hat seine Landsleute von allen Seiten charakterisirt, jedes seiner früheren Bilder war ebenso eigenthümlich wie das neueste; nachdem er die Sitten und Gebräuche in verschiedenen häuslichen Scenen abgespiegelt, zeigte er uns einen Gottesdienst in der Dorfkirche, und jetzt die Privatandacht einer Secte,

nach ihrem Stifter Haug „Haugianer" benannt. Die Satzungen dieses Reformators gestatten jedem Mitgliede die Rechte des Priesters und verpflichten Alle, die sich berufen fühlen, zum freien Lehramte.

Im hochgewölbten Raume einer Hütte, die von oben durch den Rauchfang erleuchtet ist, sehen wir eine Versammlung von Landleuten beiderlei Geschlechts andächtig lauschend den Worten eines jungen Bauern, der auf einer Bank stehend seinen Text aus der Bibel commentirt.

Eine Apotheose des Volksgeistes, eine Transfiguration des schlichten Herzens; ächte Religiosität ohne Heuchelei; Religionseifer ohne Fanatismus.

Wird man es dem Künstler nicht zum Vorwurf machen, daß er den Prediger mit einer Art von Glorie umgeben, wird es nicht absichtlich erscheinen, daß jenes Sammellicht von oben gerade den Priester umstrahlt? Wohl — aber wir halten diese Verherrlichung für erlaubt, ja für nothwendig; eine andere Auszeichnung für die Hauptfigur stand dem Maler nicht zu Gebote, er mußte den Bauern als Bauern darstellen. Gerade darin liegt ja der Hauptreiz des Bildes — mit dem Priestergewande wäre er in die Alltäglichkeit der kirchlichen Scenen zerflossen, oder wohl gar durch die Reminiscenz ans Muckerthum gänzlich verloren gegangen. Von letzterem ist aber auf unserer Darstellung keine Spur; der einzige, etwas übernatürliche Ausdruck auf dem Gesichte eines Greises deutet nicht auf Fanatismus, sondern es spricht sich die Begierde aus, nach jenem jungen Redner einen eben auftauchenden Gedanken kund zu geben. Die Hauptfigur der linken Gruppe gewährt einen tiefen Blick in's menschliche Herz; dieser Veteran trägt auf seinen ehernen Zügen die Narben mancher schweren Leiden, und jetzt eben reißt das Wort des jungen Mannes eine alte verharschte Wunde auf. Sein starrer, trockner Blick spiegelt sich in der Miene des andern Alten mit langem Barte, und dieser fühlt mit, was Jenen verwundet. Er tröstete ihn vielleicht damals am Sarge seines Sohnes, oder er war Zeuge des Verlustes seiner Habe, oder er hat ihn noch jüngst hülflos weinen gesehen.

Eine Fußwanderung von mehreren Meilen hat die Familie zur Rechten des Redners ermüdet; Bündel und Wanderstab deuten darauf hin, daß die zwei jungen Weiber und jener Knabe vom entlegenen Dorfe herüber kamen zur tröstenden Andacht. Wohl mögen sie trostbedürftig sein — denn warum fehlt der schützende Führer? Warum unterdrücken jene geschwollenen Augen des jungen Weibes mühsam die hervorbrechenden Thränen? Haben sie zu Hause schon genug geweint? Weniger Beherrscherin ihrer Gefühle hat das Mädchen den Kopf in den Schooß gedrückt — schluchzt sie? und die mitleidig hinschauende Alte an der Thür hört sie es? Finden sie denn Trost in den Worten des Redners, der die zerrissenen Saiten des Herzens berührt, heißt es nicht vielmehr auf's Neue verwunden, statt zu heilen? Trost in Thränen — aber süßer doch ist der im Vergessen, ihn genießt nur der unmündige Knabe, er ist vor Ermüdung eingeschlafen, weil er noch

nicht fühlt, was ihn wach erhalten hätte. So beherrscht das ungekünstelte Wort die Gefühle des Mannes, wie die zarteren der Frauen, und berührt das empfängliche Gemüth des Jünglings, wie es die Rinde der harten Männerherzen durchweicht. Der Künstler hat dies bei den zwanzig Figuren seines Bildes in jeder Nüance dargestellt, und es erscheint uns überflüssig, daß er noch einen im Bette betenden Kranken hinzugefügt, um den Gedanken vollends zu erschöpfen.

Könnte ein Priester gleiche Eindrücke machen, hätte ein „Mann Gottes" solche Gefühle erweckt? Wir glauben nicht. Der Mann im Amte ist nicht der Mann im Volke, er besucht zwar die Hütten, aber er lebt nicht darin, er sieht wohl den Kummer, aber nicht seine Ursachen. Und für die tiefsten Wunden ist keine Arznei im gelehrten Dogma; das geschriebene Wort, die todte Sentenz wirkt erst lebendig und belebend, wenn sie in verwandte Laute übersetzt, von einem verwandten Geiste dem eigenen angepaßt ist.

Das Leben des Volkes aus dessen tiefsten Gefühlen, aus ihrem Seelenleben zu characterisiren, war ein schöner Gedanke des Malers; er versuchte es bereits früher in einer Kirchenscene, hier in der Privatandacht ist's ihm gelungen. Das Strohdach der Hütte wölbt sich zur Kuppel eines Doms, und die Lehmwände passen weit besser zum ganzen Eindruck, als alle architektonischen Ornamente, weil sie das Auge des Beschauers nicht abziehen von der Hauptsache. Dabei erscheint das reizende Lustre der Beleuchtung von oben durchaus nicht als absichtlicher Effect, es ist ein kaltes, naturwahres Licht, das dem ernsten Gegenstande die wohlthuende Ruhe verleiht, ohne übertrieben oder monoton zu sein. Im Uebrigen gehört es wesentlich zur Sache, und auf dem zweiten Bilde, von Henry Ritter, „Gottesdienst auf der See", ist dieselbe Beleuchtung; wie ganz andere Gestalten treten aber hier darunter hervor! Heimathlose Seefahrer, auf deren Gesichtern Gluth und Frost so viele Linien gezogen, daß die ursprünglichen Züge darunter vergraben und verschwunden sind. Nur noch der Neger verräth sein Vaterland, und der Maler mußte bei den anderen Figuren durch Kleidung andeuten, was mit dem verwischten Nationaltypus verloren gegangen war. Es prägt sich aber auch in der Seele dieser Männer aus, daß sie keinem festen Boden angehören; trotz der grenzenlosen Rohheit ihres ganzen Wesens sind sie ächt religiös, weit mehr als die Bewohner des Landes. Sie haben, so zu sagen, Himmel und Hölle aus erster Hand täglich vor Augen, und der Herrgott erinnert sie jede Minute selbst an sein Dasein.

War es ein Kampf mit den Elementen, oder mit feindlicher, irdischer Macht, der vorherging? Wir wissen's nicht, die verwundeten Glieder mehrerer Männer deuten auf beides; Ruhe ist eingetreten, ungehindert gleitet das Schiff über die Wellen, und die Mannschaft sammelt Ruhe im Gebete. In die große Cajüte hat der Capitain sie zusammenberufen, er ist ihr Priester, er spricht laut die Worte des Dankes für die glückliche Rettung. Wiederum ein Pastor im

groben Kittel, ein Geistlicher ohne Ornat, ein Prediger ohne Kanzel; wie verschieden dieser Ausdruck des Seemanns von jenem des Bauern! War dort die Leidenschaft der Schwärmerei vorherrschend, so ist es hier das Gegentheil: die unverwüstliche Ruhe einer durcheisten Brust. Befestigt wird diese Kälte noch durch das Bewußtsein des Herrschers auf seinem Schiffe, der nur die höhere Macht über sich anerkennt. Er spricht sein Gebet, wie sein Commando, seine Ermahnungen, wie sein Strafurtheil gleich fest, gleich unumstößlich. Sind es ja doch dieselben Menschen, denen er das Wort des Gesetzes, wie das Wort Gottes redet; das alte Amphibium, jener Greis mit verbundenem Kopfe, betet, aber nur scheinbar andächtig, als wäre ihm die Rettung seines morschen Leibes kaum des Dankes werth. Er blättert im zerfetzten Gebetbuch, doch was da steht, weiß er längst auswendig. Wahre Theilnahme aber ist bei dem jungen Matrosen, der rechts im Vordergrund kniet, er hat auch seinen derben Puff am Kopfe mitgekriegt, aber er dankt Gott, daß der Stoß nicht tiefer ging. Nicht minder aufmerksam ist der Neger, aber mehr auf den Capitain, als auf seine Worte; er kann sich nicht genug verwundern, den harten Gebieter hier so fromm zu sehen. Ohne seinen Blick zu erheben, murmelt der verwitterte Bootsmann sein Vaterunser am Rosenkranz vor sich hin, wir errathen, daß er die Lippen dabei bewegt, er betet, weil es so sein muß, unbekümmert, ob die Worte und Gedanken passen.

Weichere Gefühle, wie Tiedemand sie bei seinen Bauern ausgesprochen, finden hier nicht statt; kalt, wie das Element, darauf er lebt, ist das Herz des Schiffers, kalt, wie das der verwandten Fische, sein Blut. Ritter gibt uns das zartere Gefühl in einer Episode: in der Cajüte unter den rohen Gestalten sehen wir eine junge Mutter mit ihrem Kinde, daneben den zärtlich besorgten Vater und Gatten. In der schönen Gestalt des jungen Weibes, in ihrer rührenden Mutterliebe ist die höchste Poesie des Gebetes ausgesprochen, und verklärt erscheint die reizende Gruppe im Gegensatz zur Umgebung. Diese hübsche Episode ist aus des Künstlers eigenem Leben, der in Canada geboren, schon in frühester Jugend mit Vater und Mutter die Reise über den Ocean gemacht. —

Lassen wir nach Betrachtung dieser beiden Darstellungen des ernsten Genre's zur Abwechslung einen Blick in zwei neue Producte der humoristischen Malerei thun; wenn Sie mir in die Ateliers von Schrödter und Hasenclever folgen, so geht's zwar Treppauf, aber unser Auge steigt hinab in die Unterwelt. Was wir sehen werden, sind Kellergewölbe, und zwar der classische Auerbach's Keller von Schrödter und ein moderner Weinkeller von Hasenclever, letzterer zwar ohne historischen, aber gewiß mit mehr lebendigem Ruhme wie jener, dessen Weine Mephistopheles getadelt. Sie werden gleich der bekannten Darstellungen eingedenk sein, der Schrödter'schen in den Stahlstichen zu Göthe, und der Hasenclever'schen, die in der Lithographie „Weinschmecker" genannt ist. Dennoch zeige ich Ihnen etwas Neues; Hasenclever's Weinschmecker enthielten eine gedrängte Variation

über das Thema: „Prüfet Alles und das Beste behaltet“ in engen Rahmen, hier haben wir ein weites, hohes Gewölbe voll prächtiger Weine und noch prächtigerer Trinker. Gleichwohl ist in ihrer Mitte auch eine Prüfungscommission, aber sie dient nur dazu, uns zu beweisen, daß der Stoff gut, sie gibt uns pflichtschuldigst diese beruhigende Ueberzeugung, weil wir leider nur mit dem Auge und nicht mit der Zunge dabei sind. Wenn wir aber jenen Grauschimmel und seine Nase betrachten, diese Nase, die in Smaragden und Topasen die Hausorden der Fürsten von Johannisberg und Rüdesheim trägt, so schmecken wir mit von seinem Glase und glühen mit von dessen Inhalt. So vorbereitet sind wir im Stande, den Schauplatz aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten, und bemerken nun des Künstlers wahre Absicht, nämlich uns die verschiedenen Stadien der Trunkenheit und des Genusses anschaulich zu machen. Ein nüchterner Kritiker macht den Anfang; sein Gewissen durch Luthers Wahlspruch: „wer nicht liebt Wein rc.“ beruhigend, ist ein dürres Pfäfflein hinabgestiegen, um sich in der christlichen Liebe zu üben; oder er hat als berufsmäßiger Forscher nach Wahrheit die glückliche Idee gehabt, sein Ideal dort zu suchen, wo es sich sprichwörtlich findet, im Weine.

Darum geht er auch durchaus gründlich zu Werke und läßt zuerst sein Geruchsorgan entscheiden; wir lassen ihn mit der Gewißheit, daß er bald auch schmekken werde, einstweilen blos riechen und gehen zur zweiten Stufe über. Ein paar Studenten, brüderlich verschlungen, oben auf einem Fasse sitzend; sie haben nicht erst lange gerochen, ihre Gründlichkeit ist praktischer, sie kommt von selbst aus dem Grunde der Becher. Wie zwei Reben an einem Stocke sind ihre Arme in einander gewunden, Nasen und Mäuler genau parallel und so im äußeren Einklang befestigen sie das Band der Freundschaft mit dem Schwure „smollis“ oder „sit immobilis amicitia nostra.“ Wo der Wein solche Schwüre bindet, hat er schon ein gutes Theil seiner Kraft bewährt, die Geister sind auf dem Punkte angekommen, da sie die ganze Welt umarmen möchten — ein Schritt weiter, einige Gläser mehr, und an die Stelle der warmen Freundschaft tritt jener fidele Indifferentismus, den wir in der folgenden Figur die dritte Station nennen wollen. Diesen Jungen ist „Alles Wurst“; ob die freie Wissenschaft, wie sie seine beiden Collegen eben im Toaste gefeiert, blühen werde, ob die Geister gefesselt, wie im Weine, ob der Rector Magnificus einen Orden, oder der Pedell den Denunciantenlohn erhalten werde, — einerlei, Alles einerlei. Er stiert lächelnd die mäkelnden Schmekker an, das Glas ist so schief wie seine Ansichten, sein Schnurrbart hängt voll Tropfen schwer, als ob es just von Weinen wär', er sinnt, er träumet, er ist trunken in seliger Verschollenheit.

Wie nahe diese Figur dem letzten Ziele des Zechers auch ist, der Maler hat noch zwei Stadien höher angenommen, aber er hütet sich, uns diese beiden letzten direct vor's Auge hinzustellen. Vier Grade hat Jener dort auf der Treppe und

ist sich dessen bewußt, denn er wendet uns den Rücken, um noch „mit Anstand" aus der Affaire zu gehn, und der letzte ist „ein Mann von vielen Graden," in verschämter Zurückgezogenheit beschäftigt er sich mit Reproduction des Genossenen.

Diese Funktion, so natürlich; ja unvermeidlich sie auch sein mag, ist übel und wird übel genommen werden. Es sind körperliche Nachwehen der Unmäßigkeit, es ist die Strafe, also hat der Künstler sie zur Warnung angedeutet; dem strengen Moralisten genügt das aber nicht, solche „Moral des Stückes" ist nicht scharf genug. Oder der Maler stellte es dar, weil es dazu gehört; dann wird der ästhetische Kritiker die Scene zu natürlich, zu „niederländisch" finden.

Um der Entscheidung in diesem casu critico nicht vorzugreifen, verlassen wir das mysteriöse Gewölbe und die moralisirende Tugend, um mit Faust uns umzusehen, „wie leicht sich's leben läßt." Beim Wechsel der Situation, beim Uebergang aus einer modernen Zecherei in eine mittelalterliche, kommt uns unwillkürlich der Gedanke, daß es in unserer großen Literatur noch keine Monographie des Trinkens gibt, und wenn ein deutscher Professor jene beiden Bilder nebeneinander sieht, so mag die Idee in ihm auftauchen, einige Semester hindurch Vorlesungen über die Geschichte der Kneiperei zu halten. Ob aus zinnernen Krügen oder krystallenem Glase, ob credenzt von einer Wirthin Töchterlein oder vom Garçon der Wein in die Kehle geflossen, das ist einerlei? — o nein, da gibt's viel Gelegenheit zu historischen Vergleichen; nur die Wirkung war wohl immer dieselbe — die Bestialität hat sich wohl immer gar herrlich offenbart. Also hat auch wohl Hasenclever Recht, sie bei einem Gelage aus der Gegenwart anzudeuten?

Die Grazie der Goethe'schen Dichtung hat Schrödter zu gut gefühlt, um sie außer Acht zu lassen; sein „Zeche lustiger Gesellen" zeigt im Aeußeren keinerlei Bestialität, wenn gleich sie sich nach Mephisto's Worten jetzt eben offenbaren soll. Denn eben haben sie geschlürft vom herrlichen „Tischwein," Siebel hatte sogar Tokaier als solchen genossen, und nun schreit er Zeter über Mephisto's höllische Flammen, die ihm entgegenschlagen. Altvater Goethe würde diesem Schrödter'schen Saufpatriarchen zugestehen, daß er der rechte sei und von Mephisto wohl den Titel „altes Weinfaß" verdiene. Der rasche Wechsel des Ausdrucks dieser schwammigen Physiognomie, die eben vom wollüstigen Schmunzeln zur Verzerrung des Schreckens übergegangen, ist nicht minder gelungen, als die ganze Haltung und Geberde; wenig Schauspieler werden den Moment auf der Bühne so richtig wiedergeben. Brandes, Frosch und Altmayer bemerken die infernalische Flamme noch nicht; noch sind sie selig im Schlürfen, noch ist ihnen kannibalisch wohl. Vor allen ist es Frosch, den Schrödter sich im Genusse schwelgend gedacht; er sitzt vorn am Tisch, mit dem Rücken gegen Mephisto und Siebel, ein lebensfroher, hübscher Bursche; freilich ist er's, der von Nachtigall und Liebchen gesungen, so leicht, so flott, wie sein Lied, ist der ganze Gesell. Im himmelblauen Gewande, das blonde Haar verflogen zurückgestrichen, loddert der junge Schwärmer auf sei-

nem verdrehten Sessel, zum Theil Troubadour, mit einem Anflug von Liederlichkeit und im Uebrigen ganz weinseliger Zecher. In ihm hat der Künstler die Poesie des Weines verkörpert, so im mäßigen Genusse belebt der Wein nur die edleren Gefühle und das „flüssige Gold" klingt in Liedern der Liebe aus des Zechers leichter Kehle. In den beiden andern Gesellen, deren gieriges Schlürfen schon auf Unmäßigkeit deutet, kommt der Gegensatz zum Vorschein, bis er sich in Siebel's viehischem Saufen zur „Bestialität" vollendet.

Auf diese Wirkung lauernd steht Mephisto mit satanischem Grinzen an den Stuhl gelehnt. Schrödter dachte ihn sich in höhnischem Triumphe über seinen leichten Sieg, und wohl mit Recht stellte er ihn scheinbar gleichgültig dar. Minder gelungen ist die Figur des Faust, der gar zu sehr als Nebensache im Hintergrunde behandelt wurde; der Künstler ist aber selbst nicht mit dieser Auffassung zufrieden und will sie vor Vollendung des Gemäldes abändern.

Wir haben jetzt das Leben der Gegenwart und Vergangenheit in ernsten und heiteren Zügen dargestellt gesehen; eine Wanderung durch Malerwerkstätten ist eine Reise Asmodi's und nichts bleibt verborgen; was auch Zeit und Raum verschleiern, die Kunst ist ein passe-partout. Lassen wir den Universalschlüssel noch einmal anlegen und auch noch einen Blick in die graue Vorzeit thun. Auf Volkhardt's Werkstatt begegnen uns ein paar Episoden aus der biblischen Geschichte: „das Fest des Belsazar" und eine Scene aus dem Kriege der Makkabäer, beide sind nur noch im Entwurf und versprechen durch lebendige Composition effectreich und bedeutend zu werden. Nachdem wir also mit unserm Urtheile bis zur Ausführung dieser Bilder warten müssen, können uns die italienischen Studien, die der Maler im vorigen Jahre zu Rom gemacht, vorläufig mehr interessiren. Es sind die verschiedenen Typen italienischen Volkscharakters in schönen, lebensgroßen Köpfen; ein Weib aus den Abruzzen, ein junger Bauer aus der Campagna, ein neapolitanischer Hirt und das Portrait eines jungen, römischen Künstlers. Doch es ist Unrecht, bei einzelnen Figuren zu verweilen, wenn man lauter ganze Scenen vorher gesehn; man würdigt die Stücke nicht gehörig, wenn man gewohnt ist, das Ganze zu betrachten. Verfolgen wir also unsern Plan und suchen auf Köhler's Atelier die ehrwürdige Vorzeit. Sie erwarten ein historisches Bild im historischen Style, dann gehen wir fehl, denn ich erwähnte bereits in der Einleitung, daß unsere Maler längst zu wählen gelernt haben und sehr wohl wissen, wie sie ihre Werke der Zeit anpassen. Also auch hier nur ein historisches Genrebild: „die Aussetzung des Kindes Moses." Die „Findung Moses," ein vor zwölf Jahren gemaltes Bild, das vielfach in Lithographien bekannt geworden, verschaffte Köhler seine Celebrität; dennoch machte die Kritik der schönen Composition einen gerechten Vorwurf, daß nämlich der Maler die Scene in's Deutsche übersetzt hatte und statt des Orients unsern Norden und seinen kalten Himmel zum Schauplatz gewählt. Jener Tadel hat beim Künstler auf die gegenwärtige Darstellung einge-

wirkt und mit dem Gedanken, die vorhergehende Scene seines früheren Bildes zu malen, hat er den alten Fehler jetzt verbessert. Das ist echt orientalische Gluth, die dort zwischen den Palmen hereinbricht, in's mystische Dunkel der kühlen Badestelle am Nil. Das hohe Schilf und Röhricht beschatten die dunkle Fluth, wie labend ein solches Plätzchen unter der versengenden Sonne! Hier kauert die unglückliche Mutter des verfolgten Kindes am Rande der Steinwand, ihr letztes, verzweifeltes Mittel zu seiner Rettung zu wagen. Schon schwimmt der Korb mit dem theuren Inhalt auf den verrätherischen Wellen, nur geschlossen hat sie den Deckel noch nicht, noch nicht kann sie sich losreißen von dem Anblick des armen Geschöpfes, das vielleicht auf immer verloren ist. Da mahnt die begleitende ältere Tochter, Mirjam, die Mutter an die Vollendung, dorthin deutet sie in die Palmenallee, wo bereits die Tochter des Königs mit Gefolge herannaht zum Bade.

Es fesselt ungemein, dies einfache Bild! Wie sollte auch nicht eine Scene zum Herzen sprechen, die den Kampf der edelsten Gefühle lebendig veranschaulicht. Mutterliebe auf solche Proben gestellt: wird der Knabe nicht auf's Ungewisse ausgesetzt, so trifft ihn der gewisse Tod der verfolgenden Henker. Warum übergab die Mutter das Kind nicht direct dem Mitglied der edlen Königstochter? Weil diese dann aus Furcht vor dem strengen Vater ihre Hülfe versagt hätte. So wählte die verzweifelnde Liebe das gefährliche Mittel, und es gelang. Pharao's Tochter freute sich des vermeintlich zufälligen Fundes, die treue Schwester Mirjam erbot sich sogleich zur Anschaffung einer Wärterin und konnte so den Knaben seiner Mutter zurückgeben, die ihn nun unter dem Schutze der Prinzessin erzog. —

Auffallend erscheint es in der That, daß diese eben so schöne als historisch bedeutende Episode der Bibel bisher von den Malern übersehen worden; wir kennen selbst von älteren Meistern keine Darstellung derselben. Die Auffindung des Kindes hat auch Raphael componirt, aber ist diese Aussetzung nicht eben so bedeutsam? Nach Köhler's Schilderung hat sie allein schon als Genrebild Wichtigkeit genug und interessirt hinlänglich, ohne daß der Beschauer erst in dem Kinde den großen Gesetzgeber sieht. Die verzweifelnde Hast der Mutter, die ängstliche Besorgniß der lauernden Schwester, die verzögerte und doch beschleunigte That — Alles spricht sich lebendig aus und ist mit wenig Mitteln gegeben.

Die vorerwähnten neuen Bilder sind fast alle zur Vervielfältigung durch Kupferstich und Lithographie bestimmt, und wird also demnächst das Publikum Gelegenheit haben, dieselben näher zu würdigen. Es ist dies um so wichtiger, als die mannigfachen Darstellungen sehr geeignet sind, ein richtiges Urtheil über die neuen Leistungen der Düsseldorfer Schule zu gewähren.

W. Kaulen.

Die Frau des Missionärs.

Aus den Papieren einer Deutschen in London.

III.

Louisens Villa, März 18..

Wir lebten wieder einige vergnügte Monate. Band uns der Regen gleich an das Haus, so fanden wir in diesem hinreichende Zerstreuung und Beschäftigung, und Keiner schien etwas zu vermissen. Wir lasen viel mit einander, und mein Deutscher schien dies so gerne zu haben, daß er sich oft nur ungern losriß, und mehr dem Gebot einer Pflicht, als seiner Neigung folgte. Nach und nach wurden seine Ausflüge jedoch häufiger und hielten ihn länger fern, troß des übeln Wetters. Mir fiel dies Anfangs nicht auf. Ich wußte, wie viel er einer Pflicht opfern konnte, und wie leicht er sich dann selbst vergaß; so lange ich ihn demnach froh und zufrieden sah, störte ich ihn durch keine Bemerkung oder Klage. Bald indeß sollte es nicht mehr so sein. Er kehrte mit umdüsterter Stirne zurück, warf sich mißmuthig in eine Sophaecke und vermied meine fragenden Blicke. Ich schwieg und suchte ihn nur aufzuheitern. Theilte er mir nicht freiwillig mit, was ihn beunruhigte, so wollte ich sein Vertrauen nicht erzwingen; aber meiner Theilnahme, meines Antheils mußte er zu allen Zeiten gewiß sein, und in meinem Betragen mußte er es lesen, daß ich um ihn bekümmert sei. Je finsterer ich ihn sah, je freundlicher bemühte ich mich um ihn. Unzeitige Empfindlichkeit hat schon manchen häuslichen Himmel umwölkt; er sollte daher in mir keinen Schatten der Art bemerken, um zu jeder Zeit ohne Verlegenheit, ohne Erklärung in den alten Ton einstimmen zu können. Ich ließ ihm diese Thür offen und erwartete nun das Weitere. —

Aber Tage und Wochen entschwanden und Alles blieb beim Alten. Häufiger nur wurden seine Ausflüge, düsterer seine Laune, und endlich sahen wir ihn nur wöchentlich einmal noch in seine Behausung zurückkehren. Daß er mich allein in dieser zurückließ, beschützt von einem ihm fremden jungen Manne, das schien ihm nie einzufallen. Es kam mir oft vor, als habe er Alles vergessen, bis auf einen Punkt, um den sich alle seine Gedanken drehten, ohne daß wir die Axe derselben zu errathen vermochten.

Diese Verstimmung konnte natürlich für Graf Pepoli kein Geheimniß bleiben, und oftmals gewahrte ich wie sein Blick forschend auf uns Beiden weilte. Doch entging es ihm dabei nicht, daß ich der leidende Theil sei, und mein Bemühen, meinen Deutschen aufzuheitern und aufzurichten, blieb ihm nicht verborgen. Mir hierin beizustehen, schien er sich daher zum Gesetz gemacht zu haben, und dankbar erkannte ich sein Bestreben, so fruchtlos es sich auch erwies. Er war jetzt, wenn er im Wohnzimmer erschien, stets höchst aufgeräumt und heiter; er sang mit mir, begleitete auf dem Klavier und erschöpfte sich in kleinen amüsanten Anekdoten und Begebenheiten aus seinem Leben. Er, der finstere, einsylbige Mann, war jetzt der munterste Gesellschafter geworden.

Aber für meinen Deutschen blieben dies weggeworfene Perlen. Wieder ein Monat war vergangen, und Alles noch beim Alten. Ich kann nicht leugnen, ich fühlte mich ein wenig entmuthigt. Die Regenzeit nahte ihrem Ende, und mit ihrem Ablauf sollte Graf Pepoli und die kleine Bella uns verlassen, dies Kind, das mir über alles theuer geworden war. Ich fühlte, welchen Schmerz ihr Verlust mir verursachen müsse und wie verödet meine Häuslichkeit nach der Abreise dieser Gäste aussehen würde. Während ich noch so nachsann und Gegenwärtiges und Künftiges an mir vorübergleiten ließ, mir eine Richtschnur meines Betragens darnach zu bilden, trat Graf Pepoli ein. Es war das erste Mal, daß er die Spuren von Thränen in meinen Augen gewahrte, und ich erröthete, ihm diese nicht verbergen zu können. Er nahte sich mir theilnehmend, preßte meine Hand an seine Lippen und bat mich, wenn es in seiner Macht stehe, mir nützlich sein zu können, nie zu zögern, auf jeglichen Dienst von seiner Seite zu rechnen. Er würde sich meines Vertrauens würdig zu beweisen wissen. Ich dankte ihm auf's Verbindlichste, versicherte ihm jedoch, daß das, was mich in dieser Minute betrübe, so egoistischer Natur sei, daß ich es nur bekämpfen, nicht nähren dürfe.

„Das kann ihr Fehler nicht sein, meine Gnädige," nahm er das Wort; „so viel traue ich mir auch noch zu, Menschenkenner zu sein. Die ihrem Volke angeborne oder angelernte „reserve" läßt Sie nach einer Ausflucht suchen, nur um einem Freunde das Wahre zu verhehlen.

Hier öffnete sich die Thüre und mein Deutscher trat ein. Es war eine stürmische Nacht, der Regen schlug an die Fenster, und kein Stern leuchtete dem einsamen Wanderer auf den in diesen Gegenden noch sehr ungebahnten Wegen. Welcher Beweggrund mochte ihn nur um diese Stunde vermocht haben, einen solchen Kampf mit den aufgeregten Elementen zu bestehen?

Er sah bleich und verstört aus; kein Mörder hätte mißmuthiger blicken, kein Verbrecher seine Augen lichtscheuer abwenden können. In allen seinen Zügen sprach sich eine Niedergeschlagenheit aus, bei der es mich kalt durchrieselte.

Die Unterhaltung stockte. Keiner wußte gleich, womit er beginnen sollte. Um diesem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen, versteckte ich mich hinter

Digitized by Google

die kleinen Sorgen und Aufmerksamkeiten, die uns Frauen zu allen Zeiten so wohl anstehen, und die gewöhnlich ihren wohlthätigen Eindruck nicht verfehlen. Aber an ihm glitt heute Alles kalt ab. Wie gemüthlich ich auch den Theetisch ordnete und ihm jegliches nach seinem Geschmacke bereitete, konnte ich ihm doch kein Lächeln des Dankes oder der Zufriedenheit abgewinnen. Er schien mehr aus Höflichkeit als aus Bedürfniß die ihm vorgesetzten Speisen zu genießen und seine kurzen zerstreuten Antworten verriethen deutlich die Abwesenheit seiner Gedanken und ließen mich endlich von jedem Versuche, ihn in eine Unterhaltung zu ziehen, abstehen. Damit aber unser gänzliches Schweigen ihn nicht peinlich daran erinnere, wer so störend in unsern kleinen Kreis eingewirkt habe, nahm ich neben Graf Pepoli Platz und begann mit diesem eine leichte Unterhaltung in seiner Muttersprache. Mein Deutscher wurde aufmerksam; ein Seitenblick belehrte mich, daß er unserem Gespräche folge, und wie von einem plötzlichen Gedanken aufgeheitert, forschend von diesem auf mich sah und wie mit sich selber zu berathen schien. Dann aber sprang er plötzlich auf, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne, und rannte zum Zimmer hinaus.

Ich sah ihm bestürzt nach.

„Gehen Sie, ich bitte Sie," wandte ich mich an den Grafen, „gehen Sie und sehen Sie, was er vor hat! Wir dürfen ihn in dieser Stimmung nicht sich selbst überlassen."

Es war das erste Mal, daß ich eine Aeußerung über ihn laut werden ließ. Die Sorge des Augenblicks ließ mich meines Vorsatzes vergessen nie einem Dritten zu gestatten, sich in unsere Privatverhältnisse einzumischen. Fast reute es mich, als es geschehen; aber es war zu spät, — Graf Pepoli hatte das Zimmer schon verlassen.

Es währte lange, ehe er wiederkehrte.

Mir blieb indessen reifliche Zeit zum Nachdenken, und ich konnte nicht umhin mir den Selbstvorwurf zu machen, daß ich, wie die Pietisten, Alles dem lieben Gott überlassen, und die Hände in den Schooß legend ruhig zugesehen hatte, wie sich die Dinge gestalten würden. Aber vielleicht war es noch nicht zu spät, und heute noch wollte ich ernstlich mit ihm sprechen und nicht abstehen, bis er mir bekannt hätte, was ihn drücke. Durch diesen Vorsatz beruhigt und gestärkt blickte ich muthig in das Gesicht der beiden Männer, als diese, nach einer fast Stunden langen Abwesenheit, wieder eintraten. —

Beide nahmen schweigend Platz und blickten düster vor sich hin, wie zwei Statuen, ohne Leben oder Bewegung. Graf Pepoli schien nun ebenfalls von diesem Geiste des Mißmuths angesteckt zu sein.

„Könntest Du mich nicht morgen in die Stadt fahren?" redete ich endlich meinen Deutschen an; „ich habe verschiedene Einkäufe zu machen."

Es lag mir daran, mit ihm allein zu sein, und ich hoffte, daß in der freien

Natur, unter Gottes weitem Himmel, ein paar freundliche Worte leichter ihren Weg zu seinem Herzen nehmen würden, als in der engen Menschenwohnung, wo uns so leicht alles bedrückt und beschränkt. Mit gespannter Erwartung lauschte ich daher seiner Entgegnung.

Er fuhr wie aus düsterm Sinnen auf, sah mich einige Minuten halb zweifelnd, bald fragend an, als sei er ungewiß, ob er die Meinung meiner Worte auch recht aufgefaßt habe, und erwiderte dann kurz: „Ich kann Dich nicht in die Stadt fahren. Ich darf mich dort nicht blicken lassen. Graf Pepoli wird Dir die Ursache sagen; denn wissen mußt Du es ja doch einmal, und vielleicht bist Du großmüthig genug, die Hand zur Rettung zu bieten.“ — „Und nicht aus Deinem eigenen Munde soll ich hören, worin ich Dir nützlich sein kann?“ sagte ich und sah ihn dabei mit schmerzlich vorwurfsvollem Blicke an. Er konnte mein Auge nicht ertragen, er senkte das seinige davor zur Erde und erwiderte milde und wehmüthig: „Verzeihe mir, Ida, aber ich kann nicht!“ — Damit eilte er aus dem Zimmer. —

„Darf ich bitten, Graf Pepoli, daß Sie sich Ihres Auftrags entledigen?“ sagte ich ernst.

Mit peinlich verlegenem Gesicht wandte sich dieser zu mir und sagte nach einigen Umschweifen, daß die Einwohner von Capstadt so erbittert gegen meinen Deutschen seien, daß er sich nicht sehen lassen dürfe, ohne befürchten zu müssen, gesteinigt zu werden.

„Das sind die Folgen, Graf Pepoli, aber nicht die Ursache — und diese letztere sollte ich erst hören. Sagen Sie mir doch mit graden Worten, was er gethan hat, sich diesen Haß zuzuziehen, was ihn unglücklich macht und vor Allem, was ich für ihn thun kann. Aber kurz, ich bitte Sie!“ — „Eine Liebesangelegenheit — er hat, er hat — ein Mädchen entehrt . . .“

Meine Knie zitterten. Das hatte ich nicht erwartet!

„Fahren Sie fort!“ rief ich. „Sagen Sie schnell, wer das Mädchen ist und wie er jetzt mit ihr steht?“ — „Es ist die schöne Indierin. Sie kennen sie von Ansehen, wie ich weiß. Sie ward hier von einer alten Tante aufgezogen, die eine Erz-Katholikin ist. Ihr Gatte wollte des Mädchens Seele retten. Er hörte, daß die alte Dame ihr ganzes Herz darauf gesetzt habe, die Nichte für ihren Glauben zu gewinnen und daß ein katholischer Priester ihr dabei hülfreich zur Hand ginge; denn der Vater ist reich und diese Tochter sein einziges Kind und alleinige Erbin seines ganzen Vermögens. Die Zeit ihrer Confirmation nahte; nach dieser wollte der Vater sie zurückholen. Jetzt galt es also. Der Kampf wurde gewagt. Das Mädchen sollte in beiden Religionen unterrichtet werden und dann selbst wählen. Sie hatte bald entschieden. Ihr Herz sprach für den protestantischen Lehrer — es war ihre erste Liebe; die Religion und der Mann, der ihr der Verkündiger derselben ward, schmolzen zu einem idealischen Ganzen zu-

sammen. Sie vergaßen sich beide! — Gern gäbe er sein wärmstes Herzblut, das Geschehene ungeschehen zu machen; aber ernst, fürchterlich, unwiderruflich stehen die Folgen der That da und schreien um Rache. Die Tante ist in das Geheimniß gedrungen und hat den katholischen Priester zum Vertrauten gemacht. Dieser ist unendlich froh, einem protestantischen Missionär eine solche Schandkappe aufsetzen zu können, und alle Rücksicht gegen die Familie aus den Augen setzend, gibt er blind fanatisch nur seinem Eifer Gehör und macht öffentlich von der Kanzel seine Gemeinde auf einen Wolf im Schafspelze aufmerksam, der die Religion zum Deckmantel seiner Lüste machte. Der Pöbel, aufgehetzt, rottet sich in den Straßen zusammen und nur mit Mühe gelingt es Ihrem Gemahl der Steinigung zu entgehen. Das Mädchen ist entehrt und in den Händen derer, die ihren Kummer durch Vorwürfe zur Verzweiflung stacheln; er ist als Mann und als Gottesdiener gebrandmarkt und schämt sich einem Kinde in's Angesicht zu blicken. So steht es. Nun rathen Sie und finden Sie einen Ausweg. —

Ich verließ das Zimmer. Denn ich fühlte, daß ich der Einsamkeit bedurfte, mich mit mir selbst zu berathen, und für den Augenblick hatte ich keine Antwort. Kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen. Unruhig wandelte ich in meinem Gemache auf und ab bis der Tag graute.

Zum ersten Male nach langen Wochen brach heute ein Sonnenstrahl aus dem grauen Wolkenhimmel. Ich nahm es als eine günstige Vorbedeutung an. Ich schob die Vorhänge zurück und blickte lange in das Gestirn des Tages, mit dem Wunsche, daß sich jetzt vor meiner Seele so lichthell, wie der junge Morgen, der Weg des Rechtes darstellen möge. Vor Allem aber sollte keine Rücksicht auf mein Ich Einfluß auf meine Handlungsweise ausüben, damit das Bewußtsein, nach meiner besten Einsicht gethan zu haben, mir in der Zukunft Friede und Zufriedenheit verleihe. Ich klingelte hierauf meiner Dienerin, gebot ihr, mir mein Frühstück in mein Zimmer zu bringen, und den Herrn Grafen zu ersuchen, in einer Stunde mit mir nach Capstadt zu fahren. Er willigte ein und mit dem Schlage fünf saßen wir im Wagen. —

Auf dem Wege wechselten wir keine Sylbe. Er sah mich bisweilen forschend an und schien die kalte Ruhe meines Gesichtes nicht zu verstehen. Er kannte die Frauen meines Landes nicht. Wir machen nicht viel Worte, aber wir handeln, wo es Noth thut. Als wir den Gasthof erreichten, bat ich ihn, dort zu verweilen und meiner Rückkehr zu harren. Er schien dies ungerne zu thun; es beunruhigte ihn, mich allein gehen zu lassen; doch willigte er ein. „Aber noch Eins bitte ich Sie!“ rief er mir noch nach. „Haben Sie Nachsicht mit dem Mädchen! Bedenken Sie ihre Jugend und was sie so schon leidet; verfahren Sie milde!“

Ich lächelte.

„Sein Sie unbesorgt, Graf Pepoli;“ versetzte ich. „Nicht um zu richten,

sondern zu verschönen, die ich bisher gekommen. Sie werden mit mir zufrieden sein, hoffe ich."

Ich reichte ihm die Hand; er küßte sie und ich ward beruhigt und mit mehr Vertrauen an. Glaubte er vielleicht, ich habe den Dolch gezückt, mich einer Nebenbuhlerin zu entledigen? —

Es war ein schwerer Gang.

Vor dem Hause blieb ich einige Minuten stehen, um um Athem zu schöpfen. Als die Dienerin geöffnet hatte, folgte ich dieser auf dem Fuß in das Wohnzimmer nach, aus Furcht, daß man mich nach Nennung meines Namens abweise. Die schöne Jüdin saß bei meinem Eintritt, den Kopf in die Hand gestützt, in einer Ecke des Sopha's. Sie sah sehr bleich aus und ihre Augen trugen die Spuren von Thränen. Als ihr mein Besuch angekündigt wurde, fuhr sie mit einem Angstschrei in die Höhe, und wenig fehlte, so wäre sie mir zu Füßen gesunken. Sie glaubte ohne Zweifel auch, daß ich als rächender Engel erscheine, ihr mit Tod und Verderben zu drohen. Ich fing sie in meinen Armen auf, führte sie zum Sopha zurück und setzte mich ihr zur Seite. Sie sah mich verwundert an; dann senkte sie ihren Blick in ihren Schooß und helle heiße Perlen rollten über die Wangen herab. Ich nahm mein Tuch, und trocknete sie; aber ich sagte nichts.

Jetzt war die Zeit da. Man hatte sie von meiner Anwesenheit unterrichtet, und sie wollte diese Gelegenheit wahrnehmen, ihren Unwillen gegen meinen Gatten auszulassen. Sie zögerte daher nicht, nach der ersten flüchtigen Begrüßung, sogleich den Gegenstand zu berühren, der sie zu uns herein geführt hatte, und mit einem Schwall beleidigender Ausdrücke seinen Charakter und sein Betragen anzugreifen. Ich hörte ihr einen Augenblick zu, dann erhob ich mich sehr ernst.

„Madame," begann ich, „Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich Sie unterbreche; aber Sie fühlen wohl, daß solche Ausdrücke sich durchaus nicht für das Ohr einer Frau passen. Wie groß auch seine Fehler sein mögen, so darf ich doch nie den Stab über ihn brechen, und ich bin nicht hierher gekommen, ihn anzuklagen, sondern ihn zu entschuldigen."

Die Alte blickte mich verdutzt an; aber das Mädchen sagte mir mit einem schönen Blick den Dank, der mir deutlicher sagte, wie es mit ihrem armen gepreßten Herzen stehe, als alle Worte zu vermocht hätten. Ich bat sie darauf, mich in ihr Zimmer zu führen, damit wir allein sprechen könnten. Sie sah mich vertrauensvoll an, und sich von ihrem Sitze erhebend, nahm sie mich bei der Hand und führte mich mit sich hinweg. In ihrem Stübchen angekommen, schlang ich meinen Arm um sie, zog sie neben mich auf ihr kleines Sopha nieder und bat sie, mich künftig ganz wie eine Schwester anzusehen; sie müsse nur aber auch volles Vertrauen in mich legen, damit ich ihr mit Rath und That und Trost und Hülfe in jeder Verlegenheit beistehen könne.

„Wie sind Sie gut!" sagte sie gerührt und verbarg ihr Köpfchen weinend an

Digitized by Google

meiner Brust. „Ich glaubte, Niemand könne mich noch lieben oder ein freundliches Wort mit mir reden! Die Tante schilt, der Priester verdammt, und mein Vater — mein armer, armer Vater!" —

Bei Nennung dieses Namens brach sie in ein lautes Schluchzen aus.

„Der weiß doch von Nichts?" fragte ich sie sanft. — „Gottlob! noch ist ihm Alles unbekannt. Die Tante droht mir alle Tage, daß sie ihm schreiben will, und nur durch unendliche Bitten und Thränen gelingt es mir, sie davon abzuhalten. Wie wünschte ich, der gute Gott möchte mich zu sich rufen, ehe der schreckliche Augenblick eintritt, der ihre Drohung wahr macht." — „Wir wollen nicht Alles in so düstere Farben kleiden, mein Kind!" fiel ich ihr in die Rede. „Lassen Sie uns die ganze Sache erstlich einmal ruhig überlegen. Sie sind noch sehr jung und ohne Erfahrung, und da verzagt man leicht; Ihrer Kraft und Einsicht zu Hülfe zu kommen, sehen Sie mich hier. Fühlen Sie die Stärke in sich, das Bild des Mannes aus Ihrem Herzen zu reißen, der ihr Unglück gemacht hat?"

Sie begrub ihr Gesicht in beiden Händen.

„Wenn es sein muß," stammelte sie, „man kann Vieles. Und immer darf ich ihn ja doch als Freund lieben, ihn als einen geliebten Verstorbenen beweinen, und sein Kind, das arme Wesen, das die Sünden der Eltern zu tragen in's Leben tritt, das als eine Waise aufwachsen muß." — „Das soll es nicht," unterbrach ich sie bestimmt. „Es wird unter den Augen seines Vaters heranwachsen und die abwesende Mutter als eine Todte beweinen und lieben. Welchem unglücklichen Fehltritt es das Leben dankt, bleibe ihm ewig ein Geheimniß. Dem armen Mann, der hinreichend daran zu tragen hat, daß er sein Gewissen und seine Ehre gleich sehr befleckt hat, wird es ein Trost sein, in dem Kinde gut machen zu können, was er an der Mutter verschuldet hat, und gewiß soll seinem Leben an Liebe und Freude nichts abgehen. Sind Sie damit zufrieden?"

Sie nickte mir unter Thränen ein dankbares Ja zu.

„Glauben Sie mir," fuhr ich fort, „daß Ihr beider Glück mir aufrichtig am Herzen liegt; ich habe lange gesonnen, auf welche Weise ich dasselbe am besten befördern könnte. Persönliche Opfer kommen dabei nicht in Betracht; ich kenne keins, dem ich mich nicht willig unterworfen haben würde. Hätte es zu einem guten Zwecke führen können, den Segen der Kirche über Sie sprechen zu lassen, so könnten Sie noch heute vor den Altar hintreten; doch würde dies wenig oder nichts gefruchtet haben. Ihre Heirath wäre nicht gültig, Ihr Kind nicht weniger ein Bastard gewesen, die katholische Geistlichkeit hätte Sie gleich sehr verfolgt, und Ihrem Vater wäre dann die Wahrheit nicht vorzuenthalten gewesen. Wie es nun steht, läßt es sich mit einigen Opfern, einigem Kummer doch sicher zu einem erfreulichen Ende hinausführen. Wilhelm muß sogleich abreisen. Jeder Augenblick hier verlebt, muß ihm jetzt eine Hölle sein. Die katholische Geistlichkeit spottet seiner, das Volk verlacht ihn und zeigt mit Fingern auf ihn, und mehr

als Alles mahnen ihn die Furien seines eigenen Gewissens auf jedem Schritte an den gefallenen Engel in ihm. Die Zeit und gute Thaten müssen diese Wunden heilen; aber hier ist nicht der Ort dazu. Seine Gegenwart kann nichts mehr frommen, hier kann er kein Gutes mehr wirken; seine schönen Pläne, für Menschenglück und Weltverbesserung, sind hier durch ihn selbst gescheitert und er muß sie in andere Zonen tragen, und durch Erfahrung weiser gemacht, auf einem andern Boden in Ausführung bringen, wo diese Episode seines Lebens ein Geheimniß ist. Ich bleibe hier zurück. Sobald er abgereist ist, hole ich Sie zu mir auf's Land hinaus, wo wir uns Beide über das Vergangene zu trösten suchen müssen, und der Gedanke, daß wir das Beste gethan, was die Umstände zu thun erlaubten, wird dann auch noch dazu beitragen, tröstenden Balsam in unsere Herzen zu gießen. Sie bleiben dort bei mir, bis Sie in die Welt zurückkehren können. Ihre Tante will ich unterdessen zu bewegen suchen, Ihrem Vater Alles zu verschweigen, und einen Besuch von seiner Seite so lange hinauszuschieben, bis Sie ihn ohne Verdacht empfangen können. Dem Priester muß gleichfalls die Zunge gebunden werden, und vielleicht gelingt es uns sogar, ihn durch einige Geldopfer zu einem Widerruf aller von ihm ausgestreueten Gerüchte zu bewegen. Auf diese Weise, scheint mir, wird sich Alles ganz gut fügen; wenigstens wollte mir kein besserer Plan beifallen. Sagen Sie mir nun aber recht aufrichtig, wie Ihnen dies zusagt; denn nur, wenn wir ganz einverstanden und als Freunde handeln, können wir Gelingen hoffen."

Sie drückte mir gerührt die Hand. „Ich bewundere Sie!" flüsterte sie. „Sie sollten mich hassen, in mir die Störerin Ihres Glückes, Ihres häuslichen Friedens sehen, und Sie überhäufen mich mit Güte und bieten mir Ihre Freundschaft an. Ich müßte wohl recht unwürdig sein, wenn ich das nicht zu erkennen vermöchte, und wenn meine Dankbarkeit für Sie mich nicht antriebe, blindlings Ihrem Rathe zu folgen. Ueberdem ist das, was sie vorschlagen, so weise und gut, daß ich nicht wüßte, wie es besser sein könnte. Sie sind ein Engel; mir wenigstens sind Sie es. Es war so bitter, immer nur Verachtung, kalte Verachtung in jedem Auge zu lesen, wenn ich Jahre meines Lebens für eine Thräne des Mitgefühls gegeben hätte. Wie wohl thut mir nun Ihre Theilnahme!

„Lassen Sie das Vergangene! Denken Sie nur noch daran, alle Bücher und Musikalien und was Sie sonst gerne um sich haben, einzupacken, damit Sie wo möglich morgen schon zu mir kommen können. Dort in der freien Natur wird Ihnen viel freier und leichter werden, als hier in den engen Stadtmauern. Ueberdem habe ich manche Anordnungen zu treffen, bei denen Sie mir zur Seite stehen müssen.

„Weiß er um Ihren Plan? Weiß er, daß Sie hier sind?" fragte sie schüchtern, denn es mochte ihr wohl während meiner Rede eingefallen sein, daß die ländlichen Freuden, die ich ihr versprach, seine Abwesenheit und Abreise voraus-

Digitized by Google

setzten, und daß ihnen ein Lebewohl vielleicht auf Nimmerwiedersehen vorangehen müsse.

„Er weiß von Nichts," versetzte ich ruhig. „Ich wollte Sie erst sehen und mich mit Ihnen verständigen, ehe ich ihm diesen Ausweg anzeigte; denn ohne Ihre Genehmigung war es ja nichts, und in seinem Kopfe spukte solch' wilde Verzweiflung, daß ich mir wenig ruhige Ueberlegung von ihm versprechen durfte. Auch hört er natürlich jetzt mehr auf Sie als auf mich, und nur, wenn ich ihm unsern Plan als Ihren Wunsch und Willen vorlege, wird er in denselben eingehen. Wenn er Ihrer jetzt nicht gedächte, und einzig für sich selbst Sorge trüge, so wäre er wohl keines Bedauerns werth; aber für Sie und weil es Ihr Bestes ist, muß er Alles thun. Noch in dieser Nacht werde ich ihm den Inhalt unserer Unterhaltung mittheilen und dann muß er handeln." — „Oh!" rief sie plötzlich und schlang ihre beiden Arme um meinen Hals; „mir ist in dieser Minute, als wenn Alles nur ein böser Traum gewesen wäre. Oh! sagen Sie, daß es so ist! Sagen Sie, daß ein böses Fieber mir solche schwarze Bilder vorgespiegelt hat." „Lassen Sie es uns immerhin dafür nehmen, liebe Kleine!" „Anbeten will ich Sie!" rief sie enthusiastisch. „Gestern noch, wie dunkel war es da in mir, nirgends Hoffnungen, nirgends Trost, Gegenwart und Zukunft standen wie gespenstige Riesen vor mir und drohten Unheil, Unheil, Unheil! Und nun, fühle ich mich beinahe glücklich, und so froh und leicht ist mir, daß ich nicht recht weiß, ob ich weinen oder lachen soll. Aber — wenn er fort ist, und ich kann ihn nie mehr sehen, — da werde ich wohl manchmal weinen; werden Sie mir das verzeihen? werden Sie Nachsicht mit meiner Schwäche haben?" „Ich werde mit Ihnen trauern, mit Ihnen weinen, meine liebe kleine Freundin, und dann trocknen wir uns gegenseitig die Thränen und suchen uns zu trösten." Dabei nahm ich sie unter das Kinn und richtete ihr Köpfchen zu mir auf, das sie bei den letzten Worten verschämt und erröthend auf ihre Brust sinken ließ. Sie wandte nun ihr großes schwarzes Auge so demüthig bittend und mit einem so anmuthigen Ausdruck kindlichen Vertrauens zu mir, daß ich so vielen Liebreiz nicht zu widerstehen vermochte, und sie innig an mein Herz drückend sie nicht hinderte, mich mit Liebkosungen zu überschütten. Sie ist eine wahre kleine Sirene. —

Bald mußte ich mich indeß von ihr losreißen, denn die Zeit drängte und noch gar manche Obliegenheit blieb mir zu vollführen übrig. Daß sie mich morgen wiedersehen solle, versprach ich ihr fest, und auch ihm sollte sie ein kurzes Lebewohl sagen, ehe er schied, wenn sie selbst standhaft bleiben und auch ihn nicht erweichen wolle. Sie versprach Beides.

Im Wohnzimmer fand ich die Tante und ersuchte diese sogleich um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Sie gewährte meine Bitte, wenn auch, wie es schien, eben nicht sehr gerne. Als wir allein waren, setzte ich ihr auseinander wie wünschenswerth es sei, dem Vater das Unglück des Mädchens zu verheimli-

chen, da es ihm nur Kummer verursachen und ihr, der Tante, nur Vorwürfe zuziehen würde. Dieser letztere Beweggrund schien sie vermocht zu haben, ihm die Sache bis jetzt zu verschweigen, und willig ging sie auf meine Pläne ein, sobald sich ihr die Möglichkeit zeigte, dem Zorne ihres Schwagers für immer zu entgehen. Ich machte sie nun darauf aufmerksam, wie unvorsichtig sie gehandelt habe, den Priester in diese Angelegenheit einzuweihen und wie ganz unnütz sie die Schande ihrer Nichte dadurch veröffentlicht habe. Sie bereute dies recht sehr, und hätte gern Alles wieder zurückgenommen; ich rieth ihr, bei dem Priester einen Versuch zu machen, und es nicht an Versprechungen fehlen zu lassen, im Fall er sich geneigt finde, öffentlich etwas zur Rechtfertigung des Mädchens zu sagen. Sie hoffte das Beste, und wollte noch heute mit ihm reden. Sie schien herzlich froh, einen Ausweg aus diesem Labyrinthe zu sehen, das sie vielleicht einer gemächlichen Existenz für ihre spätern Lebensjahre beraubt hätte, und ich verließ sie als eine eifrige Bundesgenossin.

Als ich nach dem Gasthofe zurückkehrte, fand ich Graf Pepoli meiner mit erwartungsvoller Miene harrend. Ich sah es ihm an, daß er auf eine Mittheilung über diesen Besuch, der ihm höchst seltsam dünkte, rechnete; doch war es mir unmöglich, ihn in dieser Minute zu befriedigen. Mein Werk war erst halb gethan, ich hatte noch so manches zu ordnen und zu überdenken, daß es mir schwer geworden wäre, meine Gedanken auch nur für einen Augenblick von dem Gegenstande abzuziehen, der mich einzig beschäftigte. Die stumme Frage seines erwartungsvoll auf mich gerichteten Blickes beantwortete ich daher mit einem kurzen „Morgen mein Freund!“ und bat ihn, mir seinen Arm zu reichen und mich nach dem Hafen zu führen. Hier sah ich mich nach einem segelfertigen Schiffe um, und fand endlich eins, das nach Lissabon bestimmt, am nächsten Tage unter Segel gehen sollte. Das paßte ganz in meinen Plan. Ein Dampfschiff hätte mir bei weitem nicht so gut zugesagt, wäre es auch in einem mir zehnmal willkommneren Hafen eingelaufen. Wollen Sie das „warum“ wissen? Sie werden mich boshaft, abscheulich und was nicht Alles nennen; — immerhin! Die Idee ist darum doch so übel nicht, denn sie ist heilsam. Ich rechnete auf die Seekrankheit. Fürst Pückler sagt irgendwo, daß dies Uebel die wirksamste Arznei gegen alle romantischen Gefühle sei; durfte ich nun nicht hoffen und das mit Recht, daß ein Monat so zwischen Erde und Himmel, zwischen Leben und Sterben zugebracht, meinen Deutschen bedeutend abkühlen würde, und daß nach Verlauf dieser Zeit Kopf und Herz wieder am rechten Orte anzutreffen sein möchten? Es war wenigstens die Hoffnung dazu da; so galt es den Versuch.

Ich bestellte einen Platz für ihn, erkundigte mich genau nach der Stunde der Abfahrt und eilte dann nach dem Gasthofe zurück, so schnell wie möglich mein „verlornes Eden“ zu erreichen. Graf Pepoli hatte mich während dieser Verhandlungen mit immer wachsendem Erstaunen betrachtet, ohne sich jedoch eine Frage

zu erlauben. Auch während der Fahrt beobachtete er dieses Schweigen, und ich dankte es ihm herzlich.

Es war tiefe Nacht, als wir unsere Wohnung erreichten. Bei unserm Eintritt saß mein Deutscher, den Kopf in beide Hände gestützt, vor einem Tisch, vor dem zwei Lichter brannten, die augenblickliches Verlöschen drohten. Er bemerkte unsern Eintritt nicht.

Ich nahte mich ihm, legte meine Hand leise auf seine Schulter und flüsterte: „Wilhelm!"

Er fuhr erschrocken in die Höhe. „Wo bist Du so lange gewesen?" fragte er, mich dabei mit argwöhnischen Blicken musternd.

„In der Stadt!" versetzte ich mit unbefangener Ruhe. „Komm mit mir in mein Zimmer! Ich habe Dir gar Manches mitzutheilen. „Gute Nacht! lieber Graf," wandte ich mich zu diesem, ihm die Hand reichend. „Sie müssen mir heute verzeihen, daß ich mich so wenig dankbar für Ihre Begleitung beweise und Sie jetzt sich selbst überlasse; aber morgen sollen Sie eine angenehmere Wirthin in mir finden und für Alles entschädigt werden."

In meinem Zimmer fanden wir eine helle Flamme und dampfenden Thee; ich war froh, daß alles so behaglich und heiter aussah, weil ich nur zu gut weiß, wie sehr die äußern Umgebungen auch gelegentlich auf den innern Menschen einwirken. Ich warf Hut und Mantel ab und zog meinen Deutschen neben mich auf das Sopha.

„Komm, Wilhelm!" sagte ich freundlich seine Hand fassend. „Nicht diese düster verschlossene Miene. Bin ich nicht Deine beste, Deine treueste Freundin, nicht diejenige, die jeden Kummer, jede Sorge mit Dir theilen sollte? Und das konntest Du vergessen, und Dich so ganz in Dich selbst verschließen? Du thatest sehr Unrecht. Und wie viel mußt Du dabei gelitten haben, mein armer Wilhelm?"

Diese freundlich theilnehmenden Worte, da, wo er Vorwürfe und Ermahnungen erwartete, lösten die Eisrinde von seinem Herzen, dem starken Manne standen die Thränen in den Augen, und er war genöthigt, sie mit der Hand zu überschatten, mir seine Rührung zu verbergen. — -

Haben Sie je einen Mann weinen sehen? O! es ist ein eigener, wunderbar erschütternder Anblick, wenn dem harten Geschlecht dieser Thau eines bewegten Herzens über die Wangen rollt.

„Hat Graf Pepoli Dir Alles mitgetheilt, Alles?" begann er endlich, als sei es ihm unmöglich zu denken, daß ich wirklich mit der Ursache seiner Verstörung bekannt geworden.

„Er hat mir gesagt, was Dich unglücklich macht und Dir Ruhe und Frieden raubt," versetzte ich sanft.

„So hast Du sie gesehen?" — „Ich ging zu ihr und legte ihr meinen Plan vor, Dich und sie zu retten." —

„Und wie empfing sie Dich? Fürchtete sie sich? Erschreckte es sie, Dir unter die Augen treten zu müssen?“

„Anfangs war sie wohl ein wenig befangen und furchtsam; als sie aber hörte, in welcher Absicht ich gekommen war, da kannte sie nur Dankbarkeit, und nannte mich ihren rettenden Engel. Sie war unendlich reizend in ihrem Gram, und ich gewann die arme Kleine in der einen Stunde lieb wie eine Schwester. Kein Wunder, daß der Vater stolz auf diese Tochter ist und sie als den Stern seines Lebens betrachtet.“

„Und diese Blume mußte ich knicken; — den Segen ihres Vaters in Fluch verwandeln!“ rief er leidenschaftlich aus und schlug die geballte Hand vor die Stirne. — „Wie das, Wilhelm? Du wolltest doch nicht so grausam sein, den alten Mann von dem Fehltritt seiner Tochter zu unterrichten und ihn mit Kummer in die Grube fahren zu lassen? Unmöglich! Es wäre weder christlich noch gut.“ Er sah mich groß an. — „Sieh, Wilhelm!“ sagte ich und zog ihn nach mir in das anstoßende Cabinet, wo die kleine Arabella schlief. „Sieh!“ sagte ich, ihn an das Lager des Kindes ziehend, „dies kleine Mädchen hat uns der Himmel gesandt, es für die schwache Mutter zu entschädigen, die ihm das Leben gab, aber ihm keine Liebe geben wollte. Die Kleine soll künftig nicht mehr allein sein, sie soll einen Spielgefährten haben, und Beiden wirst Du, hoffe ich, ein so guter Vater sein, als ich ihnen Mutter sein will.“ — „Du wolltest“ — und er hielt unschlüssig inne, als getraue er sich nicht die Meinung meiner Worte errathen zu haben. — „Ich will Dein Kind erziehen, Wilhelm, und ihm Mutter sein; denn sie, die diese Pflicht übernehmen sollte, kann es nicht, weil sie vor der Welt ehrlos dastehen und ihrem alten Vater ein frühzeitiges Grab bereiten würde. Höre nun, wie wir Alles einzurichten gedenken!“

Ich zog ihn in das vordere Zimmer zurück, drückte ihn in die Sophaecke und berichtete ihm nun Alles umständlich. Er hörte mir aufmerksam zu und ließ sich keines meiner Worte entgehen. Jedes Lob, das ich ihr ertheilte, schien ihm unendlich wohl zu thun. Besonders hob ich denn noch hervor, wie tröstend ihr der Gedanke gewesen sei, ihren guten Namen vor der Welt retten und dadurch ihrem alten Vater die Schande ersparen zu können, sie öffentlich entehrt zu sehen.

„Aber, mein Himmel! wohin soll ich denn gehen?“ rief er erschrocken. „Und was wird aus Dir werden?“ — „Ich bleibe hier, bis ich meinen neuen Schützling dem Vater zurückgeben kann; dann folge ich Dir. Unser Eigenthum muß ich während dem zu veräußern suchen, und für den Ertrag müssen wir uns unter einem andern Himmelsstrich ansiedeln. Hier darf nun einmal unseres Bleibens nicht sein. Ein Schiff nach Lissabon liegt segelfertig; gehe dahin ab und warte dort auf Nachricht von mir.“ — „Aber so schnell?“ sagte er und sah mich starr und unschlüssig an. — „Du bist es ihr schuldig. Ihre Ehre zu retten darf Dir kein Opfer zu groß sein. Ich will die Tante zu bewegen suchen, Dir auf eine

halbe Stunde Zutritt zu gestatten; dann mußt Du aber sehr eilen, Deine Reisevorbereitungen zu treffen, damit es uns nicht an Zeit gebreche. Jede Minute, die Du verlierst, stiehlst Du Dir und ihr von dieser letzten Zusammenkunft. Darum eile!" — „Wie gut Du bist!" sagte er gerührt. „Ich will es Dir eines Tages danken — glaube es mir; — jetzt aber ist mein Kopf wüst, ich weiß kaum wo ich bin."

Er ging. Der Gedanke, sie morgen zu sehen, ließ ihn alles übrige vergessen; er dachte nur an den Augenblick, der ihn zu ihr führen sollte, und übersah die Möglichkeit einer Trennung für immer. Schwaches, menschliches Herz!

Als er mich verlassen hatte, sank ich erschöpft zusammen. Der Tag war fast zu viel für mich gewesen, und erst jetzt, da ich allein war, fühlte ich, welchen Aufwand körperlicher und geistiger Kräfte es bedurfte, das zu vollbringen, was ich möglich gemacht hatte. Doch raffte ich mich zusammen; denn es stand mir heute noch ein schlimmer Tag bevor, an dem ich, die Gesunde, für die Kranke arbeiten und denken mußte.

Unter diesen Gedanken warf ich mich unangekleidet auf mein Lager und suchte Ruhe, die ich nicht finden konnte. Wie gerne hätte ich mich heute in das Reich der Träume verloren! Zum ersten Male empfand ich es so recht lebhaft, welche Wohlthat es sei, das Leben und seine Verhältnisse vergessen zu können.

Der Morgen graute. Eben malten sich am östlichen Horizonte die ersten Purpurstreifen, als ich fröstelnd meinen warmen Shawl suchte, um mich bestmöglichst gegen die feuchten Dünste der Morgenkühle zu vertheidigen; denn mit dem grauenden Tage gedachte ich meine Fahrt anzutreten. Ich fühlte mich keineswegs behaglich; doch was ließ sich thun?

Ich klingelte und ließ mir starken Kaffee bringen. Während ich den dampfenden Mokka hinunter schlürfte, sah ich hinaus in die weite Natur, wo alles Ruhe und Frieden athmete — in jene Stille des erwachenden Morgens, die stets so groß und einzig auf die Seele wirkt.

Jetzt sammelten sich die feuchten Dünste und wogten in dichten Massen durcheinander, bis am fernen Horizonte das große Gestirn des Tages auftauchte und sich vor seinem hellen Lichte bescheiden jedes verdunkelnde Element senkte. Wie klar, wie groß! Und sollte nicht des Menschen Seele, dieser Funke der Gottheit, an reiner Helle dieser Strahlenkönigin gleichen? Gewiß, sie sollte. Sollte und könnte auch! Und dann, wie göttlich schön das Leben! Welch klares Verstehen! Welche Anschauung! Gütige Allmacht, erleuchte uns, und besonders noch mich und mich besonders noch heute!

So dachte und betete ich, und zog mich dann vom Fenster zurück, diesem Quietismus die hülfreiche Thätigkeit einer wahren Christin folgen zu lassen. Eben kündigte man mir an, daß mein Gatte meiner schon im Wagen harre, ich eilte also ihm dahin zu folgen.

Wir wechselten heute kein Wort. Jeder war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um nach einem Austausch derselben zu verlangen. Er sah sehr bleich aus. Die durchwachte Nacht und der Kampf, den er vielleicht mit sich selbst zu bestehen gehabt hatte, um heute nicht wortbrüchig an mir zu werden, mochten ihn wohl ein wenig erschöpft haben. Es half aber nichts, sobald er nur siegte. Meiner schien er durchaus nicht zu achten. Einmal indeß, als ich ihn sorgfältig mit einer Hälfte meines Mantels bedeckte, um ihn gegen die rauhe Morgenluft zu schützen, gegen die er sich zu verwahren ganz vergessen hatte, nahm er meine Hand, drückte sie innig und sagte mit Rührung: „Du bist zu gut; aber ich will es Dir nicht vergessen." Ich schwieg zu dieser Aeußerung; doch verfehlten diese Worte nicht, einen höchst angenehmen Eindruck auf mich hervorzubringen. So hatte ich nicht auf Sand gebaut. Selbst im Moment aufgeregter Leidenschaft konnte er gerecht und dankbar sein; — ich segnete Gott dafür.

Im Gasthof angekommen, nöthigte ich ihn einige Erfrischungen zu nehmen, denn er bedurfte einer Stärkung. Dann nahm ich seinen Arm und führte ihn nach dem Hause des Mädchens. Als wir vor der Thüre desselben anlangten sah ich ihn bleich werden und zittern. Wie sollte es enden, wenn sie nicht stark war?

Ich ließ mich bei der Tante melden. Sie empfing mich sehr zuvorkommend und bewilligte sogleich meine Bitte, die beiden Unglücklichen von einander Abschied nehmen zu lassen. Ich führte ihn darauf selbst zu dem Mädchen und schloß die Thüre hinter beiden; dann kehrte ich zur Tante zurück, dieser die Zeit zu verplaudern. Eine Stunde verging; sie schien mir in ihrer Dauer einer Ewigkeit gleich. Ich saß wie auf Nadeln. Der Augenblick zur Abreise nahte, und noch immer erschien er nicht. Wenn ihm der Muth entfiele diese Trennung zu überstehen! Großer Gott, was dann? —

Jeder Augenblick steigerte meine Angst. Ich durfte nicht länger zögern, oder es war zu spät. Ich mußte ihn jetzt rufen, oder alles verloren geben. Eben sammelte ich meinen ganzen Muth und nahte mich der Thüre, das gewichtige „muß" auszusprechen, als diese sich öffnete, und Wilhelm heraustrat. Seine Augen waren geschwollen; er hatte geweint und es erschüttert mich immer ganz besonders, einem starken Manne diesen Tribut eines bewegten Herzens abgezwungen zu sehen. Ich nahm seine Hand, drückte sie theilnehmend an meine Brust und flüsterte: „Wie ist sie, Wilhelm? Soll ich zu ihr gehen?"

„Sie ist ruhig und gefaßt," versetzte er mit zitternder Stimme. „Laß sie jetzt nur allein, das ist das Beste für sie; aber ich bedarf Deiner desto mehr. Komm' mit mir und treibe mich an, das schwere Werk zu vollführen. Mein Muth ist hin; meine Kraft ist gebrochen."

Ich führte ihn schnell hinaus. Im Freien angekommen seufzte er hoch auf. Mir war da drinnen, als sollten die Mauern über mir zusammen brechen, so

ängstlich und beklommen war mir's, jetzt fühle ich mich besser;" dies sagend zog er mich nun selbst mit sich fort. Der Hafen war bald erreicht. Während man seine Sachen einschiffte, wandelte er unruhig mit mir auf und ab, drückte dann und wann meinen Arm, der in dem seinigen ruhte und machte einen Versuch zu sprechen; dann aber schien er sich wieder vor sich selbst zu fürchten, und ließ das halbe Wort auf seiner Lippe ersterben, ohne es zu einer Aeußerung kommen zu lassen. Jetzt feuerte man die erste Kanone. „Lebe wohl!" rief er, mich rasch an sein Herz ziehend. „Sei ferner mein rettender Engel. Auf Dir ruht meine ganze Hoffnung. In Lissabon höre ich von Dir." — „Verlaß Dich ganz auf mich, Wilhelm," sagte ich herzlich „und habe guten Muth! Nichts ist verloren, wenn man sich nur selbst nicht verliert. Wir sehen uns bald wieder!"

Das Boot stieß vom Ufer. Ich winkte ihm noch ein Lebewohl zu, während er das Schiff schon bestieg, das jetzt sogleich seine Anker lichtete und mit seinem breiten Kiel schnell die Fluthen durchschnitt. Mit jeder Minute wuchs der Zwischenraum, der uns trennte, und bald lag das ganze weite Element zwischen mir und demjenigen, der mein Beschützer sein sollte, und allein blieb die junge Gattin in dem großen, beinahe unwirthbaren Welttheile zurück *).

---

*) Aus den „Erzählungen einer Deutschen in London", die binnen Kurzem bei F. L. Herbig in Leipzig erscheinen, und auf die wir hier das Lesepublikum aufmerksam machen.
D. Red.

Skizzen aus der Schweiz *).

I.

Anfangs Januar.

Das Geräusch der Waffen ist verhallt; kaum klirrt es noch hier und da in den „bösen Sieben", wenn eidgenössische Soldaten und sonderbündische Bauern auf dem Tanzboden — nach älter Väter Weise — sich in die Haare gerathen. Bald wird auch, wenn die Silberlinge geliefert oder für spätere Zahlung bei der Tagsatzung Frist ausgewirkt ist, in den idyllischen Hirtenthälern das Rasseln der Sporen und Degen verstummt sein. Das Neujahr ist da, die Tagsatzungsherren sind heimgegangen, um nach so langer Abwesenheit, nach so schwerer Arbeit im Schooß der Familie wieder einmal auszuruhen, um zu „neujahren." Selbst das zweischneidige Schwert der Rede klingt nicht mehr, und die neuangelangten Gesandten aus den regenerirten sieben Cantonen haben noch Zeit, das Terrain, auf dem sie ihre zum Theil ungewohnten Bewegungen machen sollen, vorläufig mit Muße zu studiren. Wie? sie ziehen heim, die Tagherren? und doch hat der diplomatische Zeus im österreichischen Beobachter gedonnert und geblitzt, daß es in den Alpen widerhallte! Ja, sie gehen heim, ruhig und guter Dinge, im Bewußtsein, Recht gethan und Niemand gescheut zu haben. So wird man's auch ferner halten. Glaubtet ihr, das Siegesfest der Eidgenossen werde ein politisches Lapithenfest werden? Man werde wie nach den Burgunderkriegen sich schnöd' zerfleischen — wegen der Beute? Vorläufig, ihr unglückweissagenden Raben, ist keine Aussicht dazu da. Sollten Elemente der Uneinigkeit vorhanden, sollten die Tagherren, wie es in ihrem Schooße selbst ausgesprochen worden ist, nicht in der rechten Verfassung sein, der Schweiz eine neue Verfassung zu geben, nun, man befolgt den Rath James Fazy's von Genf, man geht wieder unter's Volk, Jeder zu den Seinen, um sich wieder durch den Volksgeist zu stärken, se retremper dans l'esprit des populations. Und das Volk selbst hat jetzt so schöne Muße, während der heitern Neujahrzeit (Weihnachten wird hier so gut wie gar nicht gefeiert, man zieht das mehr politische Fest dem specifisch christlichen nach französischer Weise vor) sich Vergangenes und Kommendes lebendig vor Augen zu stellen.

---

*) Das nachfolgende Tagebuch, in der Mitte der Begebenheiten aufgezeichnet, wird seiner Frische und Anschaulichkeit wegen auch nach Beendigung des eigentlichen Kampfes von Interesse sein. D. Red.

Täglich beinahe kommen Einzelne, auf Urlaub, oder ganze Truppencorps, von der Occupationsarmee zurück; die bis jetzt immer nur stückweise bekannte Detailgeschichte des denkwürdigen, wenn auch kurzen Feldzugs, setzt sich allmälig aus Anekdoten, Berichten und — Sagen mosaikartig zusammen, und wohl ein Dutzend Federn sind beschäftigt, die Geschichte des Sonderbundes und seiner Auflösung zusammenzustellen. Es wird Manchem wenig oder von wenig Belang scheinen, was wir davon mitzutheilen haben. Aber die lebendige, von einem günstigen Standort aus gewonnene Anschauung der sich hebenden und sinkenden Fluth der Volksstimmung während dieser unruhigen, ereignißreichen Tage, der unmittelbare Eindruck der einzelnen Thatsachen, wie er im Mittelpunkt der schweizerischen Volksbewegung, in Bern, sich beobachten ließ, die Benutzung eigener Bekanntschaft mit Verhältnissen, Localitäten, Personen u. s. w. — kurz, der Hauch des unmittelbar Erlebten, der sich den folgenden Tagebuchnotizen von selbst aufgedrückt hat, alle diese Momente mögen mich entschuldigen, wenn ich statt eines allgemeinen Rückblicks diese Notizen selbst in ihrer ursprünglichen Fassung hier mittheile. Ich werde, wenn meine Leser mir rückwärts gefolgt sind, sie gern auf eine Anhöhe führen, von der aus ihnen der Blick vorwärts noch interessantere Parthien eröffnen wird. Hier vorläufig nur so viel.

Wer kennt nicht das Land, wo Alpenrosen blühen, im Abendroth die goldnen Firnen glühen? Wer hat nicht schon, den Alpstock in der Hand, dieses Paradies des Westens durchpilgert? Wer hat nicht schon die „classischen Stellen" der Schweiz in der Natur oder im Bilde bewundert? Und doch, wie viele dieser Alpenpilger wissen, daß dieser Boden auch der classische Boden der modernen Principienkämpfe ist? Und wenn sie es wissen, wie vielen war es vergönnt, auch nur so viel von der neuesten Geschichte dieser für ganz Europa vorbildlichen Kämpfe zu erfahren, als z. B. in dem dreibändigen Buche von Mügge zu finden ist? Wie viele Vorurtheile hat der Deutsche zu überwinden, bis er, auch bei längerem Aufenthalt in der Schweiz, in die specielle Gestaltung dieses Kampfes unter diesen Volksstürmen sich hineinfindet, und wenn er auch völlig vorurtheilslos an die Arbeit geht, wie schwer wird sie ihm gemacht durch die endlosen Specialitäten, die er kennen muß und doch aus keiner naheliegenden Quelle kennen lernen kann? Wer gibt dir den Ariadnefaden in die Hand, der durch dieses Labyrinth von mittelalterlichen und modernsten Institutionen, von Korporationen und Spaltungen durchführt? Du hast vielleicht Kreuz- und Querzüge durch Thäler und über Höhen der Schweiz gemacht, bist über Gletscherspalten und Felsenklüfte, über uralte, schmutzige Schneeplatten und frische, duftige Alpenrosenbeete gewandert, bergauf, bergab, über Stock und Stein, über rauhes, schiefriges Geröll und über schlüpfrige, abgeglättete Felsplatten — das Alles ist nichts gegen eine Wanderung auch nur durch die neueste Geschichte der Schweiz seit 1830. Diese Geschichte wird kaum je ganz klar und durchsichtig geschrieben werden, sie hat nicht so viel poeti-

schen Reiz, wie der fast dreißigjährige Principienkrieg der alten Griechen, der peloponnesische, oder wie die heut' noch unvollendete französische Revolution. Wird sie, wie diese, einen Carlyle finden? Ich zweifle. Aber die dramatische Lebendigkeit dieses historischen Dichters sollte Jedem, der ein Stück Zeitgeschichte schreiben will, Muster sein. Unseren politischen Dichtern fangen an die Augen aufzugehn, werden die Historiker in prosaischer Form es immer verschmähen, auch um den Lorbeer der Poeten zu werben? Poetisch ist alle Geschichte, das griechische Wort für Dichter, ποιεῖν, heißt machen; jedes Volk, das seine Geschichte selbstthätig macht und sie nicht sich von Andern machen läßt, ist der Arbeit des Dichters werth. Der Kampf der neuen Zeit gegen die alte wird nirgends mit weniger Theorie, nirgends mit mehr Energie geführt, als hier zu Land, es scheint, die germanischen Volksstämme sind nirgends thatkräftiger, als außerhalb der jetzigen officiellen Grenzlinien. Ob die Schweiz die Kraft in sich hat, ein wahrer Bundesstaat zu werden, bezweifeln nun selbst die Feinde der neuen Ideen nicht mehr; sie werden vielleicht die Schweiz bald zu einer noch gefährlicheren Probe ihrer Volkskraft aufstacheln, sie werden aber auch zum zweiten Mal mit Staunen sehen, was ein Volk vermag, das sich nur auf sich selbst, sein gutes Recht und die Sympathie der Völker stützt. Wer Wind säet, wird Sturm ernten. Die Schweiz hat die ihr durch die Bundesacte von 1815 aufgenöthigte Anarchie satt, sie will ein Staat werden oder untergehen! Wer sie in dieser historischen Arbeit stört, für den — wird die Weltgeschichte zum Weltgericht. Das ist keine Drohung, das ist der einfache Ausdruck des bewußten Volkswillens. Mit der Einen Hand werden die Schweizer am Bau ihrer demokratischen Organisation, ihrer Einheit und Freiheit nach innen und außen, arbeiten, mit der andern werden sie den Feind abwehren, der sie am Tempelbau hindern will. Stat cum ratione voluntas. —

Aus dem Tagebuch eines Liberalen.

II.

Den 12. November, Morgens.

Nun, der erste Kanonenschuß im civilisirten Europa ist gefallen! Ein blinder nur! aber darum doch kein böses Omen! — blind — aus purer Humanität. Denn die Waadtländer sind, so unsanft sie auch mit den schwarzen Vögeln sonst verfahren, sehr humane Leute, und so haben sie, als sie die zunächst an Waadt grenzenden Freiburgischen Bezirke, Estavayer, Rue, Romant u. s. w. occupirten, auf den heranwogenden Landsturm nur blind geschossen, und siehe da, das durch sein Brett vor dem Hirn, wie durch Amulette, gesegnete Flinten und Säbel, Fetzen vom Hemde des heiligen Leu verassecurirte Volk — stob wie Spreu auseinander.

Heute Nacht zwischen Eins und Zwei zogen die letzten Reservebataillone

jauchzend zur Stadt heraus, Freiburg zu. Bern ist jetzt von Truppen ziemlich leer, und das freiwillige Jägercorps, (von Einigen „Rachecorps, Corps der Würgengel, Strelitzen, von Andern hingegen Lebensversicherungsanstalt" genannt) versieht die Wachen in und um die Stadt. Von ihnen bewacht stehen auf der großen Schanze noch geladene Wagen mit Booten, Brückenbalken 2c., so wie lange Reihen Schanzkörbe. Jenes Corps, Anfangs von den Städtern mit Mißtrauen angesehen, weil man diesen selbst die Erlaubniß, eine Bürgergarde zu bilden, aus kräftigen Gründen — wer wird auch den Bock zum Gärtner machen? — versagt hatte, wird jetzt von den kriegslustigen Wehrmännern, die in's Feld ziehen, etwas über die Achsel angesehen. Mit Unrecht! Die Jesuiten haben auch in Bern ihre Affiliirten und ihre Beaufsichtigung erfordert scharfe Augen, wodurch sich nun eben diese Scharfschützen auszeichnen. Man hat im Publikum schon allerlei gemunkelt über den Beschluß des Stadtrathes, Ausbesserung am Münsterthurm für 30,000 Fr.! (aus dem sogenannten Reservefond) vorzunehmen, gefaßt zu einer Zeit, wo in den städtischen Kassen in Folge der Theuerung des letzten Winters notorisch Ebbe war, und wo man sonst allerlei finanzielle Beschränkungen für nöthig erklärte; die radicalen Blätter sprachen offen den Verdacht aus, dieses Geld könnte für kirchliche Zwecke in einem andern Sinn verwendet worden sein. Man hielt damit zusammen die jesuitenfreundlichen Aeußerungen conservativer Großrathsmitglieder, die fanatischen Ergüsse mancher Pfarrer, die offene Parteinahme der „Berner Volkszeitung" des Hauptorgans der Berner Conservativen für die Jesuiten und den Sonderbund. Es cirkulirten und cirkuliren noch heute Gerüchte über diesen und jenen Patricier, der seinen Knecht bereden wollte, bedeutende Geldsummen (noch in den letzten Tagen) nach Freiburg zu tragen, worauf der brave Proletarier erwiderte: „Herr von N. N., wenn Ihr Geld uf Fryburg schicka went, so bringet Ihr's eumma selber da Jesuita!" — Solche Gerüchte, begründet oder nicht, setzen sich in der öffentlichen Meinung des einmal mißtrauisch gewordenen Volkes fest, und tragen dann in kritischen Augenblicken ihre bittern Früchte. In diesem Augenblick sitzt ein conservativer Großrath und Fürsprecher, Fr. Stettler, im Gefängniß, der eine Correspondenz zwischen dem Kloster St. Urban, dessen Gastmeister von den eidgenössischen Truppen aufgefangen wurde, und dem Schultheiß Fournier in Freiburg durch „sichere Leute" besorgt haben soll. Auch Neuenburgische Depeschen, die die versprochene Neutralität dieses politischen Hermaphroditen bedenklich compromittiren sollen, wurden dieser Tage aufgefangen. Wenn die Zeit gekommen sein wird, wo der Inhalt dieser Correspondenzen öffentlich mittheilbar erscheint, wird ohne Zweifel die Vermuthung, daß die Führer der conservativen Partei in der ganzen Schweiz, namentlich aber im Kanton Bern, unter Einer Decke mit dem Sonderbund stecken, zur Gewißheit werden. Schon die Geschichte der griechischen, aber noch mehr die neuere Geschichte der schweizerischen Republiken zeigt, welch' monströser Allianzen, welch' verbrecheri-

Digitized by Google

scher Umtriebe diese Partei von jeher fähig war. Diese guten Christen verachten die „rationalistische" Moral viel zu tief, als daß ihnen die Suspension derselben, wo es in majorem Dei gloriam nöthig scheint, besondere Scrupel machen könnte. Ich weiß, welche schwere Anklage ich hiermit gegen gewisse Hauptverfechter des christlich conservativen Systems ausspreche, aber ich kenne meine Pappenheimer, und werde von Zeit zu Zeit von ihren saubern Machinationen in der Schweiz referiren müssen. Jetzt ist die Zeit, wo aus den weichen, frommen Sammtpfoten die Krallen hervorkommen, jetzt kann man sie daran packen, und sie mögen sich darauf verlassen, man wird sie ihnen nicht ellenlang wachsen lassen.

Diese protestantischen Jesuiten, weltliche und geistliche, die Matadore der Geburts= und der Geldaristokratie, diese sind Eine der Hauptstützen des Sonderbunds; sie haben, als geborene Menschenverächter, blind und taub für die Erkenntniß der Volksnatur und Volksstimmung ihren Verbündeten in den Urkantonen nebst den finanziellen Unterstützungen auch Rapporte über die Lage der Dinge in Bern, Aargau u. s. w. zukommen lassen, durch welche die Sonderbündler auf ähnliche Weise getäuscht worden sind, wie die Freischärler seiner Zeit durch die mit rosenfarbener Dinte geschriebenen Berichte der Luzerner Liberalen über die dortige Volksstimmung.

Die Aussicht auf einen Putsch im radicalen Vorort Bern, macht zum Theil die Zuversichtlichkeit und Frechheit der Sonderbündler erklärlich; aber nur zum Theil. —

Viel sicherer noch rechnete man im entscheidenden Augenblick auf offene Empörung in den katholischen und paritätischen Kantonen. St. Gallens Fall schien gewiß, Graubünden und Aargau konnten sich dann kaum mehr halten, selbst in dem radicalen Tessin versprach man sich die Sympathie der katholischen Bevölkerung zu gewinnen. Dies Letztere ist bereits factisch constatirt durch die Proklamation Siegwart's an die Tessiner, die sie zum Aufstand gegen ihre Regierung aufruft, so wie durch den Freischaarenzug der sonderbündischen Truppen in das tessinische Gebiet vor dem militärischen Executionsbeschluß der Tagsatzung. Hier ist das Aktenstück:

Der Kriegsrath der sieben verbündeten Kantone an das Volk des Kantons Tessin.

„Liebe und getreue Eidgenossen! Eure Regierung hat mitten im Frieden (d. h. mit Genehmigung der obersten eidgenössischen Behörde) gegen alles Recht und durch die unschicklichsten (unangenehmsten aber zweckmäßigsten) Mittel Beschlag auf die Munition (mit dem österreichischen Adler gezeichnet!) gelegt, welche den (mein=) eidgenössischen Ständen Uri u. s. w. angehört. Ueberdieß hat Eure Regierung uns Allen den Krieg erklärt, (wenn? wo? das geschah ja erst später!) weil wir verbündet sind, unser Gebiet (wer will das erobern, außer etwa Oester=

reich?) unsre (das heißt, der Sonderbundshelden Siegwart, Meyer, Amman, Müller, Abyberg, Fournier) Souveränität, und unsre heilige Religion (von dem Wenigen, was ihr habt, das Einzige, was man Euch nicht nehmen kann, nach der alten lex caesarea: Wo Nichts ist u. s. w.) zu vertheidigen. Um unser Eigenthum (durch verrätherische Verbündung mit dem Ausland erworben) wiederum zu erobern, und uns gegen einen so ungerechten Angriff zu vertheidigen, werden wir Eure Grenze auf dem Gotthardt besetzen lassen. Wir haben keine feindliche Absicht gegen Euch, wir lieben Euch, wir achten Euch als Eidgenossen und Katholiken. Fallet uns zu und wir sind stets wie Brüder. Gott schütze Euch und uns. Luzern am allerheiligsten Tage des Jahres 1847. Im Namen des Kriegsrathes der Präsident, Siegwart-Müller, der Secretär B. Meier." —

Die Tessiner sind, wie die Italiener überhaupt, eine etwas heidnische Sorte von Katholiken, total verschieden von den deutschen und schweizerischen Katholiken: die glauben ein für allemal an keine Religionsgefahr, sie gaben daher auf die italienische Proklamation, unterschrieben „von den zwei größten Schurken die je den Schweizerboden betreten," eingedenk überdies ihres ehemaligen Unterthanenverhältnisses zu Uri, ihre Antwort in Blei, die so eindringlich war, daß zwei sonderbündlerische Officiere, Balthaser und Arnold, davon tief erschüttert, vom Pferde sanken, die ersten Opfer dieses Krieges!

Aehnlich dachte man auch in Aargau, St. Gallen, Genf zu operiren, sobald es thunlich schien. Die gräßlichste Anarchie im radikalen Lager schien unausbleiblich, wenn von so vielen Planen auch nur ein Paar gelangen, von so vielen glücklichen Aspekten auch nur wenige zutrafen. Es ist Alles anders gekommen! Man kann nicht mehr zurück! — man will es auch nicht! denn noch zwei gewaltige Kräfte hat der Sonderbund, auf die er sich verläßt. Sie heißen: Gift und Intervention.

Ja, Gift! — Oder ist folgender Artikel eines Jesuitenorgans, des Wächters der Vorschweiz, der oft aus der Schule schwatzt und daher wegen dieser plebejischen Untugend von der vornehmen Staatszeitung von Zeit zu Zeit gehofmeistert wird, sind diese Worte etwa nicht verständlich genug? — „Ueber die zwölf legalen Illegalen habe ich auch eine stille Meinung, allein ich fürchte mich es zu sagen: allein ein wenig plaudern muß ich doch und wenn die Zwangsweste käme, ich meine nämlich: gegen die, die sich Alles gegen uns Katholiken erlauben, muß uns die Vernunft selbst alle Mittel ohne Unterschied ergreifen heißen, sonst sind unsere Waffen ungleich und die gute Sache unterliegt ängstlichen Rücksichten. — Auf der Höhe der Politik kehren wir wieder in den Stand der Natur zurück, wo nur das Recht der Listigeren oder Stärkern gilt!" —

Nur ein Wort als Erläuterung zu diesem geheimnißvollen Rath, der wohl in den Beichtstühlen noch verständlicher ausgedrückt wurde: Der Giftverkauf

ist in Freiburg und Luzern freigegeben! — Ueber die ultima ratio, die fremde Intervention will ich vorläufig kein Wort verlieren. Ein Berner Bauer meinte: „Me weiß ja längst, daß das Mösch ist!" — Wäre sie nach den vorliegenden Constellationen möglich, so würde sie sicher erfolgen, aber alle Welt sieht ein, daß die europäischen Großmächte in der Schweiz so wenig militärisch einschreiten können, als der Mann im Mond. Frankreich will, nach französischen Blättern, „einen Cordon um die Schweiz so unmerklich als möglich ziehen," es wird wohl so unmerklich geschehen, daß kein Mensch was davon sehen wird. Mir fällt dabei das Wort jenes Schulmeisters ein: Dort hinten auf der dritten Bank seh' ich auch wieder zwei Schlingel, die nicht da sind!

12. November Abends.

Immer noch keine neueren Nachrichten aus dem Freiburgischen. Viele wollen hier in Bern Kanonenschüsse gehört haben. Eine Schildwache auf einem der günstigsten Höhepunkte um die Stadt, die ich fragte, hat, troß des „Freiburger Lufts," (Südwestwindes) der an diesem nebligen Tage weht, durchaus Nichts gehört. Den Tag über machte das Gerücht von einem heute Nacht um Zwölf erfolgten Ueberfall der Berner bei Neuenegg durch die Freiburger, von großem Verlust der Berner, aber glücklicher Wegnahme von feindlichem Geschütz u. s. w., viel Rumor. Es ist natürlich Nichts an der ganzen Geschichte, der Zug geht gar nicht diese Straße. Die Phantasie des Volkes ist in solchen Augenblicken enorm productiv. Auch der Humor des Volkes sprudelt in solch' aufgeregten Tagen lebendiger als sonst. So band kürzlich ein Berner einem Freiburger im Wirthshause einen gewaltigen Bären auf. Man sprach von den Kriegsrüstungen der Berner gegen Freiburg, und der Freiburger meinte: ja, man lasse die Berner Truppen nicht in's Land, sie legen Bäume über die Straßen und da sollen die Berner mit ihren Kanonen darüber fahren, wenn sie können. Was, sagte der Berner Soldat, meinst du, wir Berner hätten das nöthig? Wir haben so schrecklich große Kanonen, daß wir geraden Wegs von Bern aus Freiburg zusammenschießen können, wir brauchen nicht einmal an die Grenze zu fahren. Gerichtet sind die Kanonen schon alle gegen Freiburg und stehen auf der Schanze beim Viehmarkt. Denk nur, da ist letzten Dienstag, wo Viehmarkt war, eine schöne Geschichte passirt: Entrinnt da einem Bauer seine Kuh, und läuft, hol mich der Teufel, grad' in so ein Kanonenloch hinein. Sie war gar nicht mehr rauszubringen, bis man endlich einen Buben an einem Seil durch das Zündloch hinunterließ, der dann die Kuh wieder glücklich zur Kanone hinauspeitschte.

Gibt's nun Freiburger, die an solche münchhausische Kanonen glauben, so gibt's auch solche, die, von den Pfaffen angelogen, darauf sterben, beim Anrücken der Eidgenossen gegen Freiburg werde die Mutter Gottes in einer goldnen Wolke sich herablassen, die Berner werden drei Tage lang mit Blindheit geschlagen sein, werden bis zum Hals in den Boden einsinken, wo man dann mit Egge und Pflug

über die Köpfe der „uniformirten Freischärler" wegfahren werde. Wenn wir diesmal nicht gewinnen, meinte kürzlich ein Freiburger gegen einen Berner, so ist unser Herr Gott selber ein Freischärler! So weit gingen doch die Luzerner noch nicht, die blos vorerst den Papst für einen Freischärler erklärten *). Ergötzliches Zeug kommt auch bei den Luzernern vor. Sie wollen z. B. die eidgenössische Armee in ihrem Marsch aufhalten durch Aufreißen der Straßen, zeigen aber selbst mit ihren Fuhrwerken den Eidgenossen den Weg über die Wiesen, wo man nach kurzem Ablenken bequem wieder auf die fahrbare Straße zurückkommt. Der berüchtigte Ellger („tout est perdu" genannt) kam nach Fischbach und fuhr da den übrigens brandrothen (conservativen) Gemeindeamman barsch an, der hält den groben beschnauzten Oberst für einen eidgenössischen, glaubt die Sache des Sonderbundes verloren und fällt vor Schrecken todt zu Boden. — Subordination scheint nicht die Sache unsrer schweizerischen Vendeer zu sein, sie kommen und gehen wie's ihnen beliebt, und die Officiere sind froh, wenn der Soldat, der sich selbst für einen Nachmittag oder eine Nacht beurlaubt, nur überhaupt wieder kommt. Den Oberst Auf der Mauer, der sie nicht nach St. Gallen führen wollte, weil er keinen Befehl dazu habe, schossen die Schweizer gleich todt. Auch der Respekt vor den Pfaffen scheint hie und da zu wackeln, wenigstens wird der Luzerner Feldprobst, Pater Verekund, ungenirt: „Verrek Hund!" umgetauft. Der Kalembourg liegt aber auch gar zu sehr auf der Hand. —

*) Der Bischof selbst erzählte vor 14 Tagen in der Predigt den Freiburgern: in Bern sei die Mutter Gottes in eigener Person auf einem Esel „verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand", durch die Straßen geführt worden. — In Wallis ist wieder ein heiliger Leib von der thebaischen Legion gefunden und von dem Bischof den Gläubigen zum Küssen vorgezeigt worden.

(Der Schluß folgt im nächsten Heft.)

Tagebuch.

I.

Der Jesuit der Komödie.

Seit Pascal's Provincialen fing man an, alle Greuelthaten, die in der Welt vorkamen, dem Orden des heiligen Ignatius in die Schuhe zu schieben, und seit Pombal's energischem Auftreten gegen den Orden wurde diese Furcht der Völker von Oben her legitimirt. Die Berliner Aufklärer waren, besonders seit der Aufhebung des Ordens, ihrer Jesuitenriecherei wegen berüchtigt, sie hatten eine wahre Virtuosität darin, die Metamorphosen des Jesuitismus an den scheinbar unschuldigsten Erscheinungen aufzuspüren. Wenn einmal ein Haus einfiel, so war es jedenfalls von den Loyoliten unterminirt; wenn eine Primadonna falsch sang, so hatte ihr ein ehrwürdiger Vater Gott weiß womit die Kehle eingeschmiert.

Später, in den Zeiten, wo es zum guten Ton gehörte, wieder etwas gläubig zu werden, hat man über diese panische Furcht gelacht, man hat gefunden, daß die Jesuiten eigentlich sehr religiös waren und auch sonst viele gute Seiten hatten. Man hat im Gegentheil angefangen, allen Fluch der Geschichte auf Voltaire und die Encyclopädisten zu laden, oder wenn man einen romantischen Anstrich haben wollte, auf die Illuminaten, die Jesuiten des Liberalismus. Der Exjesuit Barruel hat in einem ziemlich voluminösen Werk zu beweisen gesucht, daß die französische Revolution sammt ihrem Königsmord und ihren Blutgerüsten ein Werk der deutschen Freimaurer sei.

Das Jahr 1814, das so manchen alten legitimen Unrath wieder hervorsuchte, hat denn auch dieses Bollwerk der Kirche, den Jesuitenorden restaurirt. Schon damals begann, namentlich in Frankreich, von Seiten des Liberalismus in Versen und in Prosa eine heftige Reaction dagegen. In unsern Tagen sind die frommen Väter das Stichwort eines Bürgerkriegs geworden, und es hat sich eine wahre Sündfluth von Jesuitenromanen, Jesuitenkomödien, Jesuitengeschichten über das bestürzte Deutschland ergossen.

Aber die guten Dichter und Geschichtschreiber bekümmerten sich in der Regel nicht sehr um das concrete Detail, sie blieben bei der allgemeinen Vorstellung stehen, die höchstens durch stereotype Illustrationen, magere Mönche mit einem Satyrblick, näher charakterisirt wurden. „Der Zweck heiligt die Mittel!“ das war das Positive, auf welches man seine historische oder poetische Anschauung basirte. Mittel also: Dolch, Gift, Meineid u. dergl. Zweck: die Herrschaft der katholischen Kirche, damit ihre Priester Geld, Genüsse, Macht, Einfluß u. dergl. haben konnten. Unter der heiligen Kapuze lauert der Satyr oder der Dämon des Stolzes und der Herrschsucht.

Solches waren die Reflexionen, von denen man ausging, das Urbild aber, nach welchem diese Reflexionen wohl oder übel geformt wurden, war kein anderes, als der wackere Tartuffe.

Wenn man diesen Charakter — eine satyrische Figur ohne allen Anflug von Humor — genauer betrachtet, so ist es eigentlich schwer zu begreifen, wie eine solche Abstraction der Heuchelei und Scheinheiligkeit nicht nur in einer Zeit, wo sie gleichsam eine Nothwehr war gegen eine ganze, höchst gefährliche Menschenclasse, sondern Jahrhunderte lang in unzähligen Copien die Menschen ergötzen konnte. Tartuffe ist vielleicht die am wenigsten poetische Figur des Dichters, denn sie ist ohne allen positiven Inhalt. Es ist auch nicht das poetische Interesse, was ihr Glück gemacht hat. Aber wenn dieser widerliche Charakter im Leben selbst in seiner ganzen Häßlichkeit und Hohlheit dem Volke unausgesetzt entgegentritt, so fühlt dieses am Ende das Bedürfniß, laut zu protestiren, und sich über eine Erscheinung, wenn man ihr mit der Faust nicht entgegentreten kann, wenigstens lustig zu machen.

Eigentlich gab der Protestantismus weit mehr Stoff für diese Scheinheiligkeit, denn es lag ja in seiner Tendenz, das ganze Leben in ein Gebet zu verwandeln, während man sich bei den Katholiken nur von Zeit zu Zeit mit dem Himmel abfand. Der Pietismus ist eine wesentlich protestantische Form. Der Katholik begebt seine Sünden und nimmt dann vom Beichtvater seine Strafe hin, ein zwar nicht sittliches, aber wenigstens sehr handgreifliches Verhältniß; im Protestantismus aber ist Alles in den Geist verlegt, diese geheimnißvolle Werkstätte, in welcher die Einbildung die Hauptrolle spielt. Und was man zuerst sich einbildet, sucht man dann, wenn man nüchtern geworden ist, wenigstens den andern einzubilden. Weil das ganze Verhältniß geistiger, und wenn ich mich so ausdrücken darf, organischer im Protestantismus sich entwickelt, so hat auch sein Tartuffe eine größere Möglichkeit zur Poesie; er kann mit Humor behandelt werden.

Wenn man in der neuen Poesie die verschiedenen Jesuiten und Tartuffe's aufzählen wollte, so könnte man Folianten vollschreiben. Aber an einige der merkwürdigeren zu erinnern, wird nicht ohne Interesse sein.

Goethe hat im Pater Brey seinen Tartuffe gezeichnet, es ist nur eine kleine Skizze, aber sie steht über dem Tartuffe eben so erhaben, als Goethe über Molière. Pater Brey ist nicht die absolute Niederträchtigkeit, seine sentimentale Religionsschwindelei und seine platonische Liebe ist wenigstens bis zu einem gewissen Grade wirklich in seinem Innern, man kann sich über ihn ärgern, aber man muß auch über ihn lachen. Und der Ausgang paßt zu dieser Anlage; der fromme Vater wird zu den Schweinen geschickt, diese Naturkinder aus dem Zustande der Erbsünde mit seiner gewöhnlichen Salbung zu bekehren.

In Frankreich war es Beaumarchais in seinem Schauspiel „La mère coupable — dem dritten in der Reihe von „La barbier de Sevilla und Le mariage de Figaro“ — der die Figur des Tartuffe in modernem Gewande darstellt. Die Gräfin, die in Figaro's Hochzeit mit dem schönen Pagen Cherubin auf eine immer etwas bedenkliche Weise coquettirt, hat sich mit ihm später ernstlich eingelassen; die Familie lebt in Zwietracht und ein Tartuffe mit etwas militärischem Anstrich weiß dieselbe zu seinen egoistischen Zwecken auszubeuten, indem er die Familie fromm macht und dadurch knechtet. Nur den gesunden Realismus Figaro's und Susannen's kann er nicht bezwingen. Der Schluß ist zwar so unbefriedigend, wie die Weltanschauung des Dichters überhaupt, aber doch immer kühner, als die rein äußerliche Lösung bei Molière;

als der moderne Tartuffe entlarvt wird, erklärt er dies für eine Injurie und bringt es zu einem Duell — er ist trotz seines Pietismus ein sicherer Schütze. Man entgeht ihm nur dadurch, daß man erklärt, in dem neu aufgehenden Zeitalter — es spielt zur Zeit der Revolution — sich auf solche Fictionen nicht weiter einlassen zu wollen.

Das französische Stück: „Er muß auf's Land," das in Deutschland so viel Glück machte, wohl weniger durch den Tartuffe, der die Hauptrolle spielt, als durch die komischen Verwicklungen, hat diesen Charakter auch in Deutschland wieder in Erinnerung gebracht. Gutzkow hat es für gut gefunden, den alten legitimen Tartuffe in einem historischen Drama von Neuem auf die Bühne zu bringen, und hat, ohne sich irgend die Mühe zu geben, an dem Wesentlichen des Charakters etwas zu ändern, die ganze Scheußlichkeit desselben dem Präsidenten Lamoignon aufgebürdet. Taillandier hat ihn dafür in der „Revue des deux mondes" nach Gebühr zurechtgewiesen.

Am vollständigsten mit der Virtuosität, deren nur ein Humorist von Metier fähig ist, wurde die Scheinheiligkeit von Dickens ausgebeutet. Sein Pecksniff in Martin Chuzzlewit übertrifft in Beziehung auf detaillirte Ausführung alle Tartuffe's der Vergangenheit eben so wie die, welche man noch zu erwarten hat. Dieser fromme Mann, der seinen Rücken am Kamine mit einer solchen Liebe wärmt, als wenn es der Rücken eines Armen, einer Waise, eines Feindes wäre, läßt dem künftigen Dichter auch nicht mehr die geringste Ausbeute. Die Erscheinung, die übrigens ihrer Anlage nach eben so abstract und widerwärtig ist, als irgend ein anderer Tartuffe, hat nun in dieser Weise eine classische Form erlangt.

Im Laufe der letzten Monate hat uns theils das Leipziger Theater, theils der Meßkatalog eine Reihe von Raritäten geliefert, in denen die Fabelfigur des Jesuiten zum Schrecken und zur Warnung aller Frommen als Vogelscheuche aufgestellt ist.

Laßt uns etwas Ruhe, meine Herrn Poeten! Gebt uns etwas weniger Jesuiten, etwas weniger Tartuffe's, etwas weniger Philister und Gefühlsschwärmer — das Volk tritt uns schon im Leben genug auf die Füße und wir brauchen nicht in der Poesie nachzuschlagen, wenn wir diese widerwärtigen Bilder uns vorführen wollen — gebt uns dafür, was unserer Zeit Noth thut, gebt uns Männer! Wenn ihr es könnt, versteht sich.

S.

II.

Tebeldi, die Geldangelegenheiten Oesterreichs.

Aus Prag.

Wieder ist ein Buch über Oesterreich zu Markt gebracht worden, das sich recht väterlich unserer Zustände annimmt, uns die schwarzen Abgründe zeigt, an deren Rand wir stehen, uns endlich mit Reformvorschlägen heimsucht, die wir leider nicht brauchen können, denn wir gestehen es bescheiden, wir sind unserm Jahrhundert nicht so weit vorangeeilt, wie der Herr Verfasser.

Dergleichen opuscula machen uns stets ingrimmiger gegen unsre heimische Schweigsamkeit, denn nur dieser verdanken wir dergleichen Ausgeburten, die auf unsere Kauflust speculiren; wäre freie Besprechung unsere Zustände minder verpönt, kaum vermöchte wohl ein Buch, wie Tebeldi's Geldangelegenheiten sich breit zu machen auf dem Büchermarkte.

Wer hätte sich's wohl träumen lassen, die berüchtigte Rohrmann'sche Broschüre werde sobald eine Art factischer Rechtfertigung finden? das Tebeldi'sche Buch ist wahr-

haftig nichts denn Waare, als Geistesproduct ist es durchaus nicht zu classifiziren. Man hat es verstanden, der Waare, nach Art der Schnitthändler, die verkäufliche Form und Appretur zu geben, der Titel wurde pfiffig gewählt, man betitelte das Buch Oesterreichs Geldangelegenheiten, wiewohl es alle Sorten von Angelegenheiten bespricht, Angelegenheiten sogar, die Oesterreich mit allen Staaten gemein hat. Der Käufer blättert, findet eine Masse Ziffern tabellarisch geordnet im Buche, meint flugs hinter alle Finanzgeheimnisse Oesterreichs zu kommen, das seinen Sir Pottinger noch erwartet, zahlt flugs den Preis, macht sich gierig an die Lectüre, um stutzig, später ingrimmig zu werden, das Buch von sich zu werfen und zur Ueberzeugung zu gelangen, das ganze Buch sei nur eine Geldangelegenheit Herrn Tebeldi's und seines Verlegers*). Mag die Speculation gelungen sein, der guten Sache hat sie jedenfalls mächtig geschadet, sie gab den Mächtigen in Oesterreich willkommenen Vorwand, auf die Frivolität der Presse zu weisen, die Zügel noch strammer anzuziehen, wenn möglich. Trotz warmer Tendenz für Fortschritt, für Freiheit der Presse, wünschten wir, eben dieser Richtung treu, recht lebhaft, Herr Tebeldi würde seines Buches wegen zur Verantwortung gezogen, zum warnenden Exempel für honorarsüchtige Skribenten seiner Sorte, die unsere Sache so entschieden verderben, unsern Gegnern so emsig in die Hände arbeiten. Wir würden eine tüchtige Geldbuße empfehlen, denn um Geld hast du gesündigt, an Wahrheit, an gesunder Vernunft.

Man begreift schwer, wie sich eine solche Masse positiver, wenn auch falsch aufgefaßter, Notizen in eine Individualität hat anhäufen können, welcher es doch an aller Folgerungsfähigkeit, aller Totalanschauung, wir möchten sagen, an allem politischen Verstande gebricht, wie endlich in einer Individualität so magere Geistesdotation die Idee ein Buch zu schreiben, hat auftauchen, und endlich zum Durchbruche kommen können.

Auffassung der Dinge, Anordnung des Ganzen, Styl, wetteifern in Jämmerlichkeit miteinander, der Verfasser wiederholt, recapitulirt, citirt sich in dem in ganz willkürliche Kapitel getheilten Buche, zu gräßlicher Ermüdung des Lesers, der Verfasser nimmt Patente und Gesetze aller Sorten, selbst aufgehobene, vollen Textes in sein Buch auf, um die ominösen einundzwanzig Bogen voll zu bringen und dem Buche in seinem Volumen den Schein umfassender Gründlichkeit zu geben; was er selbst an Eigenansicht, an Reformvorschlägen hinzuthut, ist Gemeinplatz, parteiische Salbaderei, sordider Cynismus.

Man ist verlegen, sich nach dem im Buche Gebotenen, eine Idee von des Verfassers Persönlichkeit zu formen. Im Beginne traut man bona fide den Ziffergruppirungen des Mannes und denkt, das Zifferwesen sei wohl seine Sphäre — die übrigen Capitel seien etwa nur Zwanzigbogenfüllsel, doch dieses Füllsels Lügenmasse, das Perverse der Ansichten selbst in den Ziffercapiteln schlägt auch alles Vertrauen zu diesen nieder, wenn dieses Vertrauen in Rücksicht der bekannten Heimlichkeit in Oesterreichs Finanzfragen überhaupt möglich gewesen wäre. Der Verfasser hat seinen finanzwirthschaftlichen Dicten durch die schülerhafte Seichtigkeit und Frivolität seiner staatswirthschaftlichen,

*) Gegen diesen Vorwurf müssen wir den Verfasser entschieden in Schutz nehmen. Herr Tebeldi, von dem vor Kurzem auch in unserem Blatte ein Aufsatz über die Conduitelisten in Oesterreich erschien, ist uns als eine hochachtbare Persönlichkeit bekannt, die der österreichischen Justizwelt angehört und keineswegs ihren untersten Stufen. Der Styl dieses Autors ist nicht immer klar, seine Berechnungen mögen nicht ganz richtig sein, aber er ist einer der gelehrtesten Kenner österreichischer Legislation und sein Buch ist, wir haben die innigste Ueberzeugung, aus edlern Motiven als aus Geldspeculation entstanden. D. Red.

publicistischen Afserte, wie diesen durch jene bedeutend Abbruch gethan, wir mögen ihn höchstens als geschickten Speculanten, einem leider gar blödsichtigen scandalhungrigen Lesepublikum gegenüber anerkennen.

Was sollen wir von einem Finanzier wohl denken, der Seite 70 vorschlägt, die Regierung habe zu 12, 10 auch 8 pCt. Zinsen Geld borgen sollen, um sie später durch Zinsenherabsetzung allein zu arrangiren, und eine geringere Communalschuld zu haben — es freut uns dieser naive Vorschlag um des Verfassers willen, er überzeugt uns, der Herr Verfasser habe im Schulden machen wenig Praxis, und wisse nicht, daß Wucher in Zinsen mit Wucher im Capital ziemlich auf eins hinaus laufe und jenes Manöver sich höchstens einmal praktiziren lasse.

Wie kann man über Oesterreichs Geldangelegenheiten ein dickes Buch schreiben, und dennoch ignoriren, daß bei den Loosanlehen der Jahre 1820 und 1821, die Gewinnprämien, aus den einstweilen zurückbehaltenen, vom Staate also gratis benützten Zinsen gebildet waren, wie kann also unser Finanzier Tebeldi maxima ignorantia laborans, dem Staate Seite 75 vorwerfen, das Anlehen der Jahre 820 von 10 Millionen sei mit 41 Millionen, das vom Jahre 821 pr. 30 Millionen sei in zwanzig Jahren mit 54 Millionen, also mit gräulichem Wucher, zurückgezahlt worden!

Welche Ansicht soll man sich von der statistischen Kenntniß, von dem Sittlichkeitsgefühle des Verfassers bilden, der Oesterreich im Capitel VII. für übervölkert erklärt und uns zur Heilung dieses Uebels, an dem wir nicht leiden, so scandalöse Recepte aufdringt, als: die Abschaffung der Paternitätsklage, weil — die Paternitätsklage dem weiblichen Geschlechte die Beweggründe nimmt, acht zu haben, daß der außereheliche Umgang mit Männern ohne Folgen bleibe (sic!). Errichtung von Findelhäusern in größtem Maaßstabe, weil — hört! hört! — weil sich statistisch herausstellt, daß an 60 pCt. der Findelkinder in zartem Alter Todes verbleichen!!! einfache bethlehemitische Kindermorde alljährlich angeordnet, wären wohlfeiler. Beschränkte Gestattung der Ehe endlich, weil — die bisherigen Gesetze den Mann förmlich in den Ehestand oder das Concubinat jagen, welche beide bekanntlich die Kinderzeugung treibhausartig begünstigen. Sein siebentes Capitel zu krönen, entblödet sich der Verfasser nicht, in ekelhaftem Cynismus sogar mechanische Mittel zur Veredelung natürlicher Folgen vorzuschlagen, sie als wohlfeil (!) zu empfehlen und die Regierung zu schelten, weil sie aus übelverstandener Moralität den freien Verkauf dieser mechanischen Mittel verbiete. Selbst Hundezüchter, denke ich, würden ihr Geschäft minder cynisch tractiren, als der Herr Verfasser sein siebentes Capitel, das uns als sublimirter Fortschritt offerirt wird.

Das Unwahre, das förmlich Imbecille der Angaben und Ansichten des Buches en detail aufzuzählen ist unmöglich, die Kritik müßte zur Zwanzigbogen-Schrift anwachsen, netto so dick, als Tebeldi's Geldangelegenheiten.

Seite 237 lügt das Buch: gesetzlich dürfe kein Bauer zwei Gehöfte, Herr Tebeldi nennt sie Hungerhütten, besitzen, Seite 254 erkennt es der Verfasser für eine Calamität, daß es gesetzlich gestattet sei, Grundstücke hypothekarisch zu verpfänden, denn der Capitalist trage den Grundbesitz in seiner Tasche herum. (sic!) Der Verfasser beweist die Ueberflüssigkeit alles Hypothekenwesens durch die notable Bemerkung: Militärofficiere und Beamte, die keine Realitäten besitzen, hätten dennoch Credit, kriegten dennoch geborgt! Solches wurde gedruckt anno domini 1847!

Auch das Steuerwesen ist nicht die Force des Herrn Tebeldi, der Seite 289 in lehrreichem Vortrage docirt: Bei Umlage der Erwerbsteuer solle der Erwerbsumfang des

Individuums auf die Quote seiner Steuerziffer nicht den geringsten Einfluß nehmen dürfen. — Hat Niemand Salz?

Als Stylist macht sich Herr Tebeldi besonders bemerkbar, und sehr zu empfehlen wäre eine Anthologie schöner Stylproben aus dem Buche, für deutsche Schulen besonders abgedruckt. Zum Beispiel pag. 280: „Die Psychologie lehret, was übrigens auch die Geschichte darthut, daß die meisten Menschen eine zu hohe Meinung von ihren Fähigkeiten und ein übertriebenes Vertrauen zu ihrem Glücke haben" — der Herr Verfasser hat freilich ein Exemplar zur Hand, um es als Beweis für seine Thesis vorzuzeigen in Lebensgröße. Pag. 281: Wenn eine Sache gewiß ist, so ist es diese — „es gebe in Oesterreich eine beträchtliche Anzahl von ausgehaltenen Weibspersonen" — u. s. w.

Wir könnten der Sträußchen solcher Stylproben unsern Lesern eben so viele aus dem Buche zuwerfen, als Doebler aus seinem Hut; doch thun wir wohl besser, wir werfen das ganze Buch auf einmal wohin es gehört, in den Gewürzkrämerladen, und bitten den Herrn Verfasser, sein Dictum in pag. 317 wohl zu beherzigen, wo er uns erzählet: „komme ich mit dem Schreiben nicht fort, so sagt man mir, fange was anderes an, und überlasse das Schreiben geschicktern Händen." — Wäre das doch schon anno 1846 dem Herrn Verfasser gesagt worden.

Es würde uns leid thun, sollten sich unsre Leser durch die hier gegebenen Notizen versucht finden das Buch etwa zu kaufen, zu lesen; wir haben uns für das Publikum sacrifizirt, indem wir uns durcharbeiteten durch das Machwerk, und warnen unsere Leser freundlichst und warm vor dem Ankauf.

Blase.

III.

Aus Paris.

Neujahrsgeschenke. — Die Festtage der Boutiken. — Visiten. — Abd-el-kader. — Das System. — Michelet und die Lehrfreiheit.

Der Anfang des Carneval — die Eröffnung der Kammer — der Tod der Schwester des Königs — die Gefangennehmung Abd-el-kaders — neue Scandale — das sind die Bescheerungen des neuen Jahres. Es wird ein Riese, ein Herkules werden, denn in den ersten acht Tagen nach seiner Geburt hat es ungefähr alle Tage ein kleines Riesenwerkchen vollbracht. Doch von diesen Wundern später, vorerst Etwas über den jungen Riesen selbst.

Das „neue Jahr" in Paris — ist die achte Plage Egyptens. Denn, vier Wochen vorher begegnet man überall den Vorboten und Zeichen des Unwetters, das uns droht. Kommt man etwas spät nach Hause, so lächelt die Pförtnerin so süßmilde, daß einem angst und bange werden muß; klingelt man dem Bedienten, so springt er mit einer Eile herbei, als ob es ein Menschenleben zu retten gälte. Die Aufwärter bei Tisch sind in stets grüner Laune, wie ungehalten man sie auch, bei etwaigem Versehen, anfahren sollte; die Garçons des Kaffeehauses haben Flügel an den Sohlen. Und hat man nun gar Nichtchen und Bäschen, — so kann man auf die freundlichsten Handschläge, und nebenbei auf unbedachte Winke über das, was den Kindern am meisten Freude machen würde, wenn sie es zu ihren Etrennes erhielten, gefaßt sein.

Etrennes! Neujahrsgeschenk! steht sechs Wochen lang vor dem verhängnißvollen Tage auf allen Gesichtern geschrieben, die Euch umgeben. Und am Tage nach Neujahr — tritt dann natürlich eine um so größere Abspannung ein, als die Spannung

selbst lange gedauert und Mühe gekostet hat. Am zweiten und dritten Januar lassen alle Pförtnerinnen ihre Hausgenossen wenigstens zwei, dreimal: Cordon! Cordon! rufen, ehe sie sich von ihrem Stuhle erheben. Der Bediente kommt gar nicht, oder nur auf mehrmaliges Klingeln. Alle Welt ist unzufrieden — obgleich die Etrennes alle Jahre wachsen. Jedenfalls sind selbst die Zufriedengestellten vorerst nicht in Gefahr, daß man ihnen noch nachträglich einen Abzug machen könnte; und daher sinkt dann am 2. Januar der Cours der besoldeten Dienstfertigkeit in ganz Paris um wenigstens 50 pCt. Man kennt seine Leute gar nicht wieder, wenn das freundliche Gesicht sich in mürrische Falten legt, wenn der fliegende Bote zu einem hinkenden Gesandten wird.

Es wird mit diesen Etrennes der ungeheuerste Mißbrauch getrieben, kein etwas anständiger Mensch lebt in Paris, der nicht mehr gibt, als er eigentlich sollte, und ich fürchte kaum, diesen Mißbrauch zu hoch anzuschlagen, wenn ich behaupte, daß im Durchschnitte die große Mehrzahl aller Pariser dabei eines Monats Einkommen und Arbeit einbüßt. Wer es bezweifeln will, der komme in den letzten acht Tagen des Jahres hierher und sehe sich dieses Treiben an. Die ganze Stadt, wenigstens alle Hauptstraßen, verwandeln sich in diesen Tagen nach und nach in einen offenen Markt. Die Boutiken in den Häusern überbieten eine die andere durch Luxus und Fülle. Einzelne werden wahre Bazars, in denen man von den höchsten Kunstwerken bis zum kleinsten Kinderspielzeug herab Alles zu doppeltem und zehnfachem Preise haben kann. Diese Boutiken selbst steigen mit den Klassen der Gesellschaft von der höchsten bis zur tiefsten herab. Die gebrannten Mandeln, die marons glacis sind überall dieselben; aber hütet Euch, deswegen Euch einzubilden, daß Ihr beim ersten, besten Laden kaufen könnt. Auf der Außenseite steht die Vignette des Verkäufers, und die Gräfin X. und die Frau Banquier Y. würden gar nicht wissen, was sie von Euch denken sollten, wenn Eure Bonbons nicht den Stempel des ersten Hauses trügen, wo Alles ganz so ist, wie bei jedem guten Epicier, und wo nur die Sache dreimal, sechsmal so viel kostet. Der Luxus besteht ja überhaupt nur in der Nutzlosigkeit der theuern Sache, die man ausstellt. Was gar nicht nöthig ist und doch viel kostet, à la bonne heure, das ist unerläßlich, um damit Parade zu machen. Deswegen kauft man in Paris Bonbonkisten, die oft Hunderte von Franken kosten, und die keinen andern Beruf haben, als für ein paar Franken Zuckerzeug zu herbergen, und am Tage, nachdem dies verzehrt ist, in die Rumpelkammer geworfen zu werden.

Die Reihenfolge der Laden steigt vollkommen hierarchisch herab, bis sie zuletzt unter freiem Himmel auf die Straßen gerathen. Es gibt zwar auch hier eine Art Juste milieu. Wo nämlich eine Boutike leer steht, wo eine noch nicht ausgebaut ist, wo ein Haus niedergerissen worden; da drängen sich in diesen Tagen Boutiken-parvenus in die Reihe der ansäßigen und wahlfähigen Kramladen hinein. Aber man sieht jenen gleich an, daß sie nur Aufkömmlinge sind; die Wände sind von Brettern, die Tapeten treibt der Wind hin und her, Talglichter ersetzen den Glanz des Gases — und nur arme Schlucker wagen es, in ihnen zu kaufen.

Das „Volk" steigt ruhig bis zu den Boutiken in den Straßen hinab. Der ganze Boulevard, die Quais, die breiten Straßen bieten am letzten Tage des Jahres Abends das Schauspiel eines ununterbrochenen Kramladens. Man ist verwundert, wie wohlfeil hier die schönsten Spielzeuge sind, wie viel Glück man für ein paar Louis kaufen kann; Trompeten, goldene Uhren, Tambourmajorstöcke mit Musik oben im Knopfe kosten fast gar nichts, und ich habe die größte Mühe gehabt, mich zu enthalten, welche zu so wohlfeilen Preisen für zukünftige Möglichkeiten zu kaufen. Ich dachte eben daran,

wie meine selige Tante einst ausgelacht wurde, als sie ein paar halb neue Postillonstiefeln gekauft hatte, und sie im Triumph nach Hause brachte, weil sie für einen Thaler ja wahrhaft umsonst gekauft seien.

Wer ein Herz im Leibe hat, kann gar nicht umhin, viel mehr zu kaufen als nöthig ist, wenn er alle die schönen Sachen sieht. Und so drängt sich dann an den letzten Abenden des Jahres ganz Paris durch die Straßen. An den fashionabeln Kramladen stehen lange Reihen von Wagen, machen Gräfinnen und Millionärinnen oft stundenlang Queue, weil wörtlich das Haus voll ist. Auf den Boulevard treibt und drängt die Masse die Käufer von einem Kram zum andern. Genug, am 2. Januar sind die meisten Taschen leer, und alle Welt hat ein Gefühl — wie das, das wir als Studenten höchst poetisch einen moralischen Katzenjammer nannten.

„Deswegen sollte man diesen Unsinn abschaffen" — ist der logische Schluß, zu dem neun Zehntel aller Pariser kommen. Ich gehöre zur Minorität, und lege Einspruch ein. Bei meiner leeren Tasche! — ich will mir das Recht nicht nehmen lassen ein paar lieben Leuten an dem Tage eine Freude zu machen; und was liegt daran, wenn ich dieses Recht mit einer kleinen Einkommensteuer, die mir von Rechts und Links abgezwackt wird, erkaufen muß! —

Aber von einem andern Unsinn sollte man sich lossagen. Ein paar Leute, die ich sehr tapfer gegen die Etrennes predigen hörte, schickten mir am andern Tage ihre Visitenkarten zu. Das ist mir nun im allem Ernste zu rund, und da ich denke, daß alle Freiheit mit der Selbstemanzipation anfangen muß, so habe ich die Visitenkarten für den Neujahrstag abzuschaffen geruht. Von Rechtswegen.

Und dennoch — wer weiß! die Visitenkarten befreien viele Leute von den Visiten. Da liegen ein halb Dutzend auf meinem Tische, von denen mir die Karte lieber ist als eine Neujahrsvisite. Wir haben vielleicht unrecht, die unschuldigen Dinger anzuklagen, und wenn ich bedenke, daß wir dies Jahr durch den Tod der Prinzessin Adelaide vor allen Neujahrsreden gerettet worden, und wie auch die hohen und höchsten Herren Jahr aus Jahr ein das mit einer Visitenkarte gerade so gut abmachen könnten, so steigen dennoch allerlei Zweifel zur Vertheidigung der Visitenkarte auf. Nun es mags Jeder halten, wie er Lust hat; sollte ich je Bürgermeister von Tippelskirchen werden, so würde ich sie wieder zu Ehren auf- und annehmen. So veränderlich ist der Menschensinn, denn es steht geschrieben: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch — Visitenkarten." —

War denn Abd-el-kader frühe genug gefangen, um in den Neujahrsvisiten beim Könige paradiren zu können? Sehen Sie doch einmal nach. Wenn dies wirklich der Fall, dann ist es nun demnach vielleicht wieder ein Unglück, daß wir um alle diese schönen, stolzen Phrasen gekommen sind. Herr Pasquier, Herr Sauzet, der Erzbischof und Herr Salvandy, Herr Dupin und Herr Seguier — alle würden in einer andern Tonart das Thema der Debats: „Monseigneur le Duc d'Aumale est heureux!" variirt haben. Wir armen Zeitungsschreiber, wir Wort- und Federhelden, hätten dabei was lernen können. Nun sind wir darum gekommen. Vielleicht aber holen die Herrn in der Kammer nach. Es hat alles Ansehen, als ob wir einer sehr klangreichen Session entgegen gingen. Die Kammer ist so gut disciplinirt, das Herr von Morny auf sie ein Wort Casemir Périer's anwenden zu können glaubte: dieser soll einmal gesagt haben: „Le beau mérite de soutenir un ministère, quand on croit qu'il a raison; soutenez le quand il a tort!" Das heißt nämlich: „Wir brauchen halt keine gescheiden Leut'. Die Uebersetzung ist nicht gerade wörtlich, aber der Sinn ist voll-

kommen derselbe. Und deswegen glauben wir nicht, daß Casimir Périer diese Ansicht je ausgesprochen hat. Man legt sie ihm in den Mund, um durch sein Ansehen die schwankenden Gemüther zu stützen. Aber Casimir Périer war eine leidenschaftliche, eine enthusiastische, eine wahrhaftige Natur. Er hat das heutige System eingeführt, begründet; aber wir glauben von ihm, daß, wenn er gewußt hätte, welche Drachenzähne er säen geholfen, er lieber vor als nach der Begründung seines Systems gestorben sein würde. Er wollte — „la Charte verité" gegen Villèle eben so gut, als gegen Odillon Barrot. Aber er war Minister in einem Augenblicke, wo Alles schwankte in Frankreich; die neue Wahl, die er veranlaßte, gab ihm nur eine Stimme Majorität für seinen Präsidentenkandidaten. Er wollte augenblicklich abtreten; äußere Verwickelungen und die Gefahr der innern Zustände aber veranlaßten ihn zu bleiben. Dann legte man ihm unter den Fuß, daß man ein Dutzend Mitglieder der Opposition bestechen könne und müsse, und er ließ sich dazu heran. Er dachte sicher nur an eine Ausnahme, aber er gab dem Teufel ein Haar, und das genügte dem Teufel. Die Ausnahme wurde sehr bald nach Périers System, und die Freunde des Systems haben dann höchst wahrscheinlich das obige Sprüchlein Casimir Périer in den Mund gelegt. Er beugte sich vor Etwas, was ihm damals eine vorübergehende Nothwendigkeit schien, was man ihm höhern Ortes so vorstellen mochte; — und so warf er den Saamen aus, dessen Frucht und tausendfaches Unkraut wir Heute in ganz Frankreich wuchern sehen, und wofür die letzten Tage in der Broschüre Herrn Petit's über das Verkaufen der Aemter, wieder die schlagendsten Beweise lieferten.

Werden diese Beweise etwas helfen? Wir fürchten: Nein. Und zwar weil die Kammer zu gut disciplinirt ist, und somit das Ministerium unterstützen wird „quand il a tort" — deswegen wird die Opposition auf die Stimmung außerhalb der Kammer zu wirken suchen. Hoffen wir, daß sie das mit etwas mehr Menschenverstand thun wird, als z. B. Michelet versuchte, die Jugend zu bearbeiten. Es ist ein Elend, daß die Verfolgung gegen Michelet von dem gesunden Menschenverstande fast gerechtfertigt erscheinen muß. Wenn die Regierung eine vollkommen unparteiische Commission ernannt hätte, um zu untersuchen, ob ein Mann, der spricht und schreibt wie Herr Michelet, seine fünf Sinne zusammen habe, so wäre die größte Gefahr, daß die Regierung Recht behielte. „Die Sache heiligt nicht die Mittel!" Herrn Michelet's Sache ist gut, aber — seine Lehrart ist verrückt. Die Sache der Regierung ihr gegenüber — ist ein neuer Eingriff in die Lehrfreiheit, und es thut uns von Herzen leid, daß wir nicht diese Freiheit und zugleich ihren Vertreter mit gleichem Eifer in Schutz nehmen können. Wir sprechen diese Ansicht so klar aus; — weil es nothwendig ist, daß ganz besonders in Deutschland die Männer des Fortschrittes nie vergessen, — wie sehr Leute à la Michelet durch ihren Unsinn dem Rückschritte in die Hand arbeiten, indem sie ihm Gelegenheit geben, den Grundsatz der Freiheit mit Füßen zu treten, während sie sich den Anschein geben können, als ob sie nur für den gesunden Menschenverstand in die Schranken rückten. Und damit — auf baldiges Wiedersehen!

J — y.

IV.

Aus Berlin.

Die Ausschüsse und ihre nächste Zukunft. — Der Berliner Carneval. — Die gemeinnützige Bürgergesellschaft und die kleinen Leute.

Die bevorstehende Eröffnung der Ausschüsse fängt bereits an, einige Bewegung in die politische Stille zu bringen, welche seit dem Schluß des vereinigten Landtags

in der preußischen Hauptstadt herrschte. Die Frage, mit welcher sich das Publikum dabei beschäftigt, ist weniger der Strafgesetzentwurf, als die Stellung, welche die Ausschüsse im Allgemeinen einnehmen werden. Werden sie den Strafgesetzentwurf berathen? Wird ihnen keine andere Vorlage zukommen? Werden aus ihrer Mitte Petitionen beantragt werden? Wird überhaupt die Competenzfrage zur Sprache gebracht werden? Dies sind die Hauptfragen, welche man sich hier vorlegt, und die Antworten darauf lauten natürlich je nach den Ansichten und Wünschen der Fragenden sehr verschieden. Indem wir die Lage der Dinge unparteiisch zu prüfen uns bemühen, können wir uns der Besorgniß nicht erwehren, daß die Opposition in dem Ausgange der gegenwärtigen Krisis eine schwere Schlappe erleiden dürfte. Vor Allem ist nicht daran zu zweifeln, daß sie sich auf die Berathung des Strafgesetzentwurfes einlassen werde. Nun gehört aber dieser Entwurf augenscheinlich vor den vereinigten Landtag. Daß er 1843 den Provinziallandtagen, die damals die jetzt dem vereinigten Landtag zustehenden Funktionen ausübten, bereits vorgelegen habe, thut dieser Behauptung keinen Eintrag. Denn der jetzige Entwurf ist mit Zusätzen versehen, die sich in den Anträgen der Provinziallandtage nicht vorfinden, die also auf Grund des Beiraths der Ausschüsse, denen vom Standpunkt der Opposition aus jede ständische Befugniß abgeht, nicht Gesetz werden dürfen. Das dazu erforderliche rechtskräftige Gutachten steht einzig dem vereinigten Landtage zu. Auch müßte sich, falls der jetzige Entwurf derartige Neuerungen nicht enthielte, doch der Beirath der Ausschüsse darauf beschränken, der Regierung entweder die Beibehaltung des Entwurfs von 1843, oder der damals gestellten ständischen Aenderungsvorschläge zu empfehlen; jeder selbstständigen Anträge hätten sie sich aber zu enthalten. Von Allem diesen wird jedoch voraussichtlich nichts geschehen. Die tröstliche und bequeme Fiction festhaltend, als sei der Strafgesetzentwurf schon durch den Beirath von 1843 zur Publikation gesetzlich reif und die jetzige Vorlage an die Ausschüsse eine exceptionelle Gunst der Krone, die Berathung durch dieselbe also von nur privatem Charakter, werden die Mitglieder der Opposition über das Strafgesetz debattiren und beschließen, beliebige neue Anträge darüber stellen und so in unverzeihlicher Nachlässigkeit die Rechte des Landtags preisgeben. Von den drei Männern, welche die liberale Fraction der Ausschüsse wohl unbedingt leiten werden, v. Auerswald, v. Schwerin und Camphausen, sind die beiden erstern bereits anwesend und bei den Vorberathungen der Abtheilung beschäftigt, deren Vorsitzender der Graf v. Schwerin ist. Daß sie zu dieser Ansicht von der Sache sich bekennen, ist außer allem Zweifel. Camphausen, obwohl auch zum Mitgliede der Abtheilung ernannt, ist gleichwohl nicht erschienen; man setzt auf sein Wegbleiben die Hoffnung, als theile er die Ansicht über den Strafgesetzentwurf nicht, und wolle also durch keine vorläufigen Acte sein Auftreten in der Versammlung selbst binden und behindern. Die Folge muß beweisen, ob diese Erwartungen sich erfüllen werden. Die Stellung, welche jener wahrhaft eminente Mann in dieser Frage einnehmen wird, ist jedenfalls von der größten Bedeutung, die Verantwortlichkeit, die auf ihm lastet, aber deshalb auch um so schwerer. Es frägt sich nun, ob die Regierung, welche einen Conflict fast ebenso sehr scheut, wie die gemäßigte in den Ausschüssen befindliche Fraction der Opposition, sich jeder andern Vorlage enthalten wird, die einen solchen herbeiführen könnte. Dies, glauben wir, ist als gewiß anzunehmen. Nun könnte die Competenzfrage noch auftauchen, falls irgend ein Mitglied Petitionen an die Krone beantragen sollte. Der Berathung derselben sind, so viel wir wissen, die liberalen Führer bis jetzt wenigstens entschlossen, als den Rechten des vereinigten Landtags präjudicirend, sich zu widersetzen. Von Seiten der Opposition wird

daher bestimmt keine Petition gestellt werden, die Regierung wird vermuthlich ihren Anhängern den Wink geben, sich auch derselben zu enthalten. So sehen wir das Gouvernement und die Opposition in gegenseitiger Furcht vor einander die Scene der beiden verkleideten Bären aus dem bekannten Vaudeville aufführen, wahrlich, ein erhebendes politisches Schauspiel! Die Ausschüsse werden, wie bekannt, am 17. Januar, jedoch nicht durch den König in Person, sondern nur durch den Minister v. Bodelschwingh, als königlichen Commissarius, eröffnet werden. Dadurch wird die Schwierigkeit einer Adresse Seitens der Ausschüsse umgangen, bei welcher die Competenzfrage nothwendigerweise mit in's Spiel gezogen werden müßte. Uebrigens glauben wir nicht, daß die entschiedenere Opposition, welche der Theilnahme an den Ausschußwahlen sich enthalten hat, den Zugeständnissen, welche die Gemäßigtern hinsichtlich des Strafgesetzentwurfes zu machen geneigt sind, beitreten werde. Die schon jetzt bestehende Spaltung zwischen beiden Fractionen wird daher dadurch in bedenklicher Weise erweitert und verlängert werden, und die Vortheile daraus dem Gouvernement zufallen. Wann werden wir in Deutschland endlich so weit sein, den gesetzlichen Widerstand wenigstens bis zur letzten Grenze zu treiben? So lange dies nicht geschieht, so lange Männer, von unbestreitbar redlichem Streben, nicht den moralischen Muth besitzen, eher einen Conflict herbeizuführen, als sich in eine unabsehbare Reihe erniedrigender Concessionen einzulassen, werden wir aus dem Cirkel unfruchtbarer Kämpfe, in dem wir seit länger als dreißig Jahren nunmehr uns bewegen, nicht herauskommen.

Unser sogenannter Carneval hat indessen auch begonnen, bis jetzt jedoch mit geringer Lebhaftigkeit. Die theatralischen Genüsse haben durch das Gastspiel der Viardot-Garcia einigen Aufschwung genommen. An der Königsstadt erfreut sich eine Posse von Kalisch „Hunderttausend Thaler" des entschiedensten Beifalls, und hat bereits zahlreiche Wiederholungen erlebt. Das Repertoir der königlichen Schauspiele dominirt, wie immer, die unvermeidliche Madame Birchpfeiffer mit ihren classischen Erzeugnissen. Betreffs ihres Processes mit Auerbach geht die einstimmige Ansicht unserer besten Juristen dahin, daß letzterer denselben verlieren muß, da unsere Gesetzgebung in keiner Weise seine Ansprüche rechtfertigt. Seit den Feiertagen haben wir hier zwei Kunstreitertruppen, Renz, der auf dem Dönhofsplatze seinen Circus errichtet hat, und Gurrea, der in der Königstädtischen Reitbahn seine Vorstellungen gibt. Trotz der so entlegenen Stadtgegend ist die Anziehungskraft der letztern Gesellschaft größer, deren Leistungen nicht unverdienstlich sind, obwohl sie die hier immer noch in gutem Andenken stehenden Lejars nicht erreichen.

Lassen Sie mich schließlich noch eines Unternehmens erwähnen, dessen Zweck auf die moralische und materielle Hebung der unbemittelten Klassen, der dem Proletariat zunächst stehenden sogenannten kleinen Leute gerichtet ist. Ich meine die „Berliner gemeinnützige Baugesellschaft," welche sich kürzlich unter Leitung des Landbaumeister Hoffmann (Vorsteher der Bauten am neuen Museum) hier gebildet hat. Das Unternehmen ist auf Actien gegründet à 100 Thlr.; von dem in dieser Weise zusammengebrachten Kapital sollen Häuser für die sogenannten kleinen Leute errichtet werden. Der Reinertrag jedes Hauses ist auf 6 pCt. berechnet. 4 davon werden zur Verzinsung der Actien, der Rest zur Amortisation des Baukapitals zu Gunsten der Miether verwandt, das dadurch innerhalb 30 Jahren abgelöst ist. Das Haus fällt somit, insoweit es befreit ist, der Miethsgenossenschaft als gemeinschaftliches Eigenthum zu. Um auch innerhalb dieser Zeit die Antheile der einzelnen Miether realisiren zu können, soll ein Reservefonds aus freiwilligen Beiträgen bis zu mindestens 8 Thalern gebildet wer-

den, von solchen, die sich nicht als Actionäre an der Sache betheiligen. Aus diesem Fonds findet man die ausscheidenden Miether nach einer bestimmten Taxe ab. Die Regierung scheint dem Unternehmen günstig gestimmt zu sein, wenigstens haben mehrere hochstehende Beamte sich als Actionäre dabei betheiligt.

V.

Die „Deutsche Zeitung" und ihre Gegner.

Die Trierer Zeitung, das Organ der Socialisten, hat in einer ihrer neuesten Nummern die Deutsche Zeitung zum Gegenstand ihrer Polemik auserwählt, und bei der Gelegenheit auch uns bedacht. Sie macht es uns zum Vorwurf, in dem Artikel „der Bund der Reaction mit dem Communismus" für Gervinus gegen die volksfreundliche Idee des Rheinischen Beobachters und seiner Gesinnungsgenossen in die Schranken getreten zu sein. Schon die Ueberschrift widerlegt sie durch ein hinzugefügtes Ausrufungszeichen, und will uns wahrscheinlich damit die Meinung imputiren, die Preußische Regierung sei allen Ernstes entschlossen, die Monarchie vom Pregel bis zum Rhein in ein großes Phalanstère zu verwandeln, und den Berliner Correspondenten der Trierer Zeitung die Aufsicht über diese menschenfreundliche Spinnanstalt zu übertragen. Das glauben wir keineswegs; wir getrauen uns zwar nicht, aus den bisherigen Thaten des herrschenden Systems ein sicheres Gesetz herzuleiten, und in jedem bestimmten Falle zu wissen, das wird geschehn, das wird nicht geschehn; aber es scheint uns nicht wahrscheinlich, daß die Herren Huber, Bercht, Metzel u. s. w. mit Herrn Marx, Meyen und ihren Gleichgesinnten gemeinsam zum Vorstand einer Association gegen das Proletariat berufen sein sollten. Wir wollten damit nur sagen: die „conservative" d. h. reactionäre Presse weiß sehr wohl die Phrasen, welche die Radicalen, Communisten, Socialisten &c. &c. gegen die Tendenzen der liberalen Partei vorgebracht haben, zu ihrem Vortheil auszubeuten. Von dieser Phraseologie gibt der erwähnte Artikel der Trierer Zeitung ein schlagendes Beispiel. Wir hatten folgendes behauptet: „Die Begnadigung in Masse ist ein sicheres Zeichen, daß die Gesetze und der Richterstand, der nach gewissenhafter Ueberzeugung Strafen verhängt, welche die bessere Einsicht des Monarchen aufheben muß, etwas Mangelhaftes und Verkehrtes haben müssen. Wie ist dem abzuhelfen? — Durch ein Geschwornengericht, welches nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern nach seiner moralischen Ueberzeugung die Strafe dictirt." — In dieser Erklärung lag allerdings eine Auffassung der Jury, die von der gewöhnlichen Ansicht abweicht, denn diese will ihr nur die Feststellung des Thatbestandes zugestehen. Gegen eine solche Auffassung läßt sich polemisiren, aber was thut die Trierer Zeitung? Sie ruft aus: glauben denn die Grenzboten, daß durch die Einführung des Geschwornengerichts das Proletariat aufgehoben wird? — Was soll man eigentlich dem biedern Socialisten auf diese Frage antworten? Nein, wir glauben es nicht, eben so wenig als dadurch die Finanzen verbessert werden, oder das Theater, oder die Musik, oder die Medicin, oder die Gewerbe und Hanthierungen. Durch die Jury bekommen wir weder bessere Stiefeln, noch bessere Weine, aber besseres Recht.

Ist es nun etwas anderes, als eine hohle Phrase, wenn die socialistische Presse bei jeder Gelegenheit mit ihrem Stichwort von der nothleidenden Menschheit und dem knurrenden Magen zum Vorschein kommt? Wenn sie bei dem Streit darüber, ob die Stadt durch Gas oder durch Oel beleuchtet werden soll, sofort die Achsel zuckt und ausruft: bekommen dadurch die schlesischen Weber Brot? Wenn sie die Frage, ob Herr

Taubert in seinen Symphonieconcerten nur Bethoven oder auch Schubert vorführen soll, dadurch entscheidet, daß sie erklärt, die armen unglücklichen Proletarier hören keine Musik? Wenn sie die Forderung der Bourgeoisie, bei der Verwendung der Gelder, die aus ihrem Beutel fließen, zu Rathe gezogen werden, dadurch widerlegt, daß die Männer mit schwieligen Händen überhaupt kein Geld hätten?

Diese nichtssagenden Phrasen greift sofort die „gute" Presse auf, natürlich nur in dem Falle, wo sie irgend gegen ein Oppositionsblatt gerichtet werden, und legt, weil sie selbst zu impotent und zu hülflos ist, die Waffen ihrer Feinde gegen diejenigen Gegner an, vor denen sie allein Furcht hat. Sie hält der einen guten Seele das Schreckgespenst des Communismus vor, und ermahnt sie, sich vor den Heidelbergern Professoren zu hüten, weil die alle Menschen gleich machen, alles Eigenthum aufheben, das Institut der Ehe zerstören, die Heiligkeit der Religion schänden wollten, der anderen guten Seele flüstert sie mit hochherziger Selbstverleugnung zu: diese Liberalen sind eigentlich lauter Kornjuden, die nur an ihren Geldbeutel denken und die wohlthätigen Absichten der Regierung hintertreiben wollen, einer Regierung, die, wahrhaft väterlich gesinnt, alle Güter gleich zu vertheilen beabsichtigt.

So eben fällt mir eine neue Nummer des Rheinischen Beobachters in die Hände, in der wie gewöhnlich die Deutsche Zeitung herhalten muß. Aber wie? Beschuldigt er sie etwa wieder volksfeindlicher Tendenzen? erklärt er wieder, der Professor Gervinus wolle das arme Volk aushungern, um seinen Beutel zu füllen und die Bäuche der Bourgeoisie zu runden? Nicht doch, ihr Herren Communisten, macht eure Ohren auf und hört, was er sagt! Er wirft ihm vor, daß er mit demselben Radicalismus, den die Legitimität früher perfider Weise gegen ihn aufhetzen wollte, noch immer gemeine Sache macht, daß er sich nicht vollständig lossagt von jenen Schreiern, die das gute Volk gegen seine Herren aufhetzen. Und wie bescheiden sind seine Ansprüche! Es kommt ihm nur auf ein paar Worte an! Gervinus darf nichts thun, als die Herren Radicalen, die Schooßkinder des Rheinischen Beobachters, mit ein Paar Redensarten, wie „Lumpen", „Gesindel", „Geschmeiß" u. dgl. zu bezeichnen, so will der Rheinische Beobachter seine Hände schütteln, und ihn für einen ehrenwerthen Mann erklären.

Noch ein Paar Worte mit euch, ihr Männer, die ihr die Panacee aufgefunden habt, wodurch alles Leiden der Welt gestillt, alle Thränen getrocknet, alle Bäuche gestopft werden. Die Fragen, die ihr stellt, sind nothwendig und berechtigt; ohne den materiellen Wohlstand Aller ist eine vollkommen vernünftige Gesellschaft nicht zu denken. Wir, die wir größern Accent auf die sittliche Würde, die Ehre, die Freiheit des Menschen legen, als auf sein physisches Wohlsein, wir sind deshalb mit euch nicht im Streit. Uns nagen jene Probleme am Herzen, wie euch, aber wir sind noch so glücklich nicht, wie ihr, jene Panacee gefunden zu haben. Mit eurer Frage seid ihr im Recht, mit eurer Antwort ist es, unter uns gesagt, nicht weit her. Deshalb sind wir noch keine Gegner, aber wenn ihr euch dem Fortschritt der geistigen Bewegung entgegenwerft, weil sie nicht nach eurer Pfeife tanzt, wenn ihr im Bewußtsein, über alles hinaus zu sein, von der Höhe eurer Ideale aus auf das Gewühl der menschlichen Leidenschaften und Interessen herabzusehen, wie die Berliner und Charlottenburger Sophisten, die ehrenwerthesten Charaktere — und mit Stolz zählen wir einen Charakter, wie Gervinus, in unsern Reihen — zu verdächtigen, ihre Bestrebungen in ein falsches Licht zu setzen sucht, denn meine Herren Phalanstérier, nehmt es uns nicht übel, wenn wir das Kind beim rechten Namen nennen, wenn wir euch rund heraussagen: euer Dasein ist nur in der Einbildung, d. h. euer Dasein in der geistigen Bewegung; ihr

versprecht dem Volke Bret, und gebt ihm Phrasen, und diese Phrasen habt ihr nicht einmal selber erfunden, und wißt sie nicht einmal besonders gut anzubringen.

† †

VI.

Aus Insbruck.

Die ständischen Verhandlungen über Grundherren und Grundholden.

Schon seit vielen Jahren schwebte eine Verhandlung zwischen unsern Ständen und Behörden über die Verhältnisse zwischen den Grundherren und Grundholden. So alt und weitverbreitet diese Einrichtung im Lande ist, ruht sie doch nicht auf einer festbestimmten Grundlage. Zwar enthält die tirolische Landesordnung vom Jahre 1573 im fünften Buche, nähere Bestimmungen über das grundrechtbare Verhältniß; allein im Laufe der Zeit ist daran durch Verträge und Uebung Vieles und mitunter Wesentliches meist zum Nachtheil der Grundholden geändert worden. Die Einführung des österreichischen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches nach der Wiederbesitznahme des Landes, regte nothwendig Zweifel und Streitigkeiten an, da die gegenüber unserer Landesverfassung in den andern österreichischen Erbländern bestehende Verschiedenheit der Grundbesitzverhältnisse, die Anwendbarkeit der auf letztere berechneten Gesetzesstellen von selbst in Frage stellte, zumal der §. 1146 bürgerlichen Gesetzbuchs die Bestimmung gibt, daß über die Rechte und Verbindlichkeiten zwischen den Gutsbesitzern und Gutsunterthanen die Verfassung jeder Provinz und die politischen Vorschriften entscheiden. Um die Lösung der aufgetauchten Zweifel zu erlangen, reichten schon im Jahre 1819 die bedeutendsten Grundherren und Besitzer von Bodenrenten beim Appellations-Gerichte in Insbruck ein Gesuch um genaue Festsetzung der aus dem Grundrechtsverhältnisse stammenden Rechte und Verbindlichkeiten ein, worüber im Zusammenhang mit einer gegen das Landgericht Sterzingen an das Gubernium gleichzeitig gelangten Beschwerde wegen abweichenden Verfahrens bei Veräußerungsverträgen über grundrechtbare Güter anfangs im administrativen Wege Erhebungen anbefohlen wurden, die in der Folge zur Berathung auch mit den Ständen Anlaß boten. In der Congreßsitzung vom 27. April 1843 kamen in dieser Sache fünf Punkte zur Erwägung, sämmtlich die Sicherung der aus dem grundherrlichen Verhältnisse entspringenden Rechte und Pflichten betreffend. Es fragte sich 1) um die Erforderlichkeit des grundherrlichen Consenses bei freiwilliger Gutsabtretung vom Vater an den Sohn so wie beim Anfall durch Erbschaft an letztern, 2) um die Ausstellung von Reversen bei Veräußerungsverträgen grundrechtbarer Güter von Seite der Grundholden, 3) um ein Vorbeugungsmittel wider den Betrug bei Angabe des Kaufschillings grundrechtbarer Realitäten zur Bemessung des Laudemiums (Lehnwaare), 4) um die Pflicht des Grundherrn zur Anmeldung des Obereigenthums in Concursfällen, und 5) um eine Reform zur Behandlung der Nachlaßgesuche von Grundholden bei erlittenen Elementarschäden. Die Stände zeigten sich bei der Discussion und den Beschlüssen über diese Punkte ihrem Wesen und Zwecke getreu, durchweg conservativ zum eigenen Besten. Keine Stimme aus den Vertretern der Bauern konnte sich zum Schutze dieses in mehrern Landestheilen durch das emphytheutische Verhältniß so schwer darniedergebeugten Standes vernehmlich machen; bedürfte es ja zu einem so kühnen Worte mehr Muth, Uneigennützigkeit und Einsicht, als nach den Wahlvorschriften ein Kandidat dieses Standes irgend haben darf. Die Lösung aller Fragen lautete zum Besten der Grundherren und ihrer Rechte; von Seite der Holden

anerkannte man nur Pflichten und Verbindlichkeiten, die auf das Landstatut des 16. Jahrhunderts, wo neue Bestimmungen fehlten, und auf solche gestützt wurden, wo die ersteren nicht die zureichende Unterlage gewährten. Während die ständischen Versammlungen der übrigen deutschen und andern Staaten seit Jahren das Beispiel eben so allgemein gedeihlicher als menschenfreundlicher Beschlüsse zur Ablösung, oder wenigstens zur thunlichsten Erleichterung der Grundlasten und Verbindlichkeiten der Besitzer grundrechtbarer Güter gegeben, dachten und handelten die 52 Verordneten und Vertreter von Tirol im Jahre 1843 wie ehvor und seither nicht anders, als würden sie nur anscheinend des Landes und Volkes, in der That aber einzig um ihrer selbst willen zur Berathung vom Kaiser versammelt. In diesem Geiste besprochen und vorgestellt, konnte die wichtige Angelegenheit keine ersprießliche Behandlung und Erledigung erwarten. Demungeachtet erfuhr sie von der Regierung eine bessere Würdigung, als die geschilderten Präcedention hoffen ließen. Die k. k. vereinigte Hofkanzlei entschied am 10. October d. J., daß in Tirol bei Besitzveränderungen in Grundgütern durch Erbfall ein grundherrlicher Consens nicht erforderlich und noch weniger eine Taxe zu entrichten sei. Diese Vorschrift hat nicht nur bei den Cameral- und Fondsgütern, sondern auch beim Obereigenthum im Privatbesitze Anwendung, und sie löset die oben bezeichneten ersten zwei Fragepunkte auf eine für die Grundholden günstige Weise. Ist der Consens beim erbrechtlichen Uebergange des Gutes oder Grundes an Kinder oder andere Erben unnöthig, so entfällt auch die Forderung von Reversen und Gewährbriefen. Die Hofentscheidung bemerkt, daß auch bei einer Uebergabe unter Lebenden ein Consens des Grundherrn gesetzlich nicht erforderlich zu sein scheine, da ihn keine Vorschrift bedinge. Die von den Grundherren in einigen Gegenden des Landes durch abusive Praxis eingeführte gegentheilige Uebung ist weder allgemein geltend noch im Rechte oder in der Billigkeit gegründet. Aus dieser Rücksicht erklärte die angezogene Hofverordnung auch das oft angewendete gutsherrliche Mittel für unstatthaft, dem gemäß der Herr bei Ertheilung der Consenses die Uebergabe einer Abschrift oder eines Auszuges von der in das Verfachbuch aufgenommenen Besitzveränderungsurkunde zur Bemessung der Laudemialabgabe sich bedingen konnte. In Ansehung der übrigen ständischen Wünsche bezüglich des emphytheutischen Verhältnisses behängt die Schlußfassung bei der obersten Justizbehörde. Merkwürdig bleibt es, daß unsere Stände sogar den Antrag stellten, dem Grundholden dürfe von der Forstbehörde nicht ohne vorläufig erlangte Zustimmung des Grundherrn die Absteckung einer Waldfläche bewilligt werden. Die pseudoökonomische Tendenz dieses Vorschlages wurde mit Gründen der Nationalwirthschaft und Waldpolizei maskirt.

Wir nehmen die ganze, an sich wenig belangreiche Verhandlung darum zum Anlasse einer öffentlichen Besprechung, weil sie unsern Ständen zum Winke dienen sollte. der guten Absicht der Verwaltungsbehörden zur zeitgemäßen Erleichterung des Ackerbaues wirksamer entgegen zu kommen. Die Periode eigennütziger feudalistischer Clauseln und Einschnürung des Fortschrittes zur Hebung der Bodenkultur ist zu Ende; die Quellen des Staatseinkommens fließen nicht, wie man ehedem wähnte, zunächst aus dem Reichthum weniger Grundobrigkeiten, sondern aus dem Wohlstande eines thunlichst entlasteten Grundbesitzes und ungehemmten Gewerbsfleißes in Verbindung mit freiem Handel. In der letzten Zeit drängte dieses immer fühlbarer gewordene Bedürfniß, wie bekannt, zu Erörterungen über die Ablösung der Frohnden und Zehentreichnisse. Ueber letztere beriethen sich auch wiederholt die tirolischen Stände. Allein so geneigt die Regierung sein mochte zu helfen, so konnte man zu keiner wirksamen Verfügung ge-

langen, weil das Interesse der geistlichen und Adelsbank schon das Princip hiezu unpraktikabel machte. Die Stände wollen dieses unbedingt nur auf das freie Einverständniß der Berechtigten und Verpflichteten gründen, sie wähnen durch die Einwirkung der Verwaltungsbehörden im Wege der Belehrung etwas zu erreichen und bieten keinerlei pekuniäre Mittel zur Ausführung. So muß die Absicht am todten Worte erlahmen und die Frucht der scheinbaren Bemühung in den Acten verkümmern. Der Antrag des verstorbenen Podesta's Grafen v. Giovanelli aus Trient, die Ablösungsmittel wenigstens theilweise auf die Ersparnisse des ständischen Getreidefondes zu stützen, fand nicht die gewünschte Beachtung. Ohne eine deutliche Norm für Erhebung und Berechnung des wahren Werthes der grundherrlichen und Zehentreichnisse, ohne genaue Bestimmung über die Art und das Maaß der Entschädigung des Berechtigten, gegen welche die Ablösung eintreten muß, und ohne Gründung einer Anstalt zur Geldunterstützung des Bauers gegen mäßige Zinsen kann dem in vielen Gegenden unseres Landes unverhältnißmäßig belasteten Ackerbau nicht aufgeholfen werden. Und doch ist dies beim Anwachsen der Bevölkerung, beim drohenden Versiegen der Vortheile des Durchzugshandels, beim Mangel einträglicher Industrie und Fabrikation und bei den jährlich steigenden Bedürfnissen des Staates wie der Bevölkerung unerläßlich, wenn nicht rasch eine allgemeine Verarmung und in ihrem Gefolge jene Uebel, deren grauenhaftes Bild aus den übervölkerten und ackerbauarmen Ländern Europa's sich immer schreckenhafter erhebt, auch über unser Alpenland hereinbrechen sollen. Zur Abwendung solcher verderblichen Ergebnisse sind aber zunächst die Vertreter des Landes, die Stände berufen; sie werden, wenn ihr Wort mit Freimuth zum Besten aller Classen des Volkes laut wird, bei unserer wohlgesinnten, auf die allmälige Verbesserung der öffentlichen Zustände redlich bedachten Staatsverwaltung um so bereitwilliger Gehör finden, als ihre bisherige Haltung selbst in den höhern Kreisen nachgerade Bedauern erweckt, und ihre treue loyale Ergebenheit ungeachtet einer nachdrücklichen Bevorwortung der Landtagsangelegenheiten sicher nirgendwo bezweifelt wird. A

VII.

Notizen.

— (Die Preuß. Allgemeine Zeitung.) Die Organe der Legitimität sprechen, so oft nur irgend eine Gelegenheit sich zeigt, salbungsvoll und mit Pathos sich vernehmen zu lassen, von ihrer unbegrenzten Ehrfurcht vor der Krone und denen, die sie tragen. Jeder Angriff, der von den liberalen Blättern gegen irgend einen Throninhaber ausgeht, wird als ein Sacrilegium gebrandmarkt und denuncirt. Eine merkwürdige Ausnahme macht die Preuß. Allgem. Zeitung mit Spanien. Selbst unter den radicalen Blättern gibt es kein einziges, das die persönlichen Verhältnisse der jungen Königin und ihrer Mutter mit einem größern Cynismus und einer größern Perfidie bespräche, als das Journal der preußischen Bureaukratie. Was man Schmutziges aus jenen Gegenden berichtet, findet in der Regel in dem Correspondenten jenes Blattes — Herrn Lemke, wenn wir nicht irren — seine erste Quelle. Die Pr. Allg. Ztg. sollte sich erinnern, daß das göttliche Recht der Königin nicht von der Accreditirung eines preußischen Gesandten abhängig ist, und daß Sacrileg Sacrileg bleibt, auch wenn es an einem ruchlosen Priester ausgeübt wird.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Englische Journalistik.

Wo das erste Journal in England herausgegeben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Wer ein besonderes Vergnügen daran findet, dem Ursprung aller Dinge nachzuforschen, mag die Acta Diurna, die unter Julius Cäsar geschrieben wurde, als Stammvater aller Tagesblätter annehmen, und genügt das nicht, so ist der Punkt schwerer noch zu entscheiden, weil dann die drei Nationen, Frankreich, England und Deutschland in die Schranken treten und keine von diesen der andern den Apfel zuerkennen wird. England meint die Palme davontragen zu müssen, weil 1588 der „Englische Mercur" herausgegeben ward, um die Zerstörung der spanischen Armada dem Volke bekannt zu machen und es dies Flugblatt für das erste Journal hält. Frankreich behauptet, Teophrast Renautot habe im April 1631 dem Cardinal Richelieu den Plan zur „Gazette de Paris" vorgelegt und dessen Einwilligung zur Herausgabe erhalten. Was Deutschland für sich in die Waagschale zu legen hat, das sei seinem eigenen Gutachten überlassen*), damit es mich keiner Parteilichkeit zeihe; und nun will ich hiermit die antiquarische Seite der Sache, die mir von geringem Interesse scheint, abgethan wissen, um mich zu dem zu wenden, was als wirkliches Factum dasteht, der gegenwärtige Journalistik Englands.

Was die Zahl betrifft, so muß die Mutter darin der abtrünnigen Tochter weichen, denn die vereinigten Staaten zählen augenblicklich auf 24 Millionen Einwohner 1000 Journale, während England auf 24,800,000 nur 555 aufzuweisen hat. Das ist beinahe nur die Hälfte, und doch scheint diese Hälfte, wenn man an Ort und Stelle um sich blickt, so ungeheuer viel zu liefern, daß man kaum begreift, wie sich Leser genug finden können, um alle die Blätter gangbar zu machen. Dennoch haben die Meisten derselben ein bedeutendes Publikum.

*) Siehe das verdienstvolle Werk von Robert Pruz: „Geschichte des deutschen Journalismus," dessen zweiter Band allzulange auf sich warten läßt.

Als politische Blätter theilt man sie in drei Theile:

Der liberalen sind	230.
Der conservativen	187.
Der neutralen	138.
	555.

Ein neues Blatt in England zu stiften ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, und vor allem erfordert ein solches Unternehmen ein bedeutendes Capital, dessen Wiedererstattung immer als sehr unsicher und zweifelhaft betrachtet werden kann. Wer aber diese Auslagen scheuen wollte, könnte nur von vorneherein die Sache verloren geben. Der Werth des Blattes wird es nie gangbar machen, wenn der „Puff" es nicht erst gethan. Die Sache so gleichgültig mit anzusehen, wie es der deutsche Eigenthümer eines Blattes thut, der in gemüthlicher Ruhe erwartet, ob am Ende des Jahres funfzig neue Abonnenten hinzugekommen oder nicht, das könnte kein Engländer aushalten. Was der unternimmt, davon will er auch den Erfolg sehen, und so wagt er Alles um Alles zu gewinnen. Zuerst nun, nachdem er sein Kind getauft, sichert er sich die Namen guter und vom Publikum gekannter Mitarbeiter, dann setzt er eine Anzeige in alle Tagesblätter, und da schon jeder einzelne Roman dem Herausgeber zwischen 20 und 30 Pfd. Sterling für diese Annoncen kostet, so kann man berechnen, wie viel höher ihm die für sein Blatt zu stehen kommen, das weit größerer Circulation bedarf. Nun schickt er regelmäßig ein Freiexemplar an alle bedeutenden Schriftsteller, und auch an die Redactionen aller andern Tagesblätter. Dies macht eine große Zahl aus. Dann wird sein Blatt in allen Clubbs ausgelegt, zuerst frei; hat man es da einige Monate gelesen und Gefallen daran gefunden, so wird es jetzt, wo es nicht mehr von selbst kommt, bestellt werden. Nun geht es endlich noch nach allen den Colonien, nach Amerika, Indien, dem Cap der guten Hoffnung, nach Paris, Wien und Constantinopel — kurz überall hin, wo Hoffnung ist, daß es Abgang finden könne — und dies sind die Kosten des ersten Jahres. Ist das Journal gut geführt und findet Beifall, so ist sein Erfolg gewiß. Im umgekehrten Falle wird diese Zeit den Eigenthümer überzeugt haben, daß er nicht das Talent besitze, ein Blatt herauszugeben, und er muß das Unternehmen als hoffnungslos aufgeben, seinen Verlust verschmerzen und sich auf einen andern Zweig der Industrie werfen. Ich werde weiterhin die Entstehung und das fernere Schicksal einiger der neuen Blätter durchgehen, damit man sich in Deutschland ein Beispiel daran nehme. Hier erstlich eine Liste des Fortschritts der Zahl, so wie das Bedürfniß der Zeit und die sich weiter und weiter verbreitende Leselust sie hervorrief.

Es erschienen an Tagesblättern:

1600	1	1732	1	1759	1	1787	2	1802	1	1818	3	1833	16
1660	1	1736	1	1761	2	1788	1	1803	3	1819	2	1834	9
1665	1	1737	1	1763	2	1789	2	1805	2	1820	10	1835	13
1689	1	1739	2	1764	3	1790	4	1806	3	1821	10	1836	24
1695	1	1741	2	1765	1	1791	1	1807	5	1822	6	1837	25
1700	1	1742	1	1766	1	1792	5	1808	9	1823	5	1838	8
1709	1	1744	2	1767	3	1793	1	1809	4	1824	7	1839	16
1711	2	1745	2	1770	1	1794	3	1810	5	1825	7	1840	14
1718	1	1746	2	1772	4	1795	1	1811	6	1826	6	1841	8
1720	2	1747	1	1773	2	1796	1	1812	4	1827	5	1842	22
1722	1	1748	1	1774	3	1797	1	1813	2	1828	12	1843	29
1723	1	1751	1	1778	1	1798	1	1814	2	1829	8	1844	22
1725	1	1753	1	1779	1	1799	2	1815	2	1830	6	1845	32
1730	1	1754	1	1781	1	1800	3	1816	2	1831	11	1846	37
1731	1	1757	2	1782	1	1801	3	1817	5	1832	16	1847	16
													555.

Von diesen 555 Journalen erscheinen in London allein wöchentlich an 200 bis 300. Solcher, die am Morgen ausgegeben werden, um auf dem Frühstückstische zu liegen, damit der geschäftige Engländer während des Essens die nothwendigen politischen und mercantilischen Neuigkeiten daraus ansehe, und damit die Dame, wenn sie die Honneurs am Theetopf gemacht, sich überzeuge, ob ihr Name unter der Zahl der Gäste, die am Abend vorher beim Herzog von Devonshire z. B. der Gräfin Hahn zu Ehren geladen, aufgeführt worden, — gibt es 63 und manchmal 70. Der am Abend erscheinenden sind von 71—74; und solcher, die wöchentlich herauskommen, oder auch monat= und dreimonatlich, gibt es von 75 zu 134.

Von diesen Blättern zieht die Regierung für jedes einen Penny (ungefähr einen Silbergroschen) als Stamp duty, wofür das Blatt mit einem rothen Petschaft in einer Ecke gezeichnet ist; hat es eine Beilage, so zahlt diese noch die Hälfte mehr. — Die Revenüe, die für England daraus erwächst, war im Jahre 1842 — für Journale 50,145,912 Penny und an Beilagen gab es noch 1,473,664 halbe Penny. Im J. 1843 51,282,900 und an Beilagen 1,893,682. Im J. 1844 53,933,848 und an Beilagen 3,738,128.

Man sieht also auch daraus, daß sich die Zahl vermehrt. Ein anderes Einkommen für die Regierung sind nun noch die Anzeigen, von denen es für jede einen Shilling und sechs Pfennige bezieht; dies muß eine bedeutende Totalsumme bringen, für die sich aber leider keine Berechnung aufbringen läßt. Die Zeile einer Anzeige wird gewöhnlich mit einem Shilling bezahlt, und es gibt deren wenige, die sich nicht auf fünf Shillinge beliefen; dadurch ist das Blatt in den Stand gesetzt, diese Abgabe erschwingen zu können. Die Times hat gewöhnlich eine Beilage, die nur Anzeigen enthält, und die Zahl derselben, wie ich sie hier in einem mir vorliegenden Blatte überzähle, beläuft sich auf 900. — Eine so starke Ziffer hat aber keins der andern Blätter aufzuweisen; doch sind Alle

ohne Ausnahmen, seien es Morgen-, Abend-, Monats- oder Wochenschriften, mit Ankündigungen versehen, die im trautesten Gemisch die heterogensten Dinge dem Publikum darbieten. Denn Nichts läßt sich in England ohne dies Organ ausrichten, auch gar nichts! Schneider und Schuster, Diener und Mägde, Aerzte und Geistliche, Lehrer und Erzieherinnen, Wohnungen und Miether — alles findet sich auf einem Blatte beisammen, und empfiehlt sich auf die verschiedenste Art dem suchenden Publikum. Daß die Herren Quacksalber es sich ebenfalls angelegen sein lassen, die wundervollsten Heilmittel gegen die abschreckensten Krankheiten auszubieten, ist ein unangenehmes Intermezzo, welches diese Blätter zu einer verbotenen Speise macht, die in keinem Hause in der Hand eines Kindes gesehen werden darf.

Als Dr. Johnson seinen „Idler" herausgab, bemerkte er: „Jedermann verstehe jetzt schon die Kunst dem Publikum mitzutheilen, was er zu kaufen oder zu verkaufen wünsche; ob er die geistigen oder leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen gedenke, — ob er Kleider verfertige oder Mathematik lehre, ob er als Lehrer einen Schüler suche, ob der Schüler nach einem Lehrer verlange; — er wisse sein Anliegen durch das Organ der Zeitung dem Publikum mitzutheilen." Aber wie sehr ist diese Kunst seitdem im Preise gestiegen, bis sie endlich in gegenwärtiger Zeit einen solchen Höhepunkt erreicht hat, daß ohne „Puff" kein Verdienst auf Anerkennung rechnen kann. Die Anzeigen sind daher nicht nur ein Zweig des Erwerbes, sie sind auch eine Kunst, die nicht jeder erlernen kann. Man sagt, die Franzosen hätten es darin den Engländern zuvor gethan. Das mag sein, und ist sogar höchst wahrscheinlich der Fall, eben weil die Engländer es selbst sagen. Auch läßt es sich denken. Alles was eine gewisse Finesse erfordert, wird dem Insulaner nie recht gelingen; indem er sein eigenes Verdienst, oder auch das seines Gewerbes herausstreicht, geht er oft zu weit und ist so übertrieben in seinen Ausdrücken, daß der Leser sich mehr von Lachlust als von Bewunderung ergriffen fühlt. Aber selbst in ihrer Lächerlichkeit behält die Sache immer noch Reiz genug, den Neugierigen zu locken, einmal selbst zu sehen, und kommt es erst dazu, so hat der Ankündigende gewonnenes Spiel. Das ist es auch wahrscheinlich, was die Sache bestehend erhält.

Für den kleinen Kaufmann ist diese Abgabe durch Anzeigen indessen höchst drückend, und da er doch etwas thun muß um seine Sachen bekannt zu machen, schickt er oft ein großes bemaltes Brett durch die Straßen, worauf sein Laden abgebildet ist, und der Träger desselben muß jeden Vorübergehenden anhalten und ihm ein gedrucktes Blatt mit der Adresse und den Preisen der zu verkaufenden Artikel in die Hand stecken. Da nun aber diese Affichen in den volkgedrängten Straßen Londons ein großer Uebelstand sind, so will man, oder, hat man vielmehr darauf angetragen, daß die Regierung von den Annoncen künftig keine Abgaben mehr fordern solle, damit die kleinen Leute auch ihre Waaren in die Zeitungen setzen könnten — und — was die Hauptsache ist, damit die großen Herrn des Landes

zu Fuß und zu Wagen, nicht mehr durch ihre Ausrufer und Affichen-Träger in ihrem Wege gestört werden.

So gewinnen die kleinen Leute doch etwas dabei, wenn sie sich den Großen ein wenig in den Weg stellen. Die bedeutendsten Blätter, die am Morgen erscheinen, sind: Die „Times," Preis 5 Penny per Nummer; sie existirt seit 1788, ist für die Hohe Kirche, für Freihandel, und vertheidigt die Sache der Armen. Die „Times" ist ohne Widerspruch als das erste und gewichtigste Blatt der Welt zu betrachten und auch wohl allgemein als solches anerkannt. Jeden Morgen, ehe die Sonne noch ihre ersten Strahlen durch die Dünste Londons brechen läßt, sind 30,000 dieser ungeheuren 5 Quatratfuß großen Blätter aus der Presse hervorgegangen und liegen, noch feucht vom Drucken, zum Versenden und Verschicken bereit. Auch kommen sie ganz feucht an und das Erste was man zu thun hat, ist, sie vor dem Feuer zu trocknen, ehe man an das Lesen denken darf. Sie gehört keiner Partei an, und paßt darum für alle und eben weil sie sich so frei hält und nur den Maßregeln ihren Beifall zollt, die das wirkliche Wohl der Nation bezwecken, erhält sie sich die allgemeine Achtung und macht ihr Urtheil zu einem sehr gewichtigen. Alle Verhandlungen im Parlamente sind darin mit vorzüglicher Genauigkeit wiedergegeben; doch haben sich ihr in diesem Bezug die „Post," der „Herald" und das „Chronicle" in letzterer Zeit fast gleichgestellt.

„Morning Chronicle" Preis 5 Penny; existirt seit 1770. Dies Blatt hält es mit dem Whigministerium, mit den Fabriken, ist für Freihandel und stimmt gegen die Kirchenabgaben. Die Aufsätze über auswärtige Angelegenheiten sind vorzüglich gut.

„Morning Herald," Preis 5 Penny; existirt seit 1781. Dies Blatt war Sir Robert Peel's Organ und vertheidigte ihn bis 1846, wo seine Ansichten über den Freihandel es auf die Seite seiner Feinde rief, an deren Spitze Lord Stanley und Lord George Bentinck standen. Es gibt sich weniger mit Verbrechen ab, als seine Collegen, das Morning Chronicle und die Times, und enthält dafür mehr über Kunst, Literatur und Ausland. —

Die „Morning Post," Preis 5 Penny; existirt seit 1792. Dies ist ein völliges Tory-Journal, gehört der Hohen Kirche an, und ist das Organ der Aristokratie. Von Politik ist wenig darin, nur so viel als nöthig, um au fait der Tagesbegebenheiten zu sein und sich nicht bemühen zu dürfen, deshalb in ein anderes Blatt zu sehen; dafür aber gibt es alle Neuigkeiten, erzählt wer in der Stadt, wer auf dem Lande ist; ob Lord Brougham sich auf seiner Villa bei Cannes befindet, oder sich ärgert im Punch mit einer gebrochenen Nase abgebildet zu sein; wo eine Gesellschaft gegeben worden, und welche Gäste sich eingefunden; ob der Herzog von Wellington sich in Miß Burdett Coutts verliebt hat, oder diese sich in ihn; kurz, wie die Modewelt sich räuspert und spukt, und welche

Kleider sie anzieht. Der Telegraph ist so eine Art Gegenstück dazu, nur daß dieser von weniger geschickten Händen gehandhabt wird.

Diesen vier täglich erscheinenden Morgenblättern hat sich im letzten Jahr, auf Veranlassung von Dickens, noch die „Daily News“ zugesellt, ein Blatt, das bestimmt war, die „Times“ zu beeinträchtigen, aber bald fand es sich, daß das Kind nicht einmal auf seinen Füßen zu stehen vermöge; es setzte daher seinen Preis von 3 Pfennig zu 2½ herab, hat sich aber seit dieser Verminderung bedeutend gehoben. Es ist gut geführt, enthält vortreffliche Sachen, ist sehr freisinnig, und hat oft sehr gute Aufsätze, die nicht in das Feld der Politik gehören. Ob es bestehen kann, muß die Zeit lehren.

Unter den Wochenblättern sind die bedeutendsten, der „Examiner“ und „Douglas Jerrold's Journal,“ beider Preis ist 6 Penny; sie sind doppelt Octave und enthalten 16 Seiten. Das letztere wurde erst im July 1846 gestiftet und hat ein bedeutendes Publikum. Es wird mit vielem Tact geführt, ist durchaus liberal, hat vortreffliche Mitarbeiter, enthält alles Neue im Felde der Politik, der Literatur, der Kritik und der Kunst, und hat außerdem noch eine Menge von Anzeigen aller Art aufzuweisen; die beste Probe, daß ein Journal Abgang findet. Eine Eigenthümlichkeit des englischen Publikums, die, so viel ich weiß, in Deutschland wenig(?) gangbar, will ich hierbei noch anführen. Die Aufsätze, die einem Journal von unbekannter Hand zugesandt werd°, nimmt dasselbe nicht auf, wenn der Name, oder wenigstens die Anfangsbuchstaben desselben, so wie die Adresse nicht beigefügt sind; eigentlich aber soll sich der Autor privatim in einem Briefe an den Redacteur zu erkennen geben. Da nun das englische Publikum unendlich schreiblustig ist, so fließen dem Journalisten ganze Ströme von Beiträgen zu, die durchzulesen schon eine Herkulesarbeit sein muß; sollten sie dieselben aber an die Eigenthümer zurücksenden, so müßten sie eigends Menschen dazu anstellen, die dies zu ihrem Geschäfte machten. Dazu haben sie nun gar keine Lust und da ihnen wenig an diesen reichen Zusendungen liegt, so bemerken sie stets am Ende ihres Journals; daß solche Beiträge, die sie nicht brauchbar finden, bei ihnen liegen bleiben; ist aber ein guter Artikel darunter, so heißt es: X. P. wird gebeten seinen Namen einzusenden, weil wir sonst von seiner Mittheilung keinen Gebrauch machen können.

Diese Art von anonymer und dabei öffentlicher Erwiderung hat nun in letzterer Zeit Veranlassung zu einem seltsamen Verkehr zwischen dem Herausgeber eines Journals und dem schreiblustigen Publikum gegeben; denn nicht allein, daß man ihm jede kleine Geschichte übersendet, werden ihm auch die sonderbarsten Fragen vorgelegt, und es wird Auskunft über Dinge erbeten, mit denen ein solcher Journalist nun eben gar nichts zu thun hat. Douglas Jerrold scheint in diesem Punkte besonders geehrt zu werden, denn sein Journal enthält immer eine ganze Colonne von Antworten, die oft noch damit endigt, man müsse sich des

Raumes halber die Erwiderung auf die übrigen Fragen bis zum nächsten Male vorbehalten.

Jeder Redacteur eines Journals bekommt im Laufe der Zeit eine ansehnliche Bibliothek; denn von allen neu herauskommenden Büchern wird ihnen sogleich ein Exemplar übersandt, damit sie dasselbe critisiren, und was sie einer Notiz werth finden, ist dem Publikum dadurch sogleich auf die beste Weise empfohlen. Das „Athenäum“ und der „Examiner“ sind die beiden Blätter, die als literarische Kritiker am höchsten stehen, das letztere beschäftigt sich meistens mit englischen Werken, das erstere jedoch nimmt von Allem Notiz, was in der Welt vorgeht, so bald es nur irgend Kenntniß davon erhält. Dies ist aber eine Schwierigkeit. Unter seinen Mitarbeitern ist Mrs. Jameson die bedeutendste, ihr ist die deutsche Sprache aber nicht geläufig und es fehlt ihr an Zeit, die deutsche Literatur in ihren neuen Erscheinungen zu verfolgen. Es bleibt daher dem reinen Zufall überlassen, ob sie von einem neuen Werke hört, und dieser Ursache muß man es auch zuschreiben, wenn oft das Unbedeutendere dem englischen Publikum empfohlen wird, und ein besserer Autor und seine Werke ganz unbeachtet bleiben. Aus diesem Grunde wäre es rathsam, daß deutsche Schriftsteller, die sich beim englischen Publikum einzuführen wünschen, nicht versäumten, ein Exemplar bei dem jedesmaligen Erscheinen eines ihrer Werke an die Redaction eines solchen Blattes zu senden. Durch diese kleine Mühe geben sie ihrer Arbeit, wie man im Englischen sagt, „a chance,“ auch im Auslande gekannt, und gewürdigt zu werden, und diesen Wunsch hat doch am Ende Jeder, und ist auch völlig berechtigt, ihn zu hegen. Die „Quaterly Review“ erscheint alle drei Monate, und ist die erste aller Zeitschriften. Sie beschäftigt sich nur mit ernsten Gegenständen, mit der Politik, der Gesetzgebung, Staatsangelegenheiten, kirchlichen Fragen, und sucht ihre Beiträge von den ersten Gelehrten und Politikern des Königreiches zu erhalten. Namen gibt sie nicht. Sie zahlt für die Seite ein Pfd. St. — ein Preis, der mit der Qualität Hand in Hand gehen muß.

Ein kleiner Journalstreit, der kürzlich stattgehabt, wird hier vielleicht am rechten Orte sein, um zu zeigen, wie auch auf diesem Felde „Competition“, die in England alle Zweige der Industrie hebt und beherrscht, ihr Werk thut und sogar eine geißelnde Ruthe schwingt. Man sagt auch, in Deutschland wären die Herren Journalisten nicht die besten Freunde, und zählten sich nach, wer das größte Publikum habe; ob sie es aber zu solchen Extremen gebracht, wie die sind, die ich hier zu berichten habe, das bezweifle ich noch. Zur Ehre meiner deutschen Landsleute muß ich es sagen, ich glaube, daß sie zu gutmüthig dazu sind — und auch zu philosophisch sich um weltlicher Dinge willen so in Harnisch zu setzen. —

Im November 1845 beschloß John Saunders, das „People's Journal“ herauszugeben, und ließ zu dem Zweck einen Prospectus cirkuliren, um sich solche Mitarbeiter zu sichern, die die Gesinnung theilten, der das Blatt gewidmet sein

sollte, die Belehrung des Volkes, und das Interesse an seinem materiellen und geistigen Wohl. Er wandte sich daher zuerst an die beiden größten Advokaten desselben, an Douglas Jerrold und Fox, die ihm auch freundlich zu Hülfe kamen und ihm den Beistand guter Mitarbeiter verschafften. Das Blatt erschien den 3. Januar 1846 — Preis 1½ Penny. Es gab unter andern in seinen wöchentlichen Nummern eine Charakteristik solcher Männer, die sich durch ihre Sympathie mit den Leiden und Freuden der untern Classen die Neigung derselben erworben, und kam so auch zu einem Portrait von Dickens, wobei Herr Saunders gewahrte, daß es ihm an einem Mitarbeiter fehle, der diesen gebührend zu schildern befähigt sei. Da fiel ihm plötzlich William Howitt ein, und gesagt gethan machte er sich gleich auf nach Clapton und fragte ihn und seine Frau, ob sie ihm ihren Beistand leihen wollten. Sie willigten ein, der Preis wurde festgesetzt, und sie schieden als Freunde. Sechs Wochen hindurch lieferten nun Beide Aufsätze und Erzählungen wie die übrigen Mitarbeiter und meistens wurde das Sujet dazu von Herr Saunders bestimmt.

Noch will ich bemerken, daß für die erste Nummer des Journals 15,000 Exemplare gedruckt wurden, um es überall bekannt zu machen; in den folgenden Wochen nur 10,000 von jeder Nummer; sehr bald stellte es sich dann aber heraus, daß diese Zahl bei weitem unzureichend, und daß man, sobald es sich nur thun lasse, den Plan für das Ganze bedeutend erweitern müsse, um den Anforderungen des Publikums zu genügen. Mr. Howitt wünschte nun einen Antheil als Herausgeber zu haben. Er lud daher Herrn Saunders zum Thee ein und gab ihm zu verstehen, wenn es ihm irgend an dem nöthigen Capital fehle, das erste Jahr durchzumachen — er wisse, daß es 7000 Pfd. St. gekostet, das „Athenäum“ zu gründen — so bitte er, sich an ihn zu wenden, er würde zu jeder Minute bereit sein, die nöthige Summe, als Compagnon beizutreten, einzuzahlen, und wenn ihm jetzt nichts an einem solchen liege, so ersuche er ihn in jedem Fall um das Versprechen, sollte er eines Tages das Journal verkaufen wollen, es ihm zuerst anzubieten. Die Folge war, daß einige Zeit darauf Herr William Howitt als „Partner“ aufgenommen wurde; er zahlte zu diesem Ende ungefähr 800 Pfd. St. und erhielt dafür eine Actie, gab zugleich das Versprechen, sich auf jede Weise für das Journal thätig zu beweisen und den Umlauf desselben nach Kräften zu fördern, wofür ihm eine zweite Extra-Actie zugestanden wurde; außerdem machte er sich anheischig, dem Redacteur des Blattes in allem freie Hand zu lassen, sich durchaus nicht in die Führung der Sache zu mischen, seine Beiträge wie zuvor einzusenden, wofür er denselben Preis wie früher erhalten würde, und im Fall Herr Saunders das Journal nicht länger zu redigiren wünsche, so solle er derjenige sein, dem man das erste Gebot lasse, er selbst dürfe aber kein ähnliches Journal stiften. Diese Bedingungen wurden von beiden Seiten eingegangen.

Nun wurden aber von dieser Zeit an William Howitt und Gemahlin solche

fleißige Arbeiter an dem Journal, daß Mr. Saunders, der sie nicht gerne dadurch beleidigen wollte, daß er ihre Aufsätze nicht einrückte, sich in die größte Verlegenheit gesetzt sah, wie dem Publikum und wie seinem neuen Associé zu genügen. Unmöglich konnten die ganzen Nummern aus Beiträgen einer Feder bestehen! Das Honorar, das Mr. und Ms. Howitt in einem Monat bezogen, belief sich auf 31 Pfd. St., während der ganze Betrag der Einnahme für das Journal nur ungefähr 53 Pfd. St. ausmachte. Endlich im September lieferte das Ehepaar acht Beiträge; dies konnte unmöglich so fortdauern. So wie aber das geringste Mißfallen über die Quantität geäußert wurde, beklagte Herr Howitt sich ganz empört über die Undankbarkeit des Herrn Saunders. Es kam nun zu Erklärungen, man wollte sich trennen, da fand es sich aber, daß Herr Howitt, statt seine 800 Pfd. St. zurückgezahlt zu erhalten, nicht anders austreten wollte, als wenn man ihm 2000 Pfd. bewillige. Dies konnte nicht eingegangen werden. Da beschloß er sich zu rächen und führte diesen löblichen Vorsatz auch nach Kräften aus. Erstlich kündigte er ein Journal an, daß in derselben Weise geführt werden sollte, als das „People's Journal" und dies existirt auch unter dem Namen „Howitt's Journal," und dann ließ er 70,000 Exemplare einer Flugschrift drucken, in welcher er das frühere Leben und den Charakter von Mr. John Saunders auf das schwärzeste verleumdet und das Publikum warnt, das Journal, das ein solcher Mann herausgebe, zu lesen. Diese Anklage hat er nun in ganz Großbritannien und auch in den vereinigten Staaten verbreitet, und Mr. Saunders, um seine Ehre zu retten, hat sich genöthigt gesehen, die ganzen Verhandlungen mit dem Ehepaar Howitt gleichfalls der Oeffentlichkeit Preis zu geben, um so das Publikum selbst entscheiden zu lassen, wer von beiden Recht habe.

Indessen existiren beide Journale fort. Während aber das „People's Journal" alle seine alten Mitarbeiter behalten hat, wozu namentlich Mr. Fox, Mazzini und Miß Martineau gehören, sieht man in „Howitt's Journal" wenig mehr als seine eigenen Arbeiten, die allerdings auch sehr gut sind, was aber doch den Beweis liefert, daß die Gerechtigkeit seiner Sache dem „People's Journal" auch nicht einen seiner Freunde abtrünnig gemacht hat.

Dies ist eine kleine Probe von einem englischen Journalkrieg im Jahre 1847.

Als im Jahre 1712 die erste Steuer auf die Journale gelegt wurde, verminderte sich der Absatz des „Spectators" um die Hälfte. 1750 stand es so schlimm mit den Zeitschriften, daß die Herren Journalisten aus Mangel an Material um die gehörige Seitenzahl auszufüllen, keinen andern Ausweg finden konnten, als daß sie zu der Bibel ihre Zuflucht nahmen und, mit dem ersten Buch Moses anfangend, wöchentlich ein Kapitel erscheinen ließen, bis sie damit durch waren. Solche Lückenbüßer hat doch noch kein deutsches Journal versucht.

Amely.

Die Verwundeten nach der Leipziger Schlacht.

Erinnerungen an J. C. Reil.

Der „ungezogene Liebling der Camönen," Heinrich Heine, hat in der letzten Gabe, welche er Deutschland zukommen ließ, eine Saite unseres Seins und Lebens angeschlagen, die überall ihr Echo findet.

Atta Troll, Tendenzbär; sittlich
— — — — — 2c.
Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust
— — — — —
Kein Talent, doch ein Charakter.

So lautet das Epitaphium des Helden und vieler Hunderte, welche auf dem Markt des öffentlichen Lebens geehrt und geachtet einher gehen. Die rollende Kugel der Fortuna hat sie empor gehoben, hält und trägt sie bis an ihr Lebensende und noch darüber hinaus. Schlechte Typen das! gleichviel ob Talent ohne Gesinnung oder Gesinnung ohne Talent sie zu dem gemacht hat, was sie sind. Die gedankenlose Menge mag an dem Frachtwagen der Gesinnung sich fortschleppen, ihre Choregen sollen die brausende Lokomotive der Einheit von Talent und Gesinnung besteigen. Soll!... böses Wort, böser Kantischer Imperativ, der du immer zum Unwirklichen, zum Unerreichbaren uns hintreiben möchtest. Es sind ihrer wenige, von denen man sagen kann: This was a man, aber es gibt deren. Du mußt nur nicht nach Regensburg zur Walhalla pilgern, Deutschland, um deine großen Männer beisammen zu sehen; ich will dich an Einen erinnern, der dir beinahe vollständig aus dem Sinn gekommen ist, und doch hat er für dich gearbeitet früh und spät bis in den Tod. Vergönne mir mit wenigen Zügen seinen Schattenriß zu entwerfen, dann mag er selbst zu dir reden. Zwischen vergilbten Actenfascikeln hat man einen bisher unbekannten Aufsatz von ihm aufgefunden, der darf der Oeffentlichkeit nicht entzogen werden, er diene dazu, sein Andenken zu erneuern, zu erhalten.

J. C. Reil wurde in Ostfriesland bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren. Der Vater war Landprediger und kam niemals über die Be-

schränktheit seiner Stellung hinaus, der Sohn aber kräftigte und stärkte sich schon früh, gerade wie Lessing, bei aller kindlichen Pietät im geistigen Contraste gegen seinen Erzeuger.

Glückliche Anlagen und eifrige Studien führten den Jüngling bald zur Hochschule, auf der er Medicin studirte; 1788 berief man ihn aus der Heimath als Professor der Pathologie nach Halle. Hier lebte und wirkte er bis zur unglücklichen Katastrophe von Jena, sodann in Berlin als eine der Hauptstützen der neu begründeten Universität. Als Reil im Jahre 1813 starb, hatte der Staat ihm die Leitung der Lazarethe diesseit der Elbe übertragen. Zwischen diesem dürftigen Rahmen liegt eine kolossale Persönlichkeit. In seiner Bildung durchaus auf dem Boden des classischen Alterthums emporgewachsen, und mit den besten Mannesjahren hineingeschoben in die Periode jener starken Naturen des achtzehnten Jahrhunderts, nach denen wir bei unserem zerfahrenen, blasirten Zeitalter vergeblich suchen, erarbeitete er sich mühsam unter dem Vortritt Kant's und Schiller's jene unerschütterliche Energie und Ruhe, die niemals den Ausgang einer Sache zur Norm der That macht, sondern die Sache selbst, das ethische Bewußtsein im Individuum. Daher konnte der Name Napoleon bei ihm nicht wie bei so vielen Millionen die erhabenen Ideen des Jahres 1792 verdrängen, und als die Passionszeit über Preußen hereinbrach, war Niemand im Unglück größer als er. Jeder fernere Unfall schien nur zu dienen, um neue Seiten der Thätigkeit in seinem an Hülfsmitteln unerschöpflichen Kopfe an das Licht zu fördern.

Reil zweifelt keinen Augenblick an der Wiedergeburt Deutschlands in zeitgemäßer Form und handelt dafür; Preußens große Staatsmänner stehen mit ihm in naher Verbindung, auch er hat Antheil an der Emanirung jener gloriosen Institutionen aus den Jahren 1807—10.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf Reil als Arzt, der Wissenschaft, der leidenden Menschheit gegenüber. Die glückliche Gabe der unbefangenen Beobachtung und das reiche Material, das ihm seine Stellung an einer Universität zuführte, wurden auf das gewissenhafteste benutzt. Eine ganze Reihe von Schriften sind das Zeugniß wie von der Thätigkeit so von dem Scharfsinne dieses großen Mannes, kein Zweig der so weitschichtigen Heilkunde blieb von ihm unberührt, jeder wurde bereichert. Quae tetigit ornavit. Die Schönheit der Sprache bleibt ihm auch bei der sprödesten, insipidesten Materie getreu, niemals begnügte er sich, das rohe Factum isolirt hinzustellen, überall verlangt ihn nach dem vereinigenden Bande allgemeiner Gedanken. Und haben auch in der Fluth der Jahre die Naturwissenschaften neue, ungeahndete Bahnen erschaffen, sind Hunderte von einst gefeierten Autoren nur als Curiosa für eine müßige Stunde oder zum Ergötzen des Literarhistorikers brauchbar — Reil's Schriften werden fort und fort von guten Köpfen gelesen, studirt. In ihnen liegt der erste Keim jener wahren Naturphilosophie, die schon Baco vorschwebte und die bis zur Form in Schelling und seinen

Anhängern herabsinken mußte. Der geistreiche Verfasser des hochberühmten Aufsatzes *) „Leben und Lebenskraft" hat nur unter dem Vortritte von Reil leisten können, was er geleistet hat.

Theilnehmend an den Leiden und Schmerzen der Menschen, wahrhaft human, ist er uneigennützig wie wenige gewesen. Aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres. Hoch und niedrig, reich und arm, sie alle fanden gleiche Hülfe, gleichen Trost. Bei ihm ging der Mensch nie unter in dem Objekte der Kunst, das fühlende Herz erstarrte nie unter dem Jammer und Elend, welche ihn umgaben. Wer war geeigneter geistigen Trost zu bringen als er, der selbst jene innere Ruhe und jene antike Seelenstärke in so hohem Grade besaß.

Wir wollen zur Charakteristik dieses herrlichen Mannes ein Actenstück, das in unserem Besitze ist, der Oeffentlichkeit mittheilen, ein Document, das gleichzeitig auch ein Beitrag zur Geschichte einer der denkwürdigsten deutschen Schlachten dienen mag. Es ist dies ein Bericht, den Reil wenige Tage nach der Leipziger Schlacht an den Freiherrn von Stein absendete, da er, wie bereits gesagt, mit der obersten Leitung der Lazarethe diesseits der Elbe betraut war.

Leipzig, den 26. October 1813.

Ew. Excellenz haben mich beauftragt, Ihnen einen Bericht über meinen Befund der Lazarethe der verbündeten Armeen am diesseitigen Elbufer einzureichen. Ich thue dies um so williger, als in dieser thatenreichen Zeit auch die Unthaten nicht für die Geschichte verloren gehen dürfen. Ich kam am 22. October früh in Halle an, fand diesen von allen Seiten gepreßten Ort mit mehr als 7000 Kranken überladen und noch strömten immer neue vom Schlachtfelde bei Leipzig zu. Es würde ein *ὑστερον προτερον* gewesen sein, wenn ich hier zu helfen hätte anfangen wollen. Ich ordnete deswegen für die Verwundeten an, was in diesem Augenblick das dringendste war, fand jeden Einwohner bereit, meine Vorschläge zur Hülfe der Unglücklichen in's Werk zu richten, und eilte dann Leipzig zu, um dessen Lazarethen, die wie ein Vulcan ihre Kranke nach allen Richtungen ausspieen und alle guten Anordnungen in ihren Umgebungen wieder vernichteten, eine zweckmäßigere Ableitung zu verschaffen.

Auf dem Wege dahin begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie die Kälber auf Schubkarren, ohne Strohpolster, zusammengeschichtet lagen und einzeln ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerke hatten, neben sich herschleppten. Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht wurden Menschen vom Schlacht-

*) Rud. Wagner, physiologisches Wörterbuch. Braunschweig. 1846.

felde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war.

In Leipzig fand ich ungefähr 20,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand.

Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauderhaften Gemäldes, von welchen ich selbst Augenzeuge war, und die ich daher verbürgen kann. Man hat unsere Verwundete an Orte niedergelegt, die ich der Kaufmännin nicht für ihr krankes Möppel anbieten möchte. Sie liegen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibien-Leben nicht Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen, wo die Kälte der Atmosphäre in dem Maaße wächst, als ihre Verderbniß abnimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ganz in's Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht, und Heulen und Zähnklappen herrscht. An dem einen Pol tödtet die Stickluft, an dem andern reibt der Frost die Kranken auf. Bei dem Mangel öffentlicher Gebäude hat man dennoch auch nicht ein einziges Bürgerhaus den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt. An jenen Orten liegen sie geschichtet wie die Heringe in ihrer Tonne, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der heißen Schlacht herbeigetragen sind.

Unter 20,000 Kranken und Verwundeten hat auch nicht ein Einziger ein Hemde, Betttuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Nicht Allen, aber doch Einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug eingeräumt, alle sind gleich elend berathen, und dies ist das Einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit Heckerling aus den Bivouaks ausgestreuet, der nur für den Schein gelten kann. Alle Kranke mit zerbrochenen Armen und Beinen, denen man auf der nackten Erde keine Lage hat geben können, sind für die verbündete Armee verloren. Ein Theil derselben ist schon todt, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind wie nach Vergiftungen furchtbar aufgelaufen, brandig, und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen. Daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, welcher um so mehr wuchert, als Hunger und Kälte seiner Hauptursache zu Hülfe kommen.

Unvergeßlich bleibt mir eine Scene in der Bürgerschule. „Ist es Ihr Geist," so rief mir eine Stimme entgegen, als ich die Thür eines Zimmers öffnete, „oder sind Sie es selbst, den mir der Himmel zur Rettung zusendet?" — und doppelte Thränengüsse, von Schmerz und Freude gefordert, rollten über das krampfhafte Gesicht herab. Es war ein Kaufmannssohn aus Preußen, der in der Schlacht

bei Groß-Beeren blessirt, von mir im Spital des Frauenvereins geheilt und hier wieder im Schenkel verwundet war. „Aber Deine Hoffnung, armer Jüngling, ist eine leere Fulguration! Du hast einen Strohhalm in den wilden Brandungen der Zeit gehascht, der Dich gegen die Wetterschläge des Todes nicht schützen wird. Das Mark Deiner Knochen ist abgestorben, Deine Wunden athmen nicht mehr und der Todesengel flackert schon um Deine Schläfe herum, der Dich in wenigen Stunden in eine bessere Welt hinüberführen wird." — Viele sind noch gar nicht, andere werden nicht alle Tage verbunden. Die Binden sind zum Theil von grauer Leinwand, aus Dürrenberger Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt, andere werden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können und die Gelegenheit nützen, ihre ersten Ausflüge an den zerschmetterten Gliedern unserer Krieger zu versuchen.

Einer Amputation sah ich zu, die mit stumpfen Messern gemacht wurde. Die braunrothe Farbe der durchsägten Muskeln, des Operirten nachmalige Lage und Pflege geben mir wenig Hoffnung zu seiner Erhaltung. Doch hat er den Vortheil davon, daß er auf einem kürzeren Wege zu seinem Ziele kommt.

An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen Koth und Urin unter sich gehen lassen und faulen in ihrem eigenen Unrathe an. Für die Gangbaren sind zwar offene Bütten ausgesetzt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht ausgetragen werden. In der Petrikirche stand eine solche Bütte neben einer andern, ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hereingebracht war. Diese Nachbarschaft der Speisen und Ausleerungen, und die Möglichkeit, daß eine triefäugige Ausgeberin die Kelle einmal in die unrechte Bütte tauchen kann, muß nothwendig einen Ekel erregen, welchen nur der grimmigste Hunger zu überwinden im Stande ist. Das Scheußlichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmender Bütten besetzt, deren träger Inhalt sich langsam über die Treppen herabwälzte. Es war mir unmöglich, durch die Dünste dieser Cascade zu dringen, die der Avernus nicht giftiger aushauchen kann, — und den Eingang des Spitals von der Straße her zu forciren. Ich fand einen andern Weg zu demselben auf dem Hof, kam in lange und finstere Galerien, die mit mehr als 2000 blessirten Franzosen garnirt waren, welche durch ihr Aechzen und ihre Ausflüsse die Luft für Ohr und Nase gleich unerträglich machten. Unter dieser Masse traf ich ungefähr 20 Preußen vergraben, die vor Freude außer sich waren, als sie wieder die Stimme eines Deutschen hörten, die sie nach der Schlacht nicht gehört hatten: „Erlösen Sie uns aus diesem Pfuhl des Verderbens!" riefen sie mir aus einem Munde entgegen, wo die physischen und psychischen Eindrücke uns in Kurzem tödten müssen. Ich

versprach ihnen, daß ich sie noch den nämlichen Abend unter ihre Kameraden bringen würde. In der Petrikirche sah ich der Vertheilung des Mittagbrotes zu. Die Fleischportion wog 2—4, das Brot für den Tag ungefähr 8—12 Loth. Die Suppe bestand aus Wasser, in welchem die Reiskörner gefischt werden mußten. Bier und Branntwein wurde hier gar nicht gegeben. An andern Orten hatte er nur den Geruch des Fusels, enthielt kaum zehn Prozent Alkohol, der nicht einmal durch die Epidermis eines Kosakenmagens dringen kann. Bei dieser Diät, die kaum einen Südländer auf den Beinen halten kann, gehen unsere nordischen Völker in kurzer Zeit verloren, verfallen in Nervenschwäche und schwinden wie die Schatten dahin. — — —

Die Diät richtet sich nach dem Mann. Der Russe frißt seinen Kapuß mit Behaglichkeit; der Magen des Pommeräners findet an einem halben Dutzend Gerstenklöße seine genossene Arbeit, wenn das Corinthenmännchen sich denselben an einem Zuckerbrot verdirbt, das er aus den Händen seiner Lais nippt. — —

Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichsten Schauspiele, das mir kalt durch die Glieder fuhr und meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missethäter und Mordbrenner gewesen wären. So entheiligt man die Ueberreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind!

Ob Schlaffheit, Indolenz oder böser Wille die Ursache des schauderhaften Looses ist, das meine Landsleute hier trifft, die für ihren König, das Vaterland und die Ehre der deutschen Nation geblutet haben, mag ich nicht beurtheilen. An anderen Orten ist ihr Schicksal günstiger gewesen, wo Jedermann sich an ihr Lager drängte, auf welches ihr Kampf für ihre Unabhängigkeit sie niederwarf, Balsam in ihre Wunden goß, ihre Schmerzen linderte und durch Mitgefühl ihren Muth stählte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich appellire an Ew. Excellenz Humanität, an Ihre Liebe zu meinem König und sein Volk, helfen Sie unseren Braven, helfen Sie bald; an jeder versäumten Minute klebt eine Blutschuld. Legen Sie ein Schock kranker Baschkiren in die Betten der Banquierfrauen und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Kosacken mit, der für Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich ist. Diese Maßregel, die gewiß Lust und Liebe zum Dinge macht, scheint mehr hart zu sein, als sie es wirklich ist. Der Kranke muß in's Bett, und die Gesunden zu seiner Wartung vor denselben kommen. Wir bespötteln sonst in dem Tadel des Hottentotten, der sich in's Bett legt, wenn die Frau geboren hat, nur unsere eigene Inconsequenz.

J. C. Reil.

Welcher Schwung und welches Pathos in Sprache und Gedanken! Wir glauben einen zürnenden Gott zu vernehmen, nicht den Berichterstatter eines russischen Ministers. Das ist Reil, immer derselbe am Bette des Sterbenden und in der Antichambre des Fürsten, auf dem Katheder und im Kriegslager. . . Zwei Monate, nachdem der mitgetheilte Bericht verfaßt war, im November 1813, starb er zu Halle in der treuen Besorgung seines Berufes, Hülfe bringend, wo ihn selbst der Tod dahinraffte, am Typhus.

Wenn jemals Hyppokrates Worte zur Wahrheit geworden sind, so ist es bei ihm der Fall: ἰητρος φιλοσοφος ἰσοθεος.

Tagebuch.

I.

Die Philosophie und das Czechenthum.

In den Flegeljahren des deutschen Nationalbewußtseins in den Jahren 1810—1820 warfen die Söhne Herrmann's und Thusnelda's den französischen Frack und die Weste von sich, sie gingen mit offener Brust und wallendem Haupthaar auf den Straßen; sie sangen Lieder von der deutschen Treue und dem wälschen Trug, sie schwärmten gleichzeitig für Wodan und den lieben Gott, sie ließen Staatsgespräche von ihren Lippen schallen und legten sich auf ein Sonderlingsbetragen. Als Deutsch wurde verehrt, was zu verrückt war, um von civilisirten Nationen getrieben zu werden. Manch „vergötterter Waldteufel" sang dem staunenden Volk seinen Dithyrambus über die rohen Kastanien vor, die den verlornen Stand der Unschuld und Natur den abgefallenen Wodanskriegern wiedergeben sollten.

Seitdem ist die Nation älter geworden, und hat sich ihres Rausches geschämt. Einen Lappen nach dem andern von der alten nationalen Harlekinsmaske hat sie fallen lassen: sie flucht nicht mehr auf Voltaire, sie kämmt sich die Haare, sie will nicht mehr den Elsaß erobern, sie will nicht mehr den flachsbärtigen Barbarossa aus seiner unterirdischen Ruhestätte heraufbeschwören. Noch immer fliegen die Raben um den Kyffhäuser, aber das Volk achtet ihrer nicht mehr.

Die Romantik, welche die deutschen Völker von sich geworfen, wird aber von ihren Nachbarn begierig aufgegriffen. Die Nordlandsrecken halten patriotische Trinkgelage am Sund, und verschwören sich in unschuldsvollem Weinrausch: Skandinaviens Einheit wiederherzustellen, während unter den slavischen Völkern Männer hervortreten und sich auf die Knie werfen vor dem weißen Czaar und zu ihm beten: Väterchen, laß deine Knute auf unsern Rücken fallen, denn wir sehnen uns nach nationalen Striemen.

Man wird es in den späteren Jahrhunderten nicht glauben, daß es in allen Provinzen slavischer Abstammung Menschen gegeben — ich will nicht sagen Parteien — die sich unter die Herrschaft der Kosaken stellen wollten, nur um ein „nationales" Regiment zu haben. Und doch ist es so.

Der Panslavismus ist freilich schnell genug verraucht; nicht so die Romantik des Slaventhumes. Wir finden bei den modernen Czechomanen die nämlichen Erscheinungen, die uns in der Erinnerung an unsere eigenen Flegeljahre belästigen. Der Unterschied ist nur, daß die Deutschen doch etwas voraus hatten — eine gebildete Sprache, eine reiche Literatur, die gerade in ihrer vollsten Blüthe war, die mit keiner anderen den Wettstreit scheuen durfte. Wenn die Deutschen in ihrem forcirten Enthusiasmus die Sprache des verhaßten Feindes und seine gotteslästerlichen Schriftsteller aus ihrer Mitte

ausweisen wollten, so war das lächerlich genug, aber es hatte doch einen relativen Sinn; die Enkel Libussens dagegen haben ihren Schiller und Göthe noch zu erwarten, und ihr Auflehnen gegen die deutsche Literatur ist geradezu eine Empörung gegen die Wissenschaft, die Kunst und die Bildung überhaupt.

Ein interessanter Beitrag zur Kenntniß dieser kuriosen Bewegung ist eine vor kurzem erschienene Schrift: „Sein oder Nichtsein der deutschen Philosophie in Böhmen. 1847. Ein Beitrag zur Geschichte der utilistischen Tendenzen der Jetztzeit. Bevorwortet und herausgegeben von Dr. Cupr."

Sie enthält die Sammlung der Streitschriften, die in verschiedenen czechischen und deutschen Blättern über die deutsche Philosophie erschienen sind. Scheinbar betrifft der Streit nur die Philosophie, wer aber einigermaßen mit der deutschen Literaturgeschichte seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vertraut ist, wird wissen, daß die gesammte geistige Entwickelung Deutschlands mit der Entwickelung seiner Philosophie so innig und organisch verwachsen ist, daß wenn man die eine zu Grabe tragen könnte, auch von der anderen nur ein Scheinleben übrig bleiben würde. Wenn also die czechischen Literaten die Philosophie wirklich todtgeschlagen haben, dann ist es mit uns armen Deutschen wirklich schlecht bestellt.

Und todtgeschlagen haben sie sie. In der böhmischen Museumsschrift haben sie sie vernichtet. Unter dem bescheidenen Titel „Etwas über die Philosophie" hat Herr Gäbler nicht nur die Philosophie vernichtet, sondern auch die richtige Wissenschaft wieder aufgebaut. Er hat die Philosophie todtgeschlagen, ohne etwas anderes von ihr zu kennen, als was in zwei kleinen Compendien steht; er hat die Weltgeschichte und das System der Natur a priori construirt, ohne von der einen oder dem andern etwas gelernt zu haben. Und er hat das alles aus patriotischen Absichten gethan. Er sagt den Czechen: Euer Verstand ist für das Haus gut genug; gebt euch mit der Speculation eurer deutschen Feinde nicht ab; timeo Danaos et dona ferentes. Die Deutschen können bei der Gelegenheit auch lernen, daß Herbart die Spitze und die Vollendung unserer Philosophie ist.

Aber das Seltsamste bei dieser Sache ist, daß Herr Gäbler nicht aus angeborener Sympathie sich des Czechenthums annimmt, im Gegentheil, er ist ein ehrlicher Deutscher, selbst der Accent über seinem a ist ein reflectirter. Wie so manche junge deutsche Dichter die gute Sache der slavischen Nationalität zu ihrem Piedestal machen, wie ihre Begeisterung zuweilen so weit geht, daß sie für die Sprache Libussa's schwärmen, ohne sie zu kennen, so hat auch Herr Gäbler die Unparteilichkeit seines politisch-literarischen Enthusiasmus darin gezeigt, daß er gegen die Sprache und Bildung, der er selbst seiner Geburt nach angehört, mit fremden Waffen zu Felde gezogen ist.

Dr. A. Smetana, ein Czeche, aber ein gebildeter Kenner der Philosophie und ein Mann von ruhigem, gesundem Urtheil, hat den Angriff des Herrn Gäbler zurückgewiesen; nicht etwa, indem er in der schweren Rüstung der Wissenschaft gegen ihn aufgetreten wäre, sondern einfach dadurch, daß er zeigt, Herr Gäbler verstehe ebensowenig etwas von der Philosophie, die er widerlegen wolle, als von dem, was er selber spreche. Ein Czechomane, Herr Hanslicek, hat sich seines Parteigenossen angenommen; ein Schüler Smetana's Herr Cupr, nahm sich wieder seines Lehrers an, und so ist der Apparat so angewachsen, daß er in der vorliegenden Broschüre nahe an 200 Seiten füllt.

Es kann uns nicht einfallen, hier auf das Materielle des Streites einzugehen. Nur formell müssen wir zweierlei feststellen.

Es ist auch in Deutschland häufig genug vorgekommen, daß der sogenannte „gesunde Menschenverstand" sich gegen das geschulte Denken aufgelehnt hat, weil es ihm unbequem war, aus seiner rohen Unmittelbarkeit herauszutreten. Nun ist nicht zu leugnen, daß die Philosophie selbst häufig genug Schuld war an diesem Angriffe. Wenn man behauptet, der Mensch könne nicht denken ohne Logik, so ist das gerade so viel, als wenn man sagt, er könne nicht kauen ohne Physiologie. Es gibt recht viele Gebiete, in denen der gesunde Menschenverstand, die praktische Erfahrung, die specielle Beobachtung, Routine u. dgl. allein zu sprechen hat, und wo die Philosophie schweigen muß. Wenn z. B. die Philosophie darüber ein Votum abgeben wollte, ob in den böhmischen Schulen czechisch oder deutsch unterrichtet werden solle, so hätte der gesunde Menschenverstand ganz recht, ihr ein: ne sutor ultra crepidam! zuzurufen. Dasselbe wird sie aber dem gesunden Menschenverstand zurufen, wenn er mit seiner ungebildeten, instinctartig oder durch die Tradition empfangenen Vorstellung sich in das Heiligthum der Wissenschaft wagt. Wer die Philosophie angreifen will, muß sie erst studiren.

Inwieweit die czechische Nationalität mit ihren politischen und anderen Forderungen im Recht ist, geht uns hier nichts an. Wenn sie aber ihre Eigenthümlichkeit nicht anders zu vertreten weiß, als durch Scheu vor dem Fremden, durch Festhalten an der alten Beschränktheit, durch Verschmähen der Bildung, woher sie dieselbe auch entnehmen möge, so ist sie zu bedauern, denn sie verräth dadurch ihre Ohnmacht und ihre Unnatürlichkeit. Die naive Unkultur kann etwas Anziehendes haben, die reflectirte Barbarei aber ist immer widerwärtig. Wetteifert mit den Deutschen, ihr czechischen Landsleute! lehnt euch gegen ihre politischen Uebergriffe auf, bildet euer eigenes Schriftthum in nationalem Sinn — das alles habt ihr mit eurer Klugheit auszumachen; je nach der Kraft und dem Talente, das ihr dabei aufbietet, wird euch die Sympathie Oesterreichs und a u c h d i e D e u t s c h l a n d s unterstützen. Wenn aber euer Patriotismus ein blos negativer ist, wenn ihr die Pflugschaar verschmäht, die den Boden des Geistes furchen soll, weil sie ein deutscher Schmied verfertigt, wenn ihr das Pulver aus dem Lande verbannt, weil es eine deutsche Erfindung war und keine czechische — dann verdenkt es uns nicht, wenn wir euren Bestrebungen keine andere Theilnahme weihen können, als ein mitleidiges Achselzucken. † †.

II.

Aus Paris.

Die Rede Montalembert's. — Guizot und die Seinigen in ihrer Jämmerlichkeit. — Besiegt und doch unterlegen. — Eine Lehre für die Schweiz.

Es würde schwer sein, Ihnen heute von etwas Anderem zu schreiben, als von der Verhandlung der Adresse in der Pairskammer und ganz besonders von der Rede des Herrn v. Montalembert. Sie hat alle vorhergehenden verwischt, sie ist nicht nur der Gegenstand aller Unterhaltung, sondern auch des In-sich-Gehens und Nachdenkens aller Parteien. Es war Feuer, Begeisterung, Leidenschaft, mit einem Worte Leben in ihr, und der Funke, der sie durchglüht, hat nicht nur in dem dürren Holze der Pairskammer, sondern auch in dem grünen Holze außerhalb derselben Feuer gefangen. Alle vorhergehenden Reden waren, mit Ausnahme der des Herrn d'Alton Shee, kalte und todte Zeitungsartikel in Professorentwickelungen, wie geistreich und schönrednerisch sie auch thaten. Herr Guizot selbst hat mit seiner Depesche vom 27. September 1847, in der er dem Pabst die Dienste Frankreichs anbot, nur Eines er-

reicht, nämlich: aller Welt sehr klar zu zeigen, daß im Falle der Noth weder der Fürst Metternich, noch der Pabst auf ihn rechnen können!! Der Herzog v. Broglie hat uns belehrt, daß Frankreich in der Schweiz mit den Verträgen von 1815 einverstanden ist, weil sie die Schweiz nicht etwa wie Nordamerika, sondern wie den deutschen Bund organisirten, das heißt, die Einheit des Staates auf so schwache Grundlagen gestellt haben, daß sie die Schwäche der Schweiz, wie die Deutschlands, bedingen, und das vollkommen zu den Wünschen und Interessen Frankreichs paßt. Das Alles ist nicht neu, das Alles entscheidet im Wesentlichen auf keine Weise die Streitfrage, um die es sich handelt. Erst Herr v. Montalembert hat dieselbe richtig aufgefaßt und dann von seinem Standpunkte aus zu lösen gesucht.

Dieser Standpunkt ist eigentlich die Hauptsache. Er erlaubt Herrn v. Montalembert die Frage, um die es sich handelt, wenigstens der Wahrheit gemäß aufzufassen; er flößte ihm die Leidenschaft, die Begeisterung ein, mit der er selbst die alten Herren der Pairskammer in Feuer zu setzen vermochte. Dieser Standpunkt ist der eines Katholiken, eines Legitimisten (wenn auch mit halbwegs liberalen Neigungen), eines „Sohnes der Kreuzfahrer," eines Schülers — der Jesuiten. In dieser Stellung liegt die Ursache der Leidenschaft, der Begeisterung, der Liebe zu den Einen, des Hasses gegen die Andern, die in der Rede des talentvollen Pairs überall sprudeln. Er hat das vollste Recht, gegen die Radikalen der Schweiz mit dem Feuer und dem Schwert seines Herzens und seines Geistes auszuziehen, denn ihr Sieg ist seine Niederlage, ihre Macht seine Ohnmacht. Seine Stellung der Gesammtschweiz gegenüber ist klar und einfach, und daher sind seine Worte gewaltig und mächtig. Er weiß, was er will, und das was er will war der Athem seines Lebens von dem Tage an, da in einer Jesuitenschule sein Seelenleben begann, bis zu dem Tage, wo sein Herz blutend den Stoß mitfühlte, der die Jesuiten in der Schweiz traf.

Aber Guizot, der Protestant, der Philosoph, der Sohn der Revolution, der erst gestern die Jesuiten aus Frankreich austreiben mußte — der hat kein Recht dem Gesammtbunde der Schweiz gegenüber das Haupt zu heben, denn er verleugnet die Lehren seines ganzen Lebens, jede Handlung seiner thatenreichen Laufbahn, wenn er auf einmal in der Schweiz den Jesuiten, den Legitimisten, den Altkatholiken, den Söhnen der Kreuzfahrer, den Bekämpfern des Protestantismus, den Todfeinden der Revolution die Hand reicht. Und es war ein Meisterschlag Herrn v. Montalembert's, daß er mit einer freien und klugen Wendung, wie man sie in der Schule, aus der er hervorgeht, lehrt, die Gegner des Sonderbundes zu den Nachfolgern und Nachahmern der Schreckensheroen von 1793 zu machen suchte. Die Wendung war um so besser berechnet, als sie von der einen Seite Herrn v. Montalembert wieder erlaubte, wahr und aufrichtig zu bleiben, zu hassen, was er zu hassen von Jugend auf gelernt hatte, und zugleich der Schrecken des Schreckens, der als Gespenst auf den höhern Mittelständen Frankreichs lastet, in die Schranken der Pairskammer hinabzukommen. Wie gesagt, Herr v. Montalembert hat das Recht, der Revolution und ihrem Andenken zu fluchen; denn seine Partei wurde durch dieselbe besiegt, zernichtet; er hat das Recht auch hier sein Haupt stolz zu heben, denn er und die Seinigen sehen wohl die Häupter ihrer Vorkämpfer und Vorgänger fallen — aber sie beugten es nie. Aber der König der Franzosen — hieß er nicht einst Egalité? Und Guizot? Hat er denn nicht die Geschichte der englischen Revolution geschrieben, um die Julirevolution herbeiführen zu helfen? Hat er nicht in seinen Vorlesungen den Boden des Thrones der Bourbonen unterwühlt? Und Thiers, sein Castorstern, war er nicht der Wiederhersteller des Ansehens

des Convents? — Sie haben heute Angst vor der Größe, die sie geweckt, sie sind heute, wie der Schüler des Hexenmeisters, in der höchsten Noth, weil sie das Wort nicht kennen, das den Geist, den sie mit fesseln helfen, wieder bannen könnte. Und hierin liegt auch die Ursache, daß Guizot, daß Pasquier und die ganze Masse der Pairs, sich wie von einem Hoffnungsstrahl durchzuckt fühlten, als sie die Stimme des Altkatholiken hörten, und es wie eine aus der Vergangenheit wieder auftauchende Ahndung in ihnen wiederklang, daß diese Stimme einst den Zauberspruch gewußt, der die Geister, die sie in schülerhaftem Uebermuth entfesseln halfen, zu bannen vermochte. Guizot, Pasquier, Decazes und wie sie alle heißen, beugten in Demuth ihr Haupt, denn der lebendige Gedanke — wenn auch der Vergangenheit entliehen und der Gegenwart nicht mehr gewachsen — riß sie in ihrer innern Ohnmacht in den Staub hinab. Es war ein wohlthuendes Schauspiel, es war wie eine Rache des waltenden Geistes der innern Wahrhaftigkeit gegen den der innern Lüge.

Ja, Herr v. Montalembert ist stark und mächtig gegenüber allen denen, die wie die Anhänger des Julikönigthums und der Julirevolution außerhalb Frankreich vertheidigen, was sie in Frankreich vernichten halfen. Herr v. Montalembert war vor einem halben Jahre nicht geistreicher und tüchtiger als er heute ist — aber die Herren Guizot und Gehülfen sind in Folge ihres Kampfes für den Sonderbund so zusammengeschrumpft, daß der wahrhaftige und natürliche Vertheidiger des Sonderbundes heute riesenhoch über sie hinausragt.

Das ist das Geheimniß des Sieges, den Herr v. Montalembert gestern davongetragen hat.

Und wunderbar und doch so natürlich. Herr Guizot und seine Freunde riefen Victoria! Sprecht dem Blinden von der Farbe. Die Freunde Herrn Guizot's bilden sich ein, daß Herr v. Montalembert die Radicalen der Schweiz und nebenbei die Radicalen der ganzen Welt niedergedonnert habe. Herr v. Montalembert wurde in der Schweiz selbst besiegt, er nahm die fliehenden „heiligen Väter“ gastfreundlich auf, er gehört, trotz seiner siegreichen Rede zu den Flüchtlingen der Schweiz. Und er und die Seinigen wurden in der Schweiz selbst besiegt, weil sie Altkatholiken, weil sie Jesuiten, weil sie „Söhne der Kreuzfahrer“ sind, und diese Altkatholiken, diese Altlegitimisten die Revolution nothwendig gemacht haben. Wir zählen heute 1848 und erst gestern 1847 trat zum ersten Male ein Pabst schüchtern und spät für die Freiheit der Völker in die Schranken! Jahrhunderte waren die Altkatholiken, die Jesuiten, die Väter und Vorgänger der Montalembert's, die Feinde jedes Fortschrittes, und Jahrhunderte unterdrückten sie jede Regung des freien Geistes mit Gewalt. Aus dieser Gewalt ging die Gewalt der Revolution selbst hervor; das Blut von 1793 hat seine Urquelle unter den Scheiterhaufen der vorhergehenden Jahrhunderte. Und Niemand, und hieße er Montalembert, und wäre seine Hand so rein, wie die des neugebornen Kindes, hat ein Recht die Revolution deswegen zur Rede zu ziehen, wenn er mit seinen Gefühlen und Ansichten in den Grundsätzen und Zuständen wurzelt, die durch Gewalt — Gewalt erzeugt haben. Herr Montalembert ist stark und mächtig gegen Herrn Guizot, er ist aber der besiegte Sonderbündler den Schweizerradicalen gegenüber.

Und der beste Beweis dafür ist — die blinde Leidenschaft, mit der er die Schweizerradicalen ohne alles Maß und ohne alle Scham bekämpft. Wir sagen keck, die Söhne der Kreuzfahrer und die Schüler der Jesuiten haben nicht einen Sieg ihrer Väter und Lehrer aufzuweisen, der nicht mehr Gewalt und Blut, Unordnung und Mißhand-

ung in seinem Gefolge gehabt, als der Sieg der Gesammtschweiz dem Sonderbunde gegenüber. Und nun lese man die Rede Herrn Montalembert's. Sollte man nicht glauben, ein Heer von Hunnen und Baschkiren sei über die Schweiz gekommen und das ganze Land sei heute in Blut und Leichen und Trümmern gehüllt. —

Wir wünschen den Schweizerradikalen Glück zu diesen Uebertreibungen. Sie werden einen doppelten Nutzen für sie haben. Die Uebertreibung wird dazu dienen, die Spuren des Krieges und der Gewalt, die nicht zu leugnen sind, halbwegs zu verwischen. Man wird die blutigen Wüsten suchen, die Herr von Montalembert schildert, und die paar gebrochenen Thüren übersehen, die in Wahrheit gesprengt wurden; man wird den wilden Thiermenschen und Barbaren der Schweiz, wie Herr v. Montalembert sie malt, nachfragen und die Fragenden werden erstaunt finden, daß sie es mit schlichten Männern und ganz guten Menschen zu thun haben. — Von der andern Seite aber werden die Schweizer doch auch einsehen lernen, wie jeder ihrer Schritte überwacht ist, wie man jedes, auch das kleinste Unrecht, das sie begehen könnten, an die größten Glocken der Welt hängen wird. Und wenn sie dies begriffen, werden sie einen Grund mehr hierin finden, mit der höchsten Milde, der unbedingtesten Schonung zu Werke zu gehen.

Das werden der Schweiz gegenüber die Folgen dieser ausgezeichneten Rede sein. In Frankreich übrigens beweist die Art, wie sie aufgenommen worden, daß wieder eine höhere Regsamkeit in die Gemüther gefahren ist, und zugleich daß Herr Guizot und seine Helfer nicht berufen sind, dieselbe zu lenken. Ob Herr v. Montalembert und die Seinigen dies könnten? Wahrlich nein, und zwar aus demselben Grunde nicht, aus dem Herr v. Montalembert der Schweiz und der Radicalen gegenüber ohnmächtig erscheint. Er und die Seinigen sind und bleiben die Erben eines Hauses, das zu andern Zeiten seine Kräfte vergeudet hat und daß erst durch seine Erfahrungen heilvolle Lehren zu geben vermag, aber jüngern Kräften die Lenkung der Verhältnisse überlassen muß und wird.

J. —y.

III.

Aus London.

Königin Victoria und der Schauspieler Macready. — Die Befestigung Englands. — Ninfa. — Herzog von Braunschweig. — Die Post und die Journalistik. — Amerikanische Damen. — Verantwortlichkeit der irischen Geistlichen. — Einrichtungen in der Englischen Bank. — Steuer auf Gas. — Glück durch Hühneraugen.

Am 6. Januar, am Dreikönigstage, bekam die britische Majestät eine große Sehnsucht nach einem classischen Genusse, vielleicht aus esprit de contradiction, weil der Tag allgemein sehr festlich begangen und besonders mit einem wunderschön verzierten Kuchen gefeiert wird, bei dessen Zerstückelung dann ein Bohnenkönig und seine Königin vom Schicksal zusammengeführt werden. Königin Victoria aber wollte den Kuchen durch eine Vorlesung der „Antigone" würzen, und schickte zu dem Schauspieler Macready, ihm seine bonne fortune zu verkünden. Dieser aber wußte die Gnade gar nicht zu schätzen, ja er nahm sie vielmehr als eine Ungnade auf. Da Ihre Majestät, als er den Geschmack für das classische Drama aufzufrischen wünschte, sich weigerten sein Theater zu besuchen und nicht das geringste Interesse in seiner Bemühung in dem Bezug nehmen, so wollte Macready auch jetzt die königlichen Ohren nicht durch das Vorlesen eines Stückes ermüden, das man nicht

hatte wollen spielen sehen, und zog es daher vor, den 6. Januar in seinem Hause zuzubringen. Wollten doch alle Künstler eine so unabhängige Stellung annehmen!

Macready ist aber auch der Schauspieler par excellence und gerne versammeln sich in seinem Salon die ersten literarischen Notabilitäten und Künstler.

Das neue Jahr hat sonst noch nichts Neues gebracht; „Punch" hat Lord John Russell im Nebel erscheinen lassen und sich dann zum Schulmeister gemacht, um zwei allerliebste Knaben, den kleinen John und den kleinen Rothschild in die Schule zu nehmen. Der Einfall und die Ausführung sind höchst witzig. Sonst beschäftigen sich alle Blätter nur mit der Befestigung Englands und schreiben ein so Langes und Breites darüber, als wenn der Feind schon vor den Thoren wäre. Es habe sich John Bull's ein „anständiger Schauder" bemächtigt (decent horror), als die erste Idee rege geworden, wie die arme Britannia so unbeschützt und unbewaffnet jedem Anfall preis gegeben sei, heißt es in einem Blatte — und schnell habe der Herzog v. Wellington den Rath ertheilt, es ringsum mit einer gewaltigen Mauer à la Chinoise zu versehen. Dies Reden über die Befestigung hat aber fast den Anstrich, als sei es nur dazu in Gang gebracht, um die Zeitungen zu füllen, für die ein solcher Augenblick, wo alle Geschäfte ruhen, stets eine wahre Feuerprobe ist.

Auch die Literatur hat nichts gegeben, was der Bemerkung werth wäre. „Rinsa," der vielbesprochene Roman, der von einer Engländerin deutsch geschrieben, vor einem Jahr bei Brockhaus herauskam, ist eben von der Verfasserin selbst, Miß Louisa Kier Grant, in's Englische übersetzt worden. Die scharfe Kritik, die er auf deutschem Boden erfahren, hat sie also nicht abgeschreckt, ihre eigene Uebersetzerin zu sein.

Der Herzog von Braunschweig schließt sich indessen den hiesigen Communisten immer mehr an und macht sein Blatt ganz zum Organ derselben. Die Sprache, die er führt, wird stärker, und man kann kaum berechnen, zu welcher Gewalt des Ausdrucks er den Ton seines Blattes noch steigern werde. In den meisten deutschen Staaten, selbst in den freien Städten, ist diese Zeitung verboten, und der Bundestag führt ein so wachsames Auge, daß er selbst bis nach dem kleinen Städtchen Grewismühlen, an den Küsten der Ostsee, der Uebertretung des Verbotes nachspürte und den Frevel untersagte.

Die Thronrede Philipp's kam durch ein expresses Schiff herüber, so daß sie am nächsten Morgen schon in der Times stand, was dieser eine Ausgabe von 300 Pfd. gemacht hatte. Doch rentirt es sich. Jetzt wird das Recht, Zeitungen an die Reisenden beim Abfahren mit der Eisenbahn zu verkaufen, auch schon von den Herrn Directoren vermiethet, so wird hier alles gleich ein Zweig der Industrie. An dem Stationsplatz bei „London Bridge" zahlt der Zeitungsverkäufer jede Woche 10 Guineen Pacht; bei der „Euston Station" 60 L. jährlich. Daran nehme man sich ein Beispiel Für den Winter gehen die „Expreß Trains" 48 englische Meilen die Stunde, die gewöhnlichen 38. In einem solchen Flug einmal den Hals zu brechen, ist doch der Mühe werth! In Deutschland kriechen wir nur, bleiben dafür aber auf den Beinen.

Man will jetzt eine Penny-Post nach Amerika einrichten. Die englischen Blätter berechnen, die Regierung würde dabei immer noch 50 pCt. gewinnen, und das wäre ganz genug. Die freie Versendung der Zeitschriften durch die Post, hat London Nachtheil gebracht. So kommen z. B. in Jerssey 13 Journale heraus, und von diesen werden nun alle Wochen 60,000 Exemplare nach London versendet, was dem hiesigen Handel Schaden bringt. Punch aber leidet auch dabei nicht; denn er ist und bleibt unvergleichlich. Man vermuthet, daß er 70,000 Exemplare drucke. Ich ging gestern auf

das Bureau und bat die Zahl anzugeben. Der Mann lächelte. „I cannot tell you“ sagte er; es sei ein tiefes Geheimniß, in das Niemand dringen dürfe. Vor 34 Jahren wurde das erste religiöse Blatt in Amerika gedruckt; jetzt hat es deren Hundert. Kein anderes Land kann gewiß nur halb die Zahl aufweisen, und hoffentlich manches gar keine. Es scheint eine sonderbare Wirkung hervorzubringen, ein solches ewiges Reden über den Himmel und seine Bewohner; denn die Yankee Damen sind ungeheuer kriegslustig geworden, und es haben sich davon nicht weniger als 2300 eingefunden, gegen die Mexicaner mitzukämpfen, um früher aus diesem Jammerthal in die gesegneten Gefilde versetzt zu werden, von denen die religiöse Poesie singt. Es muß sich auch viel schöner in jenen Welten leben, wo der Mensch weder Kleider braucht noch Essen, und dabei schön ist wie ein Engel! Vielleicht waren es alle die Unschönen, die sich durch Feuer und Schwert zu verpuppen wünschten! Die Frömmigkeit spricht sich in der Welt jetzt auch im Kleinsten aus; so hat z. B. der Vicar von Thorvarton kürzlich bestimmt, daß alle seine Butter mit einem Kreuz gestempelt werden sollte, damit seine Leute dadurch erinnert würden, daß Butteressen nicht der Zweck des Lebens, sondern Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung. Die Idee ist so übel nicht. Die irische Geistlichkeit sagt, O'Connel's Körper sei in Irland, sein Herz in Rom und seine Seele im Himmel; da fragen nun die Laien, wie man dies Alles so genau wissen könne, ohne Clairvoyant zu sein? Die armen Priester haben aber kürzlich einen gewaltigen Schreck gehabt, von dem sie noch nicht wieder zu sich gekommen sind. Man schreibt ihnen nämlich allgemein zu, daß diese häufigen Mordthaten, die begangen sind und noch täglich begangen werden, durch den Beichtstuhl befördert sind, und die protestantischen Einwohner Irlands haben daher ein Schreiben an die katholische Geistlichkeit erlassen, worin sie denselben ankündigen: daß in jedem Dorfe, worin der protestantische Landlord von seinen Leuten umgebracht werde, von jetzt an der darin lebende Priester mit seinem Leben die Frevelthat büßen solle. Diese Anzeige hat nun ein Ach und Weh hervorgerufen, das ohne Ende ist. Ob die Furcht vor solcher Strafe Früchte tragen wird, muß die Zeit lehren.

Mit der Geldkrisis ist es jetzt bedeutend besser in England. Die Staatspapiere sind gestiegen und die halbjährlichen Dividenden ausgezahlt. Welch' schöne Ordnung dabei herrscht, ist nicht genug zu rühmen! Da stehen an den Eingangsthoren der Bank die Thorwächter in ihren rothen Röcken, mit alterthümlicher Verzierung und dem dreieckigen Hut, alte eisenfeste Männer, die diese Bedienung für früher geleistete Dienste als eine Versorgung ihrer alten Tage erhalten haben; sie weisen den Kommenden zurecht, das ist ihr ganzes Geschäft. Gelangt man nun an die gesuchte Thüre, so ist diese doppelt, auf dem einen Flügel steht „In“ auf dem andern „Out;“ sie fliegen von selbst beim leisesten Drucke auf und fliegen wieder zu in ihre rechte Stellung. So geht alles ohne Störung vorüber und ohne Zeitverlust. Nun kommt man in die innere Rotunde, wo gezahlt wird. Das geht aber nicht gleich. Man muß erst in ein zweites Gemach gehen, wo in großen Lettern an der Wand herum das Alphabet steht; da sucht man sich seinen Buchstaben aus. Der Mann der darunter sitzt, öffnet sein Buch, findet den Namen, läßt ihn zur Sicherheit nochmals schreiben, vergleicht die Schrift, findet sie ähnlich, und gibt dann ein Papier auf die schuldige Dividende. Nun geht man stumm, wie man gekommen, durch „Out“ in die Rotunde zurück, reicht sein Billet dem wenigst beschäftigten; er nimmt es, schiebt das Geld auf einer Schaufel hin und alles ist abgethan, und man findet sich durch ein anderes „Out“ wieder im Freien.

Das Deficit des Staatseinkommens ist aber in den letzten sechs Monaten so bedeutend gewesen und man hat an Steuern so viel verloren, daß man beschlossen, heißt es, die Income Tax auf 4 Penny vom Pfund zu erhöhen. Diese Vermuthung erregt viel Schrecken. Nun klagt man auch, daß die Königin die Steuer nie gezahlt. Als vor drei Jahren der erste Vorschlag dazu von Sir Robert Peel gemacht wurde, sagte sie gleich, dann würde sie und der Prinz die ersten sein, die sich der Steuer unterwürfen, und der Nation das Beispiel geben; der Jubel über diese Worte war so allgemein, daß die kleine Majestät wohl kaum eine Lebensepoche gekannt, in der sie so populär gewesen. Es ist aber bei dem Versprechen geblieben, und man zählt ihr jetzt nach, wie viel im Laufe von drei Jahren die Ausführung desselben dem Staate eingebracht haben würde.

Es ist in Vorschlag gebracht, um die Revenuen zu heben, eine Steuer auf das Gas zu legen. Man berechnet, wenn ein Shilling auf Tausend Cubikfuß käme, so brächte dies dem Staate alljährlich 2 Millionen Pfd. St. Die Summe ist bedeutend genug, um über die Sache nachzudenken. Für Deutschland wäre das nun freilich noch nichts, denn die paar Nachtlampen, die man in Berlin in den Straßen anzündet, um nur eben den Mond dadurch zu verdunkeln, können nicht sehr viel Material verzehren. Mr. Drury ist aber jetzt da um nachzusehen; vielleicht sieht er nicht blos, sondern verbessert auch zugleich.

Das schönste Beispiel, wie ein Deutscher sein Glück auf englischem Boden mache, liegt jetzt eben vor, und es ist gewissermaßen eine Pflicht darauf hinzuweisen, weil so viele junge Männer von Talent, die ein paar Dummheiten haben drucken lassen, zum Auswandern genöthigt sind und dann hier auf fremdem Boden, wenn sie nicht etwa Talent zum Taschendiebe haben, so ganz con amore verhungern können. Herr Eisenberg widmete sich hier der Kunst die Hühneraugen zu schneiden (ob es schicklich ist davon zu sprechen, lasse ich dahingestellt sein), er that es mit so günstigem Erfolg, daß sein Ruhm sich binnen kurzem über Stadt und Land verbreitete. „Monsieur Eisenberg m'a extrait les cors avec un grand succès et une grande habiléte," unterzeichnet Louis Napoléon. Dies steht jetzt in allen Zeitungen, und der Hühneraugenarzt fährt indessen in einem hübschen Wagen zu seinen Patienten, hat ein schönes Landhaus in Richmond, eine elegante Stadtwohnung und außerdem alles, was der Zubehör eines solchen Etablissements an Luxus erfordert. Das ist also ein Metier, das seinen Mann nährt, und da er wie ein Gentlemen leben kann, darf er auch Gentlemen einladen, an seiner wohlbesetzten Tafel Platz zu nehmen. — So ist England. Rette den Schein und du bist ein Ehrenmann!

Amely.

IV.

Aus München.

1.

(Verspätet.)

Das neue Ministerium.

Unser Ministerium der guten Hoffnung, wie es in der zweiten Kammer vielfach genannt worden ist, ward nach der gewöhnlichen Zeit des guten Hoffnungseins (v. 1. März bis 1. Dezember), also gerade nach neunmonatlichem Bestand, glücklich von einem jungen, wir wollen erwarten, kräftigen Nachkommen entbunden; nur hat nach alter Götter Weise das Kind die Mutter verschlungen. Wohl wußte man, daß Herr von Zenetti das Portefeuille des Innern nur auf ein Handbillet des Königs

über die Dauer der außerordentlichen Ständeversammlung behalten hat, aber das Ausscheiden des Herrn v. Zuckbein weiß man sich heute noch nicht zu erklären, und bei Herrn von Maurer vermuthet man den Grund in seiner Haltung in der ersten Kammer. In der That erscheint die Aeußerung, die vorigen Minister hätten „den König in den Koth herabgezogen" von einem gewiegten Staatsmann eben so unparlamentarisch, wie die Mittheilung der vertraulichen Aeußerung des Herrn von Abel gegen ihn, „er hätte sich nicht so mäßig verhalten und die Gefängnisse gefüllt," ungeziemend erschien. Daß die Frage der Gesetzgebung, welche in Herrn v. Maurer ihren Mann endlich gefunden zu haben schien, wohl au'fs Neue in's Stocken gerathen werde, fürchtet man im Volke.

Fürst von Wallerstein, welcher sowohl um seines frühern Wirkens willen, als namentlich durch das bekannte System seines Nachfolgers erst eine Popularität im Lande erhalten hat, ist ein Mann von eminenten Talenten, und ob man schon bei der Debatte über die Censur merken konnte, daß er auf einen Ministerposten los steuere, so versprechen sich doch alle Fortgeschrittenen von seinem Wirken als Cultusminister viel Gutes, obschon Manchem sein erster Erlaß vom 8. d. M., nach welchem die von Sr. Majestät am 29. Mai genehmigte und vom Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten am 7. Juni ausgeschriebene Verfügung wegen Abordnung weltlicher Commissarien zu den Prüfungen für die Aufnahme in die Priester-Seminare, außer Kraft gesetzt wird, nicht ganz gefallen will. — Herr v. Beisler, wenn wir nicht irren, derselbe, welcher sich als Regierungsrath in Schwaben mit dem Fürsten Wallerstein als Präsidenten dieses Kreises seiner Zeit nicht zum Besten stand und sogar in einer Broschüre gegen ihn auftrat, ist vom Präsidenten des Oberrechnungshofes zum Justiz-Minister erhoben worden, allerdings eine sehr verschiedene Branche und wir wollen zusehen, wie er das Werk der Gesetzgebung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Angriff nehmen wird. Gleich befremdend erscheint die Ueberantwortung des Finanz-Ministeriums an den Direktor der Steuer-Kataster-Commission Herr V. F. Heres, ein ziemlich unbekannter Name.

Das Gerücht als stehe Herr v. Abel wieder in Gnade und würde bald Bundestags-Gesandter werden, verdient um so weniger Glauben, wenn man es mit der auf glaubwürdige Weise bekannt gewordenen Aeußerung unseres Königs, bezüglich der schweizer Angelegenheit und der Jesuiten, zusammenhält, eine erfreuliche Aeußerung, die wir nur in der Voraussetzung mitzutheilen unterlassen, sie sei den Lesern der Grenzboten anderweitig schon bekannt geworden.

Warten wir, wie das neue Ministerium die von seinen Vorgängern im ganzen Lande angeregten schönen Hoffnungen in Erfüllung bringen, ob die Presse, welche, wie ein Reichsrath in der ersten Kammer behauptete, von dem Fürsten Wallerstein seiner Zeit todt geschlagen worden sei, unter ihm wieder neues Leben gewinnen wird, ob besonders noch das Werk der Ablösung gefördert, die deutschen Schullehrer zu einem genügenden Auskommen und die Juden zu ihrem vollen Recht gelangen werden.

K.

2.

Entgegnung.

Die Correspondenz aus München in No. 48 der Grenzboten enthält einen argen Ausfall auf den Vorstand der hiesigen chirurgischen Klinik, dessen Tendenz uns um so tadelnswerther erscheint, als man der Darstellung gemäß durchaus nicht Unkenntniß des Correspondenten, rücksichtlich der Universitätsverhältnisse, annehmen kann.

Der Charakter und das segensreiche Wirken jenes Professors ist hier zu Lande wohl zu sehr zu seinem Vortheile bekannt, als daß ihm aus solchem Angriff ein Schaden rücksichtlich der öffentlichen Achtung erwüchse, und nur um weniger Unterrichtete über die Sachlage zu belehren, möge diese Entgegnung dienen.

Jeder Mediciner und sehr viele Aerzte unsrer Residenzstadt, denen es darum zu thun war, jenen Mann in seinen Vorträgen so wie am Operationstische kennen zu lernen, haben Gelegenheit gehabt, seine Wissenschaft und sein practisches Talent zu bewundern, und sich von dessen Interesse für wissenschaftlichen Fortschritt zu überzeugen; und keinem seiner Zuhörer konnte es entgehen, mit welch' sicherm Takte er dem wahrhaft Practischen, gegenüber den Einwürfen starren Vorurtheils, Geltung zu verschaffen weiß, wie er es bei der herrlichen Operationsmethode für bewegliche Unterleibsbrüche nach Wutzen bewies, die dadurch vom Untergang der Vergessenheit gerettet wurde. — Als nun die enthüllte wohlthätige Wirkung des Schwefeläthers das Interesse des gebildeten Publikums erregte, wohnten mehrere hochgestellte Personen Operationen bei, nicht aber um die Gewandtheit des Operateurs zu bewundern, sondern sich von der Wohlthat der neuen Erfindung zu überzeugen.

Was die Anspielung auf Herrn v. Walthers Aphorismus, den Stromeyr nachsprach, betrifft, so mag derselbe einst Geltung gehabt haben, für jetzt ist er nicht mehr anwendbar, und durch thatsächliche Beweise widerlegt, indem wir unter den von Rothmund gebildeten jungen Aerzten auch ein paar tüchtige Chirurgen aufzuweisen haben, was der Correspondent nicht wissen zu wollen scheint.

S.

V.

Aus Breslau.

Niederlage der schlesischen Presse. — Monatsschriften. — Städtische Ressourcen. — Gerücht einer Untersuchung.

Mag man über unsern Oberpräsidenten Herrn v. Wedell sagen, was man will, er ist ein Mann der Energie. Als er an die Spitze der Provinzial-Verwaltung trat, war die schlesische Presse in einem regen Aufschwunge begriffen. Viele der kleineren Blätter, z. B. der Waldenburger Beobachter, der Hirschberger Bote, die Silesia u. s. w., brachten selbstständige Artikel über politische und sociale Fragen, von denen namentlich die in dem letzten Blatte einsichtsvoll und geschickt geschrieben waren. Die Schlesische und die Breslauer wurden von tüchtigen Kräften bedient und errangen sich auch außerhalb der Provinz Anerkennung. Wie ganz anders jetzt. Während die kleineren periodischen Blätter ganz in die alte vor 1840 herrschende Lethargie zurückgesunken sind und sich lediglich vom Nachdruck alter Erzählungen nähren, beschränken sich unsere Zeitungen fast nur auf Excerptionen von Neuigkeiten aus anderen Journalen. Um ersteres zu Wege zu bringen, bedurfte es nur eines einzigen Oberpräsidial-Rundschreibens an die Censoren mit einem strengen: Cavete! Letzteres ist das Resultat consequenter Maßregelung. Die schlesische Zeitung hatte ein Privilegium von alter Zeit her. Bei der Occupation Schlesiens verfocht sie sehr energisch das preußische Interesse und trug viel zur Beruhigung der Gemüther bei. Aber trotz dieses, wie man glauben sollte, unantastbaren Privilegiums, trotz dieses unleugbaren Verdienstes um das preußische Gouvernement war die mißliebige Richtung einiger Jahre hinreichend, das Blatt in den Angstfall einer „Concession auf Widerruf" zu sperren und die Grenzen seiner Thätigkeit so eng zu ziehen, daß ein Versuch, sie zu überschreiten,

auch ein Selbstmordversuch wäre. Die Breslauer Zeitung hat es schon längst aufgegeben, eine Selbstständigkeit zu behaupten. Dieses Blatt noch mehr den officiellen Ansichten dienstbar zu machen, war darum ein Leichtes. Und nun nehmen Sie noch die dritte im Bunde, die Oderzeitung, dieses Organ, welches ganz offen den feudalen Staat proklamirt, so werden Sie begreifen, daß der schlesische Liberalismus recht eigentlich zur Hungerkur verurtheilt worden ist. Um wenigstens nicht ganz zu verschmachten, ist er genöthigt, nach dem Brosamen der Monatsschriften zu schnappen, die ihm die Großmuth des Herrn gestattet. Mit den Monatsschriften ist es aber eine eigene Sache. Fast jedes Jahr sah einige entstehen aber auch wieder vergehen. Nur eine einzige, die Ressourcen-Zeitung, hat ein Jahr hinter sich und schickt sich eben an, unter verändertem Titel auch in das zweite Jahr hinaus zu wandern. Wir hören, daß die Publicisten der entschieden liberalen Gesinnung gerade in Rücksicht auf die Trostlosigkeit unserer Presse sich um diese Monatsschrift schaaren werden, um wenigstens ein kleines Gegengewicht für ihre eigene Partei einzulegen. Männer wie G. Simon, Ed. Graf Reichenbach, Dr. Borchardt u. s. w. sollen sich für die Mitarbeiterschaft bereit erklärt haben. — Die hiesige städtische Ressourcen-Gesellschaft zählt jetzt nahe an 2000 Personen. Seit Anfang des Winters hat sie von dem ihr zustehenden Recht, über nicht politische und nicht religiöse Fragen zu dabattiren Gebrauch gemacht und einen Fragekasten eingerichtet, der zuweilen recht interessante, oft aber auch zum Sterben langweilige Discussionen veranlaßt. Daß die Unterhaltung zu keiner rechten Freudigkeit erblüht, liegt wohl zum größten Theil daran, daß die Gesellschaft sich in jedem Augenblicke ihrer strengsten Ueberwachung bewußt ist. Denn es steht notorisch fest, daß der Herr Oberpräsident ein genaues Referat über die Debatte erhält.

In diesem Augenblicke durchläuft eine sehr beängstigende Nachricht unsere Stadt: die Veranlasser, Verfasser und Verbreiter jener von 200 Bürgern unterschriebenen Adresse an den Magistrat, sollen wegen Majestätsbeleidigung zur Untersuchung gezogen werden. C

VI.

Aus Halle.

Die freie Gemeinde. — David Strauß an Wislicenus. — Separatistische Bewegungen.

Während andere Provinzen Preußens die politischen Angelegenheiten zur Entscheidung zu bringen suchen, beschäftigt sich Sachsen immer noch hauptsächlich mit religiös-kirchlichen Gegenständen. Wislicenus trat bekanntlich vor anderthalb Jahren aus der Kirche und bildete eine freie Gemeinde, welche alles specifisch Christliche zurückließ und sich auf den allgemein menschlichen Standpunkt stellte. Diese Gemeinde hat sich als ihr Gemeinbewußtsein angeeignet und entwickelt, was die deutsche Wissenschaft zuletzt herausgearbeitet hat. Die Namen Feuerbach, Ruge, Strauß hört man oft in ihren Versammlungen. Wie der Letztere diese Gemeinde ansieht, konnte man neulich aus einem Briefe erfahren, den derselbe an Wislicenus gerichtet hatte. Er schreibt ihm auf eine Aufforderung zur Mitarbeit an der Monatsschrift „Reform" von Wislicenus, dessen Brief habe ihm, indem er sich ganz zu seinem Standpunkt bekenne, ein Glück bereitet, wie es ihm nur selten widerfahre. Er habe von Anfang an Wislicenus von denen zu unterscheiden gewußt, welche auf liebenswürdige Weise von der Wissenschaft

Umgang zu nehmen verständen. Daß Wislicenus nicht viele Genossen habe, finde er in der Ordnung, denn nach seiner festen Ueberzeugung könne Einer nur in dem Grade Mann des Volkes sein, in dem er noch Irrthum in sich habe. Er halte es noch für unmöglich, daß je das Volk aus der dunkeln Höhle sich zum lichten Tage erheben könne: denn wohl lehre ihn die Geschichte, daß die Schicht des religiösen Wahnes, der auf den Köpfen der Menschen liege, von Jahrhundert zu Jahrhundert dünner werde, daß sie aber je durchbrochen werden könne, sage sie nicht. Er freue sich, wenn er irren sollte, und hoffe auf praktische Widerlegung. Sein Urtheil sei übrigens ein rein persönliches und örtliches; wo er auch jetzt gewesen, habe er stets die Masse gegen sich gehabt, und der schwäbische Volksgeist entspreche dem zähen, unvermischten Lehmboden; die Orthodoxie sei dort ungebrochen, und in der letzten Zeit komme gleich einer Kartoffelkrankheit der Pietismus hinzu. — So dehnt die freie Gemeinde nach allen Seiten ihre Verbindungen aus und bestimmt ihr Wesen. Je mehr sie dies thut, um so mehr stößt sie das halbe und zweideutige von sich ab. Bekanntlich waren unter den protestantischen Freunden entschiedenere und weniger entschiedene Rationalisten; die erstern mehr speculativ und wissenschaftlich gebildet, die letztern dem gesunden Menschenverstande huldigend. Dies hat sich jetzt geändert. In Halle traten die Freunde Uhlich's aus der Landeskirche und verbanden sich mit den Deutschkatholiken, da ihnen die freie Gemeinde nicht völlig zusagte. Sie gehörten mehr der zweiten rationalistischen Richtung an; die erstern, die speculativen, blieben in der Kirche, sie, die nach Guericke's Ausdruck „der vorgeschrittensten Richtung" angehörten. Sie können die scharfe Luft des Lebens nicht vertragen, und bleiben deswegen in ihre Pelze gehüllt auf ihren Sesseln, die in der Ferne durch Kirchenmauern vor dem Zuge geschützt sind. Der Bedeutendste von ihnen, Schwarz, hat in diesen Tagen ein Werk herausgegeben, das die Darlegung seines Standpunktes enthält. Es wird für ein abstruses theologisches Werk erklärt, durch welches Schwarz sich völlig von der freien Wissenschaft lossagt und zur Theologie zurückkehrt. Ihm zur Seite steht der Dr. Hagen, der einige kleinere philosophische Arbeiten herausgegeben hat. Auch er ist entschieden für das Nichtaustreten, so daß diese beiden, von ihren alten Freunden verlassen, ziemlich einsam stehen, und wie es scheint, sich an die Spitze einer Partei von Bleibedrinns zu stellen gesonnen sind. Die Trittaus haben natürlich danach ihre Position gegen sie genommen, so daß sie zwischen zwei Feuern stehen. Ihre Lage ist deshalb nicht die angenehmste; sie haben zwar versucht, sich auf den Standpunkt des Witzes und Spottes zu stellen, dies ging aber nicht, ohne sich dadurch Blößen zu geben; und so werden sie wohl ihre Position nicht lange behaupten, sondern nothwendig zu einer Seite hinübergezogen werden.

N.

VII.

Aus Berlin.

Der ständische Ausschuß. — Die Herren von Bodelschwingh, Auerswald und Camphausen. — Rückblick. — Das Strafgesetz.

Der Ausschuß hat die politische Seite seiner Wirksamkeit erledigt, und wir haben Ursache, mit dem Resultat verhältnißmäßig zufrieden zu sein. Die gesammte Opposition hat ihr Votum durch Herrn v. Auerswald in corpore abgegeben, und zwar dahin, daß sie an der Berathung des Strafgesetzentwurfes Theil nehmen wird, daß sie aber im Uebrigen bei ihrem Vorbehalt beharrt, und trotz der königlichen Erklärung sich auf

kein Geschäft einlassen wird, das irgendwie den Rechten des vereinigten Landtags Eintrag thun könnte. Der königliche Commissarius hat darauf erwidert, die Regierung gehe ihrerseits von ihrem Rechte, dem Ausschuß Geschäfte anzulegen welcher Art sie wolle, nicht ab; sie werde aber wenigstens zunächst keine andern vorlegen, als solche, in denen sie mit der Opposition in Uebereinstimmung sei, und sie wolle andererseits dem Gewissen der Deputirten und demgemäß ihrer Ansicht, ob sie auf Berathung dieser oder jener Frage eingehen wollen, keinen Zwang anthun. Das scheint wenigstens der Sinn der etwas unbestimmten Ausdrücke des Herrn v. Bodelschwingh zu sein, der um so mehr zu beachten ist, da derselbe zugleich andeutet, die Regierung sei nicht abgeneigt, überhaupt die Vorschläge der Stände behufs Modification der Verfassung in Betracht zu ziehen, wenn nur erst — des Anstands halber — die verschiedenen im Patent angesehenen Formen des ständischen Wesens ihre Function ausgeübt haben würden. Die Erklärung der Opposition erhielt um so mehr Gewicht, da Herr Camphausen, zugleich eines der geachtetsten und gemäßigtsten Mitglieder derselben, mit hohem Ernst das schlimme Verhältniß der Regierung zu den Ständen auseinandersetzte, deren Vermittelungsversuche sie mit „Zorn" von sich gewiesen habe. Dieser Ausdruck erregte den Unwillen der conservativen Partei, und der Landtagsmarschal wollte den Redner zur Ordnung rufen, erklärte sich aber sofort für befriedigt, als dieser bemerkte, bei dem Sinn seiner Rede müsse er bleiben, wolle aber gern, wenn er den Herren damit einen Gefallen thäte, den Ausdruck „Zorn" in „Unwillen" verwandeln.

Wir können uns nicht enthalten, noch mit einem Wort auf die Ausschußwahl zurückzukommen. Sie war nach dem Standpunkt, welchen die Opposition, namentlich die Unterzeichner der „Declaration der Rechte" eingenommen hatten, ein politischer Fehler; ein weit größerer Fehler aber war es, daß sich nicht die gesammte Partei zu dem einen oder dem anderen entschloß. Sie würde im schlimmsten Fall in den Ausschüssen ebenso das Uebergewicht gehabt haben, als in der größeren Versammlung. Aus demselben Grunde müssen wir den vereinzelten Austritt der Herren v. Bardeleben und v. Beckerath bedauern, so ehrenvoll auch das Motiv war, das sie zu diesem Schritte bestimmte.

Es bleibt den Ausschüssen nun die materielle Seite ihrer Aufgabe übrig. Diese Aufgabe ist von der größten Wichtigkeit, denn der Strafgesetzentwurf enthält nicht nur Bestimmungen gegen die eigentlichen Verbrecher, die mit der Humanität und dem Rechtsgefühl unserer Zeit nicht mehr im Einklang stehen, sondern er geht auch über den Begriff des politischen Verbrechers von demselben unbestimmten und gefährlichen Princip aus, das seit mehreren Jahrzehnden die Pflicht des Richters mit seinem Rechtsgefühl in Conflict bringt. Die Stimmen so ausgezeichneter Männer, wie sie im Ausschuß versammelt sind, ist hier eine entscheidende, und jeder Leichtsinn auch in Beziehung auf den kleinsten Punkt wäre ein schwerer Verrath an der Sache des Volks.

Noch eine Frage muß ich berühren, die von mehreren Seiten, auch von einem Ihrer Correspondenten angeregt ist. Es sei nämlich ein Irrthum von Seiten der Opposition gewesen, die Berathung des Strafgesetzentwurfes zu den rechtmäßigen Functionen des Ausschusses zu zählen, denn er enthalte Bestimmungen, die den Provincialständen noch nicht vorgelegen hätten.

Einmal ist darauf zu erwidern, daß alsdann kein Gesetzentwurf den Ausschüssen vorgelegt werden dürfte, denn da die Provincialstände zu dem Entwurf jedenfalls verschiedene Bemerkungen machen werden, so wäre der in Rücksicht auf diese Bemerkungen modificirte Entwurf überall ein anderer, als der ursprüngliche.

Sodann wäre die Opposition, auch wenn ihre Ansicht darüber falsch gewesen wäre,

durch ihre Wahl, welche unter Vorwissen der nächsten Bestimmung der Ausschüsse vollzogen wurde, nach unserer Meinung gebunden. Wenigstens hätte sich der größere Theil aus — falschem oder richtigem — Ehrgefühl nach dieser Seite hin entschieden, und jeder Versuch, einer radicalen Ansicht Geltung zu verschaffen, hätte wieder eine höchst beklagenswerthe Spaltung hervorgebracht. **II.**

VII.

Aus Venedig.

Oeffentliche Stimmung und Maueranschläge. — Scenen bei Eröffnung des Fenicetheaters. — Italienischer Patriotismus der Fanny Cerito und deutscher Patriotismus der Fanny Elsler. — Petition um Preßfreiheit. — Paduaner Universitätsscenen.

. . . . Ich beschränke mich auf einfache Erzählung von Vorfällen; meine Meinung darüber zu äußern ist mir schwer, indem ich, offen gestanden, mit mir selbst in Widerspruch komme; — ich bin, wie Du zur Genüge weißt, mit voller Seele dem Fortschritt zugethan, dennoch bin ich als Deutscher, um nicht zu sagen als Oesterreicher, von den tausend tödtlichen Beleidigungen, leichtsinnigen und maßlosen Angriffen, die unsere Garnison und jeder der deutsch spricht, zu leiden hat, empört. Die Gährung wird mit jedem Tage bedenklicher, — sie wird vom Adel geleitet und durchdringt alle Stände, und wie sie früher nur im heftigeren Lombarden sich äußerte, so hat sie nun auch den ruhigeren Venetianer erreicht. —

Außer den früheren, bereits bekannten, Aufschriften an den Häusern, ist noch vielfach zu lesen: „Dio lo vuole“ (Gott will es — aus der Oper J. Lombardi), „Sù Italia, sù Italia“ (auf Italien). Auf dem vicekoniglichen Palast in Venedig: „Palazzo d'affittarsi nell' anno 1848 Venezia li 20. Decembre 1847“ (Im Jahr 1848 zu vermiethender Palast — Venedig den 20. December 1847). Eine ähnliche Aufschrift ist auch auf jenem zu Mailand, nur, daß dort die Ausziehezeit mit dem Monat Mai angegeben ist, — so wie daß König Carlo Alberto (!) ihn beziehen wird. — Auf den Quartieren vieler Officiere ist zu sehen: „Morte al tedesco“ (Tod dem Deutschen), oder: „Mori barbaro, odiato tedesco“ (Stirb Barbar, verhaßter Deutscher). —

Zu der ersten lärmenden Aeußerung kam es hier am 26. December v. J., — dem Tage der Eröffnung des Fenicetheaters. —

An diesem Tage strömet aus den benachbarten Städten Alles was kann nach Venedig, und bis in später Jahreszeit noch auf dem Lande gewesene Familien versäumen diesen Tag gewiß nicht; denn er gibt bekannt, was jenes so schöne und freundliche Theater für den Winter an Genüssen bringt. — Schon Vormittag ist die Promenade auf der Riva Schiavoni zum Erdrücken voll, ebenso Abend der herrliche Markusplatz, welcher durch die Gasbeleuchtung zu dieser Zeit einem großen Redoutensaale ähnlich geworden.

Weit vor acht Uhr, dem Beginn der Oper, ist das Theaterparterre gefüllt, bald sieht man auch in jeder Loge zehn bis zwölf Köpfe. — Die ganze Provinz Venedig ist hier vertreten, am meisten Padua mit seiner Universität, — und harret der Dinge, die da kommen, die Operntextbücher werden schnell durchgelesen, und da mag es wohl sein, daß Worte, die ein Echo im Herzen finden, schnell wie der Blitz die Menge durchfährt, sich mittheilten. —

Oper Mackbeth von Verdi wurde jenen Abend zum ersten Mal gegeben: Prima Donna, Anetta de la Grange vortreffliche Stimme und Methode, doch zu schwach für dieses große Theater, gefiel wenig, ebenso hatte die Musik geringen Beifall. Der erste und zweite Act gingen ohne Applaus vorüber. — Das Ballet „I filibustrieri“ wurde

ausgepfiffen, — der dritte Act ohne Effect. — Im vierten Act schien sich eine Langweiligkeit über das Haus gelagert zu haben, während es nur jene Schwüle war, die einem Gewitter voranzugehen pflegt; in der dritten Scene dieses Actes hat der Chor folgende Strophen zu singen:

La patria tradita Piangendo ne invita Fratelli! gli oppressi Coriamo a salvar.	Das betrogene Vaterland Ladet weinend uns ein Brüder! Die Unterdrückten Eilen wir zu retten! —
Gia l'ira divina Sull' empio ruina Gli orribili eccessi L' eterno stancar.	Schon der göttliche Zorn Ueber den grausamen Verfall, Das schreckliche Uebermaß Ermüdet die Ewigkeit! —

Kaum ertönten die ersten Worte: La patria etc., als mit einem Male Parterre und Logen mit donnerndem Gebrülle „bravo, bravo" schrieen, vom Chor war nicht eine Sylbe mehr zu hören, Orchester und Stimmen der Sänger waren hundertfach übertönt vom Gelärme des Auditoriums. Als der Chor geendet, vermehrte sich wo möglich der Lärm noch mehr, — die folgenden Scenen erlaubte das Auditorium nicht fortzusingen, und wollte stets die Wiederholung dieses Chores. — Nun ist von jeher eine polizeiliche Einführung, daß außer der letzten Aufführung nie eine Wiederholung in den großen Opern stattfinden darf. — Der Vorhang mußte endlich sinken, und in der Loge des Gouverneurs wurde lebhaft verhandelt. — Endlich wählte man das Klügste, und bewilligte die Wiederholung dieses Chores, — gleicher Lärm wie früher, doch konnte die Oper zu Ende gebracht werden. — Uebrigens hatte dieser Lärm von halb zwölf bis Mitternacht gewährt, und dieser heftige Ausbruch und Ausrufe der Menge gab deutlich die allgemeine Gesinnung kund.

Die Oper wird fortgegeben und täglich neuer Lärm, doch stets geringer, bei Absingung dieses Chores.

Der Tänzerin Cerito war vorbehalten, neue Demonstrationen herbeizuführen. Am 1. Januar tanzte sie zum ersten Male, und erntete weit weniger Enthusiasmus als in früheren Jahren, doch am 2. Januar erschien sie in den Tricolor Farben Italiens, weiß, rosa und grün, rauschender Beifall und Geschrei, es wurden ihr drei Guirlanden zugeworfen, jede von einer der benannten Farben.

Fanny Elsler wurde in Mailand das Gleiche zugemuthet, und als sie sich weigerte, ihr anonyme Drohbriefe zugesandt, so daß sie Mailand verließ, und dadurch ein Engagement von 10,000 Fl. C.-M. einbüßte. Sie hält sich diesen Augenblick hier in Venedig auf.

Außer diesen Theater-Vorfällen beschäftigt die Gemüther auch ein anderer ernsterer: das Athenäum (gelehrte Gesellschaft) in Venedig beantragte auf Anregung des philosophischen Schriftstellers Tomaseo, eine Petition durch das venezianische Gubernium beim Kaiser, um Preßfreiheit, und ladete die Mitglieder auf Unterzeichnung ein, welcher Einladung viele Notabilitäten folgten. Der Paduaner — Universitäts-Professor der Geschichte Menin, ein Greis von 66 Jahren, weigerte sich dessen. Diese Weigerung wurde in Venedig wie in Padua das Tagesgespräch. Am 4. Januar hatte Menin in seinem gewöhnlichen Hörsaale in Padua zwei Vorträge zu halten, einen von 11 bis 12, den andern von 2 bis 3 Uhr. Ersterer ging ruhig vorüber, doch bereits vor 2 Uhr war der Geschichtshörsaal und der Gang zu demselben durch Studenten und Fremde übervoll. Kaum erschien der vor Kurzem stets mit den lebhaftesten Beifalls-Acclamationen empfangene Greis, — so ertönte wüthendes Pfeifen

und wildes Geschrei: „fora, fora, non vogliamo sentire niente," zitternd versuchte er zu sprechen, doch es war fruchtlos, es wurde die Thüre geöffnet und unter Brüllen und Drohungen zwang man ihn, das Universitätsgebäude zu verlassen. Gleichzeitig verließ Pasini, der die Petition unterzeichnet hatte, unter lautem Vivatrufen den Hörsaal.

IX.

Aus Prag.

Luxus auf allen Ecken. — Des Friedland's Niederlage. — Gemeindeordnung. — Löwenantheil der Nordbahn. — Die Universitätsjubler und ihre Verlegenheiten. — Schmuggelprozeß.

Noch immer hält in Böhmen das Interregnum an, noch haben wir keinen Oberstburggrafen de facto, denn der ernannte weilt noch auswärts, noch haben wir zwar einen zweiten Gubernialpräsidenten, doch ist dieser mit dem einen Fuße bereits in Triest und befaßt sich nicht mehr mit Bohemicis; auch einen Stadthauptmann und Polizeidirector haben wir, doch nur in partibus, denn seit Jahr und Tag übt er in Krakau Verösterreicherung. Dennoch aber geht die Maschine ihren Gang, weil eben Alles bei uns nur Maschine ist. Die abgängigen Räder derselben scheinen purer Ueberfluß, und sind doch theuerster Sorte. Wie wäre es, man ließe sie künftig ganz weg? Auch die Universität hat noch immer keinen Rector, und dennoch durften die Schüler nicht minder an Weisheit zunehmen. Das Alles zeuget ironisch für die Ueberflüssigkeit mancher Aemter und Würden. Stände haben wir auch einmal des Jahres, wenn es sich um die Steuer fragt; doch für dieses Jahr hat sich die Ueberflüssigkeit, auch der Stände, praktisch bewiesen, denn die Stände bewilligten die Steuer nicht, und dennoch wird sie gezahlt ohne Murren. Noch manches Ueberflüssige lastet auf uns, wie sich praktisch in vielen Vorgängen bewährt; nur wir selber haben keinen Ueberfluß, das beweist die Klemme unserer Armencommission, deren Zuflüsse täglich knapper werden. Frühere Subscribenten werden Supplicanten, die Spenden nehmen ab, die Armen nehmen zu; traurige Aussicht, um so trauriger, da die gesegnete Erndte die hohen Preise vorigen Jahres keineswegs nach Wunsch und Erwarten herabgedrückt hat. Der Marktwucher ist im steten Kampfe mit der matten Marktpolizei und siegt in einem fort; wie in der Fechterbude, so ist hier die Siegerrolle im Voraus zugewiesen, hier wie überall thut Oeffentlichkeit uns Noth, dieser allein weichen die Umtriebe.

Ob wir uns des Sieges, den uns Arnold über die Jesuiten ante portas erringen half, noch lange freuen werden, stehet dahin; die Heuschreckenwolke, die aus Luzern herüberflog, durfte wohl lüstern herüberblicken zu uns, und eine Heuschreckencongregation herüber senden zum Heil unserer Seelen. Wären wir sicher, die Sendlinge machten sich mit ihren Bekehrungsversuchen zunächst an höhere Stände, vielleicht wäre ein Missiönchen zeitgemäß, denn manch' Unerbauliches gibt es da zu erzählen. Das alte Lustspiel: „Ein Weib zu verkaufen," wurde jüngst neu einstudirt und wieder zur Aufführung gebracht; das Publikum zischte gewaltig. Laß dich nicht irren des Pöbels Geschrei, ist der Wahlspruch höherer Gesellschaftsschichten.

Ein eigener Unstern waltet bei uns über allen Aufklärungsversuchen, selbst das unschuldige Gaslicht will nicht gedeihen, unsere Luft scheint zu dick; es passirt zu Zeiten, daß wir vom Gas weit mehr zu riechen als zu sehen bekommen. Die beleuchtende Gesellschaft unter Direction eines Herrn **Friedland** verfiel in bedeutende Krisen, ist nicht mehr wählig in der Kohle und bringt den Credit der Anstalt mächtig herunter. Hat doch in dem ge-

druckten Neujahrswunsche des Theaterdieners der zweideutige Witz Platz finden dürfen: „Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne walten!“ Sie sehen, auch unsere Presse ist ganz frei und entfesselt für innere Angelegenheiten, welche überhaupt in Kurzem sich mächtig heben werden, ist nur erst das ständische Comité mit seinem Vorschlage zur Communalreform fertig. Der Schöppenmeister von Kuttenberg und ein Buchdrucker Prags sind pro informatione des Comité's zu Consulenten gewählt; steuern wir nicht mit vollen Segeln der Communalglückseligkeit entgegen? Räthlich wäre es wohl, sich zu vergewissern, daß den beiden Consulenten das heute geltende Communalgesetz vollkommen geläufig, wir schlagen das harmlos und unmaßgeblich vor; ohnedieß hat die Sache keine Eile, ob das Memorandum ein Jahr länger hier verzögert wird, oder zu Wien unbeachtet liegen bleibt, ist ganz gleich. Im Orkus der Hofkanzlei bleibt das Project ohnedieß bei den übrigen ständischen Anträgen und Bitten liegen als — Rattenfraß. Scheint es doch, als hielte man es hohen Ortes unter seiner Würde, Provinzialwünsche zu berücksichtigen. Der höhere Standpunkt der Totalübersicht dient als Motiv dafür; doch beinahe scheint uns dieser Standpunkt etwas zu hoch gewählt, so hoch, daß man gar nicht wahrnimmt, was uns da unten fehlt. Die Höhen decken die Thäler und Tiefen und in diesen eben wohnt der Jammer, die Misere, der Mißbrauch und die Intrigue. So wird es hoch oben gar nicht bemerkt, wie kläglich man unsere Eisenbahnen verwaltet, wie wenig diese ihrem Zwecke entsprechen, während sich die Nordbahngesellschaft, als Unternehmer des Bahnbetriebes, ganz behaglich bei der Sache befindet. Dank dem scharfsinnig erdachten Betriebscontracte, welcher eine societas leonina zwischen Staat und Unternehmer solcher Art geschaffen, daß diese alle Chancen des Gewinns für sich haben, während die Verlustchancen nur den Staat treffen, der die Bahnen bauete.

Die Unternehmer erhalten für jedes Locomotiv, das sie in Bewegung setzen, durchschnittlich sieben Gulden C.-M. per Meile, was circa vier Gulden Gewinn gibt. Sie erhalten als Vergütung für kleine Reparaturen der Bahn und Gebäude jährlich 3800 Fl. C.-M. per Meile, wie für Besoldung ihres Betriebspersonals jährlich 5500 Fl. C.-M. per Meile; doch versteht man es, in gutem Vernehmen mit dem Aufsichtspersonal, so einzurichten, daß die der Gesellschaft obliegende kleine Reparatur so lange unterbleibt, bis sie zum Bedürfniß einer großen Reparatur anwächst, welche dann der Staat zu tragen hat; das Aufsichtspersonal gewinnt dabei doppelt, einmal bei gefälliger Nichtbeachtung des kleinen Reparaturbedarfs, einmal bei Herstellung des groß gewordenen Schadens. Est modus in rebus.

Nach beiläufigem Ueberschlage erhält die Unternehmung vom Staate für tägliche sechs Züge auf der Prag-Ollmützer Bahnstrecke von 33 Meilen eine runde Million als Betriebsentgeld. Der Staat bestreitet nebstbei alle Herstellungen und besoldet ein zahlreiches Aufsichtspersonal, nimmt dagegen die Fahrt- und Frachtgelder Brutto ein, welche jenen Aufwand nimmer erreichen, sondern stets unter demselben bleiben; die Zinsen des Baucapitals von etwa siebzehn Millionen sind überdies verloren. Solche Resultate machen es allmälig klar, warum die Bahn über Ollmütz in Verbindung mit der Nordbahn hat gebaut werden müssen, statt sie direct und kurzer zu führen; strategische Rücksichten haben das nicht zu verantworten, wohl aber taktische der Nordbahn. Daß uns doch alles Unheil von Norden kömmt.

Ueberdies ist auch die Waarenbeförderung auf der Bahn so unsicher und träge, daß eine Waare, die jeder Frachter von Triest nach Prag in 32 Tagen fördert, mit Benutzung der Bahn oft nach 38—40 Tagen erst hier eintrifft, so daß Handelsleute jene Waare, die an präcisen Tagen in Wien geliefert sein müssen, stets durch Frachter

besorgen lassen, weil die Bahnspedition sich nicht zu fester Lieferzeit verpflichtet und sich bei Verspätungen keinen Frachtabzug gefallen läßt. Reclamationen des Handelsstandes, wenn noch so kläglich, bleiben ohne Erfolg, die Nordbahnfürsten wissen alle Stürme abzuschlagen.

Aus Krämern werden Mächtige der Erde.

Ueber den Vorbereitungen für das Universitätsjubiläum scheint ein maliciöser Unstern zu walten! Der Rector für das Jubeljahr ist noch immer nicht geboren, und während der Geburtswehen stellt sich ein neuer Uebelstand heraus, welcher uns ohne Zweifel nöthigen wird, den Universitätsjubel im Jahre 1848 ganz zu unterdrücken, und ihm ein Jahr später gebührend Luft zu machen. Man überzeugt sich allmälig, daß der Kreuzherrenplatz, den man zur Aufstellung des Karlsmonumentes wählte, sich zu dem Zwecke durchaus nicht eigne, daß es unbedingt nöthig sei, den kleinen Mühlarm der Moldau solid zu überwölben, um auf diese Weise immer noch unzureichenden Raum zu gewinnen. Nun reichen aber die subscribirten Jubelfonds zu den Kosten dieser Ueberwölbung nicht aus; man preßt die Universitätsjubler zu weiteren Beiträgen, und muß doch gedeckt sein, ehe man einen Entschluß faßt, ego vero censeo! Auch diese Uebelstände sind in unserer Geheimthuerei begründet, in der Unmöglichkeit selbst über derlei seine Ansicht öffentlich und gedruckt auszusprechen. Da hat das wohlweise Festcomité alles ganz privatim im stillen Kämmerlein ausgeheckt und abgemacht, die clericalen Projecte und Conclusa treten nun an's Licht, und vertragen nicht Licht, nicht Luft. Hätte nicht besser allen Subscribenten das Recht eingeräumt werden sollen, bei einer Versammlung die Sache zu erwägen, und Beschlüsse zu fassen? Auf diesem Wege wäre es kaum möglich geworden, was heute wirklich ist: dem Künstler, für die Statue des Kaiser Karl den Preis von sechzig Tausend Gulden zuzusichern, während man für die ganze Feier nur über achtzig Tausend Gulden zu disponiren hat.

Was thun wir anjetzo? fragt sich das verblüffte Festcomité; die Kosten zu jener theuern Ueberwölbung bringt man nimmer auf, ohnehin ist der eifrige czechische Theil der Interessenten erbittert darüber, daß man einen ausgezeichneten czechischen Künstler überging, und wünscht dem Unternehmen eclatantes Fiasco. Der große Eisenbahnbauherr Klein hatte es nach dem Muster seines Schutzpatrones Sancti Crispini übernommen, die Planirung des Platzes für das Monument gratis —?— zu besorgen; auf diesen Crispinus der Neuzeit blickt nunmehro das Comité in seinen Nöthen, auch hinsichtlich der Ueberwölbung, doch ohne Erfolg — denn Crispinus ist selbst in argen Nöthen, da man wider Wunsch und Willen behauptet, er habe jenes Schießpulver, das er zu den Felsensprengungen braucht, in großen Quantitäten einschmuggeln lassen, und das schießpulverliche Staatsmonopol fraudulos verkürzt; unsere strengen Gefällsbehörden sind in unbehaglicher Lage, denn sie besorgen hohes Mißfallen, wenn sie dem Schützling und Liebling hoher Region, jenes Schmuggels wegen, zu scharf zu Leibe gehen; sein Buchhalter ist in Haft und wird sich ohne Zweifel zum Sündenbock hergeben müssen.

Man versichert, die Geldstrafe für den angeklagten Pulverschmuggel werde sich auf 20,000 Fl. belaufen und in gleichem Verhältnisse werden vielleicht die künftigen Bahnstrecken uns theurer zu stehen kommen.

Wann werden wir endlich der Oeffentlichkeit Altäre bauen dürfen? Wie traurig, daß die Wahrheit über die Grenze hinausgeschmuggelt werden muß, um wieder hereingeschmuggelt zu werden, als wäre sie Schießpulver für Eisenbahnunternehmungen.

Justinus.

X.

Aus Wien.

Türkische Schüler und christliche Professoren. — Die Namenlosen. — Neue Oper. — Saphir und Dingelstädt. — Therese's „Reise nach Wien." — Marie Louise. — Mailand. — Bürgermeister Czapka.

An der hiesigen Hochschule haben vier Schüler der Schule zu Galata Serai das erste medicinische Rigorosum öffentlich abgelegt. So neu dieses Factum in der Geschichte der hiesigen Universität ist, so finden wir doch nur Eines, was hierbei besonders zu bemerken wäre, daß der Prüfungsakt ein öffentlicher war, während er sonst bei geschlossenen Thüren stattfindet und zwar sehr zum Vortheil der Geprüften und der Prüfenden, denn noch immer sind die österreichischen Professoren gewohnt, diejenigen, die ihnen unmittelbar nach der Prüfung social ebenbürtig sind und sie geistig vielleicht schon überragen, als ihre Clienten zu betrachten. Es war erfreulich, zu sehen, wie selbstständig die Mohamedaner sich gegenüber den prüfenden „Christenhunden" benahmen; ja sie überragten sie sogar in gewisser Beziehung durch den feinen französischen Ausdruck — das Examen fand in französischer Sprache statt — ihre Examinatoren, welche mit Ausnahme des Professor Hyrtl, sich eben nicht als glückliche Schüler Meidingers bewährten. Interessant war es, wie einer von ihnen über die Pest befragt, den Frager belehrte. Alle Anwesenden gewannen fast die Ueberzeugung, daß diese Barbaren (!) besser und gründlicher als unsere Studenten unterrichtet seien.

Die hiesige medicinische Fakultät, ein in seinen mittelalterlich begründeten Statuten interessantes Institut, hat soeben dieselben erscheinen lassen und hoffen, daß die neueren für die jetzigen Zustände und Verhältnisse entworfenen, von der k. k. Regierung, der sie untergebreitet worden, bestätigt werden. Zu wünschen ist, daß der neu gewählte Decan Dr. Gerch, der eben kein genialer Geist, aber eine praktische fleißige Natur ist, die Rechte der Facultät wahren wird. —

Der vielfach thätige, in gewisser Beziehung nicht unverdienstliche Dr. Schmidl, jetzt Aktuar der Akademie der Wissenschaften, hat eine literarische Gesellschaft begründet, die sich jeden Samstag in einen heitern Locale, wo die neuesten Bücher und Journale aufliegen, zu einem Souper versammelt, während welchem Tischreden und heitere und ernste Vorträge stattfinden. Da dergleichen, nicht ohne der competenten (!) Behörde bekannt gemacht zu werden, stattfinden darf, so wurde, wie ich höre, auch diese Gesellschaft angezeigt, und ihr hingegen bedeutet, man wolle gegen diese Zusammenkünfte nichts einwenden, jedoch dürfe sie sich keinen Namen beilegen und sich gewissermaßen dadurch als Gesellschaft constatiren. Diesem Gebote folgte denn auch die Gesellschaft pflichtschuldigst und taufte sich „die Namenlosen;" es mag wohl einige Ironie bei dieser Taufe mit unterlaufen sein, denn sehr wenige unter den Herren sollen, Castelli, Wolf und noch einige Wenige ausgenommen, unter ihnen einen Namen haben.

Die Oper „Maritana," von einem hier lebenden Engländer Namens Wallace, hat im Theater an der Wien nur wenig gefallen, der Compositeur scheint ein englischer Lortzing; leichte Melodien, populäre Sangweisen, wenn auch nicht nach dem Ruhm der Originalität strebend, sind die Eigenschaften der auch im Texte nicht glücklichen Oper. Das Gastspiel der Frau Legationsräthin Lutzer-Dingelstädt, wäre bald Ursache eines blutigen Duells geworden. Man erzählt sich die Sache in allen geselligen Kreisen, und so kann ich sie, ohne Gefahr indiscret zu sein, auf mich zu laden, Ihnen mittheilen. Herr Saphir schrieb eine Kritik über die Sängerin, welche eine als allgemein erkannte Wahrheit, daß die Sängerin ihre einstigen Tonmit-

tel nicht mehr besitze, aussprach, verbrämte dieses aber in seiner bekannten Weise mit eben nicht zarten Persönlichkeiten. Der Gatte forderte den Journalisten und wählte, was wohl seine friedliche Absicht verrieth, den alten zitternden Castelli zum Cartelträger unter dessen vielen schätzenswerthen anakreontischen Eigenschaften die Tapferkeit eben nicht aufgezählt wird. Saphir machte über diese Herausforderung einige mehr oder weniger gute Witze, und Duellant und Cartelträger gaben sich schönstens zufrieden.

So eben ist ein Buch, „eine Reise nach Wien" von Therese, hier angekommen, welches wir in Folge des Rufes der Verfasserin mit einigem Interesse in die Hand genommen haben und völlig unbefriedigt wieder zur Seite legten. Es enthält Reiseeindrücke, wie sie jede gebildete Frau, ohne Anspruch eine Schriftstellerin zu sein, in ihrem Tagebuch niederlegt, wenn sie Schmidl's „acht Tage in Wien" zu Hülfe genommen hat, es sind Notizen, wie sie in Wiener Blättern über heimische Institute nicht selten vorkommen. Kirchen, Galerien, Spaziergänge, Grüfte und Humanitätsanstalten, werden flüchtig besprochen, dafür dem Spiele der Hofschauspieler, kritische Aufmerksamkeit gewidmet; man merkt es dem Buche an, daß die reisende Dame beim Fürsten Metternich zu Mittag gegessen und von der Fürstin einen Gegenbesuch empfangen hat. Nirgend, das Burgtheater und das Irrenhaus ausgenommen (eine seltsame aber nicht unanaloge Zusammenstellung) ein tieferes Eingehen in die socialen Zustände unseres bewegten Residenzlebens. Ueberall aber ein diplomatisches Schweigen über die Literaturzustände Oesterreichs, deren Besprechung wir von der Schriftstellerin, der Freundin von Schriftstellern, mit Recht erwarten dürften. Eines müssen wir hervorheben, daß es ein durchaus wohlwollender Sinn ist, der diese flüchtigen Skizzen diktirt hat, und der Verleger, Herr Brockhaus, darf sich der unangenehm angenehmen Beruhigung hingeben, daß dieses Buch, wie seine Deutsche Allg. Zeitung, in Oesterreich erlaubt sein wird.

Die von der Augsburger Allg. Zeitung wiederholt gebrachte Nachricht, die Leiche der Herzogin Maria Louise sei hier angelangt, ist gründlich falsch, denn noch heute den 19. Januar befindet sie sich nicht hier und dürfte noch eine gute Weile auf sich warten lassen, da die Escadron Husaren, welche nach Parma geschickt wurde, um die Leiche nach Wien zu escortiren, dort nützlicher verwendet werden kann, ein zu aufgeregtes Leben zu bewachen, als ein leblos und untergegangenes.

Die vermittelnde etwas unsichere Proclamation des Vicekönigs des lombardisch-venetianischen Reichs, hat hier wie in Mailand eine unbefriedigende Wirkung hervorgebracht; hier, weil man den Unruhestiftern keinerlei Concessionen zu machen geneigt ist; in Mailand, weil Niemand an die schönen Worte glaubte. Die Proclamation wurde an den Straßenecken herabgerissen, und der unheilvolle Corso, wo die ersten Thätlichkeiten vorfielen, wird jetzt allgemein in Mailand der Märtyrer Corso genannt.

In Wien herrscht im Allgemeinen ein gedrücktes Leben, die Zustände der merkantilischen Welt liegen bedeutend darnieder; hiezu macht die Hoftrauer den diesjährigen längsten Carneval zu einem nicht lebhaften.

In unsern städtischen Angelegenheiten bereitet sich ein gewaltiger Umschwung vor; die Richter der Vorstädte werden demnächst den Titel Gemeindevorstände erhalten! das sind die Bewegungen innerhalb des Municipallebens, welches dadurch vielleicht eine andere Gestalt bekommen würde, wenn sich das lange verbreitete Gerücht bestätigt, daß der Bürgermeister Czapka zum Vicepräsidenten einer Regierungsstelle befördert, d. h. bedeutungslos gemacht wird; jedenfalls neigte er seit Jahren mehr zur Bekämpfung der Bürgerprivilegien als zu deren Erweiterung hin und hat seine frühere Popularität

ziemlich eingebüßt. Die von ihm in's Leben gerufenen Schlachthäuser in der Vorstadt Gumpendorf werden mit künftigem Monat eröffnet werden, worüber die Fleischhacker natürlich Zeter und Mordio schreien, während wir im Interesse des Publikums die Sache nur willkommen heißen müssen.

Die projectirte künstlerische Ausschmückung der öffentlichen Brunnen scheint sich nicht bewähren zu wollen, was um so mehr zu bedauern ist, als die Plastik in Wien, ohne sie keinerlei oder nur sehr sparsame Unterstützung findet. 0—0

XI.

Heinrich Wuttke über die schlesischen Stände.

Nur eine Parteistimme, aber eine höchst anerkennenswerthe, können wir eine Schrift nennen, die uns vorliegt, und auf die wir Jeden aufmerksam machen, der an dem politischen Leben Deutschlands ein Interesse nimmt: Die schlesischen Stände, ihr Wesen, ihr Wirken und ihr Werth in alter und neuer Zeit. Von Heinrich Wuttke. Leipzig 1847. Hartknoch. Der Verfasser hat als Historiker überhaupt und namentlich als gründlicher und gelehrter Kenner der vaterländischen Geschichte ein Recht, seine Stimme bei einer Frage abzugeben, die das Wohl und Wehe der Provinz, der er durch Geburt angehört, auf das Tiefste berührt. Dieses Recht bewährt er durch eine rühmliche patriotische Gesinnung, einen unerschrocknen Freimuth der nach keinen Voraussetzungen fragt und sich vor keinen Consequenzen scheut, und eine Rechtlichkeit, die auch den Gegner anerkennt, wo er auf legitimem Boden steht.

Die Schrift ist von zwei Seiten aufzufassen. Einmal ist sie Geschichte. Sie gibt in einer gedrängten lichtvollen Uebersicht die Geschichte der alten schlesischen Stände in den Böhmisch-Oesterreichischen Zeiten; zeigt, wie das ständische Wesen erst seit der Besitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen völlig unterdrückt wurde; sie setzt die Begünstigungen auseinander, welche dem Adel unter der Regierung Friedrichs zu Theil wurden, geht dann zu dem gewaltigen Umschwung der Dinge unter dem Ministerium Stein über, und schließt mit der Thätigkeit der schlesischen Provinzialstände von ihrer Organisation an bis auf die Einberufung des vereinigten Landtags.

Die ganze Darstellung ist objectiv und überall mit Documenten belegt. Von dieser Seite kann man die Schrift keine Parteistimme nennen. Eben so evident tritt folgendes Resultat jedem unbefangenen Leser entgegen: Alle wesentlichen Fortschritte der Provinz sind von den Beamten ausgegangen; die Bildung der Provinzialstände war — wenigstens für Schlesien — eine Reaction, weil sie eine neue Aristokratie gründete, oder wenigstens zu gründen bestimmt war; die Provinzialstände haben überall mehr ihr ständisches Sonderinteresse im Auge gehabt, als den gemeinsamen Nutzen der Provinz; erst allmälig hat sich der Fortschritt des liberalen Bewußtseins in ihnen geltend gemacht.

So weit ist gegen den Verfasser gewiß nicht zu streiten. In den weitern Resultaten aber wird die Schrift Parteischrift. Damit will ich nicht sagen, daß jene Resultate falsch wären, sondern nur, daß sie nicht mehr der historischen Kritik, sondern der politischen Einsicht angehören.

Herr Wuttke sucht nämlich zu beweisen, daß die Provinzialstände ihrem Wesen nach unverbesserlich waren, weil der als Stand constituirte Adel — und dieser blieb das prädominirende der Stände — unverbesserlich ist. Sie konnten — einzelne nützliche Vorschläge abgerechnet — nur dazu dienen, der Regierung durch eine Scheinver-

tretung größere Macht zu gewähren, um diese Macht in eine frische Bahn zu lenken, nämlich in die Interessen der Aristokratie.

Er folgert weiter: die Einrichtung des Centrallandtags, weil derselbe auf ein eben so schädliches als morsches Fundament gebaut ist, kann nur nachtheilig wirken; sie befestigt auf einige Zeit das alte, schlechte Gebäude, welches sonst rascher in sich selbst hätte zusammenfallen, und einer neuen, bessern Schöpfung Platz machen müssen.

In der Vorrede gesteht Herr Wuttke ein, daß ihm eine ständische Centralisirung Preußens auch darum nicht wünschenswerth erscheine, weil dadurch die politische Einheit Deutschlands und die Selbstständigkeit des provinziellen Lebens gehemmt werde.

In diesen Resultaten stimmen wir mit dem Verfasser nicht überein. Wir wollen aber keineswegs seine gründlich durchdachte und motivirte Ansicht hier in Bausch und Bogen abfertigen. Seine Schrift kann nur dazu beitragen, die liberale Sache zu fördern, denn sie ist mit Nachdenken und Einsicht geschrieben, und regt daher eben so zum Nachdenken auf als sie an Einsicht bereichert.

Wir wollen uns damit begnügen, unsere eigne Ansicht in jenen drei Punkten der seinigen gegenüberzustellen.

Selbst wenn die Stände, was sie nicht sind, bloße Adelscoterien wären, so könnten sie sich, sobald ihr Treiben der Oeffentlichkeit anheimfällt, dem Geist der Zeit nicht entziehen. Ihr Streit mit der Bureaukratie muß die Sache des Fortschritts fördern.

In noch weit größerem Maße geschieht das in der großen Versammlung. Diese hat die Macht, sobald sie nur erst der Regierung gegenüber festen Fuß gewinnt, sich selbst nach einem bessern Princip zu reorganisiren — wie es das englische Parlament im Jahr 1830 gethan hat

Was endlich die Einheit Deutschlands betrifft, so scheint uns der natürliche Weg, dazu beizutragen, der zu sein, daß alle einzelnen Staaten ihre Kräfte so viel als möglich zusammenziehn und verstärken. Wenn sie damit so lange warten sollten, bis auf irgend einem andern Wege Deutschland sich consolidirt, so könnten sie in dieser Unthätigkeit Gott weiß wie lange verharren. Dieß ist unsere Ansicht. Herrn Wuttke's Schrift bleibt nichts desto weniger eine höchst werthvolle Bereicherung der ständischen Literatur.

XII.

Guizot und die Schweiz.

Die Actenstücke, welche Herr Guizot den Kammern in Betreff der Schweizer Frage vorgelegt hat, zeigen wohl hinlänglich, daß seine politischen Fähigkeiten weit geringer sind, als selbst seine Gegner geglaubt haben. Es ist in diesem Mann eine seltsame Mischung von Ehrlichkeit und Verschmitztheit, von Hochmuth und Unselbstständigkeit. Er sieht vornehm auf alle anderen Menschen herab, und wird von allen andern dupirt. Jeder scheinbare Sieg dient nur dazu, ihn in neue Verwickelungen, in neue Demüthigungen zu ziehen. Er macht England den Hof, dem Lande seiner Ideale, intriguirt aber doch zugleich auf eigene Rechnung; und England, um dessentwillen er sich gegen die liberale Partei seines eigenen Landes compromittirt, läßt ihn im Stich.

Es kreuzen sich in seinem Verfahren gegen die Schweiz die mannigfaltigsten Motive. Guizot ist „conservativ" aus Prinzip, eigentlich conservativer als der Fürst Metternich, denn dieser dämmt doch nur ein breites, abgeschlossenes Staatensystem gegen die Fluth der Revolution ein; der Staat dagegen, dessen Leitung Guizot übertra-

gen ist, ist ein Kind der Revolution, und das reactionäre Wesen des conservativen Prinzips muß in ihm viel deutlicher hervortreten. Von diesem Standpunkt aus haßt er den Radicalismus, wo er ihn findet; er haßt den Namen. Anders kann man sich kaum erklären, wie der Schweizer Radicalismus, der seinem eigentlichen Inhalt nach dieselbe Partei ist mit der gegenwärtig in Frankreich dominirenden Bourgeoisie, von dem protestantischen Minister eines constitutionellen Staates als ein prinzipieller Gegensatz aufgefaßt werden kann. Das zweite Interesse hat er als Franzose; die Schweiz soll in der alten legitimen Anarchie bleiben, sie soll sich nicht zu einem wahren Staat erheben, sie soll sich nicht centralisiren, damit sie dem Einfluß Frankreichs keinen nationalen Widerstand entgegensetzen kann. Ein drittes Moment ist der Wunsch, mit den continentalen Mächten im Einverständniß zu handeln, den jungen Staat der Revolution ernstlich in das System der heiligen Allianz einzuführen. Es muß hier beiläufig bemerkt werden, daß die Maßregeln gegen die Schweizer Radicalen doch zuerst von Oesterreich angeregt wurden, und daß der französische Minister, wenn auch im Prinzip mit dem Fürsten Metternich einig, dennoch ernstlich den Gedanken einer Intervention — wenigstens im ersten Stadium der Unterhandlungen — von der Hand gewiesen hat. Es lag diesem Verfahren der Wunsch zu Grunde, mit England im Einverständniß zu handeln. Diesen Wunsch hat Lord Palmerston auf das Schlaueste benutzt, um überhaupt die Einmischung der Großmächte aufzuhalten und dadurch ihre Wirkung zu paralysiren. Unter dem Schein großer Redlichkeit — denn er hat die Verschiedenheit seiner Ansicht keineswegs verhehlt, wohl aber stets den ernsten Willen ausgedrückt, im Einverständniß mit den übrigen Mächten zu handeln, — hat er Guizot zum Besten gehabt.

Guizot hat für seine Zwecke nichts erreicht; er hat den Einfluß Frankreichs auf die immer mächtiger sich regende Schweiz eingebüßt. England erscheint jetzt als Beschützer der Freiheit, und Sir Stratford Canning hat in seiner jüngsten Note an die Tagsatzung sich nicht gescheut, die neue Entwickelung der Schweiz geradezu als eine segensreiche zu bezeichnen. Guizot hat ferner das Vertrauen Oesterreichs nicht gewinnen können, denn er hat sich zwar dienstfertig, aber unkräftig gezeigt. Er steht mit England gespannter als je, denn er hat vor den Kammern erklären müssen, über Lord Palmerston's Verfahren befremdet zu sein. Er hat seinen politischen Gegnern die schlimmsten Waffen in die Hände gegeben, die früher oder später seinen Sturz herbeiführen müssen.

Erklärung.

Die „Grenzboten" No. 2 vom 11. Januar 1848 enthalten unter der Ueberschrift: „Ein Plagiat und ein schriftstellerisches Gutachten" einen größeren Artikel, in welchem Herr Ignaz Kuranda mit Hülfe der Herren Doctoren Professor Karl Biedermann, Heinrich Laube und Heinrich Wuttke darzuthun versucht, daß das im Herbst 1847 in meinem Verlage erschienene Buch: „Flämisch Belgien" von Gustaf Höfken großentheils ein „Plagiat" des Buches: „Belgien seit seiner Revolution" von Ignaz Kuranda sei. — Ohne für jetzt auf das Sachverhältniß näher eingehen und erörtern zu können, in wieweit diese arge Beschuldigung gegründet ist, sehe ich mich, um naheliegende Mißdeutungen vorzubeugen, zu der vorläufigen Erklärung veranlaßt, daß mir Herrn Kuranda's Buch seinem Inhalte nach gänzlich unbekannt ist, daß eine Ausbeutung desselben in der Herrn Höfken vom Verfasser zur Last gelegten Weise mit meiner Zustimmung niemals geschehen sein würde, und daß ich Herrn Gustaf Höfken bereits ersucht habe, sich selbst gegen die obige Beschuldigung zu rechtfertigen. Bremen, den 18. Januar 1848.

Franz Schlodtmann.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: I. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Oesterreich und seine Beamten.

Aphorismen.

Oesterreich, das heute so viel Aufmerksamkeit auf sich zieht, wird ein bureaukratischer Staat genannt, und in der Beamtenherrschaft sucht man gewöhnlich aller Uebel Grund und Quelle.

Beamtenschaft ist aber ein zu weiter Begriff um eine gemeinsame Beurtheilung und Verurtheilung aller derer zuzulassen, welche dieser Gesammtklasse angehören.

Ein absoluter aristokratischer Staat hat und will keine selbstthätigen, selbstbewußten Organe für seine Regierung; je minder selbstständig diese Organe in Thätigkeit gesetzt werden, desto maschinenartiger, desto unverantwortlicher sind sie, desto mehr geht auf Alleinrechnung der Sonne. Absolute Monarchie, die herrlichste Regierungsform in der Theorie, ist die mangelhafteste in der Praxis, weil eben nur eine Gottheit eine allmächtige, allwissende, allgegenwärtige, absolut und vollkommen gut zu regieren berufen und befähigt ist. Absolute Monarchie mit der Prätension der Vollkommenheit und Infallibilität ist sündige Parodie der Gottheit. Betrachten wir diese Allmachtsorgane in Oesterreich etwas näher, so müssen wir dieselben in der Mehrzahl wohl bedauern und hin und wieder mißachten, doch nicht eigentlich hassen, ja sie sind eigentlich unschuldig an den allgemeinen Conflicten.

Das System, das uralte, seit Joseph's Tod wieder aufgenommene, ist es allein, das uns erdrückt; des Jahrhunderts Hälfte ist an uns vorübergegangen, beinahe ohne uns, nämlich unser System, zu berühren. Die alte Staatsmaschine ist ein gußeisern Räderwerk aus alter Zeit; es geht langsam und schwerfällig seinen Gang. Bricht eines der Haupträder, so hat man leider noch immer alte Räder im Depot, sie flugs wieder einzusetzen, und so ging der alte Kasten bisher träge fort. Doch scheint der Vorrath aller Reserveräder etwas verbraucht, und es nahet wohl, doch in noch ferner Zeit, eine vernünftige Umgestaltung der Maschine nach englischem Muster.

Die kleineren Räder und Rädchen, die Beamten, stecken an ihren Spindeln fest, mögen sie krächzen und ächzen, sie können nicht anders als sich drehen nach

der ihnen gegebenen Richtung, wie es eben die großen Wellen zu Wien bedingen mögen.

Der arme österreichische Beamte, selbst der Hofrath, hat so feste Normen, nach welchen er vorgehen muß, um im Gehalte zu bleiben, daß es arge Ungerechtigkeit wäre, ihn für die Erfolge verantwortlich zu machen.

Das System hat dafür gesorgt, durchaus nur von Mittelmäßigkeiten umgeben zu sein; was darüber herausragt, wird abgesondert, beseitigt. Schon die Unterrichtsvorbereitung des Beamten sorgt für durchweg einseitige Befähigung und nothdürftige Ausbildung derselben für blos Einen Verwaltungszweig; kein Wunder also, daß Mittelmäßiges nur Mittelmäßiges, oft Schlechtes erzeugt. Bornirtheit und Mittelmäßigkeit hat stets Dünkel im Gefolge, doch eben die Bornirtheit hat der arme Beamte ja nicht verschuldet, man bot ihm die Mittel nicht, ja man hält sie ihm absichtlich fern; er kann seinen Horizont nicht erweitern, und der Beamte, der das etwa nachholen, der Allotria treiben will oder gar gute Komödien schreibt, wird nicht befördert, wird in den elendesten, thatenlosesten Wirkungskreis versetzt. Den begabten Bauernfeld z. B., schob man in eine Lottokanzlei, wo er in seinen Amtsstunden Lotteriezettel rollt. Zum Glück hat man nicht viele Talente solchen Gepräges, um diesen Mißbrauch öfter wiederholen zu können.

Die Centralisation, die alles wissen, alles regeln will, macht eine Armada von Beamten nöthig, die man natürlich nur kärglich besolden kann.

Mit Ausnahme der hohen Verwaltungsbeamten in den Provinzen, der Hofräthe und was über dieselben hinausgeht, ist die ganze Beamtenmasse schlecht besoldet, kein frischer Geist durchweht sie, sie sind Werkzeuge, Sclaven ihres unmittelbaren Chefs, dieser wieder Sclave seines Obern. Die Verwaltungs- oder wie man sie curioser Weise nennt, die politischen Beamten, die wichtigsten für das allgemeine Gedeihen, sind leider die minder unterrichteten. Eine Anstellung in dieser Branche erfordert die mindeste Qualification, eine ganz oberflächliche Prüfung aus den chaotischen Verwaltungsgesetzen qualifizirt zu den höchsten Aemtern, und diese Prüfung muß der neu angetretene Adept binnen dem Zeitraum eines Jahres bestehen, während welchem er auch sein Bureau fleißig zu besuchen hat. Und doch reicht ein Jahr wohl kaum hin, all' den Gesetzkram durchzulesen. Daß es möglich ist, eine solche Prüfung dennoch zu bestehen, kann nur durch Prüfer erklärt werden, welche gleich gründliche Studien machten.

Der Justizbeamte muß ein Examen aus dem strengern Civilrechte, dem Strafrechte und, um Magistratsrath werden zu können, auch aus den Verwaltungsgesetzen bestehen; er ist also weit vielseitiger gebildet, (wiewohl auch in dieser Branche allmälig bedeutende Schwächen bemerklich werden, die ihren Grund in dem nicht gehörig scharfen Civilgesetze selber haben mögen, das seit 1811 Oesterreichs alleinige

Rechtsbasis bildet) doch sind gerade Justizbeamten durchaus weit kärger und in Munizipalstädten wahrhaft jämmerlich besoldet.

Die Cammeral- auch Finanzbeamten endlich, heute oben an, vereinigen jetzt die meiste Capacität in sich, sind auch seit dem neu in's Leben getretenen Gefällswesen in den höhern Kategorien ziemlich ausreichend besoldet. In ihnen herrscht ein gewisser Geist von Ehrenhaftigkeit, welcher auch in ihren untergeordneten Gefällsorganen, den Grenz- und Gefällswächtern, neben ausreichendem Solde, dringend zu wünschen wäre!!

Das Gefällswesen ward durch eine Monopolordnung und ein Strafgesetz geregelt, welche beide von einem wirklich genialen und scharfsinnigen Beamten, dem heutigen Gubernialpräsidenten v. Kraus zu Lemberg, aus einem Gusse verfaßt worden sind, und sich durch scharfe Logik, streng systematische Ordnung und kantische Schärfe auszeichnen; mögen immerhin Mängel bei der Detailanwendung sich finden, so bleiben die beiden Gesetzsysteme als Werk Eines einzelnen höchst achtenswerth.

Jeder junge Beamte dieser Branche muß, um zu höherer Beförderung fähig zu sein, eine strenge Prüfung aus diesen beiden Gesetzcomplexen bestehen, und es gehört wirklich Begabung und tüchtiger Fleiß dazu, diese Aufgabe zu lösen; hieraus erklärt es sich, daß eben deshalb die Cammeralbeamten sich vor allen durch Tüchtigkeit, durch Ehrenhaftigkeit auszeichnen, denn Mittelmäßigkeiten wagen es kaum, sich diesem Dienstzweige zuzuwenden, oder gehen dort in niedrigen Schreiberposten unter; mit Begabtheit und Talent ist höhere Tendenz und Ehrenhaftigkeit gerne gepaart.

Die sogenannten politischen Beamten sind es vorzüglich, welchen umfassender Unterricht, freiere Stellung, ausreichende Gehalte abgehen. Die Verwaltung, das sogenannte Politicum, ist in erster Instanz, außer dem unmittelbaren Bereiche der Regierung und des Stadtmagistrates, den Patrimonialgerichten anvertraut, und hierin liegt die nachtheiligste Anomalie.

Während die Magistraten der Städte von vielfältig geprüften, aber niedrig besoldeten Räthen geübt wird, welche oft puren Hungers wegen willkürlich und parteiisch verfahren, ist der sogenannte politische Dienst, die Polizeihandhabung, die Recrutenabstellung, die Gewerbsconcession u. s. w. auf dem flachen Lande dem Gutsverwalter der Grundobrigkeiten anheimgegeben, Menschen, bei deren Anstellung blos berücksichtigt wird, ob sie das Ackern, das Säen, das Einheimsen zu überwachen verstehen, Menschen, welche kümmerlich besoldet auf unlautern Erwerb angewiesen sind, Menschen, die beliebig entlaßbar das Amt oft weit öfter wechseln als ihr Gewand.

In solchen Händen ruht ein Theil der Verwaltung in erster Instanz; ihnen sind die Bewohner des Flachlandes, die harmlosen, unendlich albernen und von hungernden Schullehrern, von dummen Landgeistlichen Vernachlässigten anheimgegeben.

Die Kreisämter üben die Controle, sind die Behörde höherer Berufung. Liegt nicht eben hierin die dringendste Aufforderung, den kreisämtlichen Dienst den vollendetsten, allseitig gebildetsten, unbefangensten Beamten zu vertrauen? Leider ist dem nicht so. Oft ist auch die in erster Instanz zugefügte Unbill, der geübte Mißbrauch in seinen Folgen, durch höhere Berufung nicht gut zu machen; gespendete Prügel besonders nimmt der Recurs nicht mehr vom Leibe, und leider wird von den Patrimonien, trotz beschränkender Prügelgesetze, ganz munter geprügelt, zur Veredelung des Nationalcharakters.

Wir haben es vorerst mit einer Rechtfertigung des Personals der Staats-beamten zu thun, daher es uns zu weit abführen würde, wollten wir der grausigen Umtriebe der grundobrigkeitlichen Aemter und ihr systematisches Saugwesen schildern, z. B. die Art und Weise in welcher der Armee ihre Helden zugeführt werden. Es genüge vor der Hand an diesen Andeutungen, um zu beweisen, daß eben in Rücksicht solcher Uebelstände, die Mission der Kreisämter eine wichtige, durch Humanitätsgebote geheiligte sei und sonach einen höheren Bildungsgrad der Beamten, sowie eine angemessene Besoldung erfordert, daß also 800 Fl. bis höchstens 1000 Fl. als Gehalt eines Kreiscommissarius durchaus nicht genügen können, besonders wenn man erwägt, daß einer nur geringen Fraction dieser Commissäre die Aussicht auf höhere Beförderung leuchtet. In allen Streitfragen zwischen den Grundobrigkeiten und ihren Unterthanen ist das Kreisamt die in erster Instanz fungirende Behörde, welche das Gubernium und endlich die Hofstelle (im Falle höherer Berufungen) controlirt. —

In der strengen Scheidung des blos factischen Besitzzustandes von dem eigentlichen Rechtspunkt der gegenseitigen Ansprüche, wobei ersterer den politischen Behörden, und letzterer den Civiljustizbehörden zur Beurtheilung zugewiesen wird, liegt der Grund der ungeheuersten Uebelstände.

Es gehört mehr Scharfsinn, mehr juristische in Saft und Blut übergegangene Bildung dazu, vom strengen Rechtspunkte abstrahirend, ein tüchtiges Besitzdecisum auf vorläufige Erhebungen hin zu fällen, als zur Entscheidung eines von rechtskundigen Vertretern durchgeführten Prozesses irgend erforderlich ist, wo dem Rathe gewissermaßen alles fertig zur Wahl vorliegt. Und doch sind gerade die politischen Beamten wie schon gesagt höchst nothdürftig und oberflächlich gebildet, bringen aus ihren juristischen Studien so gut als gar nichts Erlerntes mit, und lernen später wenig dazu; die leidige Praxis soll da Alles thun, so wie man Handwerkslehrlinge während der Lehrjahre die Kinder des Meisters warten, den Gesellen die Stiefel säubern läßt so daß sie erst nach der Freisprechung ihr Handwerk eigentlich zu lernen beginnen.

Der unwissende Unterthan ist geradezu unfähig die abstracte Sonderung zwischen Besitz- und Rechtsfrage zu fassen; er wird oft auf die abenteuerlichsten Gründe hin vom Kreisamte und auch von den höhern Behörden in einem vermutheten Besitze

geschützt, geräth dann mit seiner Grundobrigkeit in einen Kosten raubenden Rechtsstreit, wird sachfällig, nachdem er früher schon definitiv gesiegt zu haben glaubte, und lebt nun der festen Ueberzeugung und Ansicht, seine Grundobrigkeit habe ihren endlichen Sieg unerlaubten Mitteln zu danken. Mißtrauen gegen die Behörden, Zerwürfniß mit der Grundobrigkeit sind die Folgen.

Es ist vorgekommen, daß selbst im Verwaltungswege zwei Unterthanen, unmittelbare Nachbarn, in identischer Frage mit ihrer Obrigkeit in kurzen Zeiträumen stritten. Der eine Unterthan erwirkte Schutz gegen die Obrigkeit, der andere sah die Obrigkeit geschützt gegen seine Ansprüche. Es ist kürzlich vorgekommen, daß auf einen solchen politischen Schutz der Obrigkeit hin die Unterthanen gewaltsam sogar durch den Stock zu Leistungen gezwungen wurden, daß jedoch die Obrigkeit während der vollen Thätigkeit jenes Executionsactes von der Justizbehörde mit ihrer Prätension durch förmliches Urtheil abgewiesen wurde!

Die Staatsbeamten sind nur im weiteren Sinne Schuld an diesen Uebelständen und ihren Folgen. Das System, der mangelnde Unterricht hat das zu verantworten. Diese geringen Befähigkeitsanforderungen bieten außerdem ganz freie Hand zu ausnahmsweiser Beförderung, welche heute in einem Maaße geübt wird, das den Beamtenstand erlahmt, ihn erbittert, ihn sogar zum Feinde des Systems umzustalten droht.

Die weiten, kaum zu berechnenden Beförderungsbahnen der bürgerlichen Verwaltungsbeamten, welche gleichsam als Planeten unseres Sonnensystems rotiren, werden vielfältig von den ausnahmsweisen Bahnen adeliger Kometen durchkreuzt, erleiden oft unerträgliche Abweichungen in ihrem trägen Laufe und kommen oft gar nicht zum Ziele.

Ein junger Adeliger hoher Familie, oder doch solcher verwandt, in seinen Studienjahren seines Adels wegen von den Herren Professoren mit Nachsicht behandelt, also an sich schon minder qualifizirt, tritt als Praktikant ein, fertiget jene ohnehin unbedeutende Prüfung leicht ab, wird dann zum überzähligen unbesoldeten Kreiscommissäre ernannt, brüstet sich in seiner netten Uniformmütze und sieht auf seine bürgerlichen Mitbeamten, die Arbeitsgäule, mit Mitleid nieder. Nach kurz durchlaufenem Dienst im Kreisamte wird der junge Mann ebenfalls überzählig und ohne Gehalt zum Secretär des Guberniums befördert, erhält möglichst bald ein selbstständiges Referat, damit er sich geltend machen könne; nach drei bis vier Jahren dieser oberflächlichen Dienstleistung wird er zum Gubernialrath, noch öfter zum Kreishauptmann ernannt, wunderbarer Weise aber nicht mehr unbesoldet, sondern mit vollem Gehaltsbezuge. Die bürgerlichen Arbeitspferde zählen und rechnen lange Jahre nach, wann endlich sie in dem Paradiese einer Kreishauptmannschaft einziehen würden — flugs rauscht ein adeliger Komet heran, und gestört ist

aller Calcul, besonders da die Kometen sich stets mehren. Es ist vorgekommen, daß ein bürgerlicher, ganz gleich befähigter Praktikant noch immer Praktikant war, als ein mit ihm zugleich in Dienst getretener Komet als Gubernialrath sein Bureauchef wurde, um sich des treuen Rathes seines alten Praktikanten zum Heile des Landes bedienen zu können.

Es ist fester Grundsatz, daß ausschließend nur Adelige als überzählige Kreiscommissäre verwendet werden dürfen, und aus diesen Kometen allein werden Landesgouverneure gewählt, also Leute, welche in den Studien minder befähigt sind, in den niedern Kategorien des Dienstes mindere Detailkenntniß erlangten. Diese sind es allein, welche in Fragen höherer Natur maßgebende Stimme haben. Was Wunder also, daß die Beamtenschaft der Verwaltung im Ganzen gedrückt, entmuthigt am Staatskarren zieht und seufzt, keiner höhern Conception fähig, während endlich nur der Adel regiert und das System sorglich aufrecht hält, um es für sich auszubeuten. Eigenthümlich ist es wohl, daß der Adel als Beamter und Regierungsgehülfe die wärmste Bevorzugung findet, während man den Adel als ständische Körperschaft und in dieser Richtung als austrebenden Mitregenten nimmer anerkennen mag.

Weit seltener kommt jene ausnahmsweise Beförderung bei Justizbehörden, noch seltener bei Cammeralbehörden vor, aus dem einfachen Grunde, weil diese Dienstleistungen Erlerntes dringender erfordern; daher sich junge Herren vom Adel minder berufen fühlen, in diese Regionen ernsteren Dienstes einzubrechen. In diesen Beamtenregionen finden in der Regel Abkömmlinge von höheren Beamten den Vorzug bei Beförderungen, was jedoch mindere Uebelstände mit sich bringt, weil vergleichsweise Tüchtigkeit doch stets vorhanden sein muß. Läßt auch verfassungsmäßiger Brauch es nicht zu, daß Bürgerliche es bis zu Präsidenten der Justizbehörden bringen, welche dem Herrenstande angehören müssen, so ist die Cammeralbranche wenigstens diejenige, welche den Unadeligen selbst die höchste Stufe erklimmen läßt, wiewohl man ihn, gleichsam um kein Aergerniß zu geben, gewöhnlich vor der Beförderung in den Wappenrock kleidet, und ihm den Adelsstand aufdringt, um das herkömmliche Princip pro forma zu retten.

Mit großem Vergnügen sprechen wir es aus, daß das Justiz- und Cammeralpersonal im Allgemeinen geachtet ist und der Vorwurf der Zugänglichkeit ihm nicht gemacht werden könne. Ausnahmen hiervon kommen wohl vor und wie behauptet wird, selbst in höhern Regionen; doch sind solche Ausnahmen nur ephemer, und dem Gesammtgepräge nicht zum Nachtheil, welches um so ehrenhafter erscheint, da der Justizbeamte, besonders erster und zweiter Instanz offenbar unzureichend besoldet ist.

Der Demoralisation der Patrimonial- und Communalbeamten gehört ein eigener Abschnitt.

Daß alles hier gesagte nur von der sogenannten höheren, der studirenden Beamtenschaft gelte, auf die Hülfsbeamten aber, auf die sogenannten bloßen Manipulanten sich nicht beziehe, bedarf wohl keine besondere Nachweisung. Doch ist es zu großem Theile diese untergeordnete Manipulantenklasse, welche den Beamtenstand im Ganzen bedeutend discreditirt. Das unendliche Vielregieren macht natürlich eine Masse schreibender Hände nöthig, welche in ihren Besoldungen insbesondere kümmerlich bedacht sind.

Die ungeregelten, ganz feudalen Verhältnisse der Landbauer machen diesen Stand zu einem verächtlichen. Die gedruckten Gewerbs- und Zunftverhältnisse, der Mangel an Vertrauen, als Folge schleppender Justiz hemmt das Erblühen solcher Geschäftszweige.

Alles strebt sonach Beamter zu werden! Ein Heer von Praktikanten lungert sich mühselig zu dem ersten Gehalte durch, hat inzwischen geheirathet und Kinder in die Welt gesetzt, und vom Erwerbe per nefas, von dem Ertrage kleinen Verkaufs von Amtsgeheimnissen gelebt und setzt dann auch neben dem Gehalte dieses zur Gewohnheit gewordene Geschäft noch fort. So sind diese schlecht besoldeten Unterbeamten die demoralisirteste Rotte, eine Art Beamtenproletarier, welche im Kleinen nagend, dem Gesammten ganz ungeheurên Nachtheil zufügen, und zur Mißachtung des Standes, des Gesetzes wesentlich beitragen. Diese manipulirendern, zu höherer Conception ganz unfähigen Geschöpfe erbittern in ihrem Beamtendünkel und in ihrer Bornirtheit das Volk, meinen, die Bevölkerung reise nur deshalb, schriebe nur deshalb Briefe, damit Postgeld eingehe, liebe nur deshalb Handel, damit Zoll eingehe. Um nicht mit einem Mißaccord zu schließen, wollen wir in wenigen Worten die Mittel andeuten, durch welche unseres Erachtens der Staat und seine Beamten in eine bessere Phase treten könnte.

Durch heilsame Verbreitung allgemeinen Unterrichtes, welcher nur durch selbst unterrichtete und angemessen besoldete Lehrer erreicht werden kann.

Durch, wenn auch vorläufig mit Beschränkungen gestatteter öffentliche Besprechung innerer Verwaltungsangelegenheiten, welche ein Volk in wunderbarer Schnelligkeit groß zieht, und ihm wie den stets zur Hälfte geblendeten Beamten zu klarer Ansicht hilft.

Durch vernünftige Regelung und Entfesselung des Communalwesens, welches heute die Communen ganz so beaufsichtigt, wie Wahnsinnige, Rasende und Blöde, während eine wohlfeile Selbstverwaltung der Gemeinden Heil herbeiführen müßte.

Dieser drei Punkte wegen könnte eine so bedeutende Vereinfachung der heutigen Vielregierung, eine heilsame Modification des heutigen Centralisirwesens eintreten, daß eine Verminderung des Beamtenstandes und mit dieser bessere Besoldung der Angestellten ermöglicht würde.

Diese Wenigen besser besoldet, auf umgestalteten Universitäten gründlicher gebildet, unter der Bedingung allseitiger Qualification angestellt, würden dem Lande,

dem Ganzen weit mehr Segen bringen, als die heutige Masse von Halbunterrichteten, die so zu sagen nach Schablonen arbeiten.

So gut man zum Kriegführen Geld, Geld und wieder Geld braucht, so brauchen wir um fortzugehen mit unserer Zeit Unterricht und nur Unterricht vor Allem. Alles Uebrige gibt sich dann von selbst, die Schulen sind der Magen, welcher die Säfte zur Belebung, Erhaltung des Ganzen bereitet; ist der Magen schlecht bestellt und liefert uns verdorbene Säfte, kann auch das Ganze nicht gedeihen.

Neustädter.

Reiseskizzen

aus dem würtembergischen Unterlande.

Stuttgart lebe wohl! Welch' schöner Mai war in dir verlebt, wie liegst du so lieblich in deinem reben- und blüthengeschmückten engen Thale, welch' balsamischer Duft wehte auf deinen Bergen! Gewiß, der Mai ist der herrlichste Monat für Stuttgart, jeder Fremde, der den Ort liebgewinnen will, muß ihn wo möglich um diese Zeit besuchen. Hat er dann noch das Glück in einen trauten Kreis herzlicher und gescheidter Männer und anmuthiger Frauen eingeführt zu sein, mit ihnen vereint die vielen hübsch gelegenen nahen und fernen Punkte der Umgegend zu durchstreifen, so wird er mit wehmüthigem Herzen davon scheiden und noch in fernster Ferne werden seine Gedanken gerne in der Hauptstadt des schönen Schwabenlandes weilen.

Die schon bis Ludwigsburg vollendete würtembergische Nordbahn, die nach Heilbronn fortgeführt wird, bringt in einer halben Stunde für wenige Kreuzer nach dieser ehemaligen Residenzstadt. Eigenthümlich sind die Wagen der würtembergischen Staatseisenbahnen, und außer auf einigen österreichischen Bahnen, habe ich solche noch nirgends gefunden. Man steigt von hinten in den Wagen ein, in welchem ein langer ungetheilter Gang durch den ganzen Raum fortläuft, an dessen beiden Seiten sich die gut gepolsterten, für zwei Personen eingerichteten und mit beweglichen Lehnen versehenen Sitze befinden. So sieht man die ganze im Wagen vereinigte Gesellschaft und kann ungehindert von einem Platze zum andern gehen, Unterhaltung zu pflegen. Für kürzere Strecken, wie jetzt die würtembergische Eisenbahn nur noch besitzt, hat diese Einrichtung etwas angenehmes, zutrauliches; für lange, viele Stunden, ja selbst Nächte dauernde Fahrten sind die schmalen Sitze mit niedrigem Rücken, welcher bequemes Anlehnen verhindert, nicht sonderlich passend. Zweckmäßig sind diese Wagen besonders auch für die Schaffner, welche gemächlich von einem bedeckten Gange zum andern gehend ihre Dienste verrichten können..

Welche große Schwierigkeiten die würtembergische Eisenbahn durch das bergige Terrain, besonders auch bei Stuttgart, zu überwinden hatte, spürt man

sogleich auf dem Wege nach Ludwigsburg. Kaum wenige Augenblicke von der Hauptstadt entfernt, muß man einen langen finstern Tunnel, durch den die Fahrt fast drei Minuten währt, passiren. Wie stumpft doch die Gewohnheit gegen alle äußeren Eindrücke allmälig ab. Mit welcher Spannung lauschte man noch vor einem Decennium den Beschreibungen der einzelnen Reisenden, die solche Wunderdinge in fernen Ländern gesehen hatten! Jetzt aber — es ist fast überall das gewöhnlichste Ding von der Welt, kaum werth, daß man darauf achtet oder gar davon spricht. Der Handlungsreisende zündet sich vorher gemüthlich seine Cigarre an und erzählt laut der ganzen Gesellschaft, wie gut sie ihm gerade in solchem Tunnel schmecke; das liebende Paar dort in der Ecke rückt näher zusammen, die dunkle Fahrt zu einem heimlichen Händedruck oder gar Kuß zu benutzen, und wünscht oft gewiß im Herzen, der ganze Weg möge aus lauter Tunnels bestehen; die in die Vacanzen gehenden Schulknaben führen mit lautem Gelächter unterdeß ein Faustgefecht unter sich auf. Ludwigsburg ist eine gar stille, öde Stadt, mit einer sehr langweiligen Physiognomie. Sie stammt aus jener Zeit, wo viele Herrscher es vorzogen, lieber in abgelegenen Residenzen, die blos ihrer Laune das Dasein verdankten, als in der Hauptstadt des Landes, dem Herzen desselben, zu wohnen. Wir haben aus dem vorigen Jahrhundert noch mehrere dergleichen Städte aufzuweisen, die sich in ihrer Entstehung, Anlage und ihrem monotonen Aussehen ähneln: Karlsruhe, so ungünstig als möglich in einer Sandebene gelegen, während eine Stunde davon der Rhein fließt, Darmstadt, gleiches Loos theilend, Ludwigslust in Mecklenburg, in der ödesten Sandgegend des Landes und einige Stunden davon, bei Schwerin, lachende Seen, grüne Buchenhaine, üppige Fluren, und Ludwigsburg in Würtemberg in jeder Art hinter Stuttgart zurückstehend, sind Beispiele davon. Es scheint fast, die Schöpfer aller dieser Orte wollten zeigen, daß ihr Wille damals auch der unfruchtbarsten, häßlichsten Gegend einen Reiz zu geben vermochte. Wie haben sie sich getäuscht, welch' unermeßliche Summen sind überall diesem verderblichen Wahne nutzlos geopfert worden! Was sind alle diese künstlichen Anlagen, diese aufgetragenen Berge und gegrabenen Kanäle gegen die Schöpfungen der Natur selbst, welche sie nachbilden, ja selbst übertreffen sollten?

Sollen unsere neueren gradlinigen Straßen fesseln, dann müssen sie wenigstens großartig in ihren Anlagen, architektonisch schön in ihren einzelnen Gebäuden sein, wie z. B. die Linden in Berlin, die Ludwigsstraße in München, die Neckarstraßen in Stuttgart und Darmstadt; aber mit ihren elenden, kleinen, oft nur einstöckigen, Häusern, wie zu Ludwigsburg, Karlsruhe, Ludwigslust u. s. w., sind sie doppelt langweilig. Dazu fehlt gewöhnlich diesen ehemaligen Luststädten jedes Leben, es herrscht kein Handel, keine Regsamkeit irgend einer Art in denselben. So auch Ludwigsburg; man sieht daselbst fast nur Soldaten, da es ein Hauptwaffenplatz des Königreichs ist und das Gras wächst fast auf den Gassen. Ganz hübsch ist der

Marktplatz rings von Laubengängen unter den Häusern umgeben, wie man es so häufig in böhmischen und oberösterreichischen Städten findet. Im höchsten Grade häßlich ist aber die Hauptkirche mit zwei niedrigen, plumpen Thürmen, ganz im Rokokostyl erbaut, dazu auch auf unbegreiflich geschmacklose Weise mit grellen rothen und gelben Farben angestrichen. Das Schloß in Ludwigsburg, in den Jahren 1704 bis 1733 von italienischen Baumeistern erbaut, zeichnet sich dagegen durch Größe und Weitläuftigkeit der Bauart aus und ist immer einer flüchtigen Beobachtung werth. Von der Terrasse desselben schaut man das Städtchen Marbach, berühmt als zufälliger Geburtsort Friedrich Schillers. Das Schönste was Ludwigsburg besitzt, sind unstreitig seine schattigen Alleen und sein großartiger Park, obgleich Letzterer jetzt etwas vernachlässigt zu sein scheint; er hat besonders sehr schöne Waldpartbien, sonst aber freilich auch viele Spielereien, als künstliche Teiche, Grotten, Felsen mit Ritterburgen, oft von lächerlicher Anlage. Mir fällt bei ähnlichen Gaukelspielereien, die unsere Zeit jetzt auch nicht mehr duldet, stets der witzige Vers ein, der an dem Parke zu Wörlitz bei Dessau (der auch überreich an derartigen Dingen ist) einst angeschlagen gefunden wurde:

„Es wird ein Jeder recht sehr gebeten
Die Berge im Garten hier nicht zu zertreten,
Auch lasse man keine Hunde umherlaufen,
Sie möchten sonst die Seen aussaufen,
So unartig wird aber doch Niemand wohl sein
Und stecken gar die Felsen in die Taschen ein."

Hübsch und anmuthig ist der Weg von Ludwigsburg nach Heilbronn. Thäler und Hügel, Wälder und Felder, Matten und Weinberge, freundliche Dörfer und einzelne Häuser wechseln gleich ununterbrochnen Panoramen mit einander ab. Dazu schlängelt sich der Neckar bald in weiteren Bogen, bald unmittelbar neben der Straße her, immer der Gegend neue Abwechselung und frischen Reiz verleihend. Auch die Eisenbahnlinie, an deren Vollendung eifrig gearbeitet wird, nähert sich oft der Landstraße oder kreuzt sie auch bisweilen. Viele schwierige Stellen bietet dieselbe dar, Felsen mußten weggesprengt, hohe Dämme durch Thäler aufgeführt, Tunnels gegraben, Viaducte errichtet werden und das Talent des Baumeisters hat vielfach Gelegenheit gehabt, sich zu erproben. Kein Fleckchen Land und sei es auch noch so steil am Berge gelegen, ist in der ganzen Gegend unbebaut; jedes Stück Boden, wenn's nur irgend wie einen Obstbaum zu ernähren vermag, trägt sicherlich einen solchen. Solche sorgfältige, bis in das Kleinste sich erstreckende Kultur des Bodens, und besonders diesen ausgedehnten Obstbau, wird man in wenigen anderen Staaten, als in Würtemberg, finden, und gerade hierdurch wird das Reisen in diesem Lande so angenehm, denn man glaubt fast ununterbrochen in einem großen Park zu sein.

In einem nahen Städtchen, der Name ist mir entfallen, war Viehmarkt

und bunte Staffage bot die belebte Landstraße; ganz malerisch ist die Tracht der Landleute, mit ihren engen Kniehosen von hochgelbem Leder, langen Scharlachwesten, dem eigenthümlich geformten dreieckigen Hut, den ich außer in Würtemberg in der Art nur in einigen Gegenden von Braunschweig gesehen habe, dem langen blauen Rock, der auf der Schulter getragen wird, damit man die reinen, weißen Hemdärmel auch gehörig sehen könne. Ganz stattliche Kühe und gut gebaute Rosse wurden viel vorbeigeführt und gaben Zeugniß, daß die wohlthätigen Bemühungen des jetzigen Königs, die Viehzucht in Würtemberg auf eine hohe Stufe zu erheben, schon günstigen Erfolg getragen haben.

Nicht weit von Ludwigsburg liegt rechts vom Wege der Asperg, mit seiner wohlbekannten Festung, ein vereinzelter Berg, weit in das sonst nicht sehr hügelige Land hineinschauend. Dort ist der Kerker, wo der unglückliche Schubart so viele Jahre vertrauert, so verzweifelt nach Freiheit gerungen hat. Die meisterhafte Schilderung seiner Gefangennehmung und später seiner Haft, aus dem köstlichen Roman von Kurtz, „Schillers Jugendjahre," schwebte mir lebhaft vor der Seele, als wir so neben dem Asperg hinfuhren.

Meiner Gewohnheit nach, saß ich oben auf der Imperiale des Wagens, um freiern Ueberblick über die ganze Gegend zu gewinnen. Mein Nachbar war ein schlichter, aber gebildeter Landmann, wie man deren in Würtemberg so viele findet, der nach Siebenbürgen auswanderte. Gar Manches, was hier nicht Platz finden dürfte, erzählte er mir über die Verhältnisse seines geliebten Vaterlandes, das er mit Thränen in den Augen verließ. So erreichten wir denn, mir fast zu rasch, mit sinkender Sonne Heilbronn und rasselten durch die engen Straßen, bis der in jeder Hinsicht zu empfehlende Gasthof zur „Sonne" mich aufnahm.

Welch ganz anderen Anblick bietet nicht diese alte Stadt mit ihren hohen Giebelhäusern, spitzigen Thürmen, halbzerfallenen epheuberankten Mauern, krummeren Gassen dar, als Ludwigsburg. Hier ist doch noch Charakter und jeder Eckstein fast erinnert uns an die Geschichte einer längst vergangenen Zeit. Gewiß Heilbronn ist eine gar traute Stadt, traulich durch ihre schöne Lage an dem Ufer des Neckars, dieses von der Natur so überreich geschmückten Flusses, durch ihre Bauart und schon durch ihren Namen, der so schöne Erinnerungen weckt! Natürlich blickte ich, als ich mich jetzt zum ersten Mal im lieben Heilbronn sah, nach allen Fenstern und Thüren, ob mir nicht ein schönes „Käthchen" erscheinen wolle. Nun, nicht wenige hübsche Mädchengesichter habe ich denn auch geschaut, denn es war grade „Johannisabend" und fast die ganze Bevölkerung draußen auf den Gassen wandelnd oder vor den Thüren sitzend.

Das interessanteste Gebäude Heilbronns ist die St. Kilianskirche mit einem zwar nicht sehr hohen, aber wunderschönen gothischen Thurme, ganz im reinsten, edelsten Style. Die übrige Bauart harmonirt nicht ganz mit derselben und man sieht, daß, wie in alten Zeiten so oft, viele Jahre an dieser Kirche gebauet wurde

und mehrere Generationen dabei thätig waren. Auch das Rathhaus ist seiner alterthümlichen Bauart wegen interessant, und enthält manche sehenswerthe Antiquitäten. An Götz von Berlichingen, den Göthe unsterblich gemacht, der in vielfacher friedlicher wie feindlicher Beziehung zu Heilbronn stand, erinnert der halb verfallene Thurm, in dem er eine Zeit lang gefangen saß und der noch seinen Namen trägt.

Aber nicht blos seine historischen Erinnerungen machen Heilbronn für den Fremden interessant, es ist auch in der Gegenwart eine der wichtigsten und reichsten Städte Würtembergs, zu welchem Lande es seit dem Jahre 1802 gehört. Eine lebhafte Industrie, die sich besonders in Papier- und Silberwaarenfabriken, mechanischen Werkstätten und noch mehreren anderen Zweigen zeigt, und mehr noch die sehr lebhafte Neckarschifffahrt, für welche es der Hauptstapelplatz ist, geben der Stadt viel Leben und eine sich auch im Aeußeren abspiegelnde Wohlhabenheit. Der Hafen, an dem ein ganz hübsch aussehendes, großes Zollgebäude liegt, war ganz mit den kleinen, flachen Neckarschiffen angefüllt, und es herrschte dort eine Regsamkeit, die, freilich in sehr verkleinertem Maßstabe, an einen Seehafen erinnern konnte. Sehr viel Kornschiffe waren darunter, die uns Früchte aus ferneren Gegenden brachten. Es war kein glückliches Ereigniß für Würtemberg, was jetzt den Hafen so füllte.

Weinsberg ist nur eine Stunde von Heilbronn entfernt, und Niemand, dem irgendwie Zeit und Verhältnisse es erlauben, wird diesen wenn auch kleinen, doch zwiefach so interessanten Ort unbesucht lassen. Wer kennt nicht Bürger's frischkräftiges „Wer sagt mir an wo Weinsberg liegt, fürwahr ein wackres Städtchen"?! In unserer Zeit hat Justinus Kerner ihm eine neue Weihe verliehen; Fremde aus allen Theilen der Erde pilgern dahin, den Verfasser der „Seherin von Prevorst," den edlen schwäbischen Dichter, kennen zu lernen. Welcher Kreis war hier nicht oft um denselben schon versammelt! Wahrlich, dem Städtlein ist ein selten günstiges Loos zu Theil geworden, zwei der edelsten deutschen Dichter haben es zu verherrlichen sich bemüht. Der Weg dahin von Heilbronn, selbst wenn man die gewöhnliche Landstraße geht, ist wie die ganze Gegend hier herum überaus anmuthig. Wälder, Auen, Weinberge wechseln in bunter Mischung ab. Auch der Ort selbst liegt gar freundlich am Fuße der „Weibertreue", diesen schönen Namen führt nämlich Berg wie Bergruine. Mein erster Gang war zu der Burg selbst. Unmittelbar daneben liegt Justinus Kerner's freundliche Wohnung, von hohen grünen Akazien umlaubt; es ist ein nicht großes, gelbes Haus mit grünen Jalousien, einfach aber geschmackvoll, ganz so wie man sich die Wohnung eines Dichters gern in der Phantasie ausmalt. Mitten unter schattigen Obstbäumen geht der gut gehaltene Pfad hinauf. Eine eigenthümliche Beleuchtung von zauberhafter Wirkung lag grade über der ganzen Gegend. Es war ringsum in der weiten Landschaft sonnenhell, nur dicht über der vereinzelten Kuppe der „Weibertreue" lag

eine tiefdunkele, schwere Gewitterwolke, die selbst dem lichten Grün der Bäume dort oben ihre düstere Färbung mittheilte. Alles war bisher in der Natur lautlos gewesen; kein Lüftchen hatte sich geregt; in dem Augenblick aber, wo ich in den alten Burghof eintrat, ertönte ein langrollender, gewaltiger Donner. Das Gewitter fing nun an seine Macht zu entfalten und zwang mich, Zuflucht in dem runden, niedrigen Stumpf eines fast ganz abgebrochenen alten Thurmes, wo weite Fensternischen Schutz gegen Regen gewährten, zu suchen. Der sinnige Geschmack Kerner's, der sehr viel für die Erhaltung der alten Burgruine gethan, hat die fünf Fensteröffnungen dieses Thurmes dazu benutzt, sehr gut construirte Aeolsharfen darin anbringen zu lassen. In vollem Zusammenklang flossen bald alle Accorde ineinander, dann vibrirte leise nur eine Saite, und das Ohr lauschte mit innigem Entzücken ihrem zarten Tone. Dazu accompagnirte der Donner oft in tief dumpfem Basse, und gewaltig rauschte das Laub der hohen Bäume vom Winde geschüttelt. Voll seliger Lust warf ich mich auf eine Steinbank und hielt den Athem oft an, um ja keinen der oft nur hingehauchten Töne zu verlieren. So habe ich Stunden lang auf der harten Steinbank gelegen und fortgeträumt, und als ich wiedererwachte, war der Himmel wieder blau und unbewölkt, der Donner verstummt, lautlos die Saiten der Harfen, und auch ich besah mir mit nüchternen Augen die noch erhaltenen Trümmer der alten Burg. Es sind nicht mehr sehr viele, und außer den Resten zweier Thürme, von denen man den einen ersteigen kann, und einem großen Stück der Ringmauer, hat der Zahn der Zeit allmälig alles vertilgt, was die Zerstörungswuth der Bauern, die wie bekannt im Bauernkriege die Burg einnahmen und die ganze Besatzung grausam niedermetzelten, übriggelassen hat. Was noch davon erhalten, wird sorgfältig geschützt, wie auch einfache aber sinnige Gartenanlagen in dem Innern der Ringmauern angebracht sind. Ein eigener Verein ist durch Justinus Kerner in's Leben gerufen, um diese Burg der deutschen „Weibertreue" ferner auch zu erhalten und den Besuchern zugänglich zu machen. Der Burgraum selbst war früher schon zu Ackerfeld benutzt, und alle Ruinen gingen ihrem völligen Untergange entgegen. Die Aussicht, die man von oben hat, ist ziemlich frei und ringsum unbeschränkt, da der Berg ganz für sich von allen Seiten abgesondert daliegt. Berge kann man diese Erhöhungen im würtembergischen Unterland nicht füglich nennen. Einen besonders großartigen oder auch nur einen Eindruck, wie der vom Heidelberger oder Baden-Badener Schloß hinterließ, bietet die Aussicht nicht, dazu mangelt ihr schon das Auge der Landschaft, das Wasser, gänzlich. Die Erinnerung an die liebliche Sage der Vorzeit und an die Vorliebe, die berühmte Männer unserer Zeit Berg und Burg gewidmet, macht diese „Weibertreue" in so hohem Grade anziehend; Aussicht oder die Ueberreste der Ruine allein würden es nicht thun.

Im Herabsteigen besuchte ich den so bekannten Thurm am Ende des Kernerischen Gartens, der in den Geisterbeobachtungen desselben und in der „Seherin

von Prevorst" eine so wichtige Stelle einnimmt. Aber in dem runden, gewölbten Gemache, das sein Licht durch Fenster mit alter sehr schöner Glasmalerei erhält, haben auch andere Geister geweilt, welche Namen und Ruhm weit über die deutschen Gauen heraus sich erwarben. Kerner hat dasselbe mit als seine Arbeitsstube benutzt, um daselbst einsam und ganz von jeglichem störenden Geräusch entfernt, seine unvergänglichen Werke zu schaffen. Hier dichtete auch Lenau so viele seiner schönsten Lieder, da er oft Monden lang bei dem Freunde weilte, und der Graf Alexander von Würtemberg und Emma von Niendorf, beide auch traute Glieder dieses schönen Bundes, verschönerten mit den Kreis, der so oft in froher Lust hier versammelt war und Artus poetische Tafelrunde auch in unsere prosaischere Zeit herüberpflanzte. Den würdigen Dichtergreis selbst, der alle diese Edlen mit so magnetischer Kraft hier oft viele Wochen bannte, sprach ich nur flüchtig, auf der Gasse, ihm herzlichen Gruß von einer ihm innig befreundeten Dame bringend, die auch ich als Freundin verehren zu dürfen das Glück habe. Seine freundliche Aufforderung mit in seine Häuslichkeit zu kommen, lehnte ich ab, in der Furcht, ihm jetzt, wo gerade große Familientrauer über den Verlust eines geliebten Schwiegersohnes die Seele trübte, als Fremder lästig zu fallen. Aber dieser Augenblick genügte schon, um mir sein Bild für immer einzuprägen und sein warmer herzlicher Händedruck wird stets im fernern Leben mir unvergeßlich bleiben.

Ein noch schönrer Pfad, als die gewöhnliche Straße, führte mich über den hohen „Wartberg," von dem man eine weite Aussicht auf das ganze Neckarthal hat, am Abend nach Heilbronn zurück. Schöne Erinnerungen trug ich von diesem Ausflug nach „Weinsberg" mit daheim, und von den tausendfältigen Eindrücken, die ein buntes Reiseleben durch viele Jahre mir schon geschaffen, wird mir dieser stets Einer der werthesten bleiben. Kein Fremder der Würtemberg besucht und es nur vermag, versäume es Heilbronn und vor Allem Weinsberg zu berühren. Eine ansprechende Fahrt ist die von Heilbronn nach Heidelberg auf dem Neckar; zwar gewähren die kleinen, schmalen Dampfböte, obgleich jeder auch noch so kleiner Raum mit kluger Oekonomie benutzt ist, nur wenig äußere Bequemlichkeiten, aber ist das Wetter nur irgend so beschaffen, daß man auf dem Verdecke ausharren kann, so vergißt man alle solche kleine Unbequemlichkeiten gar leicht über die mannigfache Schönheit der Ufer selbst. Dazu geht es stromunter, wenn nur irgendwie der Wasserstand nicht zu niedrig, sehr schnell, und man möchte oft gern das Schifflein in seinem rauschenden Flug aufhalten, um irgend einen schönen Punkt etwas länger betrachten zu können. Der Neckar ist gar ein rascher Strom, der seine Wässer in gewaltigem Fall über die zahlreichen Felsbänke seines Beckens, die seine Schiffahrt sehr schwierig machen, dem Rheine zuführt. Doch krümmt und schlängelt er sich oft auch wieder in so mäandrischem Laufe, wie nur der Main es thut, gleich als wolle er die schöne Gegend auch wieder ungern verlassen. So hat man oft Gelegenheit eine Ruine oder einen

seltsam geformten Felsen, von zwei verschiedenen Seiten zu sehen, und ist plötzlich wieder unmittelbar daneben, wenn man sich schon weit davon entfernt glaubte. Die erste Strecke hinter Heilbronn, ist die am wenigsten belohnendste, bis man an das Städtlein „Wimpfen am Berge“ kommt, was wirklich auf einer hohen, sich jählings in den Fluß senkenden Felsenwand ungemein malerisch daliegt. Ein alter, viereckiger Thurm sieht besonders interessant aus, und soll derselbe, wie ein kundiger, gebildeter Geistlicher, der einen sehr angenehmen Cicerone für uns abgab, berichtete, noch aus der Römerzeit herstammen. Gustav Schwab soll Nachsuchungen in demselben angestellt, und der Mühe werthe Resultate, die unzweifelhaft die Erbauung desselben zur Zeit der Römer beweisen, gewonnen haben. Dicht hinter Wimpfen wird die Gegend immer malerischer und besonders das rechte Ufer fesselt immer mehr und mehr den Blick durch seine mit den schönsten Waldungen aller Art bedeckten Berge. Nachdem noch mehrere schöne Ruinen, an denen diese Gegend überhaupt so großen Reichthum besitzt und unter ihnen besonders das alte Schloß „Ehrenberg“ durch Lage und großartige Bauart bemerkbar, unseren Blicken geschwunden sind, kommen wir zu einer der berühmtesten Burgen des Mittelalters, die dem Manne als Wohnsitz diente, den man sich so gern als Ideal der alten Ritterlichkeit denkt. Es ist der „Hornberg,“ die Veste Götzes von Berlichingen, des gewaltigen Kämpen. Schon aus ziemlicher Ferne winkt uns der hohe schlanke Thurm entgegen, der jetzt noch das bedeutendste Gebäude der noch ziemlich gut erhaltenen Ruine ist.

Hier verzehrte sich Götze's feuriger Geist in jahrelanger Unthätigkeit, denn nachdem er wegen seines erzwungenen Oberbefehles der aufrührerischen Bauern vom schwäbischen Bund zur Verantwortung gezogen, jahrelang in schwerer Kerkerhaft gesessen, durfte er nach Handgelübde während 16 Jahren nicht aus den Marken seiner Besitzung kommen. Treulich hat er dies harte Gelöbniß gehalten, ja es liegt noch ein Brief von ihm vor, worin er seine Gewissensbisse ausspricht, sich bei einer Jagd einige hundert Schritte über die Grenzen seines Gutes entfernt zu haben. Kaiser Karl V. hob endlich diese harte Urfehde auf, und zum Danke dafür griff der greise Ritter nochmals zum Schwerte und kämpfte im kaiserlichen Heere mit altem Ruhm gegen den Sultan Soliman und später gegen Franz von Frankreich. Endlich starb er 1562 in hohem Greisenalter auf diesem Hornberg und ward auch nicht weit davon zu Schönthal begraben. Am Fuße der Burg wächst gegenwärtig ein sehr guter Wein, mit das beste Gewächs unter allen Neckarweinen, und ich konnte mich nicht enthalten, gerade als wir vorüberbrausten, einen Schoppen 46er davon auf das jenseitige Wohl des edlen Ritters zu leeren. Mehrere idyllisch gelegene Dörfer und Städtchen passirt jetzt das Schiff, bis besonders wieder die Burg „Zwingenberg“ mit ihren röthlichen Mauern und wohlerhaltenen Zinnen den Blick auf sich zieht. Hier wird das Thal wieder enge und ziemlich hohe Berge begrenzen oft schroff mit ihren steilen Fuße den

wild schäumenden Fluß. Eine üppige Vegetation bedeckt größtentheils dieselben und entzückt ruht das Auge auf dem bunten Farbenspiel des verschiedensten Grün, wie es das Laub der bunt mit einander abwechselnden Baumarten in reichen Schattirungen hervorbringt. Von den dunkeln, fast schwarz scheinenden Föhren, bis zu den goldiggrünen, frischen Akazien sind alle Nüancen des Grün hier vertreten. Oft krümmt der Fluß sich so um einen Berg herum, daß er gleich einem Gebirgssee ganz eingeschlossen scheint und man oft wirklich nicht vorher weiß, wohin der Steuermann das Schifflein wenden wird. Dabei hat Alles einen so stillen, heimlichen Charakter, die Wälder stehen so dicht und üppig, als hätte noch nie des Menschen Axt sie gelichtet, keine Wohnung ist zu erblicken, man glaubt sich wirklich in eine amerikanische Wildniß, wohin die Kultur noch nicht gedrungen, versetzt. Aber mit gewaltigem Ruck dreht sich das Steuerruder, das Fahrzeug schießt fast im rechten Winkel um eine scharfe Felsenecke, und dicht vor uns liegt ein freundlicher Ort mit seinen weißen Häusern und hellen Ziegeldächern, oder eine malerische Ruine mit ephenbewachsenem altem Gemäuer. So ist der ganze Weg stets an überraschenden Abwechselungen reich, und eine Neckar-Fahrt wirklich eine der belohnendsten Partien, die man in ganz Deutschland machen kann. Auffallend noch durch weite Ausdehnung verbunden mit schöner Lage, ist auch die Burg „Hirschhorn“ mit den gleichnamigen Städtchen zu ihren Füßen. Weit über den ganzen Berg bis unten zu den Fluthen des Neckars erstrecken sich die Ringmauern derselben und bezeugen jetzt noch die Großartigkeit des gewaltigen Baues. Mehrere Thürme, von denen einige noch ganz gut erhalten zu sein scheinen, beweisen, welch' fester Waffenplatz dieselbe einst gewesen. Einige Theile der Burg sind übrigens noch in bewohnbarem Zustande und dienen einem Amte zum Sitz. Die Erbauung der Burg ist übrigens sehr alt und schon im achten Jahrhundert soll sie in alten Urkunden vorkommen. Von „Hirschhorn“ kommt man nach kurzer, fast zu kurzer Weile nach Neckarsteinach, der Perle der ganzen Fahrt, wohin auch von Heidelberg aus so viele Ausflüge gemacht werden.

Vier Burgen sieht hier das Auge mit einem Blick auf den Felsen des Thales, alle sich durch pitoreske Lage auszeichnend. Die Eine derselben „Mittelburg“ geheißen, ist mit glücklichem Geschmack gänzlich renovirt und wohnbar gemacht, und dient ihrem Besitzer, dem Herrn von Dout, oft als Wohnsitz, um welchen derselbe fürwahr zu beneiden ist. Eine andere Burg, jetzt schon völlige Ruine, ist so an den schroffen Felsen geklebt, daß man kaum begreift, wie sie Raum dort gefunden, und jeden Augenblick fürchtet, sie werde in den Fluß hinabstürzen müssen. Und doch trotzte sie so schon Jahrhunderten; gewiß ein Zeugniß für das Geschick ihres Baumeisters. Hinter Neckarsteinach sind auch die großen rothen Steinbrüche, deren Steine den ganzen Rhein herunter gehen und aus denen die rheinischen Städte zum Theil erbaut sind. Um die Mittagsstunde landeten wir

nach sechsstündiger Fahrt in Heidelberg. Ein so heftiger Regenschauer mit Donner und Blitz begleitet, wie ich ihn lange nicht erlebt, entlud sich auf uns bei unserer Landung und hüllte das schöne Schloß, dies Kleinod Badens, ja ganz Deutschlands, in solches undurchdringliches Grau, daß es vom Flusse aus gar nicht gesehen werden konnte. So sah ich diesmal von der mir lieben Stadt fast Nichts, denn der Lokomotiven-Lauf führte mich unmittelbar fort nach dem stillen Mannheim, dem grünen Rhein, diesem Fluß aller deutschen Flüsse zu. Noch einmal sei es aber zum Schluß hier gesagt: wer nur irgendwie kann, versäume nie die Neckarfahrt und den Besuch von Weinsberg, er wird durch Beides reich belohnt werden.

J. v. W.

Hans Christian Andersen.

Ein Charakterbild.

Es hat mit unsern Stammvettern, den Dänen, in der letzten Zeit einige Mißhelligkeiten gesetzt; wir sind über unsere Grenzen nicht recht einig geworden, und diesseit und jenseit der blauen See wird der liebe Patriotismus angeschürt, wenigstens in schlechten Reimen seine Abneigung gegen das Nachbarvolk auszusprechen. Noch einmal sollen die Völker den Zwist der Könige bezahlen.

Auch der Zwiespalt ist eine Art von Beziehung, er macht den einen Gegner auf den andern aufmerksam. Eben so werden durch das Meer und durch Flüsse die Völker nicht getrennt, sondern einander genähert. Es wäre der wohlthätigste Einfluß, den der leidige schleswig-holsteinische Erbfolgestreit auf uns ausüben könnte, wenn er zwei Nationen, die durch Sprachverwandtschaft und Aehnlichkeit des Charakters geistig zusammenhängen, und die nur durch eigenthümliche politische Combinationen von einander fern gehalten wurden, einander wieder näherte.

Diese Annäherung kann nur auf dem neutralen Boden der Literatur vor sich gehen. Die deutsche Literatur hat den wesentlichsten Einfluß auf Dänemark ausgeübt, die besten Geister der Nation sind deutsch gebildet. Es wird nicht ohne Nutzen für uns sein, wenn wir unsrerseits einige Notiz von den geistigen Bewegungen unserer Nachbarn zu nehmen anfangen.

Bis jetzt ist es nur wenigen dänischen Schriftstellern gelungen, den Weg nach Deutschland zu finden. An ihrer Spitze steht unbestritten Andersen. Schon seit anderthalb Jahrzehenden sind einzelne seiner lyrischen Gedichte durch die Uebersetzungen vorzüglicher Dichter, z. B. Chamisso's, bei uns populär geworden; in seinen vielfachen Reisen hat Andersen Gelegenheit gefunden, mit den bedeutendsten Männern unserer Literatur und mit hochgestellten Personen des Staatslebens in nähere Berührung zu treten. Seine Mährchen hatten das seltene Glück, der vornehmen Welt eben so zu gefallen, als der Masse des lesenden Publikums; ja sie zwangen auch der Gelehrsamkeit, die gerade damit beschäftigt war, zu dem Ursprünglichen, Naiven, Anonymen zurückzukehren, wenn auch auf dem Umwege der Reflexion, bewundernde Anerkennung ab. Auch seine Romane wurden unter die classischen Werke der Leihbibliotheken aufgenommen. Gegenwärtig liegt uns eine deutsche Gesammtausgabe seiner Werke vor (Leipzig, Lorck, 30 Bde.), die vom

Verfasser selbst besorgt ist, und die uns veranlaßt, auf seine literarische Wirksamkeit in ihrem innern Zusammenhang näher einzugehen.

Eine Selbstbiographie, unter dem Titel „das Mährchen meines Lebens," von dem Verfasser in deutscher Sprache geschrieben, eröffnet die Sammlung. Andersen ist im Jahr 1805 zu Odense auf der Insel Fünen von armen Eltern geboren. Seine früheste Jugend hat eine ungemeine Aehnlichkeit mit der unsers Stilling. Sein Vater war Handwerker, aber mit der Neigung und wenigstens vermeintlich mit der Anlage zum Gelehrtenstande geboren; eine Idee, mit der er sich häufig genug herumtrug, und die nicht ohne Einfluß auf den Knaben bleiben konnte. Das Kind wurde mehr von Seiten der Phantasie angeregt, als logisch gebildet, es imponirte seinen Leuten durch Aperçus. Es ist ein kluges Kind, sagte man von ihm, es wird nicht lange leben. Wenn man das oft von seiner Umgebung hört, so ist man nur zu geneigt, es selber zu glauben. Der Knabe wurde früh aufmerksam auf einzelne günstige Umstände, die ihn unerwartet trafen; die Idee, Gegenstand specieller Vorsehung zu sein, setzte sich in ihm fest, wie bei Stilling, aber ohne daß sie den krankhaften Anstrich angenommen hätte, den das gedrückte Leben der Schneiderwerkstatt und der Schulbänke unserm ehrlichen Landsmann aufprägte. Glücklicherweise blieb ihm auch die pietistische Selbstquälerei fern, die in Deutschland bei den „Stillen im Lande" bei aller Frömmigkeit so widerwärtige Erscheinungen hervorrief. Sein Glaube hat nichts Aengstliches, es war nichts als der Glaube an sein Glück, der ihm Muth und Elasticität zu den unerhörtesten Unternehmungen gab. Dabei war in seinem Wesen etwas Naiv-drolliges, das alle Menschen anzog, auch wenn sie darüber lachen mußten.

Vierzehn Jahre alt, wanderte er, von den Segenswünschen seiner Mutter begleitet, die halb von seiner Größe überzeugt, halb um den Erfolg besorgt war, nach Kopenhagen aus, um dort ein Genie zu werden. Das Nähere hatte er sich natürlich noch nicht ausgedacht, doch schwebte ihm als ungefähres Ideal eine Balletttänzerin oder Chorsängerin vor; er hatte einen hohen Discant, und konnte zierliche Sprünge machen. Er machte auch sofort bei seiner Ankunft in der Hauptstadt einer dortigen Tänzerin seine Aufwartung, und ließ sie seine Capriolen sehen, was dieser aber mehr Schreck als Genugthuung einflößte.

Aber das Glück, an welches er stets geglaubt hatte, ließ ihn nicht im Stich. Er fand bald einflußreiche Gönner, die, von dem drolligen, gelehrigen Wesen des Knaben angezogen, sich seiner annehmen. Mit dem Tanz und Gesang wollte es freilich nicht gehen, dafür wurde ihm eine verhältnißmäßig recht gute Erziehung zu Theil, und seine poetischen Keime hatten Gelegenheit sich zu entfalten. Er unterzog sich den üblichen Prüfungen, und seine Gedichte wie seine Mährchen machten ihn rasch zum Liebling des Volkes. Bereits im Jahr 1831 war er so günstig gestellt, daß er eine große Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien antreten konnte. Nach seiner Rückkehr schrieb er drei größere Romane: „Der

Improvisator" 1834, in welchem die Reminiscenzen aus Italien idealisirt wurden, „O. Z." 1836, und „Nur ein Geiger" 1837. Später hat er noch größere Reisen gemacht, bis in den Orient hinein, und überall ist ihm das Glück hold gewesen.

Es ist eigenthümlich, wie er in dem Bericht von seinen Reisen, die ihn mit den bedeutendsten Männern namentlich Deutschlands in Berührung brachten, nie darauf ausgeht, diese Männer in ihrer Persönlichkeit oder ihrer Stellung zur Literatur und zur geistigen Entwickelung überhaupt zu charakterisiren, wie er vielmehr nur für Eines Sinn hat: ihr Verhalten zu ihm selbst. Wie ihnen seine Mährchen gefallen, und was sie ihm Liebes und Gutes anthun, hat mehr Interesse für ihn, als alles, was sie im wirklichen Leben leisten, was sie ihrer Nation, was sie Europa sind. Seine ganze Auffassung ist von einer Subjectivität, die bei jeder andern Natur beleidigen würde — und sie haben auch bei Andersen allerdings hin und wieder Anstoß erregt — aber Andersen ist bei aller Eitelkeit so gutmüthig und naiv, daß man mit ihm nicht rechten mag. Auch hier ist wieder sein Glück im Spiel.

Sein Leben ist in der That ein Mährchen; mühlos führen gutgesinnte Feen den Dichter, der immer Kind bleibt, aus einer reizenden Gegend in die andere, von einer bedeutenden Persönlichkeit zur andern, er hascht in seinem Spiegel, was sich gerade in günstigem Licht darin abbildet, ohne irgendwie nach einem Zusammenhang, nach einem tiefen geistigen Inhalt zu streben, und so verwandelt sich jede Erscheinung, sie mag im Leben aussehn wie sie will, in ein liebliches Gedichtchen, ein Mährchen oder ein Idyll.

Sein „Bilderbuch ohne Bilder" ist seiner Anlage am entsprechendsten. Der Mond erzählt, was er auf seinen Wanderungen sieht. Ein Ganzes kann er nicht geben, denn er sieht nur die Nachtseite der Natur, aber seine vereinzelten, bunten Gefühle krystallisiren sich in dem magischen Kaleidoskop des Dichters zu einem reizenden Farbenspiel. Er folgt dem gazellenäugigen Hindumädchen in das Dickicht an den Ufern des Ganges, wenn sie für ihren Geliebten betet; er belauscht das Kind, wie es sich in den Hühnerhof schleicht, um der Henne ein eingebildetes Unrecht abzubitten; er schaut in die grönländische Sommernacht, wie sie einen Todten unter die ewigen Eisberge versenken, und wie die Robben um ihn spielen; er verklärt mit seinem sinnigen Strahl eine junge schöne Sängerin, die in der „Stadt der Todten" auf den Räumen des Amphitheaters die modernen italienischen Coloraturen vor einer lustigen Reisegesellschaft erschallen läßt, hinter ihr der dunkle Vesuv mit seiner schlank aufsteigenden Feuerlilie; er schaut dem armen bucklichen Polichinell in's Herz, der das Publikum durch seine närrischen Sprünge belustigen muß, indem ihm das Herz blutet um den Tod seiner geliebten Columbine; nicht minder der armen Tochter der Schande, die noch in ihrer Agonie gezwungen ist, sich mit geschminkten Wangen und bekränztem Haar nächtlich vor das erleuchtete Fenster zu setzen.

Es ist, wie bunt auch die äußerliche Form wechselt, in der die wunderbar lustigen und romantischen Bilder dem lieben Auge des Mondes begegnen, immer die intime Welt des Gemüths, die ihren eigentlichen Stoff ausmacht. Luna selber ist Nichts als das bloße Abbild des Gemüths, mit seelenvollen, aber etwas verschwimmenden Augen, denen leicht eine Thräne der „Wonne und Wehmuth" zu entlocken ist, die eben so wenig lachen als sie das Menschenherz durchbohren. Der Adlerblick der Sonne würde aus denselben Momenten eine ganz andere Geschichte herauslesen, als diese „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält."

Indeß auch die flüchtigen Schatten des Mondscheins lassen sich wenigstens zu anmuthigen Gruppen umdichten. Die Phantasie der Naturvölker hat das schon gethan: sie läßt leichtfüßige Elfen auf der Haide tanzen, sie spannt Cicaden an ihre leichten Wagen, die aus Spinnebeinen gezimmert sind, sie läßt sie im Thau sich berauschen; sie dringt in den Schacht, aus dem die Bergleute das blinkende Erz herauffördern, und sieht burleske Figuren sich tummeln, gegen welche die abenteuerlichen Mißgestalten eines Prinzen von Pallagonia unschuldige Capricen sind. Nur darf man nicht vergessen, daß in der Regel hinter diese Naturdichtungen ein finsterer Geist sich versteckt, ein unheimlicher Spuk, der in den Hexenprozessen wie in dem Aberglauben an Gespenster zu einer widerwärtigen Wirklichkeit sich ausbreitet. In neuerer Zeit hat es Dichter gegeben, die sich im Fusel berauschten, um die ekelhafte Teufels- und Gespensterwirthschaft, welche der Besen der Aufklärung aus dem Tempel Gottes ausgekehrt hatte, künstlich in dem eigenen kranken Gehirn wiederherzustellen.

Die Freude der Kinder an Mährchen beruht nicht in dem unnatürlichen Reiz des Schauders, das ist vielmehr schon immer ein Zeichen einer krankhaften Phantasie; sie basirt sich auf die gesetzlose Freiheit, auf den träumerisch anmuthigen Wechsel der Bilder, der fortwährend die Neugierde erregt und durch drollige Einfälle sie wieder täuscht. Jedes echte Mährchen muß einen humoristischen Anflug haben, man muß darüber lachen können, nicht von dem überklugen Standpunkt eines alles besser wissenden Berliners aus — eine schlechte Ironie, in welche Wieland's und in der Regel auch Tieck's Mährchen verfallen — sondern mit dem naiven Gelächter eines wohlgesinnten Gemüths, das zu seiner Belustigung die Welt nicht aufheben, sondern sie erhalten will. Das wirkliche Herz ist nicht so eitel und überweise, den Verstand paralysiren zu wollen, oder sich vor ihm zu fürchten; die echte Kindlichkeit empört sich nicht gegen den Ernst des vernünftigen Lebens, wie die reflectirte Kinderwelt unserer blasirten Romantik; sie ist frei, weil sie die Ketten noch gar nicht sieht, mit welchen die eherne Nothwendigkeit das Räderwerk des Lebens zusammenhält.

Diese freie, lustige, phantastische und doch gewitzigte Kinderwelt athmet in Andersen's Mährchen. Mitunter könnte man sie Fabeln nennen — Fabel, Mährchen und Idylle sind überhaupt nur durch eine dünne Scheidewand von einander

getrennt. Nur sehr selten wird der Dichter sentimental — stets ein Zeichen, daß die wirkliche Poesie außer Athem ist und nicht weiter kann. Die Einfälle sind überall ebenso zierlich wie überraschend, und wenn sie sich auch auf irgend eine alte Geschichte beziehen, so werden sie durch die Form zu einem freien Eigenthum des Dichters. Wir bewegen uns unter Kaisern, Königen, Bauern, Tischlern, Schneidern, Tannenbäumen, Rosen, Nachtigallen, Elfen und was dergleichen mehr ist — all diese Figuren haben ebensowenig von dem bittern Ernst des wirklichen Lebens, als von dem schablonenartigen Idealismus unserer aus Modejournalen copirten Mährchenfiguren. Man höre z. B. was eine Prinzessin ist. Ein Prinz will eine Prinzessin heirathen, aber eine wirkliche Prinzessin. Einmal meldet sich eine Prinzessin an, wie es gerade sehr regnet; die Mutter des Prinzen will nun dahinter kommen, ob es eine wirkliche Prinzessin ist, sie legt also auf die Bettstelle eine Erbse, legt zwölf Matratzen darauf, und auf die zwölf Matratzen zwölf Daunenbetten, den andern Morgen fragt sie die Prinzessin, wie sie geschlafen hat? abscheulich! es muß etwas hartes im Bette gewesen sein, mein Rücken ist braun und blau! — Nun sehen sie, daß es eine wirkliche Prinzessin sein muß, und sie wird geheirathet. — Allerliebst ist es, wie der Dichter mit dem Pantheismus einer gemüthvollen Kinderseele die ganze Welt humanisirt, von der Sonne und ihren Planeten bis herab zu einem Pantoffel und einer schmutzigen Gaslaterne. Es ist nicht die bequeme Methode, einem beliebigen belebten und unbelebten Gegenstand Worte in den Mund zu legen, und wohl oder übel einen Dialog zwischen unvernünftigen Wesen hervorzuspinnen, wir werden im Gegentheil erstlich in die Seele, oder das Wesen, oder den Begriff der Tische, Stühle, Violinen, Elfen, Kobolde hineinversetzt, wir fühlen des Dichters psychologischen Blick bis in die alte abgebrochene Stopfnadel hinein, die durch einen Lackaufguß in den Rang einer Brustnadel erhoben ist, wir empfinden lebhaft, wenn dieser Kater, dieser Contrebaß, dieses Immergrün Gedanken hätte, so müßten sie so und nicht anders denken. — Selbst wenn uns auffallende Geschichten vorkommen, wenn z. B. ein Bruder Lüderlich auf einem fliegenden Koffer sich in das Zimmer der türkischen Prinzessin erhebt, und sich durch einige Knallschwärmer als der Türkengott legitimirt, der gekommen sei, die schöne Prinzessin zu freien, so wird uns das alles so realistisch zurecht gemacht, daß wir kein Arg daran haben. Selbst dem alten Peter Schlemihl und seinem verloren gegangenen Schatten weiß Andersen eine neue, humoristische und originelle Seite abzugewinnen. Andersen ist eine echte Dichternatur, welche die verkehrte Welt, gegen die Tieck und seine Gleichgesinnten nur reflectirte Pointen aufführen konnten, mit Anmuth und Grazie zu einem harmonischen Bilde umschafft. Wenn ein Floh, ein Heimchen und ein Springbock um die Prinzessin werben, die derjenige erhalten soll, der am höchsten springt, so erhält sie zwar der aus einem Vollblut-Gänseknochen gezimmerte Springbock, denn seine Sprünge sind am sichtbarsten, weil er am mei-

sten Körper hat, aber dem Floh bleibt wenigstens unbenommen, in fremden Kriegsdiensten einen ehrenvollen Tod zu suchen, das Heimchen zirpt in einem beliebigen Graben seine Philosophie über Körperlosigkeit und Körperhaftigkeit zusammen, und so kann alle Welt zufrieden sein.

Eben so reizend wie diese Koboldsprünge einer tollgewordenen Welt ist das sinnige Stillleben der eigentlichen Natur aufgefaßt; der Tannenbaum, der in seiner Kindheit sich darüber ärgert, wenn die Hasen über ihn hinwegspringen, bis er endlich abgehauen wird, und nach kurzer, glänzender aber unbequemer Pracht am Weinachtsabend zuerst in die Polterkammer geworfen wird, wo er wenigstens ein paar ehrlichen Mäusen Geschichten erzählen kann, aber endlich leider den Tod in den Flammen findet; das Fliedermütterchen, das dem alten Ehepaar die Sagen seiner Kindheit aus der Fliederlaube in die Ohren flüstert, und sich kochen läßt, um als Thee dem Knaben, der den Schnupfen hat, Träume von einer bunten, lustigen Zukunft einzuathmen; die Schneekönigin, die im Fensterfrost in aller Herrlichkeit eines phantastischen Idealismus sich abspiegelt, und auch in ihrem eigentlichen Reich, dem Nordpol, jenseits der Grönländer und Lappen, ein immer sehr feenhaftes Zauberschloß bewohnt, wenn es auch kalt ist; der Erlenhügel, auf dem die Kobolde aus allen Gegenden und Sagen zusammen kommen, um sich an ihren gegenseitigen Sprüngen zu belustigen. Unter den Thieren liebt der gemüthliche Dichter vor Allem die Störche; sie haben etwas Heimisches, sie sind die Schutzgeister eines friedlichen Heerdes, und doch bringen sie wunderbare Sagen aus dem südlich schönen Lande, ihrer eigentlichen dichterischen Heimath, freundlich grüßend auf jeder neuen Wanderung in das vertraute Strohdach herüber.

Ueberall sind wir in einer lieblichen Traumwelt, nicht in jenen hastigen Seelenbewegungen, die aus einem Ueberquellen des heißen Blutes entspringen, sondern in den leichten, elfenhaften Morgenträumen, die wie auf einem bunt wechselnden Abendgewölk neckisch an unserm innern Gesicht vorübergleiten, und in denen wir doch mitunter einen glücklichen Blick in die Natur der Dinge thun, der freilich wohl ein Abglanz irgend einer wahren Anschauung sein wird, die aber doch in dem Gewühl des Tageslebens unbeachtet an uns vorüberging.

Nach dieser Anlage des Dichters sollte man glauben, in seinen lyrischen Poesien werde diese anmuthig phantastische Traumwelt eine concretere, und eben darum vollere poetische Gestalt gewinnen. Es ist schwer, ein lyrisches Gedicht nach der Uebersetzung zu beurtheilen; der eigentliche Duft, die Seele des Liedes geht verloren. Die besten lyrischen Gedichte, wie Goethe's Fischer, sind unübersetzbar. Wie es also damit im Dänischen beschaffen ist, kann ich nicht sagen. Aber so viel geht auch aus diesen Uebersetzungen hervor, daß eben jene Mährchenfreiheit, durch die der Dichter in seiner Welt eine so anmuthige Bilderreihe hervorzauberte, der bestimmten abgerundeten Form widerstrebt. Die Musik der Stimmung besitzt er wohl, aber nicht die Energie des Rhythmus. Auch das lyrische Gedicht hat seine

bestimmte Bewegung, es hat, wenn man uns diesen Ausdruck nachsehen will, seine Dialektik und sein Resultat. Eine gewisse epigrammatische Pointe gibt der reinsten lyrischen Stimmung erst den rechten Grundaccord. Diese Pointe ist mit der wolkenartig sich ausbreitenden und sich wieder auflösenden Phantasie nicht vereinbar. Unter den Mährchen kann man von mehreren sagen, es fehlt geradezu alle Pointe, und vielleicht gewinnen sie gerade dadurch noch mehr an Humor, im lyrischen Gedicht vermissen wir aber immer etwas, es fehlt der Baß, der auch bei der süßesten Serenade durchklingen muß, wenn die Melodie nicht in's Leere verschwimmen soll.

Dieses Freie, Springende in der Anschauung charakterisirt auch die Reiseerinnerungen des Dichters, die er unter den treffenden Namen „Eines Dichters Bazar" und „Reiseschatten" in seine Sammlung aufgenommen hat. Wenn wir z. B. Goethe's objective Auffassung der Natur und des Lebens, die in seiner Reise nach Italien wenigstens eben so klar und scharf hervortritt, als in seinen Romanen und sonstigen Dichtungen, mit diesem flüchtigen Hinstreifen über die gegenständliche Welt vergleichen, so werden wir allerdings an dem dänischen Dichter Viel vermissen. Niemals erhalten wir ein klares, objectives Bild weder von den sittlichen Zuständen der Länder, in denen Andersen sich bewegt, noch auch selbst von ihrem äußerlichen Zuschnitt. Wenigstens finden wir nirgend Totalität. Einzelne sinnige Anschauungen müssen uns dafür entschädigen, doch sind diese in den Dichtungen auf eine gemüthlichere Weise angebracht, und so gehen wir von der eigentlichen Reisebeschreibung ziemlich leer aus.

Die Concentration fehlt auch den drei Romanen, obgleich diese viel dazu beigetragen haben, den Ruf des Verfassers zu verbreiten. In allen dreien breitet sich die Geschichte über das ganze Leben des Helden aus. Am anschaulichsten wird uns die Kindheit und das Jugendleben geschildert. Der Improvisator erhält einen großen Reiz durch das südliche Leben, von dem wenigstens die Stimmung sehr glücklich wiedergegeben ist, zu dem hat der Stoff etwas Abenteuerliches, Mährchenhaftes und Poetisches, das der Neigung des Dichters, mit seinen Gestalten frei und etwas willkürlich umzugehen, sehr angemessen ist. O. Z. spielt in dem eigentlich socialen Leben, für dessen tiefere Beziehungen dem Dichter das Auge abgeht; er ist der am wenigsten gelungene. Weder die einzelnen Figuren noch die Geschichte selbst, noch auch die Gesellschaft, in der sie sich bewegt, treten scharf hervor. Das Interesse wird theils in seltsamen Verwickelungen der Begebenheit gesucht, die aber zu lose aneinander hängen, um eine wirkliche Spannung hervorzurufen, theils in den Irrationalitäten im Charakter des Helden, die aber eben, weil sie reine Willkür sind, über das tiefere Seelenleben keine Auskunft geben. Die übrigen Figuren sind leicht und oberflächlich hingeworfen. Der beste unter den drei Romanen ist „Nur ein Geiger," wenn auch das Thema, über welches Andersen überhaupt gern variirt, das Talent, das Genie, der homme incompris im Gegen-

satz zu der wirklichen Welt, in unserer Zeit bis zu Ermüdung besprochen ist. Aber hier werden wir reichlich entschädigt durch sprechende Züge aus dem Stillleben eines begabten und doch kindlichen Gemüths, die offenbar Reminiscenzen aus dem eigenen Leben des Dichters sind. Der Held theilt die Vorzüge und Schwächen der Jean Paul'schen Charaktere; die naive Kindlichkeit hat etwas Rührendes, aber auch etwas Beleidigendes, wenn sie sich zu breit ausspinnt und zu lange währt. In dem Charakter der Heldin, einer schönen Jüdin, die mit dem Leben zu kämpfen wagt, dem der arme Geiger sich widerstandlos unterwirft, hat sich der Dichter an eine kühnere Composition gewagt, und nicht ohne Glück, vielleicht eben darum, weil dieser Charakter mit raschen, leichten Zügen, nach Art der französischen Malerschule, hingeworfen ist. Eine deutsch-gründliche Ausführung würde die Anmuth des Gemäldes verdorben haben.

Andersen's Stärke ruht eigentlich nicht im Erzählen, obgleich er viel natürlicher und daher viel besser erzählt, als Jean Paul und die übrigen deutschen Humoristen. Der Mangel an Stofflichem wird ersetzt durch das Ineinanderklingen der verschiedenen Stimmungen, die zwar nie ein festes Bild geben, aber immer einen Eindruck hinterlassen. Schade, daß die vorherrschende Stimmung eine trübe, resignirte ist.

Bei der ganzen Anlage des Dichters wird man es leicht ermessen, daß seine dramatischen Leistungen die schwächsten sind. „Die Glücksblume" mischt eine Masse verschiedner phantastischer Figuren, selbst Zeitalter in einander, um nachzuweisen, daß das wahre Glück in der resignirten Zufriedenheit und Selbstbeschränkung des Herzens liege, denn das Genie wird verkannt und leidet Hunger, und in der vornehmen Welt kommen viele Greuel vor. Die Scenen sind lose aneinander gesudelt, ohne einen ethischen oder psychologischen Zusammenhang. In „Agnete und der Meermann" ist eine alte, sehr schöne Ballade dramatisirt, ein Unternehmen, bei dem unsere Romantiker oft genug verunglückt sind. Was sich in dem engen Rahmen eines kleinen Bildes sehr artig ausnimmt, wird zur Carricatur, wenn man es durch einen Hohlspiegel vergrößert. Das Einzelne in „Agnete" ist sehr poetisch, das Zauberschloß unter dem Meere u. dergl. ist mit der gewohnten Virtuosität des Dichters zum Leben und zur Anschaulichkeit gebracht, das Ganze aber ist willkürlich und sentimental. Das Schlimmste ist, daß die Figur des armen Geigers, des unglücklichen, treuen und resignirten Liebhabers uns auch in dieser Sage wieder begegnet. „Raphaella" spielt in den Maurenkriegen von Granada, und athmet das erzwungene Bestreben eines nordischen und protestantischen Dichters, sich in den Calderon'schen Patriotismus zu forciren. In diesem Bestreben wird das Tragische zum Weinerlichen abgeschwächt, da der Conflict — Liebe und Patriotismus — ebenso äußerlich aufgefaßt wird wie bei Calderon, aber ohne die Energie dieses katholischen Fanatikers, dem der an das innerliche Leben gewöhnte Protestant nicht nachfühlen konnte. „Ahasver" ist ein Versuch, an dem ewigen

Juden die ganze Weltgeschichte, von Christus bis auf Columbus, in lyrischen Rhapsodien anzureihen. Das bloße Gemüth hat für die Geschichte kein Verständniß, und die künstlich gesteigerte Reflexion ist unpoetisch. Der Genius eines Goethe oder wenigstens die leidenschaftliche Energie eines Byron gehört dazu, in solche formlose Bilder, welche die Welt umspannen sollen, wenigstens eine Art von Plastik hinein zu bringen. Hier hören wir nur Musik, und die Weltgeschichte läßt sich in keine Sonate auflösen. „Der Mulatte" ist das Schlechteste, was Andersen geschrieben hat; ein Mulatte, der Verse macht, sehr gebildet ist und viele Reisen unternommen hat, wird durch die schlechten Gesetze Westindiens zum Sclaven entweiht, aber durch die Liebe erlöst, weil er zu feige, zu sentimental, d. h. zu niederträchtig ist, der viehischen Gewalt durch einen kühnen Schritt, der sich ihm bietet, zu entgehen. Die Ausführung der Handlung ist ebenso prosaisch und weinerlich, als der Stoff. Es ist gut für den poetisirenden Mulatten, der eben zu Tode geprügelt werden soll, daß sich ein liebes Mädchen seiner annimmt, ihn heirathet und ihn dadurch von der Geißel errettet, aber weg mit dieser süßlichen Auflösung eines so ernsten und mehr als tragischen Conflictes!

Wenn wir das Gesammtbild, das diese Werke in uns hervorrufen, zusammenfassen, so ist es dieses: Andersen ist nicht ein großer Dichter, aber ein wahrer Dichter. Durch Beschränkung und Concentration seiner Kräfte wird er noch viel Liebes und Schönes leisten und wesentlich dazu beitragen, eine Brücke zum gegenseitigen Verständniß der beiden Nationen zu schlagen, die mehr dazu geschaffen sind, in brüderlichem Zusammenwirken die Zwecke der Cultur zu fördern, als in sinnlosem Haß sich gegenseitig das Leben zu verbittern.

J. S.

Die Besteuerungsdebatte
auf
dem ungarischen Reichstage.

Preßburg, Mitte Januar.

Die Steuerfrage war der erste Gegenstand, welcher in diesem Jahre die Aufmerksamkeit der Magnaten in Anspruch nahm. Das neue Jahr begrüßte unsere hohe Aristokratie bei der Lösung einer Lebensfrage. Ja die allgemeine Besteuerung ist eine Lebensfrage für das Vaterland und namentlich eine Lebensfrage für die Aristokratie. Wie haben die Magnaten diese Aufgabe aufgefaßt, und mit welcher Stimmung gingen sie an die Lösung derselben?

Es dürfte nicht überflüssig sein, daran zu erinnern, daß das Nuntium der Stände die Grundlage der diesfälligen Discussion bildete. Die Stände sprechen darin den Grundsatz der allgemeinen Besteuerung aus. Sie wollen ihn schon in diesem Augenblicke auf die Domesticalsteuer und auf eine öffentliche Landeskasse angewendet wissen. Dabei verlangen sie jedoch die nöthigen constitutionellen Garantien, damit durch die übernommenen Lasten auch das erwünschte Ziel erreicht werde, damit eine zweckmäßige und gerechte Repartirung und Handhabung der ausgeschriebenen Steuern verbürgt sei. Zu diesem Behufe soll ein Ausschuß ernannt werden und diesem eine allgemeine Instruction gegeben, jedoch die Berücksichtigung vorzüglich der Domesticalsteuer und dann der Landeskasse vorgeschrieben werden. Bei letzterer wären, so weit es thunlich ist, indirecte Quellen in Vorschlag zu bringen. —

Es gibt Wahrheiten, die so sehr in dem Bewußtsein der Zeit liegen, die sich mit einer solchen Unabweisbarkeit aufdrängen, daß sie zurückweisen, sich lieber moralisch tödten hieße. Zu dem ist die Steuerfreiheit des ungarischen Adels ein chaotisches Absurdum im europäischen Staatsrechte, so daß ein Mensch, der nur einigermaßen auf gesunden Menschenverstand Anspruch machen will, sie unmöglich vertheidigen kann. Dies haben die Magnaten vollkommen eingesehen und selbst der conservative Theil mußte sich dem Principe der allgemeinen Besteuerung hold zeigen. Doch hat von der andern Seite eben dieser conservative Theil der hohen Aristokratie (also diesmal wahrhaft conservativ) noch so viel Widerwillen gegen die Anerkennung dieses obersten Grundsatzes der politischen Moral, der politischen Gerechtigkeit, daß er die Durchführung des durch alle Tonleitern hindurch abgeleierten Princips möglichst in die Zukunft zu rücken trachtet. Die Führer der conservativen Partei mußten daher, wenn sie für Fragen, die im Interesse der Regierung liegen, ihre Anhänger consolidirt erhalten wollten, dieser Abneigung schmeicheln, selbst auf den Fall hin, daß sie für ihre Person die allgemeine Besteuerung schon jetzt in's Leben gerufen sehen wollten.

Dieses ist die Geschichte des Amendements, welches Graf Széchen dem Nuntium der Stände entgegensetzte. Die Magnaten, heißt es in selbem, anerkennen den Grundsatz der

allgemeinen Besteuerung. Die Aufgabe der Gesetzgebung besteht aber in Anwendung und nicht in Aufstellung von Grundsätzen. Eine öffentliche Landeskasse thut noth, daher sind die Magnaten zu einem Geldbeitrage, welcher deren Grundlage bilden sollte, bereit. Die Domesticalsteuer betreffend, sprechen sie sich vor der Hand nicht aus. Doch haben sie nichts dagegen, wenn das zu ernennende Comité, in das sie gleichfalls einwilligen, auch auf diese seine Aufmerksamkeit richtet. Dieses soll die Summe bestimmen, die zur Deckung der nothwendigsten Landesbedürfnisse nöthig ist. Es mag auch die nöthigen Garantien in Erwägung ziehen, welche die gute Ordnung und der erwünschte Erfolg erheischen.

Bemerken muß ich, daß, indem ich hier den Antrag des Grafen Széchen im Auszuge zu geben trachte, derselbe sehr viel von seiner meisterhaften Unbestimmtheit und Unklarheit verloren hat. Der Antrag im Originale glich jenen auf Glasleistchen geklebten Bildern, die nach jeder Seite hin etwas Anderes vorstellen. Nur die, ich muß es gestehen brillante Rede, mit welcher der Antrag unterstützt wurde, konnte bei näherer Betrachtung zeigen, wie es eigentlich mit der allgemeinen Besteuerung des edlen Grafen gemeint sei. „Wir müssen sicher und nicht schnell fortschreiten. Unsere Aufgabe ist nicht sowohl die, dem steuertragenden Volke Lasten abzunehmen, als vielmehr dahin zu arbeiten, daß es die ihm auferlegten leichter trage. Daher können wir ihm noch weitere auflegen;" — so lautete wohl die auf vortreffliche Art maskirte Ideenassociation weiter, d. h. es wird auch zur öffentlichen Landeskasse beitragen, ohne daß wir seine bereits getragenen und zum Theile für uns getragene Lasten irgend wie berücksichtigen wollen.

Der Antrag wie die Rede verfehlten ihren Zweck durchaus nicht. Die Consolidirung der Partei war gerettet. Die äußerst lebhafte Discussion bot aber das seltsamste parlamentarische Schauspiel dar, das man sich nur denken kann. Die herrlichsten Reden wurden gehalten, die Preiswürdigkeit und Unabweisbarkeit der allgemeinen Besteuerung recht in's Licht zu stellen, eine oft an Communismus grenzende Bereitwilligkeit zur Schau zu tragen — das Ende vom Liede aber war immer: meinen eben ausgesprochenen Grundsätzen und Ansichten zufolge, unterstütze ich die Motion des Grafen Széchen! Der Eine, wie z. B. Baron Anton Majthényi erklärte, daß der Grundstein einer vernünftigen Ausführung des allgemein angenommenen Grundsatzes, nothwendiger Weise die Uebernahme der Domesticalsteuer sei, daß zwar auch die öffentliche Landeskasse von hoher Bedeutung sei, jedoch vor jener in den Hintergrund treten müsse. Aus diesen Gründen müsse man daher die Motive des Grafen Széchen unterstützen. Der Andere, wie z. B. Graf Kowlyi erklärte, kein Freund der Domesticalsteuer zu sein und demnach mit dem Grafen Széchen stimmen zu müssen. Ein Dritter tadelte die Stände auf's Bitterste, daß sie nicht auch die Kriegssteuer annehmen wollen — die Domesticalsteuer und die Landeskasse sind nun nicht mehr genügend. Folglich — — stimmt man dem Grafen Széchen bei. Bischof Lonovics schilderte in einer eben so glänzenden als durchdachten Rede, die Aufgabe der Aristokratie. Diese hat nunmehr nur Pflichten zu erfüllen und keine Opfer, keine Geschenke zu bringen. Die allgemeine Besteuerung ist das Lebensprincip eines geordneten Staates, also — — — erklärt man sich für den Antragsteller. Die Reden dieser Herren erinnerten an eine Rakete, die angezündet mit Geprassel in die Luft schnellt, daselbst Sterne, Kränzchen und Leuchtkugeln bildet — aber so wie die Explosion vorüber — stürzen sie leer zur Erde und in der Finsterniß bleibt uns nichts zurück als eine Reminiscenz und ein Schmerz in den geblendeten Augen.

Daß die Opposition die unzähligen Blößen benutzte, welche die Conservativen durch ein solches Verfahren sich geben mußten, versteht sich von selber. Baron Wenkheim, Graf Teleky drangen mit ihrer vernichtenden Logik und Letzterer mit seiner Witz-Phalanx in das Lager der Gegner und richtete eine Niederlage wie Simson unter den Philistern an.

Als Rarität mag hier erwähnt werden, daß Bischof Fogarassy in der Steuerfreiheit durchaus keine Ungerechtigkeit sah, da sie auf einem positiven Gesetze basirt sei. Graf Teleky erwiderte ihm, daß er wahrscheinlich auch die irländischen Katholiken nicht emanzipiren würde, da deren Zurücksetzung auch auf einem positiven Gesetze beruhe. Die Sclaverei würde der Hochw. Bischof gleichfalls aufrecht erhalten, da es seinem christlichen Gemüthe Trost genug, daß sie gleichfalls auf ein positives Gesetz gegründet ist.

In dieser dialectischen Weise wurde die Diskussion drei Tage hindurch geführt. Man wollte dem Gegner von Wahrheiten überzeugen, die er selbst anerkennen muß. Man sprach zum Verstande, während es sich um das Herz handelte. Man legte zwar pathetisch die Hand auf's Herz, drückte aber die andere um so fester an die Tasche.

Und doch handelte es sich eigentlich nicht um die letzte Entscheidung. Diese würde doch jedenfalls erst nach Eingabe der Ausschußarbeiten erfolgt sein. Die Herren fürchteten aber, dem Teufel den kleinen Finger zu geben und wollten sich, so gut es ging, gleich Ruhe schaffen.

Unser verehrter Palatin, der trotz seiner Reconvalescenz, die Verhandlungen über diese wichtige Angelegenheit selbst leitete, erkannte die Unfruchtbarkeit der Diskussion und die Unzulässigkeit eines solchen Verfahrens. Er versuchte die Meinungen möglichst zu vereinigen, was seinem richtigen Takte auch gelungen. Gestatten Sie mir es den Erzherzog selbst sprechen zu lassen:

„Hochwohlg. Magnaten! Auch ich meinerseits wünschte das Resultat dieser langen Discussion zu befördern da ich, aufrichtig gestanden, die allgemeine Besteuerung für eine der Lebensfragen unseres Vaterlandes halte. Ich wünschte daher von Herzen, in dieser Beziehung wo nicht vollkommenes Einverständniß, so doch möglichste Annäherung der Meinungen zu Stande zu bringen. Wie ich die Sache aufgefaßt, besteht der Hauptunterschied der Meinungen darin, daß Einige ihre Sympathie für beide Arten von Steuern, nämlich für die Domesticalkasse sowohl als für die Landeskasse, schon jetzt aussprechen, indem sie deren Verwirklichung blos von den Garantien abhängig machen, während andere ihre letzte Entscheidung als von der ganzen Summe der Steuerfrage bedingt erklären, und zwar den Ausschuß von einem Vorschlage in Ansehung der Domesticalsteuer nicht gradezu ausschließen, aber dessen Aufmerksamkeit doch vorzüglich auf die öffentliche Landeskasse richten wollen. Meiner Meinung nach läge der Annäherungspunkt etwa darin, wenn der Ausschuß seine Thätigkeit beiden Fragen im gleichem Maaße zuwendete, wir uns hingegen unsere freie Entscheidung in Ansehung beider Gegenstände vorbehielten. Demnach schlüge ich vor, den Ständen zu antworten, daß wir in den Grundsatz der allgemeinen Besteuerung einwilligen und die Aufgabe der Gesetzgebung in Anwendung derselben erblicken. Daß wir die beiden von den Ständen erwähnten Arten der Steuer wie: die Domesticalsteuer und die öffentliche Landeskasse, als die specielle Anwendung dieses Grundsatzes betrachten und daher in Rücksicht des Verfahrens des Comité's im vorhinein weder der Einen noch der Andern den Vorzug einräumen. Wir billigen also auch die Emittirung eines Reichsausschusses

ohne alle Instruction und wünschten die von den Ständen erwähnte Benutzung von direkten und indirekten Quellen vor der Hand weggelassen zu wissen. Unsere definitive Entscheidung vertagen wir jedoch bis auf den Moment, wo uns die Arbeiten des erwähnten Ausschusses vorliegen werden u. s. w. —

Dieser Vorschlag des Erzherzogs wurde einstimmig angenommen und das Renuntium der Magnaten in diesem Sinne abgefaßt. Die Sache selbst ist nun natürlich doch noch nicht entschieden, denn die Herren werden erst nach Einsichtsnahme in die Arbeiten des Ausschusses mit der Sprache herausrücken, und diese wird sich schwerlich zu Gunsten beider Steuern erheben. Dann wird man sein Schiffchen durch den Anker der Garantien vor Schiffbruch retten wollen, und die Sache selbst dürfte an diesen Schiffbruch leiden. Den Einen werden die Garantien zu schwach sein, den Andern zu stark, da eigentlich constitutionelle Garantien eine Art von „verantwortlicher Regierung“ wenigstens in finanzieller Beziehung bedingen. Hierzu scheint aber weder die jetzige Regierung noch deren Anhänger Lust zu haben. Zudem wird es nicht leicht sein die Regierung selbst in der Theorie verantwortlich zu machen, denn uns geht es mit der Regierung, wie den Physiologen mit dem Leben, wir wissen nicht wo ihr Sitz ist. — Jedenfalls müssen wir es dem Palatine danken, daß er der unerquicklichen Discussion ein Ende gemacht und die Sache in ein Terrain versetzt hatte, wo wenigstens von Mystificationen keine Rede sein können wird. Bei dieser Gelegenheit will ich es auch erwähnen, daß wir dem Einflusse unseres Palatins eine freiere Bewegung der Presse verdanken. Die Censoren sind nicht mehr so scrupulös — sie erschrecken nicht mehr vor jedem lauten Worte, und da, wo es der Fall ist, spricht ihnen der energische Erzherzog selbst Muth ein. Der Zustand unserer Journalistik ist nun ein erträglicher und selbst die deutschen Journale athmen etwas freier. Nichts destoweniger kann ich es den Herren in Wien versichern, daß bei uns Alles ruhig ist, daß durchaus keine gefährlichen Symptome bemerkbar und nicht einmal das europäische Gleichgewicht gefährdet sei. Wir wollen hoffen, daß die neuen Instructionen der Censur eindringlich sind, d. h. lange anhalten werden, darum éljen a Nadós!

T a g e b u ch.

I.

Aus Paris.

Parlamentarische Grobheiten. — Petitessen. — Oeffentliche Stimmung. — Das „Begreifen“ der Revolution. — Ein neues Journal und seine Predigten.

Der Kampf in der Deputirtenkammer geht seinen vollen Gang. Die gereizte Stimmung der Kämpfer zeigt sich bei jedem Worte, das gesprochen wird. Herr Garnier Pagès hatte vorgestern Herrn Richond de Brys „Lügen“ gestraft, und gestern nannte Herr Thiers seinen ehemaligen Collegen Guizot ziemlich direct einen „Verleumder“, während am Ende Herr Lherbette den Ministerpräsidenten einen „Tartüffe der Moral“ an den Kopf warf. Und das Alles, ehe der Kampf noch recht ernst wurde. Diese gereizte Stimmung ist ein sehr böses Zeichen; das „Volk“ begreift nicht, daß man sich so die „Wahrheit“ sagen kann, ohne daß daran etwas Wahres wäre. Und so bricht in ihm der letzte Rest von Achtung vor seiner Regierung und seinen Deputirten zusammen.

Die Anklage gegen Herrn Guizot bei Gelegenheit der durch Herrn Petit verrathenen schmutzigen Geschichten, ist nicht, daß gewisse Plätze verkauft wurden, sondern daß Herr Guizot und sein Privatsecretair sie von Herrn Petit kaufen ließen, und dafür diesem selbst eine a n d e r e Stelle gaben, und die g e k a u f t e einem ihrer Günstlinge zukommen ließen. Das Verkaufen und Kaufen dieser Stellen ist eine alte Geschichte, aber das Kaufen derselben mit dem Gelde e i n e s D r i t t e n, der dann zum Ersatz eine a n d e r e Stelle erhält, ist neu. Herr Guizot, das Journal des Débats und alle Freunde der Regierung haben sich alle Mühe gegeben, grade diese N e b e n u m s t ä n d e zu übersehen und übersehen zu machen. Es ist das auch vielfach gelungen.

Aber a u ß e r der Kammer bleibt doch der Eindruck derselbe. „Schacher mit Stellen“ u. s. w. u. s. w. sagen die Leute des Volkes, die schlichten Bürger, und wiederholen dann gerne die gereizten Ausdrücke, die aus der Kammer in das alltägliche Leben herüberschallen. „Lügner, Verleumder, Moraltartüffe!“ Es gibt nur zu Viele, denen dieser Ton behagt. Da der Kampf i n der Kammer erst heute beginnt, so wollen wir die Zeit benutzen, um in etwas die Stimmung a u ß e r der Kammer zu schildern.

Es herrscht im Allgemeinen Ruhe, und es gibt Leute genug, die selbst die tiefere Aufregung der Geister leugnen. Aber wir fürchten, es fehlt ihnen das Auge, das

eben „Geister" zu sehen vermag. Schon die Stimmung der offiziellen Organe der Oeffentlichkeit beweist die innere Aufregung. Seit zwanzig Jahren hat keine Sitzung der Pairskammer stattgefunden, wie die fünf, sechs Tage, denen wir letzthin beiwohnten. Der Sturm, den Herr von Montalembert hervorgerufen, ist seit Menschengedenken ohne Gleichen. Und ebenso wie die Pairskammer Feuer fängt, so ist die Börse fast ein offenes Pulverfaß, indem jeder Funke augenblicklich alles sprengt. Seit dem Beginn der Session genügt es, ein Gerücht zu verbreiten, um die ganze Börse in die Flucht zu schlagen. Die Renten gehen auf und ab, wie die Welle des bewegten Meeres, und da die Rente nun doch einmal der Barometer des öffentlichen Lebens ist, so zeigt er eben auf: Veränderlich und Sturm! — Die „Gerüchte" im Volke sind nicht weniger beunruhigend. Es hieß vor ein paar Tagen, daß Funfzehntausend Communisten bereit zum Angriffe wären. Man weiß nicht, ob die Regierung, oder ihre Gegner, oder auch der allgegenwärtige Niemand das Gerücht ersonnen, nur so viel ist gewiß, daß es vielfach verbreitet war, und daß die Regierung in Folge desselben in ein paar Tagen genaue Nachsicht bei den Waffenschmieden und in den Waffenmagazinen hält, um sich zu versichern, daß alle Gewehre in unbrauchbarem Zustande erhalten sind.

Alle diese Gerüchte sind vielleicht, ja wahrscheinlich ohne allen tieferen Grund — aber sie bekunden wenigstens die innere Aufregung, die unverkennbare Unruhe der Gemüther. Diese Aufregung, diese Unruhe macht sich offenbar sowohl in den höheren, als in den unteren Regionen geltend. Nicht umsonst haben die Pairs Herrn von Montalembert den rauschendsten Beifall zugerufen, als er den „Radicalismus" bekämpfte, als er insbesondere Herrn Lamartine angriff. Die Wirkung von „Lamartine's Geschichte der Girondisten" auf die höheren Kreise der Gesellschaft ist sehr bedeutend gewesen. Ich hörte Leute, die in ihren offiziellen Stellungen der Regierung sehr nahe sind, ganz naiv sagen, daß sie erst jetzt die Revolution begriffen; erst jetzt, seit sie Lamartine, Louis Blanc und andere gelesen. Und dies „Begreifen" heißt doch nichts anderes als: „natürlich finden." Mit dieser Anschauungsweise fällt aber der Regierung eine Hauptwaffe aus der Hand. Der „Schrecken vor dem Schrecken" ist nicht recht mehr möglich, mit Leuten, die die Revolution „begreifen." In diesem Begreifen selbst liegt auch die Erkenntniß, daß der „Schrecken" nur gegen das alte Regime nöthig war, und unter anderen Umständen unmöglich gewesen sein würde. Ich kann Sie versichern, daß diese Auffassungsweise vielfach selbst in der höheren Gesellschaft durchschlägt, und brauche Ihnen nicht zu sagen, daß grade hierdurch das System Guizot's und der Regierung ihren Boden verlieren. Wenn die höhere Gesellschaft die Furcht vor einer zukünftigen Revolution verliert, so gewinnt dadurch die Möglichkeit einer solchen wieder mehr Grund, als sie seit 1830 je gehabt hat.

In den unteren Regionen war diese Wirkung nicht nöthig; denn dort hat man wenig zu verlieren, Vieles zu gewinnen. Und doch glaube ich fast, daß der zukünftige Anstoß wieder von Oben, aus den höheren Regionen der Gesellschaft kommen wird. Grade wie bei den Banketten selbst, nicht der National, sondern Herr Odillon Barrot hat dieselben in's Leben gerufen. Die unteren Kreise sind wohl eher schlagfertig, aber die oberen finden eher das Wort, das die Kämpfer vereinigt, das die Vereinzelten zu einem Ganzen macht. Und erst mit dieser Vereinigung gewinnt eine geistige Bewegung Bedeutung und Kraft.

Bis jetzt aber herrscht in dem Theile des Volkes, den man hier vorzugsweise „le peuple" nennt, eine wahre chaotische Verwirrung. Republikanische, socialistische, communistische, Proudhon'sche Ideen wirbeln hier durcheinander. Jeder neue Anstoß

Digitized by Google

findet Leute, die ihm willig folgen, ja die Mehrzahl der Führer des Volkes haben nach und nach allen Anstößen gehorcht, und sind noch immer nicht müde. Unter den Arbeitern von Paris scheint der Communismus, der eine Zeit lang viele Anhänger fand, bereits wieder überboten zu sein. Der Versuch eines neuen Blattes für das Volk: le Representant du peuple, geht von ehemaligen Communisten aus, die jetzt mit Proudhon und Michelet die „Wahrheit" suchen. Die Probenummern dieses Blattes sind höchst lehrreich zur Beurtheilung des Geistes, der die unteren Klassen in Bewegung setzt. In einem einleitenden Artikel: Resultats économiques de la Revolution française — legt die Redaction eine Art Glaubensbekenntniß ab. Sie sieht mit Hochverachtung auf die Errungenschaft der Revolution herab, die das active Bürgerthum an „ein wenig Talent und ein wenig Geld" band. Sie ist kein Freund, weder des einen noch des andern, und kennt nur eine Quelle des Reichthums, und zwar — die Arme — „les bras, source unique de toute production." — Mit Recht wirft dagegen die Redaction den Mittelständen vor, daß sie 1830 nur eine politische Revolution gewollt, und nicht auch an sociale Verbesserungen gedacht haben. Daraus sei dann eine neue Aristokratie hervorgegangen, der gegenüber das Volk zwar noch immer „geduldig" — aber nicht mehr willenlos — resigné — sei. Sie verlangt im Gegensatz zur „Bourgeoisie", die Gleichheit vor dem Geld wolle, Gleichheit vor der Arbeit; — wir fürchten Gleichheit vor der Arbeit der Arme, „der einzigen Quelle der Production!" Aber wie zu dieser neuen Gleichheit gelangen? Das ist die Frage, und die Redaction zeigt vorerst, daß die Republik dazu nicht genüge; auch die Lehre, die das Capital noch in ihrem Socialismus zuläßt, wird nicht ausreichen. Aber wie heißt denn die Antwort? Wer kennt die Lösung? — Ach, man bleibt sie schuldig. Der „Vertreter des Volks", kämpft gegen die Declamateurs, die écrivains bibliques (Lamenais), gegen die Mystiker, gegen die beaux parleurs u. s. fort. Aber am Ende findet er doch ebenfalls nur eine Phrase: „die Wissenschaft der Interessen Aller, — oder des Volkes, denn das Volk ist Alles für die neue Wissenschaft." — Qu'est ce que le tiers etat? Tout!, sagte man 1789, und so heißt es heute wieder: le peuple c'est tout. — und versteht darunter das Volk, das „mit den Armen schafft." — „Dies Volk der Arbeiter (le peuple des travailleurs) hat begriffen, daß seine Socialwissenschaft nicht mehr vom Parlamente ausgehen kann", deswegen will es selbst es thun. Es sucht vorerst noch die Wissenschaft, die die Arbeit — exclusivement im Interesse des Producteurs organisiren soll. Die Gewißheit der Socialwissenschaft (la certitude de la science sociale), ihre Darstellung, ihre Verbreitung — das ist das unmittelbare Ziel, dem das Volk zustrebt. Es fühlt, daß es dann, und erst dann, allgemein unbesiegbar und niederschmetternd, wie die Wahrheit, sein wird."

Es ist ein Fortschritt, wenn die Leute sich gestehen, daß sie den politischen Stein der Weisen erst suchen, sonst glaubten sie ihn gefunden zu haben. Wir wollten, sie fänden ihn; aber wir sind gewiß, daß sie ihn nicht finden werden, so lange sie ihn nur mit Händen greifen wollen, so lange sie sich einbilden, daß „die Arme die einzige Quelle der Production" sind.

Doch ich wollte nur zeigen, wie es sich in allen Kreisen der Gesellschaft regt. Ich glaube, die Bewegung in den höheren und mittleren ist fast bedeutender, als in den unteren, ich denke, jene werden eher wissen, wohinaus, als diese. Vorerst aber kommt der Guß nur allgemach in Bewegung, wohin er ausfließen und welche Form er annehmen wird, das muß die Zukunft lehren. J. —y.

II.

Aus München.

Die Alemannen. — Gräfin Landsfeld. — Minister v. Berks. — Thiersch. — Die Presse.

Vor einigen Tagen hielt die Landsmannschaft der Alemannen ihren Antrittskommers, der durch seine Großartigkeit und den Besuch vieler hochgestellten Personen Aufsehen machte. Diese Studentenverbindung ist, so zu sagen, unter den Auspicien der Gräfin von Landsfeld entstanden und wird von Sr. Maj. besonders gerne gesehen, von den übrigen Verbindungen aber in Bann und Acht gehalten. Ueber das Verhältniß derselben zur Gräfin cirkuliren natürlich die mannigfaltigsten Gerüchte, wovon einige Stipendienverleihungen und öftere Einladungen zum Diner das einzige Wahre sind; daß Viele, die bei der Gräfin eingeführt zu werden wünschen, sich den Alemannen anschließen, ist ersichtlich, und daß der Herr Minister v. Berks den Commers besucht und bei dieser Gelegenheit eine Rede gehalten hat, kann gewiß nicht befremden, da derselbe schon oft mit den jungen Leuten bei der Gräfin dinirt hat, und an denselben Wohlgefallen zu haben scheint. Worüber man sich oft aufhält, sind die Aemter und Anstellungen, mit denen Leute beglückt werden, die kein anderes Verdienst haben, als der Gräfin befreundet zu sein, und wenn die öffentliche Stimme dies tadelt, hat sie vollkommen Recht; vergessen wollen wir nicht, wie Viele sonst angestellt und befördert worden, blos weil sie Parteigenossen des Herrn v. Abel waren. Man thut um so mehr für seine Freunde, jemehr man von den Feinden bedrängt wird.

Allgemeine Freude erregt es, daß der hochverdiente Rector Magnificus unserer Universität, Hofrath Thiersch, endlich den Civilverdienstorden erhalten. Derselbe soll ihm schon früher bestimmt gewesen sein, aber bei Erscheinen seines Buches über die bekannte Kniebeugungsfrage wieder vorenthalten worden sein.

Einige Früchte scheint unsere „Preßfreiheit" doch tragen zu wollen, unter andern brachte die bayerische Landbötin, die sonst nur schale Tagesneuigkeiten und Anzeigen lieferte, in den letzten Tagen einige merklich tüchtige Artikel über mehrere Krebsschäden der Verwaltung, besonders über die Anstellung herabgekommener Bürger bei den Stadtmagistraten 2c., und zeigte deutlich die großen Nachtheile, die dadurch sowohl dem Amte, als dem allgemeinen Besten erwachsen. Freilich wird die Presse noch oft mahnen müssen, bis eine Besserung hierin erfolgt.

E. D.

III.

Aus Berlin.

Hofrath Tieck und der Columbus. — Berliner Theaterkritiker. — Die Birch-Pfeiffer und ihre Gegner. — Laube's Struensee. — Die Ausschüsse.

Herr Professor Werder hatte seinen Columbus nach der ersten gänzlich verunglückten Aufführung längere Zeit in seinem Pult liegen lassen, als das horazische nonum prematur in annum es gerade unumgänglich nothwendig findet; als er nun von Neuem an's Licht trat, in der antiken Form eines Trilogie-Fragments, fand das Publikum es zwar anders als früher, aber eben so langweilig, und die Kritik stimmte mit diesem Urtheil des Publikums überein. Da erschien plötzlich in der Preuß. Allgem. Zeitung eine Note des Hofrath Ludwig Tieck, der seit mehreren Decennien von den Epigonen der Berlin-Jenenser Genialität zum Range eines ersten Dichters von Deutschlands erhoben, und in dieser Qualität durch königliche Huld anerkannt war, eine Note, in

der er die Kritik zurecht weist, daß sie nicht für eine so originelle Schöpfung sich begeistert; er erklärt, es wäre doch nicht anzunehmen, daß er sich in seinem Urtheil über dramatische Poesie irre, da er seit so vielen Jahren in dieser Branche gearbeitet habe. So weit war es nun gut; man konnte dem guten alten Herrn antworten, daß einer recht fleißig sich mit einem speciellen Gegenstand abgeben, und doch — vielleicht gerade wegen der minutiösen Beschäftigung — das ganze Object seines Nachdenkens bis in's Princip hinein verkennen könne — ein Umstand, der bei dem grauen Heros der Romantik so zugetroffen ist, daß Heinrich Laube, als Tieck eines seiner Dramen lobte, erschrocken ausrief: habe ich irgend eine Dummheit gemacht? — Man konnte um so mehr über diese Erklärung hinweggehn, da auch in der Literatur das Sprichwort gilt: De mortuis nil nisi bene! Aber Herr Tieck hat nicht unterlassen können, zum Schluß seiner Notiz Einiges von frechen Kritikern und dergl. zu murmeln. Wie doch alte Leute ihrer Jugend vergessen! Diese freche Kritik war gerade die Hauptaufgabe, welche sich die junge Schule, deren Günstling Tieck wurde, gesetzt hatte, die sie mit einer Virtuosität und einer Ausdauer verfolgte, die einer bessern Sache werth gewesen wäre. Indessen ist doch in der Art und Weise, wie Tieck seine Stimme motivirt, die alte Schule noch immer bemerkbar. Die Alltagsrecensenten hatten für ihr verdammendes Urtheil Gründe angegeben; Tieck fällt es nicht ein, diese Gründe zu widerlegen, er bringt auch für sich keine Gründe an, eben so wenig wie er es früher jemals gethan hat, er wirft nur das Gewicht seines Genius in die Wagschaale. Die geniale Kritik würde keine Gründe anführen und wenn Gründe so wohlfeil wären als Brombeeren. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß es auch ein Columbus war, an dem vor einem Menschenalter A. W. Schlegel einen neuen Wendepunkt des französischen Drama prophezeiete: es war der Columbus von Lemercier, eines verunglückten Vorläufers von Victor Hugo. Lemercier ist vergessen, ich fürchte, Werder'n wird es eben so gehn, wenn nicht etwa seine logischen Dichtungen, namentlich seine Hymne auf das „seiende Nichts des nichtseienden Etwas“ ihn dieser Vergessenheit entreißen.

Unsere Theaterkritik hat doch im Vergleich zu frühern Jahren gewonnen. In der Vossischen Zeitung wird noch nach der alten Methode — ex aequo et bono — Recht gesprochen, die Kritik urtheilt, wie es ihr ungefähr vorkommt; dagegen hat die Spener'sche durch Herrn Rötscher eine vornehme doctrinäre Wendung bekommen, in der Zeitungshalle tobt ein jung-deutsch genial-burschikoser Radikalismus. Die Staatszeitung sucht zwischen all' diesen verschiedenen Richtungen die rechte Mitte zu halten. Es ist in diesen Recensionen wenigstens am meisten das Streben anzuerkennen, objectiv zu sein.

Bei Gelegenheit des Theaters müssen wir auf die leidige Birch-Pfeiffer'sche Geschichte zurückkommen. Durch einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, unterzeichnet K. G. (also doch wahrscheinlich Karl Gutzkow), hat die Sache eine andere Wendung genommen. Er meint nämlich, Auerbach habe ohne Zweifel aus falscher Scham in seinen öffentlichen Erklärungen die eigentliche Pointe der Sache ausgelassen, und sie dadurch in ein falsches Licht gestellt; es handle sich lediglich um eine pecuniäre Frage, darum nämlich, ob nicht der Schriftsteller, aus welchem der Dramatiker seinen Stoff mehr oder minder entlehnt hat, der Billigkeit nach Anspruch machen könnte auf einen Antheil an dem Gewinn des Stückes. Ein Gesetz besteht über diesen Punkt keineswegs, es wäre aber in der That ein höchst wünschenswerther Erfolg jener an sich unangenehmen Geschichte, wenn von Seiten des deutschen Bundes oder zunächst der einzelnen Regierungen diese Frage mit Ernst untersucht würde. Nur in einzelnen Punkten kann ich mich mit Gutzkow nicht einverstanden erklären. Einmal ist eine Entschädi-

gungsklage von Seiten des ursprünglichen Dichters in keiner Weise angebracht, so lange das nach seiner Novelle bearbeitete Stück auf der Bühne bleibt, denn es ist nicht abzusehn, wodurch seine Rechte und sein Vortheil in diesem Falle irgendwie beeinträchtigt würden. Eine andere Sache ist es freilich, wenn das Drama zum Druck befördert wird, und in Folge dessen in den Leihbibliotheken dem Romane Concurrenz macht. Sodann ist es ein höchst ungerechter Vorwurf gegen Herr v. Küstner, die Tantième auf ein Schauspiel ausgedehnt zu haben, das nach einer Novelle bearbeitet ist. Wenn Gutzkow es für ein Sacrileg erklärt, daß die Berliner Kritiker das Beispiel Shakespeare's anziehen, so ist mit einer solchen pathologischen Wendung in der Sache Nichts entschieden. Natürlich hat Shakespeare seine Quellen anders benutzt, als Madam Birch-Pfeiffer, aber die Theaterintendanz ist nicht competent, darüber ein Urtheil zu fällen, wenn mit diesem Urtheil eine Veränderung ihrer pecuniairen Verpflichtungen verbunden sein soll.

Die Sache verdient Aufmerksamkeit, denn es handelt sich hier nicht blos um den einzelnen Fall. Wenn wir auch noch nicht darauf hoffen können, daß die literarischen Processe einer literarischen Jury sobald zur Entscheidung vorgelegt werden können, so liegt es doch nahe, sie wenigstens einer Jury von Sachverständigen, also von Schriftstellern, zur Begutachtung des Thatbestandes vorzulegen, und dieses Gutachten bei der richterlichen Entscheidung zu Grunde zu legen. Nie kann es in einem Gesetz genau umschrieben sein, wie weit sich der Begriff des Nachdrucks erstreckt, noch viel weniger aber kann es der Entscheidung von Juristen anheim gegeben werden, da hier nur eine Detail-Kenntniß der obwaltenden Verhältnisse und die entsprechende wissenschaftliche Bildung maßgebend sein kann.

Es wäre nicht unangemessen, wenn unsere Landtagsausschüsse sich der Sache annähmen. Wenn auch nicht gleich etwas durchgesetzt werden sollte, so wird doch die Aufmerksamkeit der gesetzgebenden Gewalt auf einen Umstand hingelenkt, der ebenso für das Ehrgefühl der Nation, als für das Interesse der betheiligten Parteien von Wichtigkeit ist.

Gestern ist auch Laube's Struensee hier zur Aufführung gekommen, der, wie Sie wissen, dem Michelnbeerischen den Vortritt lassen mußte. Der Abend schien Anfangs ungünstig für den Verfasser, denn es war an demselben Abende im Concertsaale des Schauspielhauses eine Dilettantencomödie, von Officieren gespielt, bei der 1200 Personen der „Gesellschaft" und der ganze Hof zugegen waren. Dennoch war das Schauspielhaus voll besetzt, denn die Concurrenz der beiden Struensee und die nicht ganz scandalfreie Polemik in den Blättern, die eine Zeitlang darüber geführt wurden, stachelte die Neugierde. Der factische Erfolg des Abends war für Laube sehr günstig. Die Schachspieler spielten in den ersten Akten, die stille vorübergingen, mit einer sichtbaren Angst; aber bei der Scene, wo die Königin Struensee's Verlobung proclamirt, belebte sich das Publikum und blieb fortan in steter Erregung. Nebst mehrfachem Hervorruf der Schauspieler wurde auch der Verfasser nach dem vierten und fünften Akt gerufen und erschien zuletzt wirklich.

Herr Hoppé, der den König spielte, fiel am Schlusse des dritten Aktes der Länge nach die Treppe herunter, und das Publikum suchte ihn am Schluß des vierten Aktes für den Unfall, oder richtiger Umfall, durch Hervorruf zu entschädigen. — Die Bühnenwirksamkeit des Laube'schen Stückes ist unstreitig viel größer, als die des Michelnbeer'schen; obgleich dieser an manchen lyrisch-pathetischen Stellen vorzuziehen ist. Aber bei Michelnbeer endet das Stück bereits im dritten Akte und die zwei nachschleppenden Akte sind wirkungslos angeklebt. Bei Laube bleibt das theatralische Interesse bis zum

letzten Augenblicke rege. In der Charakteristik des Hauptheldeu haben beide gleich gesündigt, indem sie einen Schmachtlappen aus ihm machten. Indeß entschädigt Laube durch die wirklich treffliche Charakteristik des Guldberg, ein Ersatz, den wir bei Michelnbeer vergebens suchen. —

Die nächste Novität ist die „Herzogin" von Klein. Später kömmt der Wullenweber und endlich Woldemar von Freitag. „Julia" von Hebbel liegt gleichfalls vor, soll aber wieder durch unreine Liebe der Aufführung Hindernisse bieten.

Die Ausschüsse haben sich übrigens bis jetzt ihrer Aufgabe würdig gezeigt. Wenn wir von dem Rechtspunkt, die eigentliche ständische Frage, einen Augenblick abstrahiren, so müssen wir eingestehen, daß die kleinere Versammlung wohl geeigneter, eigentlich auch competenter war, einen so detaillirten Entwurf in Berathung zu ziehen. Nur hätte die Sache auf eine viel einfachere Weise ausgeglichen werden können, wenn dem vereinigten Landtag anheim gegeben wäre, einem frei gewählten Comité zum Behuf dieser Berathung seine Vollmacht interimistisch zu übertragen. Wie dem auch sei, es ist ein erfreuliches Zeichen, daß im Schooß der ständischen Versammlung die Gegensätze anfangen, sich auszugleichen. Ich erinnere daran, wie in der Berathung über die Prügelstrafe der bessere Theil der conservativen Partei — an ihrer Spitze der von allen Factionen so hoch geachtete Marschall v. Rochow — den Liberalen entgegen kam. Zur Ehre unserer Regierung kann man nach der Erklärung, die H. v. Bodelschwingh am Schluß der Berathung gegeben hat, mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß dieses Erbtheil barbarischer Zeiten auf immer aus unserm Staate verbannt bleiben wird. Daß es mit der Todesstrafe nicht eben so geschehen ist, wird die meisten Liberalen unzufrieden gemacht haben; ich muß gestehen, daß das Argument, welches H. v. Savigny für die Beibehaltung dieser Strafe angebracht hat, nicht ohne Gewicht für mich ist. Es handelt sich hier nicht um die Gesetzgebung eines neuen Staates, sondern um die Reform eines alten; die Aufhebung der Todesstrafe könnte sehr leicht die Meinung veranlassen, der Staat nehme es aus falschen Humanitätsrücksichten nicht so genau, als es der Gesetzgebung ziemt. Es gibt Verbrechen, in denen die Gesellschaft den Tod des Einzelnen als ein Recht fordern kann. Das schließt keineswegs aus, daß nicht mit fortschreitender Civilisation die Todesstrafe aufhören sollte, denn die todeswürdigen Verbrechen werden aufhören. Für jetzt werden die Ausschüsse ihre Aufmerksamkeit vor Allem auf die Behandlung der politischen Verbrechen richten müssen, weil hier das Walten der Willkür am gefährlichsten ist.

IV.

Aus Prag.

Graf Stadion. — Die ständische Opposition. — Rückblicke. — Der Landesausschuß. — Das unsichtbare Ministerium.

Unser neu ernannter Obristburggraf Graf Stadion ist noch immer nicht in Prag angekommen; dem Vernehmen nach dürfte sich sein Erscheinen noch auf längere Zeit verzögern. Graf Stadion verlangt genaue Instruktionen, wie er sich auf seinem schwierigen Posten, besonders als Chef der Stände, zu benehmen habe. Unbestimmte Andeutungen, allgemein abgefaßte vague Normen, wie sie seine Dienstvorgänger von den verschiedenen höchstgestellten Herren unserer Regierung verschiedentlich, oft sogar widersprechend erhielten, scheinen diesem Staatsmanne nicht zu genügen, der seinen wohlerworbenen Ruf nicht gern einer schwankenden Regierungspolitik zum Opfer bringen

möchte; und doch dürfte von unserer Regierung in Wien alles eher zu verlangen sein, wie bestimmte Verhaltungsbefehle für schwierige Verhältnisse. Wir haben Beispiele hiervon in Galizien, in Böhmen, in Ungarn und Siebenbürgen, in Italien und wieder in Galizien gesehen. Es würde mich daher gar nicht wundern, wenn sich die Ankunft des Grafen Stadion und besonders dessen Wirksamkeit als Chef der Stände noch sehr lange verzögern sollte. Mittlerweile gerathen aber alle ständische Arbeiten in ein unheilsames Stocken, die Erbitterung der Opposition durch die letzten Regierungsmaßregeln hervorgerufen, wird immer mehr gesteigert, und dem Grafen Stadion selbst seine spätere Wirksamkeit im Voraus erschwert. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, die nächsten Veranlassungen zu rekapituliren, welche zwischen Regierung und Ständen zum völligen Bruche geführt. Als erste Veranlassung kann das Hofdekret vom 18. Juli 1845 bezeichnet werden, worin den Ständen eröffnet wurde, daß Se. Majestät sich die Rechte der Stände und die Verfassung des Landes zwar vergegenwärtigen wollen, eben so aber auf den Vorbehalt hinwiesen, unter welchem dieselben beständen. Die Folge dieses Hofdekretes war die Niedersetzung einer Commission zur Wahrung der ständischen Rechte, und die von dieser Commission gelieferte äußerst gediegene und umfassende Deduction der ständischen Freiheiten und Gerechtsamen. Der Regierung war alles daran gelegen, daß diese Deduction von den Ständen nicht anerkannt, oder wenigstens doch nicht Sr. Majestät unterbreitet werde. Kein Mittel blieb unversucht, die ständische Majorität für die Wünsche der Regierung zu gewinnen, und so die Stände unter ihrem eigenen Schutte zu begraben. Nicht ohne Bangen betraten die Glieder der Opposition die damals so zahlreich besuchte Versammlung vom 3. Mai 1847. Fast von einem Drittheil der Anwesenden wußte man nicht, zu welcher politischen Färbung sie gehörten. Der Beschluß der Stände, Sr. Majestät zwar für die gemachten Zusicherungen zu danken, sich aber vor jeder einseitigen Abänderung der Verfassung zu verwahren und die Deduction zur allerhöchsten Kenntniß zu bringen, war der erste aber entscheidende Sieg der Opposition. Es wurde einem jeden Landstande klar, gleichviel zu welcher Partei er gehöre, daß die ständische Opposition in Böhmen nicht blos gegen diese oder jene Regierungsmaßregel, gegen diese oder jene Person gerichtet sei, sondern daß sie das Ständewesen selbst, daß sie das Verfassungsprincip vertrete, während die Führer der Regierungspartei wohl mit keinem geringeren Plane umgingen, als die ganze Wirksamkeit der ständischen Vertretung für alle Zukunft mit einem Schlage zu vernichten. Der einzige Vorwurf, welcher der ständischen Majorität von Seiten der Regierung in dieser Beziehung gemacht werden konnte, ist daß sie sich nicht gutwillig, ohne nur Einsprache dagegen zu pflegen, vom Sein zum Nichtsein wollte bringen lassen, daß sie nicht aus Gefälligkeit für die Bureaukratie sich freiwillig zu Grabe gelegt. Der zweite wichtige Conflict zwischen Ständen und Regierung war die bekannte, auch in diesen Blättern viel besprochene Verweigerung der 50,000 Fl. an dem allerhöchst geforderten Postulate. Es war dies der einzig mögliche loyale Weg vor den Uebergriffen einer feindlichen Bureaukratie, welche absichtlich selbst die zeitgemäßesten, wohlthätigsten und gemeinnützigsten Anträge der Stände unbeachtet ließ, eine verfassungsmäßige Schranke zu setzen, sich selbst aber die gebührende Achtung zu verschaffen. Bis hierher wurde der Kampf zwischen Regierung und Ständen nur innerhalb der gesetzlichen Schranke mit verfassungsmäßigen Mitteln geführt. Da erschien der Machtspruch, daß die 50,000 Fl. auch ohne ständische Bewilligung gezahlt und eingetrieben werden müßten; einem geachteten ständischen Mitgliede wurde eine Rüge ertheilt, wie man sie nur einem in Disciplinarabhängigkeit Stehenden ertheilen könnte; diese Rüge soll den Ständen pu-

blicirt und dadurch für den Betheiligten zur Strafe werden, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, sich vorher zu rechtfertigen. Den Ständen wird der althergebrachte Fragegebrauch der Rede genommen, dem Vorsitzenden die Macht eingeräumt, einem Jeden fast nach Belieben Schweigen auferlegen zu können, und kein Gegenstand solle mehr in Verhandlung genommen werden dürfen, der nicht im gedruckten Programm enthalten und von dem Landesausschuß begutachtet wurde. Da der Landesausschuß aus neun Personen besteht, wovon fünf in der größten Abhängigkeit von der Regierung, aller ständischen Thätigkeit abgeneigt sind, so läßt sich gewiß erwarten, daß durch den Landesausschuß kein der Regierung nur in etwas mißliebiger Antrag vor die Stände gebracht werde. Wir sind weit entfernt, diese Maßregeln der Gewalt, welche mit dem Gerechtigkeitsgrundsatze unseres kaiserlichen Hauses so sehr im Widerspruche stehen, als den Willensausfluß der obersten Organe unserer Staatsverwaltung zu betrachten. Wir sind fast überzeugt, daß diese Gewaltstreiche nur untergeordnete Individuen zum Urheber haben, die sich überall um die Gewalthaber in dichten Schaaren drängen, die päpstlicher wie der Papst, royalistischer wie der König sind, die vor den Höheren in Demuth kriechen, ihren Fuß aber auf den Nacken eines jeden drücken, von dem sie für ihre Selbstsucht nichts zu hoffen oder zu fürchten haben. Dieses unsichtbare Ministerium, welches Hormayer in seinen Lebensbildern trefflich zeichnet, hat dem wirklichen Ministerium schon manche schwer zu lösende Verlegenheit, manche schwer zu tilgende Makel bereitet. Mehr als einmal schon wurde die Regierung in das traurige Dilemma gestürzt, die verhängnißvollen Maßregeln untergeordneter Organe entweder mit Widerwillen als ihre eigenen zu adoptiren, oder vor der Welt zu gestehen, daß es in Oesterreich neben der sichtbaren Gewalt im Staate noch eine unsichtbare gebe. Unter solchen Umständen, glaube ich, daß es schwer sein mag, dem böhmischen Obristburggrafen eine feste Instruktion zu ertheilen; unmöglich aber ist es für einen Staatsmann, ohne genaue Instruktion eine solche Verantwortung auf seine Schultern zu laden, ohne dabei Ehre und Reputation auf das Spiel zu setzen. Mag übrigens die Regierung sich aus diesen selbstgeschaffenen Wirren herausfinden wie sie wolle, die Stände haben nur eine Bahn zu verfolgen, den Weg des Rechtes, sie haben nur ein Ziel vor Augen: das Wohl des Vaterlandes! sie haben nur einen Kampf zu kämpfen: den Kampf der Ehre gegen Corruption! C. D.

V.

Oesterreicher und Italiener

Von der österreichischen Grenze.

Noch haben wir keinen Krieg, noch haben wir keine Wahrscheinlichkeit eines Krieges, und dennoch sieht es in der Handelswelt Oesterreichs, auf der Wiener Börse und im Privatcredit aus, als wären bereits auf den Straßenecken die Schlachtenbulletins angeklebt. Die fünfprocentigen Metalliques, das beste Staatspapier, standen im Laufe dieser Woche kaum über Pari, Nordbahnactien, die bereits ein Mal auf 190 standen, das rentabelste Industriepapier der Monarchie, sanken auf 118. Wenn dies am grünen Holze geschieht, was würde erst am dürren der Fall sein! Dazu geht das Gerücht von einer Anleihe von 50 Millionen Gulden, die der Staat projectirt und Thatsache ist es, daß der Regierungsrath Fränzel in einer Finanzangelegenheit nach St. Petersburg geschickt wurde. Man erzählt sich die widersprechendsten Anekdoten von der Stellung

des Baron Kübek und die beunruhigte Phantasie erfindet dabei die absurdesten Dinge. Eine Beruhigung der Gemüther, ein Akt der Popularität, ein Schritt zur Erfrischung der Sympathieen, zur Belebung der Geister, der Anhänglichkeit, des Staatsbewußtseins, thut jetzt vor Allem Noth und wenn die Regierung — was wir keineswegs tadeln — es unvereinbar mit ihrer Würde hält, von den Tabaksrevolutionen und Corsoemeuten in Mailand sich Concessionen abtrotzen zu lassen, so ist es andererseits von den einfachsten Regeln der Klugheit vorgeschrieben, daß sie in den deutschen Erbländern, wo sie für jeden bedeutenden Akt des Fortschrittes auf volle Anerkennung und Dankbarkeit rechnen kann, ihren guten Willen zeigt, die Ansprüche der vorangeschrittenen Zeit anzuerkennen und dem Beispiele der reformirenden Nachbarstaaten zu folgen. Wir, die wir mit vollem Herzen Oesterreich angehören, sehen mit tiefem Schmerz, wie man die kostbare Zeit verrinnen läßt, ohne das zu thun was später vielleicht abermals die Würde der Regierung ihr zu thun nicht erlauben wird. Wir sehen mit unaussprechlichem Kummer die besten Gelegenheiten, wie z. B. in diesen Tagen bei der Errichtung eines Obercensurcollegiums, vorübergehen, ohne daß die Regierung sie benutzt, aus dem alten starren, anerkannterweise nicht lange mehr haltbaren Formen, heraus zu treten. Wenn die Regierung nur ein Drittheil der Reformvorschläge, welche der Advokat Nazzari in Mailand ihr vorlegte, aus eigenem Antriebe in den Erbstaaten einführen würde, in den Landestheilen, die jetzt noch nicht ein Mal so viel politische Freiheiten besitzen, wie das lombardisch-venezianische Königreich, wie würden die guten, treuen, so leichtbefriedigbaren Herzen der Oesterreicher ihr wieder zufliegen, wie würde man sich gehoben fühlen, mit dem Bewußtsein eine neue Aera zu betreten! Wie würde das Ansehen der Regierung in Ungarn, in Galizien gewinnen! So aber thut man nichts, um den Enthusiasmus zu wecken, man läßt die allgemeine Unbehaglichkeit, die bereits in der Mitte der Beamten selbst, in der Mitte des untern Bürgerstandes zum Bewußtsein gekommen ist, fortwuchern, bis vielleicht eines Tages auch hier die Würde der Regierung in Conflicte gerathen wird mit dem Nothwendigen.

Eine lehrreiche und höchst beachtungswerthe Erscheinung bietet die Stimmung, mit welcher die Nachrichten aus Italien in Wien, in Prag ꝛc. aufgenommen werden, und zwar nicht etwa von exaltirten revolutionslustigen Menschen, deren es dort glücklicher Weise sehr Wenige gibt, sondern von den friedfertigen, von den wohlhabenden, besitzenden Klassen. Daß Oesterreich den separationssüchtigen Lombarden gegenüber einen wohlbegründeten, wohlerworbenen Besitz verficht, darf wohl Niemand leugnen, der die Begriffe des Eigenthums nicht jeden Tag in Frage gestellt sehen will und Tractate wie Fidibusschnitzel betrachtet. Daß Lombarden und Venetianer mit weit größerer Milde und Zugeständnissen regiert werden, als bis vor einem Jahre das ganze übrige Italien, daß mit Ausnahme der unverzeihlichen Preßbedrückung und der sehr verzeihlich nicht gestatteten Civica (die übrigens auch in Rom und Toscana nur Spielwerk ist), das österreichische Italien eben so gute, wenn nicht bessere und jedenfalls gesichertere Rechtsinstitutionen und Communalfreiheiten besitzt, als die jüngst reformirten sardinischen und römischen Staaten, ist unbestreitbar. Daß durch eine Veränderung des österreichischen Besitzes auf der Halbinsel Hunderttausende von Oesterreichern an den Bettelstab kämen, Gewerbsthätigkeit und Handelsbeziehungen in zahllosen Zweigen zerstört würden, liegt auf der Hand. Und dennoch sehen viele Oesterreicher die Verlegenheiten, welche der Regierung in Italien bereitet werden, mit einer Art von Schadenfreude an, die in jedem andern Staate, wo das Nationalgefühl gepflegt und geachtet ist, die Entrüstung aller edlen Herzen erregen würde, die aber bei uns motivirt oder wenigstens erklärlich ist. Gäbe

uns, die wir dem gesetzlichen Fortschritt ergeben sind, uns, die wir das Vaterland eben so warm als die Freiheit lieben, uns, die wir noch immer den Wahlspruch: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will" nicht fahren lassen, gäbe uns, die wir an Patriotismus keinem der hochbezahlten Männer der Bureaukratie nachstehen, wenn auch unser Wirkungskreis und unsere Richtung eine andere ist, gäbe uns, den so viel verschrienen Liberalen, die Regierung nur einen Anhaltspunkt, von dem aus wir die Ueberzeugung gewönnen, daß Oesterreich wirklich will — mit Freuden würden wir unsere Feder ihr weihen und alle Argumente, die sich nur aus irgend einem Winkel unserer Geschichte und Rechtsinstitutionen ziehen, ja auch solche, die sich auf bloße Versprechung und auf den guten Willen basiren ließen, hervorsuchen, um die Feinde Oesterreichs auf romanischem oder deutschem Boden damit zu bekämpfen. So aber erlahmt unsere Kraft bei der einfachen Frage: Warum thut man nicht etwas für das übrige Oesterreich, das aus keinen Revolutionairen, aus keinen Emeutisten, aus keinen Carlo-Albertschreiern, aus keinen Separationswüthigen besteht, sondern aus treuen, anhänglichen, der Dynastie in bewährter Liebe ergebene Bürgern?

Von diesem Standpunkte aus kritisiren wir die Regierung. Unsere Polemik ist nicht die jener doctrinären deutschen Blätter, die gegen Oesterreich überhaupt feindselig gestimmt sind, die nicht einsehen, daß die österreichische Sache in Italien eine allgemeine deutsche ist, jener Politiker, deren Perspective nur auf die nächsten vier Wochen sich erstreckt, die nicht begreifen, daß in den nächsten zehn Jahren die Lage Oesterreichs eine andere sein muß, die nicht berechnen, daß bei der ersten politischen Weltfrage Oesterreich der Vorposten von ganz Deutschland ist, daß seine Kraft den Ausschlag der deutschen Macht gibt, daß seine Märkte binnen kurz oder lang dem ganzen Deutschland angehören werden, daß sein Einfluß, seine Stellung dem Auslande gegenüber endlich doch die Stellung und der Einfluß von ganz Deutschland ist. Mit jenen Localpolitikern, mit jenen Vierwochenpropheten haben wir nichts gemein. Und wenn Oesterreichs Sache auch nicht die des ganzen Deutschlands wäre, sondern nur seine eigene, eine specifisch österreichische, so würden wir sie mit gleichem Eifer vertreten; denn Oesterreich ist kein Monaco, kein Helgoland, kein Vierellenstaat, ohne Geschichte und ohne Zukunft. Denn

„Der Oesterreicher hat ein Vaterland
Und hat ein Recht es auch zu lieben."

Aber von diesem speciell österreichischen Standpunkte aus beklagen wir um so tiefer die Haltung der Regierung, die sich von den edelsten und treuesten Herzen trennt und ihren gerechten, praktisch begründeten Anforderungen den Rücken kehrt, die in 33 Friedensjahren uns auf demselben Standpunkt läßt, in denen uns die Wirren eines unvergleichlichen Völkerkrieges gelassen. Nicht daß sie Hunderttausend Bewaffnete nach Italien schickt, um ihren Besitz aufrecht zu erhalten, tadeln wir; im Gegentheil unsere besten Siegeswünsche würden ihre Waffen begleiten, unser letzter Gulden sollte ihr mit Freuden gesteuert sein, wenn sie nur auch die Herzen zu bewaffnen suchte mit jenem patriotischen Stolze, mit dem das Bewußtsein einer höhern Civilisation, freier und gebildeter Institutionen, gleichen Rechts und würdigen Selbstgefühls, den Bürger eines wohlgeordneten, wohladministrirten und geistig freien Staates erfüllt.

Unsere Panacee für die augenblickliche Lage Oesterreichs wird vielleicht von deutschen Liberalen, wie von österreichischen Bureaukraten gleichen Tadel, gleichen Abscheu erfahren. Darum aber soll uns nichts abhalten, unsere Meinung auszusprechen. Sie lautet: Keine wesentliche Concession in diesem Augenblicke den Italienern; muthig und fest die Würde des Staates dort aufrecht erhalten; keine Brutalitäten

und keine Dragonaden gegenüber der aus verzeihlichen und von der Regierung durch lange Indifferenz nicht unverschuldeten Aufregung, aber auch keine toscanische Süßholzhaspelerei, keine Schwachheit verrathende, würdelose Negocationen. Gleichzeitig aber: in den Erbstaaten rasch die ersten Linien zu einem neuen reformistischen System gezogen! Das italienische Communalgesetz für das ganze Reich gültig erklärt, die Fesseln der Presse gelüftet, die ständische Berechtigung anerkannt und durch Vertretung des bürgerlichen Besitzthums und der Industrie erweitert, ein neuer Studien- und Schulplan, Reform des Gerichtsverfahrens, Ablösung des Bodens und der Patrimonialgerichtsbarkeit, Trennung der politischen und richterlichen Gewalten, Errichtung von Handelskammern und eines Handelsministeriums, Errichtungen von Hypotheken und Creditbanken, Verleihung der Aemter und Stellen aller Art an die besten Capacitäten **aller** Stände.

Dies sind practische und loyale Vorschläge, bei denen kein Radicalismus im Souflirloche sitzt, keine Revolution im Parterre wartet; es sind Vorschläge, vor denen hohe Statsconferenz und Staatsrath keine Scheu zu haben brauchen — es sind keine Mazzarischen und Maninischen Anträge. Nur zwei Worte, die wir anhängen müssen, werden übel klingen, denn nur diese zwei Worte sind wirklich ruhestörerisch, nicht für die Ruhe des Staates, sondern für die Bequemlichkeit der Staatslenker, und doch liegt in diesen zwei Worten die ganze Zauberkraft unseres Heilmittels, sie heißen rasch und unverweilt!

† †.

VI.

Daumer und der Moloch.

Herr Daumer hat einige seiner Gegner mit Persönlichkeiten abgefertigt; mich*) begnügt er sich einen Heuchler zu nennen, weil er mit der Chiffre J. S. nichts weiter anzufangen weiß. Heuchelei und Scheinheiligkeit sind Daumer'sche Ausdrücke für Mangel an wissenschaftlichem Muth und wissenschaftlicher Consequenz. Meine Inconsequenz soll darin liegen, daß ich ihm Einzelnes zugebe, in Anderem ihm widerspreche; daß ich nicht zugebe, im Wesen des Christenthums liege all das Gehässige, das in seiner Erscheinung vorkäme. Nun wird Herr Daumer doch zugeben, daß das Wesen einer Sache in jeder ihrer Erscheinungen vorkommen müsse; er nennt mich aber selbst einen Christen, und noch dazu einen recht scheinheiligen und heuchlerischen, und doch wird er es mir am Ende glauben, daß ich nichts von den Greueln, die er im Wesen des Christenthums findet, mitgemacht habe. Ich bin zwar zuweilen in einen „Nobiskrug" gegangen, habe aber weder symbolisch noch reell nach dem Genuß von Menschenfleisch und Menschenblut in demselben gestrebt. Wenn Herr Daumer die Christen auffordert, ihn zu verbrennen, aber mich mit, so freue ich mich, daß ein solches Autodafé nicht zu dem Wesen des Christenthums gehört, denn sonst wäre unser Schicksal allerdings entschieden.

Statt bei dem Vorwurf wissenschaftlicher Inconsequenz stehen zu bleiben, schiebt er diese Schuld in meine Gesinnung. Er wirft mir vor, aus einem noch so unscheinbaren Rest von christlichem Fanatismus gegen ihn zu polemisiren. Ich sage nämlich: wir, die wir rationalistisch erzogen sind, werden, wenn man uns das Wesen des Christenthums als ein

*) Siehe die Beurtheilung der Daumerischen Geheimnisse des Christenthums in No. 45 (v. J.) der Grenzboten. D. Eins.

Gewebe aus Nichtswürdigkeiten darzustellen sucht, davon noch mehr betroffen und darüber noch mehr aufgebracht, als die Orthodoxen. Der Grund ist: weil man uns unter dem Namen Christenthum lauter vernünftige und gute Lehren eingeprägt hat, während wir das, was im Christenthum Abscheuliches liegen soll, erst aus entlegenen Historien zusammensetzen müssen. Jener Satz sollte ein Factum aussprechen, nicht ein Recht. Er sollte die Daumer'sche Ansicht nicht widerlegen, sondern die vorläufige Aufnahme seiner Kritik bei den Rationalisten, zu denen sich der Recensent seiner Erziehung nach gleichfalls rechnen mußte, motiviren. Jener Satz schließt keineswegs aus, daß der Rationalist sich trotz seiner ursprünglichen Indignation dennoch durch eine gründliche Kritik von der Daumer'schen Ansicht hätte überzeugen lassen können.

Eine solche Kritik hat aber Daumer nicht geliefert. Er hat auf eine willkürliche Weise Sagen, Mährchen u. dgl. combinirt, und aus Combinationen, die höchstens, aber höchstens, für die Möglichkeit sprechen konnten, daß in einzelnen Fällen im Christenthum reelle Greuel haben vorkommen können, die Wirklichkeit derselben und ihre Ausdehnung auf die ganze christliche Geschichte hergeleitet. Gegen diese Willkürlichkeit habe ich protestirt, nicht als Christ, sondern als Kritiker.

Wenn Herr Daumer sich darüber beklagt, daß man unter seinen Behauptungen die auffallendsten hervorhebt, so ist das in der That eine sonderbare Klage. Wenigstens sollte er darauf hören, was man gegen diese Behauptungen vorbringt. Wenn er z. B. behauptet, die biblischen Schriften seien exoterisch, und versteckten hinter der Form der Parabel den esoterischen, blutigen, realistischen Sinn; wenn er dieses auf die Geschichte von dem „Laßt die Kindlein zu mir kommen" anwendet, so habe ich ihn gefragt: war es die Absicht der Evangelisten, diesen Sinn in die Geschichte von den Kindlein zu legen? Nein, im Gegentheil wird in der parabolischen Erzählung auf's Deutlichste die Heiligkeit des specifisch Kindlichen, nicht der geschlachteten Kinder ausgesprochen. Ist dem nun so, weshalb muß sich die Parabel überhaupt auf ein historisches Factum, das Zulaufen von Kindern, beziehen? Und doch beruht auf dieser Hypothese eines Factums die ganze abenteuerliche Deduction des Verfassers.

Um meinen Standpunkt dem Herrn Daumer bestimmt anzugeben, wenn es ihm möglich ist, aus dem Zustand partieller Verrücktheit, aus dem der „nobelste" seiner Recensenten seine kritischen Exercitien erklärt, und zwar so geschickt, daß Daumer selbst sich ziemlich zufrieden damit erklärt, einen Augenblick herauszutreten: — so stimme ich mit ihm darin überein: daß im Wesen des Christenthums, der Idee der unendlichen Ertödtung des Sinnlichen, theoretisch etwas Widernatürliches und Abscheuliches lag, das in verrückten Zeiten auch möglicher Weise zu factischen Verrücktheiten hat Veranlassung geben können.

Dagegen behaupte ich, daß es Herrn Daumer nicht gelungen ist, uns das wirkliche Vorkommen dieser Verrücktheiten zu erweisen, am allerwenigsten in der Ausdehnung, die er ihnen beimißt, daß vielmehr seine ganze Beweisführung ein Gewebe von willkürlichen, kritiklosen Behauptungen ist.

Ich behaupte ferner, daß er die andere Seite des Christenthums, die kolossale Parrhesie des Geistes, dieses Herausreißen der Seele aus der Erbärmlichkeit endlicher, materialistischer Zwecke, diese auch in ihrer Krankhaftigkeit bewundernswürdige Kraft verkannt oder ignorirt hat, die anderthalb Jahrtausende geistig beherrscht hat. Man möge das Christenthum hassen, aber man soll es nicht verachten, man soll nicht auf einzelne Blaubart- und Rattenfänger-Geschichten ein wichtiges Ferment der Weltgeschichte reduciren wollen, aus dem ein Gregor VII. und ein Luther hervorgegangen

sind. Um zu wissen, was das Christenthum war, braucht man nicht in dem schmutzigen, modervergessenen Papiere zu wühlen, es steht mit schrecklichen, aber grandiosen Charakteren in den Marmortafeln der Weltgeschichte. —

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, mit ein Paar Worten auf eine frühere kritische Phantasie Daumer's zurückzukommen: Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer, als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation. 1842. Es kann mir wenigstens nicht als christlicher Fanatismus ausgelegt werden, wenn ich über das Werk genau dasselbe Urtheil fällen muß, was ich in Beziehung auf seine Anklage des Christenthums aussprach. Es liegt überall ein wahrer Fonds zu Grunde, der aber durch willkürliche Combinationen zu einem eben so verwickelten als haltlosen Bau ausgedehnt wird. Es ist nämlich evident, daß Jehovah in sehr vielen Attributen wie in vielen Geschichten als ein Gott des Schreckens erscheint, als abstracte Negation des Natürlichen, als Rachegeist, der nur durch blutige Opfer zu sühnen ist. Dagegen finden sich, nicht nur in den Propheten, sondern schon im Mosaischen Gesetz, Stellen genug, die eine menschlichere Ansicht von Gott aussprechen, und die zuweilen mit Liebe und sinnigem Gefühl selbst eine Schonung der unbeseelten Natur aussprechen. Es liegt nahe, daß man diesen Widerspruch durch zwei einander entgegengesetzte Auffassungen der Religion, wenn man will, durch zwei entgegengesetzte Religionen erklärt. Es ist eben so natürlich, daß man die humanere als die spätere auffaßt, um so mehr, da für das Alter des blutigen Dienstes Geschichten, wie die Opferung Isaak's u. s. w. Zeugniß genug ablegen. Wenn Daumer weiter geht, und den alten Jehovah geradezu mit dem Götzen Moloch identificirt, so muß er dieser Hypothese zu Liebe den größten Theil der alttestamentlichen Bücher für verfälscht erklären. Er erkennt diese Fälschung nicht aus kritischen Gründen, sondern gibt ohne Weiteres das für falsch aus, was seiner Hypothese widerspricht. Eine Methode, die er mit geistvollen und gelehrten Männern, wie Niebuhr und Ottfried Müller theilt, die aber darum um nichts weniger verwerflich ist. Auf diese Art kommen so viel verschiedene Geschichten heraus, als Forscher auftreten, und alle diese Geschichten haben nur das Gemeinsame, daß eine gewisse Anzahl einzelner Worte, die einmal vorgeschrieben sind, darin vorkommen müssen. Daumer geht aber noch weiter. Er verfolgt seine beiden Religionen im Lauf der ganzen jüdischen Geschichte, und zwar nach einzelnen bestimmten Attributen. Er findet, daß z. B. in dem Verhalten Bileams, des „Eselpropheten," sich jene humanere Richtung geltend macht, er findet, daß auch andere Helden der reformirenden Partei, z. B. Saul, mit Eseln in Verbindung gebracht werden, und nun muß der humane Gott sich überhaupt in der Form eines Esels manifestiren, und wo in der Bibel von Eseln die Rede ist, wittert Daumer sofort Reformbestrebungen. Der Rachegeist Jehovah dagegen erscheint als Ochs, und so ist die Construction der Ochsen- und Eselreligion fertig. Nun lesen wir aber, daß den „Ochsenpropheten" Moses und Aron gegenüber ein Kälberdienst eingerichtet werde; was kann das anders sein, als jene Tendenz des Humanismus?

Wie kommt aber der Eselgott plötzlich in Kälbergestalt? Das geht nicht; Kalb ist also hier ein anderer Ausdruck für Esel, wie überhaupt in verschiedenen Sprachen die Thierbenennungen schwanken.

Was ist das für eine kritiklose Art, historische Kritik auszuüben! Die Pflicht der echten Kritik besteht darin, genau zu sondern zwischen dem, was wir wissen und was wir nicht wissen. Durch Hypothesen, wie die Daumer'sche, wird die Geschichte nicht aufgeklärt, sondern verfinstert.

Bis zu welcher Tollheit diese vorschnelle Combination führt, namentlich wenn sie sich mit etymologisirenden Deutungen abgibt, wird man aus folgender Stelle sehen, die ich wörtlich anziehe. Wo kommt der Molochdienst zuerst vor? — „Es ist zwar nur ein einziges Wort, ein bloßer Name, auf den ich mich berufen kann, der aber wie ein Blitz in der Nacht auf einmal das ganze schauerliche Geheimniß enthüllt. Es ist der Name Isaak. Wir wissen, daß man die durch den Verbrennungsschmerz erregten Gesichtsverzerrungen, unter welchen die Menschen in den Armen jenes ehernen, feuerglühenden Talos auf Kreta sterben, das sardonische Gelächter nannte; wie ist der Name Isaak von צחק = lachen gebildet, und so wird auf einmal das noch so tief Verhüllte klar: Isaak sollte lachen, wie jene Opfer des Talos, in oder auf den Armen der glühenden Metallstatue, und der Name war zunächst nicht der eines Einzelnen, sondern ein Wort der molochistischen Cultussprache, das ein zu jenem fürchterlichen Sterbegelächter bestimmtes Menschenopfer bezeichnet."

Steht dies etwa vereinzelt? — Ich schlage willkürlich Pagina 175 auf. — „Es wird ein Knappe Gideon's erwähnt. Er heißt Pura; auf ihn vertraut Gideon, da er in's Lager der Feinde geht, und man begreift nicht, wie dieser nur so flüchtig erwähnte Diener zu so großer Bedeutung kommt, daß der Held nur in seiner Begleitung keine Furcht empfindet. Dahinter möchte etwas verborgen sein. Ist es vielleicht Gideon's Gott, der ihn begleitet, ein tragbares Idol? Jenen Namen führt auch die Kelter, welche Purah heißt; war jener Pura vielleicht ein Keltergott, ein Dionysos Lenaios" u. s. w. —

Die Tollheit culminirt in der Anwendung der Molochsidee auf den Homer. Der trojanische Krieg entstand daraus, das Paris, d. h. der Moloch, die Helena opfern wollte; schon der Name Hektor zeigt das an, Hektor von Chek = Vertiefung, die Vertiefung, worin das Feuer brennt, und tor = Rind. Odysseus will nicht mitkommen; warum nicht? er ist ein geheimer Molochdiener, der nachher die Freier dem Moloch opferte. „Ihre Schmausereien gründen sich wohl darauf, daß sie, der semitischen und amerikanischen Sitte gemäß, zum Opfer gemästet wurden."

Daß endlich Aegypten in Amerika gesucht wird, daß Abraham auf der Insel Owaihi lebte, die damals noch nicht Insel war, daß der Zug Mosis von Mexico über die gefrorne Burgstraße durch Sibirien und die Wüste Coli ging, wird nach dem Vorhergehenden nicht mehr befremden. Es finden sich bei den Südsee-Insulanern Worte, die ähnlich klug, wie die hebräischen, es finden sich dort Menschenopfer, Molochdienst u. s. w., und die Hypothese ist fertig. J. S.

VII.

Die Erklärung des Herrn Höfken.

Herr Höfken hat in der deutschen Zeitung und in der Augsburger Allgemeinen eine Erklärung abgegeben. Es ist mir nicht darum zu thun, Herrn Höfken noch tiefer in die unrühmliche Lage zu verwickeln, in der er sich befindet, aber in seiner Erklärung ist die Rede davon, daß ich ihm die Grenzboten zu seiner Vertheidigung verschlossen habe, und um nicht einen Makel auf mich fallen zu lassen, muß ich diese Behauptung auf ihren wahren Werth zurückführen.

Von einer Badekur zurückkehrend fand ich diesen Sommer Herrn Höfken's Buch vor, und da ich nicht augenblicklich an die Lectüre desselben gehen konnte, gab ich es

nebst mehrern andern Reisewerken einem meiner Mitarbeiter zur Besprechung. Dieser wurde zuerst aufmerksam auf die unverzeihlichen Plagiate und sprach in seiner Kritik sich dagegen sehr entrüstet aus. Aus Delicatesse strich ich die heftigsten Ausdrücke und begnügte mich, die Lücken durch eine kleine Redactionsnote zu ergänzen, worin ich blos sagte, daß es besser gewesen wäre, wenn Herr Höfken Jedem das Seinige gelassen hätte.

Ich darf wohl sagen, daß man friedlicher eine solche Sache nicht behandeln kann.

Zu meinem Erstaunen schickte mir Herr Höfken gegen diese fünf Zeilen eine Entgegnung, die eben so viel Seiten eingenommen hätte. Herr Höfken behauptete darin, er habe nur die Kapitel über die belgische Malerei benutzt (was Herr Höfken benutzen heißt, hat das Gutachten der Herren Biedermann, Laube und Wuttke nebst den angehängten Parallelen bewiesen), er behauptete bei diesen Abschnitt in einer Note auf mein Buch hingewiesen zu haben, welche aus Versehen weggeblieben ist. Endlich sagte Herr Höfken, er habe in meinem Buche auch eine Reminiscenz gefunden. Als nämlich vor einigen Jahren die berühmte Denkschrift, welche die Flamänder gegen die Regierung veröffentlichten, erschien, habe er sie in der allgemeinen Zeitung übersetzt und von da sei sie in mein Buch übergegangen.

Hierauf schrieb ich an Herrn Höfken folgenden Privatbrief, von dem ich eine Abschrift behalten habe:

Leipzig, den 7. December 1847.

„Der Brief, den Sie mir zugeschickt haben, hat mich nicht wenig in Verwunderung gesetzt. Die Thatsache, um die es sich handelt, ist folgende. Sie haben sich in Ihrem „Vlämisch-Belgien" Plagiate gegen mein Buch zu Schulden kommen lassen, die dem Himmel sei Dank zu den Seltenheiten in unserer Literatur gehören. Ich habe Ihr Buch, bevor ich es gelesen, einem ehrenwerthen Manne, dem Oberlehrer Dr. Schmidt, zur Besprechung für die Grenzboten gegeben, da ich es aus Achtung für den Gegenstand, den es behandelt, nicht verschieben wollte, während ich selbst erst in drei bis vier Wochen hätte an die Lectüre desselben gehen können. Herr Dr. Schmidt machte mich nun erst aufmerksam, auf welche widerrechtliche Weise Sie sich an meinem literarischen Eigenthum vergriffen haben. Mein Verleger wollte hier sogleich einen Prozeß wegen Nachdruck gegen Herrn Schlodtmann anhängig machen, um die Beschlagnahme des Buches vielleicht zu erwirken. Ich opponirte mich aber entschieden dagegen, weil ich ein entschiedener Feind von literarischen Scandal bin. Noch mehr in der Beurtheilung Ihrer Schrift, die Herr Dr. Schmidt schrieb, ließ ich einige heftige, obgleich verdiente Stellen, in Bezug Ihres Eingriffs in das geistige Eigenthum eines Andern, weg, und ersetzte sie durch eine sehr milde und schonende Redactionsnote. Gegen diese Note von drei bis vier Zeilen senden Sie mir nun eine Erklärung von drei großen, enggeschriebenen Quartseiten und muthen mir zu sie abzudrucken. Und doch hätte ich sie unverweilt abgedruckt, wenn nur Ein Motiv darin wäre, das Sie entschuldigen könnte! Sie machen mir den Vorwurf, selbst in Ihrem Buche, (das einzige Mal, wo Sie darin erwähnen, daß mein Buch, aus dem Sie doch so viel abgeschrieben! existirt), daß ich eine Proclamation der Flamänder, welche in der Augsburger übersetzt war, abdruckte. Es sind dies etwa drei Seiten und allerdings kann man die Proclamation einer Partei, ein historisches Actenstück nicht etwa erfinden oder sich aus dem Finger saugen. Wenn Jemand die Geschichte Napoleons schreiben will, so kann er sich nicht die napoleonischen Manifeste erfinden, sondern er muß sie im Original geben. Das that ich natürlich auch mit jenem Aufruf der bedrückten Flamingen. Wenn Sie aber die Uebersetzung eines öffentlichen Aufrufs, der in der Allgemeinen Zeitung gestanden hat, als Ihr

Eigenthum reklamiren, um wie viel strafbarer ist Ihr Verfahren gegen mein Buch, dessen bedeutendste Stellen Sie ohne Gewissensscrupel abgeschrieben und als Ihre Gedanken ausgegeben haben?

Ihrem Wunsche gemäß stelle ich Ihnen daher Ihren Brief (nachdem ich Abschrift davon genommen habe) zurück. Es stehen Ihnen genug Blätter zu Gebote, als daß ich befürchten müßte, daß Sie kein Organ zu Ihrer Vertheidigung besäßen.

Mit Bedauern, daß Ihr Verfahren mich nöthigt, Ihnen so zu schreiben.

Dero ergebener K.

Wie man sieht, sagte ich Herrn Höfken unter vier Augen unumwunden meine Meinung, während ich ihn dem Publikum gegenüber schonte.

Herr Höfken antwortete mir in einem mehr als höflichen Briefe und suchte mich durch Versprechungen zu bewegen, seine Erklärung, die er nun etwas gekürzt hatte, dennoch abzudrucken. Aber die Erklärung enthielt nach wie vor dieselben Unrichtigkeiten; abermals erklärte Herr Höfken nur meine Kapitel über die Malerei benutzt zu haben, abermals wurde der Abdruck jenes flamändischen Manifestes als wie eines Eigenthums des Herrn Höfken erwähnt. Hierauf antwortete ich nicht mehr, sondern gab beide Werke drei Schriftstellern zur Begutachtung, indem ich sie zugleich davon in Kenntniß setzte, daß Herr Höfken behauptet, nur die Kapitel über die Malerei benutzt zu haben. Das Urtheil dieser drei Herren veröffentlichte ich, ohne von meiner Seite auch nur ein Wort gegen Herrn Höfken hinzuzufügen. Sämmtliche 25 Stellen, welche die Herren Biedermann, Laube und Wuttke unter den vielen andern als Plagiate bezeichneten, sind außerhalb der Kapitel über Malerei genommen, und ich selbst gab dann als Beleg eine Reihe von Stellen, die mit jenem Malercapitel, von dem ich nur ein Stück citirte, nichts gemein haben.

Dies Alles sucht Herr Höfken zu ignoriren. Er erklärt in den ihm zu Gebote stehenden Blättern zum dritten Male: er habe blos die Kapitel über die belgische Malerei benutzt, wobei die auf mein Werk hinweisende Note durch ein „nachweisbares Mißverständniß" weggeblieben sei; (beiläufig gesagt, hatte Herr Höfken in diesen zwei Monaten Zeit genug, den Beweis wirklich zu liefern:) er spricht wieder davon, daß ich ja auch seine „Arbeiten und Forschungen" benutzt hätte — jene vlämische Denkschrift ist nämlich plötzlich zu einem Plural angewachsen und heißt nun mysteriöser Weise: „Arbeiten und Forschungen."

Ich könnte durch eine neue Serie von Plagiaten Herrn Höfken leicht veranlassen, abermals „mit Erstaunen" nachzuschlagen und zu seiner „peinlichen Ueberraschung," wie er sich ausdrückt, zu finden, daß „wirklich" hier und da nicht Alles sein Eigenthum ist; aber es ist mir nicht darum zu thun, Herrn Höfken zu verfolgen. Hätte er es bei jener anfänglichen Redactionsnote, zu der ich mehr als berechtigt war, beruhen lassen, so hätte er sich alles Uebrige erspart. Auch jetzt, in dieser Entgegnung, habe ich mich bemüht, jeden scharfen Ausdruck zu umgehen und nur so viel gesagt, als nöthig ist. Alles Uebrige mag Herr Höfken mit seiner schriftstellerischen Ehre und mit seinem Verleger ausmachen, dessen junge strebsame Firma unverschuldet in diesen Handel verwickelt wurde und dessen Erklärung in diesen Blättern bereitwillig abgedruckt worden ist.

I. K.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **I. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Ein Besuch bei Beranger.

In der ersten Zeit meines Aufenthalts in Paris wohnte ich in einem Hofe von klösterlichem Aussehn, der durch zwei Reihen hoher düsterer Häuser gebildet war. Er hieß der Passage Violet. Dicht daneben, nur durch ein vorstehendes Haus geschieden, brauste ein Strom von Menschen die gewundene Linie der Rue du Faubourg Poissonière herab, aber der Passage Violet blieb still und öde wie eine entlegene Insel, auf der nur landen, die dort wohnen. Auch die Frühlingssonne, die doch in Paris so ganz besonders mild und menschenfreundlich ist, wollte mit dem Passage Violet nur wenig zu thun haben, sie kam des Morgens zum Besuch auf eine kurze Stunde, fast gleichzeitig mit dem alten Leiermann und dem Handelsjuden, der nach alten Kleidern fragte, und ward dann den ganzen Tag über nicht mehr gesehen. Um so freudiger wurde sie begrüßt. Wenn ich beim Frühstück saß und sie mir plötzlich in das Buch und auf's Papier gukte, brachte sie mich mit einem Male aus der grauen Stimmung, die nicht selten von dem ernsten Quartiere auf meine Seele übergegangen war. Ich schlug dann wohl das Fenster auf; blickte nach meinem theuern Freund und Nachbar J. Venedey, der dort drüben schon längst an Correspondenzen für deutsche Blätter schrieb, die doch eigentlich alle nur Liebesbriefe des Exilirten an die ferne Heimath waren, und rüstete mich zum Ausgehn. Indeß ließ sich die Drehorgel in klagenden Tönen vernehmen, der alte Leiermann hustete und begann mit lauter Stimme sein Lied Le dieu des bons gens:

Il est un Dieu; devant lui je m'incline,
Pauvre et content, sans lui demander rien.
De l'univers observant la machine,
J'y vois du mal, et n'aime que le bien.

Tag für Tag hörte ich dasselbe Lied und hörte es gerne. Ich dachte dabei an den, der es gedichtet: an Beranger. Welch' ein Glück für ein Volk, dachte ich, ist es doch, einen Dichter zu besitzen, der gleichmäßig zu allen Klassen der Bevölkerung spricht, der auch den Aermsten und Geringsten zu seinem Tisch ladet und Lieder zu verschenken hat, zu deren erfreulichem Verständnisse, wie zu dem eines guten Glases Wein oder eines warmen Sommertages man nur ein mensch-

liches Herz zu haben braucht. Und gesegnet der Poet, der vorzugsweise zum Armen spricht, und ihm sagt: daß auch für ihn das Leben noch immer ein schönes und begehrenswerthes Ding ist; gesegnet der, deren eben den Beladenen ermuthigt, heiter an seiner Last weiter zu tragen! Beranger, dachte ich, wie klein deine Welt auch ist, wie engmenschlich umgrenzt, sie ist doch schön. Dir ist die Erde ein grünes umschlossenes Thal, wo kleine Menschen fröhlich zechen und lieben; der Himmel ist nur die blaue Kuppel dieses schönen Grundes, und durch ihre Fenster blickt der liebe Gott als Herbergsvater vergnüglich auf seine Kinder herab. Klein ist dein Lied, und wie eine Schalmei hat es nur wenig Töne, du besingst darauf in gleichem Metrum den Ruhm des Kaisers und die Reize Lisettens, aber klar und schön sind die Töne und sie stimmen eben so gut zum Tanze, wie zur Feldmusik. Beranger, dachte ich weiter, außerhalb Frankreich versteht man dich nicht, du bist ein exclusiv französisches Gewächs, wie der Champagner, aber hier, wo alles in deine Lieder einstimmt, der Lastträger und der Invalide, der Student und die Grisette, hier lernt man dich lieben und verehren.

So sprach ich oft zu mir, indeß der Leierkasten im Hofe spielte, und nicht minder als ich schienen auch die übrigen Bewohner des Passage Violet den Einfluß Beranger's zu fühlen. Die Schneidergesellen, die im Erdgeschosse arbeiteten, stellten ihr Schneidern ein und sangen den Refrain im Chorus mit, die kleine Grisette aber, die gegenüber im Dachstübchen nähte, wickelte ein dickes Sousstück in viel weißes Papier und warf es dem greisen Sänger vor die Füße.

Eines Morgens war ich wieder unter dem Einflusse des Dieu des bons gens, des Sonnenscheins und des Frühstücks, als Venedey bei mir eintrat und mich fragte, ob ich ihn wohl zu Beranger nach Passy hinausbegleiten wolle. Beranger in seiner Hütte! Das schien mir ein erfreulicherer Anblick, als Victor Hugo auf der Pairsbank, und dankend drückte ich dem Freunde die Hand. — Auch ist's ein glücklicher Zufall, wenn man in Paris einen Menschen von Beranger's Berühmtheit kennen lernen kann. Denn da jeder reisende Engländer und Deutsche den Versuch macht, bei berühmten Männern einzubrechen, ist's dahin gekommen, daß sich diese gegen Fremde ganz und gar verwahren. Victor Hugo lebt hinter dreifachen unerstürmbaren Mauern, Lamenais theilt nur seinen Freunden Eintrittskarten (laissez passer) aus, und der Eintritt bei George Sand ist so schwer zu erlangen, daß ein französischer Schriftsteller, der die Verfasserin der Lelia kennen lernen wollte, sich als ein Schornsteinfeger verkleiden mußte, um sie in ihrer Häuslichkeit sehen zu können.

Es war ein schöner Morgen im angehenden Mai, als wir uns auf den Weg nach Passy machten. —

Paris lag unter dem blauen Frühlingshimmel wie eine bezauberte Stadt da. Ueber das reinliche glänzende Pflaster der Boulevards wogte ein Menschenstrom und freute sich des hellen Tages, der milden Luft. In den Weinläden standen

die Besucher aus der untern Volksklasse und thaten ihren Morgentrunk, auf den Stühlen, die vor den Kaffeehäusern hinausgerückt waren, frühstückte die elegante Jugend, Wagen und Karren rollten vorüber, die Verkäufer boten ihre Waaren aus, die Omnibus in schreienden Farben bemalt zogen wie seltsame Ungethüme durch das verworrene Gewühl von Menschen und Wagen. Militär zog des Wegs, die Trommeln wirbelten, die tricoloren Fahnen flatterten, die Bajonette glänzten in der Sonne. Blumenverkäuferinnen boten ihre frischesten Sträuße aus, Putzmacherinnen trippelten mit ihren lackirten Putzwaarenschachteln dahin, alte Herren führten ihre kranken Möpse an rothen Bändern spazieren. In dem Tuileriegarten, den wir durchschritten, blühte der Holunder und die Orange, ein lieblicher Duft durchwürzte die Luft. In den Alleen welch' ein Leben! Tausend und tausend Kinder, die ganze Jugend von Paris schien dort versammelt zu sein, um Ball zu schlagen und durch den Reifen zu springen. Dummes Wort: il n'y a plus d'enfants! — nirgends sind die Kinder kindlicher, als in Paris. Leuchtend traten die weißen Marmorstatuen aus dem grünen Hintergrund der Kastanien hervor, der Obelisk aber, ein steinernes Räthsel, blickte vom Platz de la Concorde starr und leuchtend in den Himmel hinauf, indeß die Fontainen um ihn herum rauschten und sangen: sie hätten so viel zu thun, das Blut wegzuwaschen, das einst hier geflossen. Ein dummes Lied .....

So erreichten wir die Champs Élisées, den grünen Wald, innerhalb den Mauern von Paris. Reiter und Amazonen in langen flatternden Gewändern flogen die Avenue von Neuilly hinab, der Staub wirbelte ihnen nach. Ein zarter schillernder Schleier hüllte den Riesenbau des Arc de Triomphe ein.

Aus den Thoren von Paris heraus, waren wir bald in Passy, das wie eine Vorstadt von Paris an einem mäßigen Hügel hinaufgebaut ist. Es hat den Charakter eines ärmeren Faubourgs, die kleinern niedern Häuser, die engen schlechtgepflasterten Gassen. Das schönste was Passy besitzt, ist die Aussicht auf das ungeheure Champ de Mars, den Gedenkplatz der Revolution, der sich auf dem andern Ufer der Seine hindehnt.

Venedey blieb vor einem kleinen Hause von Passy stehen und pochte an eine Thür im Erdgeschosse. Mehrere Stimmen riefen herein und so standen wir bald in einem kleinen freundlichen Zimmer, durch dessen offenes Fenster grünes Weinlaub hineinnickte. Da saß ein freundlicher alter Herr, eine Sammtmütze auf dem Kopfe und hatte eine Flasche Wein und ein tüchtiges Frühstück vor sich. Eine alte Frau, die auf ihrem stillen faltigen Gesicht noch die Spuren früherer Schönheit trug, saß dem Alten gegenüber, ein junger Mensch mit charakteristischem Gesicht las ihm die Zeitung vor. Da hatten wir Alles bei einander. Der freundliche Greis war Beranger. Die alte Dame, die bonne vielle, die in besseren Tagen als Lisette besungen worden. Der junge Mensch ein Redakteur des National, der sich bei dem alten Poeten Rath und Trost erholte.

Es scheint mir beinahe unnütz, hier ein Portrait Beranger's zu geben, denn wie ich ihn nach den Bildern, die ich von ihm gesehen, gleich erkannt hätte, so steht er wohl auch vor Jedermanns Seele. Doch muß ich's hier sagen, daß er ganz so ist, wie ihn David d'Angers auf ein Medaillon gezeichnet hat. Ein rüstiger Greis mit freundlicher Miene, hat er etwas von einem Pächter, der beschaulich vor den Feldern steht, die er besäet hat und die jetzt aufsprossen, nicht eben so reich und üppig wie er gehofft, aber doch so, daß sich dabei leben läßt. Sein schöner Kopf, mit der vollen, reichen Stirne, um die nur spärliche Flocken grauer Haare spielen, senkt sich nach vorn und unwillkürlich schlägt er, so oft er aufsteht, die Arme hinter dem Rücken zusammen. Ein sarkastischer Zug zuckt zuweilen um die Mundwinkel des Dichters, er macht aber bald wieder dem Ausdruck herzlichen Wohlwollens und behaglicher Lebensphilosophie Platz.

So stand Beranger da, in seinem kleinen, ebenerdigen Zimmer; er wohnt niedrig wie die Lerche. Die Reben blickten durchs Fenster, verlorene Sonnenlichter und Schatten spielten an der Wand, es war ein Bild schönen Friedens und Genügens. Der alte Chansonier schwatzte auf's Freundlichste und sprach dabei der Flasche fleißig zu; gerade so und nicht anders hatte ich mir ihn gedacht.

Es war die Zeit des preußischen Landtags, der eben damals die volle Theilnahme von Paris in Anspruch nahm. Nachdem die ersten Ursachen des Besuchs erledigt waren, kam das Gespräch ohne Weiteres auf's politische Gebiet.

„Was sind die Neuigkeiten aus Deutschland?“ fragte der Alte. „Was macht Berlin? nun lassen Sie hören! Was macht das erste Volk der Welt?“ — Das erste Volk der Welt,“ sagte Venedey, „so können in Frankreich nur die Franzosen heißen.“ — Beranger lachte: „Mit Nichten. Das erste Volk der Welt sind unzweifelhaft die Deutschen. Das höre ich und lese ich jetzt überall. Die Berliner Redner sagen es jeden Tag, und auch die französischen Journale sagen es, daß Deutschland jetzt auf dem Punkt stehe, der Welt ein Schauspiel von außerordentlicher Großartigkeit zu geben. Wir armen Franzosen sind ganz bei Seite gestellt und es ist nur die Frage, ob uns die Deutschen erlauben werden, das zweite Volk des Continents zu bleiben.“ — „Aus der Ironie, mit der Sie das sagen,“ erwiederte Venedey, „blickt nur zu deutlich das Bewußtsein heraus, daß sie das erste Volk sind und sich nicht an den Gedanken gewöhnen können, daß zwei Völker Hand in Hand, so zu sagen in Fronte, vorwärts kommen können.“

Der sarkastische Zug verschwand von Beranger's Gesichte. „Verzeihen Sie dem alten Manne, der von den Erinnerungen der alten Tage nicht loskommen kann,“ antwortete er. „Faktisch wünscht es kein Franzose mehr, als ich, daß die beiden gebildetsten Nationen des Continents Hand in Hand die Freiheit erreichen, die ihnen Noth thut.“ —

Die Thronrede des Königs war noch neu und ihre Außerordentlichkeit in

frischem Angedenken. Der alte Chansonier sagte darüber manches Wort, welches hier nicht am Orte ist.

„Gut," sagte er, „eine parlamentarische Macht ist statuirt, aber — ich kann es Ihnen nicht verhehlen — ich finde sie schrecklich ungenügend, ja mit dem Geiste der Zeit in offenem Widerspruch. Sie kömmt mir vor wie eine Reminiscenz aus der Zeit der heiligen Allianz mit neuen Lappen kärglich verbrämt. Gestehen Sie es offen! mit ihren berathenden Ständen sind sie schlecht berathen und sie haben viel zu erobern, wenn sie aus der sogenannten Verfassung, die Ihnen König Friedrich Wilhelm verliehen hat, etwas machen wollen. Für uns oberflächliche Franzosen, die wir nicht viel Philosophie studiren, gibt es keine Constitution ohne Charte, keine Ständeversammlungen ohne politische Rechte, keine Verträge ohne Garantien. Die Unterschiede zwischen ständischen und constitutionellen Staaten kennen wir auch nicht, wir wissen nur von absoluten und von mehr oder minder beschränkten Regierungen. — Kurz! Ihre Constitution scheint mir bis heutigen Tages entsetzlich mangelhaft. Sie werden viel zu thun haben, bis sie die Beschränkungen werden erweitern können und ob es da, wie sie glauben, so ohne etwas ungesetzlichen Widerstand vor sich gehen wird, scheint mir sehr die Frage."

Venedey war warm geworden, er erwiderte die Angriffe Beranger's mit der würdigen Haltung, die man an ihm gewohnt ist. Ich würde es vergebens versuchen, hier von dem edlen Feuer seiner Beredsamkeit eine Idee zu geben. „Ist," sagte er, „die Constitution, wie sie uns Preußen zugemessen worden ist, eine unvollkommene, enge und ungenügende, so wird sie in ihrer Erweiterung und Vervollkommnung desto heilsamer werden. Es ist wahr, daß uns nur ein Punkt gegeben worden ist, aber auf diesem Punkt fußend können wir Alles erreichen. Genug, wir haben von jetzt an in Preußen eine Möglichkeit parlamentarischer Aeußerung, eine Aufforderung zu politischem Kampfe. Wir haben keine finale Constitution erhalten und das ist vielleicht recht gut, wir können so am Ende noch mehr erlangen, als Sie sich's und Frankreich träumen lassen. Eine finale Constitution, in der der König alles gegeben hätte, was er hätte geben können und wollen, wäre vielleicht ein Grenzstein gewesen, über den man nicht hätte hinauskommen können, so haben wir den Horizont vor uns."

So ging das Gespräch hin und her. Ein deutscher Idealist und ein französischer voltairianischer Greis, standen sich gegenüber, aber ihr Gezänk war ohne Arg und Stachel wie das Gezänke zweier alten Bekannten. Die Persönlichkeit des alten Chansonier ist voll liebenswürdiger Lebendigkeit, das Feuer seiner Rede, sogar der Ton seiner Stimme fesselten mich dergestalt, daß ich oft ganz vergaß, dem Gespräch zu folgen und mich in Anblicken und Anhören verlor. Ich fiel endlich ganz aus der Unterhaltung heraus und sah nur den schönen lebendigen Greis vor mir, der so viel schöne Lieder gesungen und damit so viel Menschen glücklich gemacht. Sein Leben zog an mir vorbei, ich sah ihn mit dem Kelchglas

in der Hand das Losungswort zum Kampfe gegen die Restauration keck hinaussingen, bis sein Name auf allen Lippen war und der Chorus der Jugend ihn jauchzend umgab. — Dann kam ein anderes Bild. Beranger saß in dem Gefängnisse der Force und blickte heiter durch die Gitterstäbe auf die menschenvolle Gasse, denn auch im Kerker tröstete ihn das Weinlaub an den Fenstern und die zwitschernde Schwalbe am Dache. — Und wieder war's ein heißer Tag; ein schwarzer verworrener Menschenhaufen, halb vom Pulverdampf eingehüllt, vertheidigte die Barrikaden und Berangerlieder waren die Marseillaisen des Tages. — Das letzte Bild war das dauerndste von allen. Der Sieg der Julirevolution war erfochten, die Wünsche des alten Poeten schienen in Erfüllung gegangen. Fort waren die Bourbonen, fort die Jesuiten, und ein Bürgerkönig saß auf dem Throne. Aber Er, der einst die „beste Republik“ genannt wurde, hatte die Hoffnungen Frankreichs auf's Bitterste betrogen, und von allen Patrioten bereute es keiner mehr als Beranger, daß er sich für Louis Philipp hatte begeistern können. Ein Thronwechsel war's und nichts weiter, das heißt: man hatte den Thronsessel neu überziehen und mit neuen Goldnägeln verzieren lassen. Da verlor der alte Poet zum ersten Mal die heitere Laune, er wandte sich ab von seinen früheren Freunden, die mit Erfolg die Kletterstangen der Würden hinaufstiegen und ein Ministerportefeuille oder Ordensbänder herabholten. Er gab sein Dernières chansons heraus und verstummte allmälig ganz. —

Und stumm ist er vierzehn Jahre geblieben. Erst in letzter Zeit hat er, von seinem Verleger gedrängt, noch einige Lieder seinem Bande hinzugefügt, aber es sind verspätete farblose Blumen auf einer bereiften Wiese. Nur ein Gedicht von den neuen ist Beranger's bester Zeit würdig: Es schildert den Ocean der Völker, wie er steigt und allmälig bis an die Burgen der Könige heranschwillt. Ces pauvres rois ils seront tous noyées! ist der klagende Refrain dieses Liedes. —

Als ich Abends in mein Zimmer zurückkam, sah ich noch immer den freundlichen Greis im Erdgeschosse seines einsamen Häuschens vor mir. Vergeblich suchte ich meinem Gedächtnisse die einzelnen Wendungen des Gespräch's zurückzurufen, der Totaleindruck war zu mächtig gewesen, als daß er nicht die einzelnen Uebergänge bei Seite gedrängt hatte. Indeß öffnete sich das Fenster gegenüber; die Grisette, die drüben im Dachstübchen wohnte, hing ihr Kleid als Vorhang am Fenster auf und trällerte die Verse vom Dieu des bons gens, wie sie sie heute früh vom Leierkastenmann gehört.

K. M.

Das Savigny'sche Ministerium

und

die praktischen Juristen in Preußen.

Eine Parteistimme.

Es ist anzuerkennen, daß das v. Savigny'sche Ministerium in der neuesten Zeit mehr Lebenszeichen von sich gegeben, als vor dem. Denn auf das hoffentlich bald als allgemein deutsche in's Leben tretende Wechselgesetz ist in verhältnißmäßig rascher Folge ein neuer Strafgesetzentwurf zu Tage gefördert worden. Beide greifen in den materiellen Rechtszustand tief ein. Doch läßt sich nicht behaupten, daß es durch diese Aeußerungen vermehrter Thätigkeit dem Ministerium gelungen wäre, das Vertrauen vollständig zu erringen, welches für solche Aufgaben, an denen die Nation den entschiedensten Antheil nimmt, nothwendig ist.

Herr v. Savigny's Ernennung zum Justizminister für die Gesetzrevision datirt vom 28. Febr. 1844. In Folge dieser Ernennung wurde neben dem Ministerium für die Gesetzrevision die Gesetzcommission als besondere Behörde, gleichfalls unter Hrn. v. Savigny, wie sie bereits das auf die Kabinetsordre vom 24. April 1780 gefolgte Patent vom 29. Mai 1781 angeordnet hatte, mit der Bestimmung errichtet, daß die Gesetzentwürfe, oder die Haupt- und Principien-Fragen, von deren Entscheidung die Bearbeitung der Entwürfe abhängt, gleich nach der ersten im Ministerium stattfindenden Bearbeitung, von ihr in collegialischer Form berathen und für die höhern Stadien der Legislation vorbereitet würden. In der an Hrn. v. Savigny gerichteten Kabinets-Ordre vom 28. Februar 1842 und der ihr nachgefolgten vom 8. April 1842, welche übrigens den Gerichten nur durch das vom Minister Mühler gegründete Justizministerialblatt, erstere auch nur auszugweise, mitgetheilt worden sind, findet sich eine Darlegung der Grundsätze, welche die Gesetzrevision und Gesetzcommission zu befolgen habe. Es ist darin bestimmt, daß überall der Gesichtspunkt des praktischen Bedürfnisses festgehalten und der Umfang der Gesetzrevision dergestalt begrenzt werde, daß die Erzielung eines endlichen Resultats in nicht zu langer Frist möglich werde. Als besonders dringend würde darin die Revision der Civil- und Criminial-Prozeß-Ordnung, so wie der Depositen- und Hypotheken-Ordnung empfohlen und die Beschäftigung mit diesen Theilen der Gesetzgebung Herrn v. Savigny ausdrücklich zunächst aufgegeben.

In Betreff des materiellen, vorzugsweise im allgemeinen Landrecht enthaltenen Rechtsstoffes sollte nach der Kabinets-Ordre vom 28. Februar 1842 nur eine Ausscheidung der unpraktisch gewordenen und durch die neuere Gesetzgebung nicht bewährten Bestimmungen und alsdann eine Zusammenstellung der neuern Gesetzgebung mit dem allgemeinen Landrecht vorgenommen werden.

Daneben sollte die Revision der Provinzialgesetze, von denen erst eins, das ostpreußische, eine Codification erhalten hatte, vor sich gehn.

Zu Mitgliedern der Gesetzcommission sollte eine möglichst beschränkte Zahl genommen werden. Es wurden dazu nur ernannt: der Chefpräsident des Revisions- und Cassationshofes Sethe, der damalige Kammergerichts-Chefpräsident v. Grollmann, der Director der rheinischen Abtheilung im Justizministerium Ruppenthal, die wirklichen geheimen Ober-Justiz-Räthe von Duesberg und Bötticher, die geheimen Ober-Tribunals-Räthe Zettwach (jetzt geheimer Ober-Justizrath) und Eichhorn. Davon schieden indessen bald zu Anfang Bötticher und v. Duesberg in Folge ihrer Beförderung zu andern Stellen, nicht lange nachher auch v. Grollmann aus, wogegen als neue Mitglieder der wirkliche geheime Legationsrath Eichmann und der geheime Ober-Justizrath v. Gerlach (gegenwärtig Chefpräsident am Ober-Landgericht zu Magdeburg) berufen wurden. Dem Vernehmen nach haben auch Präsident Richter aus Marburg bei seiner Berufung nach Berlin, und noch einzelne andere theoretische und praktische Juristen in der Gesetzcommission Beschäftigung gefunden — wir sagen dem Vernehmen nach, denn im Allgemeinen herrscht so viel Dunkelheit über und so viel Schweigsamkeit in der gesetzgebenden Behörde, daß die Namen der darin Beschäftigten denjenigen, die nur das Knarren der Staatsmaschine vernehmen, nur gerüchtweise bekannt zu werden pflegen. —

Der Einfluß des an die Spitze gestellten Gelehrten ist, wie es nicht anders sein kann, überwiegend.

Das erste Product der so zusammengesetzten Kräfte war der Entwurf des neuen Ehescheidungs- oder Ehegesetzes. Zwar war er nicht eigentlich von Herrn v. Savigny bearbeitet, doch unter seinem Ministerium publicirt und er dann von ihm nie desavouirt. Die Angriffe der Presse und Juristen gegen dasselbe sind Allen erinnerlich; er ward einstweilen zurückgenommen und später das formale Gesetz, die Verordn. über das Verfahren in Ehescheidungssachen vom 28. Juni 1844 publicirt. Sie gehört jetzt dem Leben an und hat in der sogenannten Instruction des Prozesses eine gewaltige Umänderung hervorgebracht: Sie hat die Richter zu Civil-Geschwornen, mit andern Worten Juristen zu Nicht-Juristen umgewandelt.

Der neue, dem jetzt berathenen vorangegangene Strafgesetzentwurf hatte nicht die Entschuldigung für sich, von frühern Kräften vorbereitet zu sein. Er gebührt ganz dem neuen Ministerium. Er machte in den Augen der Nation, der rheinischen und altländischen Juristen Fiasko. Der geistvolle Otto Plathner, ein Prak-

tiker, hat das Verdienst, ausgehend von der Verschiedenheit der romanischen und germanischen Nationalität die Schwächen des Entwurfs im Vergleiche zum Landrecht nachgewiesen zu haben. Sein Buch ward zur Schutzschrift für letzteres.

Das Provinzialrecht von Westpreußen dürfte etwa demnächst zu erwähnen sein. Es ist aber dem Vernehmen nach keiner Feder des Hrn. v. Savigny'schen Ministeriums entsprossen, sondern von dem jetzigen Oberpräsidenten in Preußen Bötticher bei einem nur zeitweisen Aufenthalte in Berlin in überraschend kurzer Frist zusammengestellt und Hrn. v. Savigny übergeben worden. Der Entwurf des Wechselgesetzes, es muß anerkannt werden, hat den Beifall der Sachverständigen erhalten. Allein auch hier wird die Redaktion dem geheimen Ober-Tribunalsrath Gelpke, der nicht nur den Ruf eines ausgezeichneten Juristen überhaupt, sondern auch insbesondere eines vorzüglichen Kenners des Handelsrechts genießt, zugeschrieben.

Zwar verlautete noch vordem von einem Entwurf einer Prozeßordnung, und es sind darüber mannigfache Details in das Publikum gedrungen; jedenfalls hat er aber die Oeffentlichkeit nicht erblickt und keine weiteren Folgen gehabt, denn sei es, daß in der That, wie verlautete, das Uhden'sche Justiz-Verwaltungsministerium dem Entwurfe seinen Beifall versagen zu müssen geglaubt, oder daß es freiwillig dem Verlangen der Zeit entgegen zu kommen sich beeilt hat, kurz durch die Verwaltungs-Ordnung vom 17. und 21. Juli 1846 wurde die Gesetzcommission in der Fürsorge für eine neue Civil- und Criminal-Prozeßordnung überholt.

Damit sind aber auch die bisherigen Leistungen des Hrn. v. Savigny'schen Ministeriums erschöpft.

Die Praktiker unter den preußischen Juristen waren von vornherein mit dem Urtheile über Hrn. v. Savigny so ziemlich fertig, und sieht man auf den Erfolg einer nun fast sechsjährigen Thätigkeit, wer möchte sagen, daß der Geist der Zeit in der Verkennung des Mannes befangen sei?

Und dennoch hat der ganze Verlauf der Hrn. v. Savigny'schen Wirksamkeit etwas Ergreifendes. Man hat ihn mit Schelling verglichen. Man denke sich Hrn. v. Savigny von Marburg scheidend, umgeben, wie uns Bettina berichtet hat, von dem Comitat der Lehrer, der weinend an seinem Wagen hängenden ihm begeistert zugethanen Jugend, und Hr. v. Savigny als das stolze Haupt einer Schule, als Minister, wie dem einen der Feuereifer eines vornehm ignorirten Gegners ein gut Theil der Jugend entfremdet, dem andern der beste und besonnene Theil der Nation erwartungslos den Rücken wendet.

Hr. v. Savigny kennt nicht die Bedürfnisse der Zeit. Sollte das Gerücht Lüge sein, daß zwei von einem bedeutenden administrativen Talente eingereichte Reformvorschläge, der eine das Gerichtsverfahren, der andere das Depositalwesen betreffend, ohne alle Erörterung mit dem Verfasser bei Seite gelegt worden? — Sollte Herr

v. Savigny die Praktiker, deren Unterstützung und Beifall er doch so sehr bedarf, verachten? —

Neue Gesetzbücher sind niemals, wenn sie nicht Aufzeichnungen eines bestehenden Rechtszustandes waren, wie die deutschen Rechtsbücher im Mittelalter, einem theoretischen System zu Frommen, sondern aus der Noth der Zeit, durch das praktische Bedürfniß entstanden. So war es mit der Justinianei'schen Compilation, so mit dem preußischen Landrecht, so ist es mit der jetzigen Umgestaltung der preußischen Rechtsbücher.

Nur Praktiker werden daher zu legislatorischen Arbeiten mit Erfolg verwendet werden können.

Damit ist von selbst nicht gesagt, daß der Praktiker der Theorie entbehren könne, denn immer ist die Theorie das prius, die Praxis das posterius, auch kommt es nicht auf die äußere Stellung an, denn wer Professor, ist noch mitunter sehr schlechter Theoretiker und weiter, wer z. B. über die lex Cincia und die Ehe per confarreationem schreibt, ist darum noch kein theoretischer Jurist.

Vielmehr muß es als Aufgabe unserer gegenwärtigen deutschen Theorie bezeichnet werden, mit allem Beiwerk des historischen Materials und der exegetischen Forschungen dem innern Rechtsbewußtsein des Volks seine nationale Bestimmung vorzuhalten, ein nationales Recht, eine Volkswissenschaft zu bilden, wie wir eine Nationalpoesie, eine Nationalliteratur haben, wozu der äußere Anstoß nur ist, daß wir dies oder jenes Gesetz vielleicht bald nicht blos preußisch oder sächsisch, sondern deutsch nennen.

Unsere Katheder-Jurisprudenz ist entweder in Schulen gespalten, wie die noch vegetirende historische, oder sie krankt an der Herkömmlichkeit der schulmäßigen Form, wie es von unsern Germanisten großen Theils nicht in Abrede zu stellen, wie denn, wer z. B. das neue Beseler'sche gemeine deutsche Privatrecht zur Hand nimmt, zugeben muß, daß das Werk nur die formelle Behandlung betrifft (wobei der Gelehrsamkeit des bewährten Forschers kein Abbruch geschehen soll), im Vergleiche etwa zu Zachariä's Büchern vom Staate — mit Abrechnung des Kantischen Zuschnitts bei letzterm — keinen wesentlichen Fortschritt enthält. Die Polemik der philosophischen, richtiger Gans'schen Schule, hatte gegen die Methodik der historischen nur zu wenig Gewicht auf die nationale Seite gelegt, so daß man zuweilen geneigt war, sie geradezu für antinational auszugeben, weil Gans meinte, daß man von den Franzosen manches lernen könne.

Allen fehlte es an der Gemeinschaft erzeugenden nationalen Tendenz, die mehr oder weniger durch Theilnahme an der Rechtsübung genährt wird und bei der Spaltung in strenggeschiedene Schulen, die sich gegenseitig befehdeten, weiß man noch immer nicht, wo sich Germanisten und Romanisten die Hand zu reichen

haben. So ist es mit unserem theoretischen Rechte dahin gekommen, daß, wenn Gans erstünde und uns ein Gesetzbuch schriebe, Hr. v. Savigny sich darüber die Haare ausraufen würde, und wenn Beseler eins machte, Puchta, wenn er noch lebte, davon nichts würde wissen wollen.

Die nicht dazu gehörten, verhielten sich theilnamlos bei den eifrigen Kämpfen der Schulen, von denen man doch hätte glauben müssen, daß sie die Interessen des Volks einigen würden.

Dies ist denn auch der Grund, weshalb man in Preußen die Gesetzrevision durch Hrn. v. Savigny so hoffnungslos beginnen sah, und gibt eine richtigere Erklärung, weshalb man von den Praktikern das Heil eher erwartet, das man in v. Savigny nicht gefunden hat. Die preußischen Praktiker sind in verhältnißmäßig geringer Zahl im Besitze einer durch umfassende historische Studien gewonnenen Rechtsgelehrsamkeit.

Der so lange überwiegende Einfluß der historischen Schule hat ihre wissenschaftliche Bildung nicht angeregt, und eigentlich nur ein Buch in der preußischen Rechtsliteratur erzeugt, die größere Masse der Juristen, die ihre Lehren durch Vermittelung geistloser Nachtreter Hrn. v. Savigny's sich aneignen sollte, wandte sich von dem Antiquitäten-Kram der Schule unbefriedigt ab und brachte im begreiflichen Gegentheile die reiche Zahl der Compilationen hervor, die nur die handwerksmäßige Befriedigung des praktischen Bedürfnisses vor Augen hat. Erst in der neuern Zeit, da Gans mehr gelesen und gewürdigt wird, hat sich, verbunden mit bessern vaterländischen Studien ein regeres Streben geltend gemacht und die Eberstysche „Reform" hat manche tüchtige Kraft aufzuweisen.

Alle aber stehn im Leben und sehn ihm täglich in's Auge, und so kommt es, daß, sei es daß der durch das forensische Leben gebildete natürliche Instinkt sie dafür empfänglicher gemacht, der Instinkt, der in den gedruckten und ungedruckten Entscheidungen unserer Gerichtshöfe sie in der Regel das Richtige treffen läßt, so wenig auch mitunter die rechtliche Begründung befriedigen mag, sei es, daß der nicht zu leugnende Fortschritt in unserer Gesetzgebung ihnen den Boden gegeben hat, weiter zu bauen, die Erkenntniß dessen, was der Nation im Augenblicke Noth thut, gegenwärtig bei ihnen mehr zu Hause zu sein scheint, als auf den Kathedern der Hörsäle.

Das in der Gerichtsordnung niedergelegte Prozeßverfahren, das eben jetzt erst, zum Abschiede, eine eigentlich erste wissenschaftliche Bearbeitung erhält, war ganz der Ausbildung durch den Gerichtsgebrauch überlassen, und so sehen wir nur consequent gerade diesen Theil der legislativen Thätigkeit Hrn. v. Savigny's zuerst entzogen und das Wechselrecht, das noch kaum eine Rechtsgeschichte hat, sich vielmehr durch täglich neu sich gestaltende Verhältnisse bildet, mußte gerade dem Praktiker seine Entstehung verdanken.

Man darf behaupten, daß, wie die Lage der Dinge einmal ist, das Juristenrecht dem Volksrecht immer noch näher steht, als unser theoretisches Recht.

Zur Zeit des Beginns der gegenwärtigen Gesetzrevision, wurde mancher Name genannt, auf den das allgemeine Vertrauen gesetzt war, die man gern an der Spitze des wichtigen Werkes gesehen hätte, namentlich Bornemann, Grollmann, Scheller (O. L. G. Chef-Präsident zu Frankfurt) und vor Allem Simon, (wirkl. Geh. O. Just.-Rath) der bekannteste unter den preußischen Juristen, der um Vergleichung des preußischen mit dem römischen Rechte, sich bleibende Verdienste erworben hat und dem zugleich eine gründliche Kenntniß der ältern deutschen Rechtsquellen nachgerühmt wird, alles Männer, von verschiedener Bildung zwar, die aber zur Erreichung eines großen Endzwecks sich leichter und neidloser verbunden haben würden, als eine gleiche Anzahl unserer an Rang sich gleichstehenden Gelehrten.

Endlich hat Preußen einen Juristen von deutschem Ruf, auf den das vorhin ausgesprochene Urtheil über die Praktiker in fast keiner Weise Anwendung findet, und über den deshalb einige Worte zu sagen sind: Carl Friedrich Koch zu Neisse in Oberschlesien.

Von Hause aus nicht einem wissenschaftlichen Berufe zugewiesen, gelang es ihm, erst in verhältnißmäßig späterem Alter eine untergeordnete Stellung im Departement des O. L. Gerichts zu Frankfurt aufzugeben und in Berlin seiner bisher nur autodidactisch betriebenen wissenschaftlichen Ausbildung obzuliegen. Im Besitze einer geschätzten, mit Umsicht angelegten Bibliothek, machte er sich bald durch gelehrte Arbeiten im Gebiete des preußischen Rechts mit steter Rücksichtnahme auf das gemeine bekannt. Das Recht des Besitzes, eine seiner ersten und schwächeren Leistungen, trägt noch manche Spuren des Hörsaals. Von seinen spätern zahlreichen Schriften hat ihm zunächst das Recht der Forderungen, in dem er auch dem gemeinen Rechte manchen neuen Gesichtspunkt abgewann, einen mehr als preußischen Ruf verschafft. Das Buch vom Uebergange der Forderungsrechte (durch Vererbung, Cession, Assignation, Novation) ist in diesem Gebiete als eben so epochemachend anzusehn, als Mühlenbruch's Cession der Forderungsrechte es für das gemeine Recht gewesen ist.

Dem nichtjuristischen Publikum wurde er bekannter durch das Werk, welches seiner Zeit ein so großes Aufsehen erregt hat: „Die preußische Rechtsverfassung und wie sie zu reformiren sein möchte," in dem er unter Hinweglassung allen gelehrten Apparats in einfacher, lebendiger, auch dem Laien verständlicher Sprache, die Nothwendigkeit einer Reform in den meisten Theilen der preußischen Rechtszustände sehr anschaulich entwickelte.

Ohne Zweifel werden die Grundlagen aller juristischen Reformen der nächsten Zukunft in Preußen diesem Werke entnommen werden müssen, dessen Ansehn durch einen unglücklichen Versuch der Widerlegung nur gehoben worden ist.

Das mit Spannung erwartete Lehrbuch des preußischen gemeinen Privatrechts hat unter den Juristen eine wahre Bewunderung erregt und ungetheilt sich der geachtetsten Theilnahme zu erfreuen gehabt.

Koch hat das Verdienst, den Satz, den v. d. Hagen schon einmal geistreich behandelte, in dem trefflichen Buche: „die Hypothek des Eigenthümers nach preußischem Recht", daß das preußische Landrecht nicht verstanden werden könne, ohne genaue Kenntniß des ihm vorhergegangenen Rechtszustandes, weil nur auf diese Weise seine Rechtssätze erkannt und gewürdigt werden könnten, eigentlich zuerst aufgestellt und was die Hauptsache bleibt, praktisch angewandt zu haben. Man kann darin ein Zusammentreffen mit der historischen Schule finden, sicher aber ist, daß seine fortwährende Bezugnahme auf das gegenwärtige Recht und sein praktisch gebildeter Verstand ihn vor aller historischen Mikroskopie bewahrte. Eine so gediegene wissenschaftliche Wirksamkeit mußte denn auch von den Herren der reinen Theorie Anerkennung finden. Die Halle'sche Universität verlieh ihm die juristische Doctorwürde, und dadurch, daß Heydemann in Berlin bei seinen geschätzten Vorlesungen über das Landrecht das Koch'sche Lehrbuch zur Grundlage nimmt, ist ein in seinen Folgen wichtiger Einfluß auf die juristische Jugend angebahnt, der um so beachtenswerther ist, als Heydemann über ein anderes viel genanntes preußisches Rechtssystem nicht gleich günstig urtheilt.

In der preußischen Rechtsliteratur hat Koch sich eine der ersten Stellen gesichert. Sieht man aber auf die äußere Stellung des Mannes, so muß man erstaunen, diese anscheinend in einem großen Mißverhältnisse zu seinen Verdiensten zu finden.

Er ist Vorstand eines Untergerichts, nicht mehr, als viele weniger Ausgezeichnete sind, er hat vor und neben sich Männer zu höhern Stufen der Beamtenhierarchie befördern sehen, die nicht gleiche wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen haben und mit denen er die praktische Befähigung mindestens theilt, er ist Untergebener eines Ober-Landesgerichts, dessen ihm gegenüber als Vorgesetzte anzusehende Mitglieder von seiner besten wissenschaftlichen Leistung, wie behauptet wird, kaum in geringer Minderzahl Notiz genommen haben.

Man hat das Auffallende dieser Erscheinung erklären wollen.

Von den ostentativen Betheilungen am äußern kirchlichen Leben, wie sie mancher seit einigen Jahren nicht blos zur Beförderung seines Seelenheils nöthig zu haben vermeint hat, hat Koch sich immer fern gehalten. Es gibt indessen Gottlob noch manchen Ehrenmann, dem dieser Mangel in seiner Beförderung nicht im Wege gestanden hat. Wahr aber ist es, die höhnende Schärfe seines Urtheils gegen die Ministerialautorität hätte zu mildern Formen abgedämpft werden können, ohne an der Richtigkeit etwas zu verlieren, wahr ist es, es ist nicht alles quaestio Domiliana eines berühmten Juristen, was Koch dafür ausgegeben, es ist wahr, seine Neigungen in Halle waren nicht minder weltlich, als manches bibelfesten

Helden der Maxburg, es ist zuzugeben, daß das Gefühl der Kühnheit und Ueberlegenheit den Amtsgenossen vielleicht nicht immer schonend gegenübertrat. Dies Alles mag man zugestehn und doch darf man fragen: sollte darum der edle Kern des Mannes in so ganz verdüsternder Umhüllung erscheinen? —

Man darf es aussprechen: zu dem großen Werke in Preußen hätte der gefeiertste Name gewonnen werden können*).

---

*) Dieser Aufsatz, dem man wenigstens die Bedeutung einer sehr gewichtigen Parteistimme zugestehen wird, veranlaßt uns in Beziehung auf seinen Schluß, zu einer Bemerkung. Der glänzende Scharfsinn, den Koch in seinen Deductionen entwickelt hat, ist von allen Juristen hinlänglich anerkannt. Ob aber die „höhnende Schärfe seines Urtheils," das sich nicht nur gegen die Ministerialautorität, sondern namentlich gegen die bestehende Gesetzgebung, das preußische Landrecht richtete, ihn geeignet machen dürfte, eine Gesetzgebungs-Commission zu leiten, deren erste Pflicht eine schonende, sorgfältige Rücksicht auf die bestehenden, eingebürgerten Verhältnisse ist — das sollte der Verfasser seinem praktischen Standpunkte nach, kaum selber unbedingt bejahen. Was ferner die Vorzüge der praktischen Rechtsentwickelung vor der theoretischen betrifft, so übersieht der Verfasser, daß die eine der wirklichen Nation fast eben so fern steht als die Andere, und daß diese Entfrembung nur Ein Mittel hebt — unmittelbare Betheiligung des Volks an der Rechtsschöpfung, d. h. Einführung der Jury mit Einfluß derselben auf das Mattrielle des Urtheils. D. Red.

Die jüngsten Kämpfe der böhmischen Stände.

An den Redacteur der Grenzboten.

Sie haben über die böhmischen Stände bereits so viele Artikel in Ihr geehrtes Blatt aufgenommen, daß vielleicht auch dem gegenwärtigen Aufsatze diese Begünstigung zu Theil werden wird, der, wenn gleich nicht der Feder eines besondern Politikers, doch gewiß jener eines Wohlunterrichteten und für das Vaterland Glühenden entflossen ist.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist, theils das generelle Streben der böhmischen Stände und die frommen Wünsche der einzelnen Partheien unter denselben näher zu bezeichnen, theils dasjenige zu berichtigen, was in den eingesendeten Aufsätzen für das Jahr 1846 und 1847 unrichtig angegeben erscheint oder das Unvollständige näher zu erläutern.

Opposition gegen die Willkürlichkeiten in der Verwaltung des böhmisch ständischen Domestikalfondes, wie solche seit Anfang des Jahrhunderts stattfanden, war das erste Streben der Stände und Graf Friedrich Deym war der Erwecker derselben aus einem 50jährigen Schlafe. Mit damals um so bewunderungswertherm moralischem Muthe, weil er allein dastand gegen verjährtes Unrecht und gegen die unantastbare Würde der Präsidenten, auf deren Worte zu schwören die einzige Thätigkeit der Stände in dem angeführten Zeitraume war, trat derselbe gegen die willkürliche Gebahrung des Landesausschusses auf, und die naiv scheinende, aber als Anfang einer ständischen Thätigkeit merkwürdige Frage: Was hat es für eine Bewandniß mit dem ständischen Lazarethhöfel? war das erste selbstständige Wort, das man in den Hallen des Schlafes hörte, und das die blau uniformirten Schläfer erweckte.

Doch der Funke des Guten wird nicht erstickt, er schlummert vielmehr nur unter der Asche, und so schlossen sich denn dem böhmischen O'Connel, wie den Grafen alle seine Freunde und Verehrer nennen, mehrere Mitkämpfer aus den ersten böhmischen Familien an, wie Fürst Carl Auersperg, Fürst Franz Colloredo, Fürst Hugo Salm, Fürst Carl Schwarzenberg sammt dessen hoffnungsvollem Sohne gleichen Namens, Graf Leopold und die beiden Grafen Franz Thun, Graf Albert und Graf Erwin Nostitz, Graf Rudolph Morzin, Baron Christian Kotz und Graf Wilhelm Wurmbrand.

Immer größere Entdeckungen in schlechter Gebahrung mit dem ständischen Vermögen, die Einsicht der dringenden Nothwendigkeit einer Abhülfe, der sich hieraus ergebende Schluß, wie wünschenswerth es den Ständen wäre, mehre Vertreter ihrer Rechte im Ausschusse zu haben, führten die Stände auch immer weiter auf der Bahn günstiger Reformen; die ständischen Präliminarien wurden nun einer genauen Prüfung unterzogen und zu diesem Ende jährlich drei Individuen aus der Mitte der Stände selbst erwählt; die Ausschußbeisitzer aus dem Herrenstande, Freiherr Henninger und Hennet wurden in den Jahren 1842 und 1844 durch die Grafen Albert Nostitz und Wurmbrand, die nicht

mehr bereitwillige Diener der Regierung sich nicht scheuten ein freies, offenes Wort zum Besten ihrer Mandanten, der Stände zu sprechen, ersetzt. So geschah es, daß die Stände allmälig auf den Standpunkt gelangten, auch politische Fragen anzuregen und von dem Schutze ihres Haushalts zu dem Schutze ihrer standsrechtlichen Befugnisse übergingen. Denkwürdige Beschlüsse in dieser Hinsicht lieferten die ständischen Versammlungen in den Jahren 1843 und 1844, in welchen die Stände erklärten, der Vorsitz durch einen Oberstburggrafen-Amtsverweser bei ständischen Versammlungen und Landtagen sei verfassungswidrig, und aus denen kräftige und freimüthige Vorstellungen wegen der Besetzung der Landesämter an Fremde und Unangesessene, gegen die Zahlenlotterie, gegen die Leistung des geistlichen Drittels für die böhmisch-ständischen Zöglinge in der Wienerisch-Neustädter Militärakademie aus dem Domestikalfonde, gegen das Mangelhafte der Criminalgerichtspflege, an den Thron des Monarchen gelangten. Da alle diese Vorstellungen keine Erhörung fanden, wurde in der ständischen Versammlung vom 7. April 1845 eine Deputation bestimmt, die Se. Majestät um die allerhöchste Gnade bitten sollte, die Feierlichkeit der Eröffnung des Eisenbahnzuges von Prag nach Ollmütz mit Höchst Ihrer Gegenwart zu beglücken und welcher auch im Laufe dieser Versammlung bis Ende April noch mehrere andere ständische Bitten, wegen Errichtung einer Hypothekenbank, Regelung des Steinkohlengesetzes und die oben angeführten Beschwerden zur unmittelbaren Vorstellung an dem Throne des Monarchen mitgegeben wurden. Doch diese Deputation hatte ein trauriges Schicksal, welches als wahre Kassandra (nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht gut gesinnt für die Trojaner war), die Stimme eines hochgestellten Staatsmanns, des Fürsten Metternich derselben mit den Worten vorhergesagt haben soll: Es freut mich, eine so ehrenwerthe Gesellschaft vor mir zu sehen. Wir stimmen daher von Herzen in die öfters getadelten Worte des Grafen Johann Lazanzky ein, die dieser in der Ständeversammlung vom 4. Mai 1846 gesprochen hat: Hätte ich gewußt wie diese Deputation behandelt werden würde, ich hätte nie dafür gestimmt! Die Mission der Edelsten des Landes zu den Stufen des Thrones, wurde an die Behörden gewiesen die Mission einer vertrauenden, mächtigen und stolzen Nation, wurde für eine Privatgesellschaft gehalten, die Mission, welche die Aufgabe hatte die Sprache des Kindes zum Vater zu sprechen, die Mission, die ihrer Natur nach keine Zwischenvertretung duldet, sprach nicht unmittelbar, sondern durch Organe zum Monarchen.

Die Erledigung der Deputationsbeschwerden geschah auch im Sinne der Bureaukratie, denn da diese ohnehin schon früher alle ständischen Desideria zurückgewiesen hatte, so hieß die Verweisung der Deputation an das Organ der Behörden nichts Anders, als ihre Bitten und Beschwerden im Voraus verdammen, und ein Ministerium, das die Deputirten eines Landes, das der Juwel in der Kaiserkrone ist, für eine Privatgesellschaft ansieht, konnte keine andere Erledigung geben, als daß die staatsrechtlichen Grundgesetze dieser Nation auch ein Werk der Privatgesetzgebung seien und daß das jus legis ferendae des Königs sich selbst auf die einseitige Abänderung der Grundgesetze beziehe. In Folge dieser die Integrität des gesammten Ständekörpers gefährdenden allerhöchsten Entschließung, in der den Ständen ausdrücklich bedeutet wurde, daß kraft des in der Landesordnung enthaltenen Vorbehaltes, auf welchen weder die Vorfahren Sr. Majestät, noch Se. Majestät selbst jemals Verzicht geleistet haben, Se. Majestät dieselbe ändern, mehren und bessern könne, und in welchen der Privilegien der Stände gar keine beruhigende Erwähnung geschah (weil ausdrücklich nur bei der Versicherung der Regierung, die Stände in ihren Rechten und Privilegien zu schützen, nur jener

erwähnt wurde, die in der Landesordnung und den Erlässen der in Gott ruhenden Vorfahren Se. Majestät enthalten sind, die wichtigsten aber, nämlich jene der Confirmationsurkunde vom 27 Mai 1627, ganz übergangen wurden), ist in der Ständeversammlung vom 10. Februar 1845 ein Comité ernannt worden, welches in reifliche Ueberlegung zu ziehen hatte, auf welche bescheidene, aber muthige und freimüthige Art man diese bedrohte Integrität schirmen könne, und zu diesem Comité wurden ursprünglich drei ständische Mitglieder, nämlich: Graf Friedrich Deym, Graf Johann Lazanzky und Ritter Johann von Neuburg, und dann am 8. Mai 1846 noch zwei Andere, nämlich: Fürst Karl Auersperg und Graf Erwin Nostitz ernannt. Die Vorschläge dieses Comités sind in der ständischen Versammlung des Mai-Monats 1847 zur Berathung gebracht worden, welche äußerst lebhaft war und in dem freimüthigsten Tone geführt wurde — wie Ihnen der nächstens zukommende Auszug der Verhandlung beweisen wird.

Daß die Stände seit der Abweisung der ständischen Bitten manchmal gefehlt, viel zu wenig kräftig und zu karge Sympathien für sich erweckend aufgetreten sind, unterliegt keinem Zweifel, und dieses Rückwärtsgehen wurde auch schon früher, am 28. April 1845, wo der Antrag des Grafen Deym, Se. Majestät um die Aufklärung wegen des mehrgeforderten Steuerquantums für das Jahr 1846 zu bitten, gefallen ist, bemerkbar. Und ein noch größerer Krebsgang fand an dem unheilvollen 8. Mai 1846 statt, an welchem der von der Minorität des Landesausschusses gestellte Antrag auf Erweiterung des Städtevotums, Vertretung der Städte durch selbstgewählte Deputirte und Zulassung der unadeligen Grundbesitzer in den Landtag und die ständischen Versammlungen, nicht durchgegangen ist.

Schmählich war bei dem Fall der Frage, die Niederlage der Opposition, ja um so schmählicher, weil ein nicht bewiesenes Wort des Domdechants Waczlawiczek (daß die Magistratualen zur Zeit, als sie vor Kaiser Joseph die Rechte der Städte vertraten, auch nicht Männer der freien Wahl der Gemeinden waren) das Fallen des Antrages der Minorität des Ausschusses bewerkstelligte. Merkwürdig war es aber, daß der Domdechant, der anfangs nur auf bessere Instruirung des Gegenstandes antrug, später, als dieser Antrag durchging, einen zweiten auf das Fallenlassen stellte, der auch leider zum Beschlusse geworden ist. Merkwürdig war es, daß ein Theil der Opposition für das Fallenlassen sprach, und ihr somit die erwünschten Bundesgenossen entziehen half. Ein Unglück für die gute Sache ist die Abwesenheit des liberalen Fürsten Karl Schwarzenberg an diesem Tage gewesen. Uebrigens kann ich nicht umhin, Ihnen, geehrter Herr, die Namen jener Votanten mitzutheilen, die Ehrfurcht für die Rechte eines geachteten Standes bewiesen haben, und ich thue dieses vorzüglich in der Absicht, damit die unrichtigen Urtheile, die über die Liberalität der böhmischen Stände sich auch in Ihrem schätzbaren Blatte, vorzüglich in dem Artikel, welchen Herr — w — über die Ständeversammlung vom Jahre 1846 eingesendet hat, in den Augen des Billigdenkenden gemildert würden. Im Interesse des vierten Standes haben gegen 21 folgende 18 Herren gestimmt: 1) Fürst Karl Auersperg; 2) Baron Christian Kotz; 3) Graf Johann Lazanzky; 4) Graf Erwin Nostitz; 5) Graf Ludwig Kaunitz; 6) Graf Albert Nostitz; 7) Graf Michael Kaunitz; 8) Graf Anton Chamaré; 9) Graf Franz Thun (Sohn); 10) Graf Albert Deym; 11) Graf Hugo Nostitz; 12) Baron Enis; 13) Baron Johann Aehrenthal; 14) Baron Robert Hildtbrand; 15) Baron Silberstein; 16) Ritter Wenzel Bohusch v. Ottoschütz; 17) Ritter Wenzl Berger v. Bergenthal; 18) Ritter Ignatz Brechler v. Troschkowitz. Wie wehe dem liberalen Theil der Op-

position, zu welchem wir beinahe alle Sprecher derselben zählen, das Fallen der Erweiterung des Stadtvotums gethan hat, beweisen Graf Erwin Nostitz und Graf Johann Lazanzky, die als dieselben die relative Stimmenmehrheit bei Wahlen zu ständischen Ausschüssen für sich hatten, die Erklärung abgaben, sie könnten auch, wenn sie die absolute Stimmenmehrheit hätten, die Wahl nicht annehmen, weil sie in allen wichtigen Lebensfragen mit der Minorität gestimmt hätten. Da auch jene Mitglieder aus dem Herrenstande, welche für das Fallenlassen des fraglichen Gegenstandes stimmten, dieses gewiß nicht aus Engherzigkeit, sondern aus dem diplomatischen Grunde gethan haben, weil sie die Vorlegung dieses Gegenstandes noch nicht für zeitgemäß hielten, seither durch die steten Niederlagen der Stände wohl dahin eines Bessern belehrt worden sind, daß ohne den mächtigen Bundesgenossen der Intelligenz des Bürgerstandes, und ohne die Stimme des Volkes die Stände nichts vermögen, so bleibt dem Verfasser dieses Artikels nur der Aufruf an alle königlichen Städte Böhmens übrig, sich ihres guten, auf den Paragraph 34 der Landesordnung gründenden Rechtes zu bedienen und an die Stände das Ansuchen zu stellen, auf dem Landtage und in den ständischen Versammlungen durch ihre Deputirten erscheinen zu können*). Geschieht dieses, dann haben die Stände am 30. August 1847 den Kampf der Thermopylen nicht umsonst gekämpft; denn aus den Trümmern ihrer, durch die neuesten Regierungsmaßregeln hingestürzten Verfassung, wird eine neuere und schönere erstehen. Aber es thut Noth, daß der Krebsgang aufhört, und wenngleich zwischen diesem und dem Adlerschwung ein großer Zwischenraum inne liegt, so mögen doch die jugendlichen Schwingen bald erprobt werden, damit einst der Schwung bis zur Sonne gehe. Ad astra per aspera! sei der Wahlspruch der Stände.

Eine zweite unrichtige Bemerkung des Herrn — w — ist jene, daß der Antragsteller für gleiche Besteuerung der einzige parlamentarische Charakter in der Octoberverhandlung vom Jahre 1847 gewesen ist; wenn dieses der Fall gewesen wäre, so hätte er sich jener Partei anschließen müssen, die die gleiche Besteuerung aufrecht erhalten wissen, aber gleichzeitig dem unliebsamen Beisatze des Hofdekrets vom 26. August 1846, daß sich Se. Majestät die weitern Verfügungen vorbehalten, begegnen wollte, denn unter einem parlamentarischen Charakter können wir keinen andern verstehen, als der sich consequent bleibt; consequent sind sich aber nur jene Landstände geblieben, die für eine zweite Landtagsschrift stimmten, denn sie allein konnte zu dem vorerwähnten Zwecke führen, wie der Berichterstatter für Ihr verehrtes Blatt über die Octoberverhandlungen der Stände 1846 sehr richtig bemerkt hat. Aber für die zweite Landtagsschrift stimmten leider nur neun der anwesenden Landstände.

Graf Friedrich Deym erklärte bei dieser Abstimmung auf sein Votum zu verzichten, vermuthlich weil zwei seiner Anträge nicht zur Abstimmung gelangten, wovon der eine dahin ging, dem zur Verwahrung der ständischen Rechte eingesetzten Comité auch den Gegenstand zur Berathung mitzutheilen: ob über die Erledigung der ersten Landtagsschrift 1847 noch eine zweite zu verfassen oder zum Landtagsschluß zu schreiten sei; der zweite aber eine Anklage des Ausschusses über den Umstand in Antrag brachte, daß derselbe ohne ständischen Auftrag die Anlagscheine für das Jahr 1847 herausgegeben habe. Was den ersten Antrag betrifft, so hätte er allerdings, wenn über

---

*) Die niederösterreichischen Stände haben ein solches Ansuchen nicht erst abgewartet.

Anmerk. d. Red.

denselben abgestimmt worden, und er zum Beschlusse erwachsen wäre, die günstige Folge für die Fortschrittspartei gehabt, daß durch eine Vertagung des Gegenstandes sich ihre Streitkräfte, die im October 1846 leider theilweise Niemand in Anspruch genommen hatte, concentrirt hätten, und so mehr Stimmen für die zweite Landtagsschrift ausgefallen wären. Allein es wäre dann auch von der andern Seite die Frage entstanden, was in diese zweite Landtagsschrift bei einer Vertagung des Landtages hätte einbezogen werden können? Denn so wie die Fortschrittspartei ihre Streiter gesammelt hätte, wäre es auch von der conservativen Partei geschehen, und wenn diese Letztere auch Anfangs gegen die Landtagsschrift gesprochen hätte, so wäre, wie diese zweite Landtagseingabe beschlossen war, ihr Bemühen dahin gegangen, das illiberale Amendement des Domdechants Waczlawiczek oder jenes des Grafen Prokop Lazanzky hinein zu beziehen, wovon das erste den ständischen Beschluß: daß vom Jahre 1847 an die ungleiche Besteuerung zwischen Dominical- und Rustical Gründen behoben würde, dahin abändern wollte, daß es in der zweiten Landtagsschrift heißen sollte, für das Jahr 1847; das zweite aber die erfolgte Begünstigung des Rusticale nur in Folge der Kartoffelfäule für das Jahr 1847 gewährt wissen wollte. Der Sieg der liberalen Partei wurde ihr am 6. November 1846 dadurch aus den Händen gerissen, daß der größte Theil ihrer Streiter, als es sich um die kräftige Wahrung des ständischen Repartitionsrechtes durch eine zweite Landtagsschrift handelte, ihre Führer verlassen und mit den Conservativen für den Landtagsschluß gestimmt haben. Denn da am Tage zuvor, am 5. November, unter den 46 versammelten ständischen Mitgliedern 33 für die Verwerfung des Antrags des Grafen Prokop Lazanzky, welchen wir eben berührt haben, und nur 13 für dessen Annahme stimmten, so hätte bei dem genauen Zusammenhalten der Opposition am zweiten Tage ein eben so glänzendes Resultat errungen werden müssen. Uebrigens ist dieser Vorgang wenigstens ein Beweis, daß die Stände der Regierung nicht systematisch opponiren, indem sie hier blos für die liberale Maßregel der gleichen Grundbesteuerung stimmten, die Opposition gegen die Regierung aber wegen des gefährdeten Repartitionsrechtes ganz bei Seite setzten. Selbst die übrigen Anführer der Opposition haben sich dem Grafen Deym gegenüber eines strategischen Fehlers dadurch schuldig gemacht, daß sie seine Anklage gegen den Ausschuß nicht hinreichend hervorhoben, und so für die nächste ständische Versammlung im voraus auf die Wichtigkeit dieser Frage aufmerksam machten; aber dieselben waren so ganz von der Wichtigkeit des Hauptpunktes erfüllt, daß etwas geschehen müsse, um das ständische Repartitionsrecht zu wahren, daß sie, nachdem der Antrag auf die Landtagsschrift geworfen war, alle ihre Kräfte nur für den Antrag streiten ließen, daß diese Wahrung in einem kräftigen Landtagsschluß einbezogen werden solle.

Die zwei Hauptverhandlungen der letzten ständischen Versammlung im Monate Mai und des in demselben Monate abgehaltenen Landtags bildeten die Debatten über das Gutachten des ständischen Comités zur Verwahrung der ständischen Rechte und Privilegien und über die Frage, ob der im Jahre 1847 angenommene Steuerrepartitions-Modus auch für das Jahr 1848 festgesetzt bleiben solle. Was den ersten Gegenstand betrifft, sende ich Ihnen im Anschlusse den Auszug der diesfälligen Verhandlungen mit, und kann nur bemerken, daß die Annahme des Bergenthal'schen Amendements, statt der kräftigen Anträge des Comités eine bedauerliche Halbheit war, die die Stände noch nebenbei in manche Widersprüche verwickelte. Denn nach dem zur Sicherung ihrer Rechte das Comité anderthalb Jahr zusammengesetzt war, und nach den mühseligsten Forschungen, nach manchem schweren Kampfe der Mitglieder desselben untereinander zu

einer Vereinigung gekommen ist und den Ständen das Resultat derselben vorgelegt hat, beschließen dieselben Stände, welche durch den allerhöchsten Vorbehalt ihre Rechte für gefährdet hielten, einen Dank an die Regierung für den Beisatz desselben, den Vorbehalt aussprechenden Hofdecrets: daß Sr. Majestät die Rechte und Privilegien der Stände, wie solche in der Landesordnung und den Erlässen höchst dero in Gott ruhenden Vorfahren enthalten sind, sich gegenwärtig halten werden. Wenn dieser nur als Schlaftrunk zum Hinunterschlucken des Vorbehalts beigemischte Zusatz so dankenswerth war, warum haben die Stände diesen Dank nicht schon im December 1845 ausgesprochen? Oder haben dieselben vielleicht vergessen, daß die Gefährdung der ständischen Rechte eine doppelte war: 1) daß durch den Vorbehalt die ständischen Rechte und Privilegien, wie sich Fürst Auersperg im Laufe der Debatte richtig ausdrückte, unter dem Schwerte des Damocles schweben, 2) daß eben durch die auf einmal so dankenswerthe Versicherung Sr. Majestät die ständischen Privilegien aufrecht zu halten gar nicht versprochen worden ist, und daß in eben diesem Sinne die Mission des Comités eine doppelte war, den Vorbehalt bezüglich aller ständischen Rechte zu bekämpfen und die Privilegien insbesondere zu schützen? Gerade der kräftigste Theil der Worte, die das Amendement ausspricht, sollen nicht zur Kenntniß Sr. Majestät kommen, sondern gerade die loyale Versicherung, daß die Stände sich von ihren Rechten genaue Rechenschaft zu geben wissen, und daß sie jeden Angriff auf dieselben zurückweisen werden, soll Sr. Majestät nicht zu Ohren kommen und blos hinterrücks in's Protocoll als Verwahrung eingeschaltet werden. Wie unnütz und unwürdig eine solche Verwahrung sei, beweist am besten der Umstand, daß zwei Redner von entgegengesetzter politischer Gesinnung, nämlich der Oppositionsmann Graf Franz Thun und der Regierungsmann Graf Prokop Lazanzky (Manetin) sich dagegen sehr scharf aussprachen. Was den ebenfalls zum Beschluß gewordenen Dank der Stände an das Comité betrifft, so wäre der beste Dank für dasselbe eine Annahme seiner Anträge gewesen, und manche Mitglieder haben für diesen Dank gewiß nur aus der Ursache votirt, weil es einmal die allgemeine Meinung der Opposition war, daß über alle Punkte des Bergenthal'schen Amendements zugleich abvotirt werden solle, und daß, wenn dieses nicht geschähe, leicht das ganze Amendement fallen, und dann der noch viel unliebsamere Antrag auf die bloße Aufbewahrung der Comitésanträge angenommen werden könnte.

Die einzelnen Landstände haben dagegen fast ohne Ausnahme freimüthig und offen gesprochen; die Stände selbst begingen wieder ihren gewöhnlichen Fehler und wurden Diplomaten. Wir fragen nur noch, ob es anständig sei, statt zu brüllen nur zu knurren? Indessen ist dieses Knurren sammt allen Kralleneinziehen und Katzenbuckeln noch immer besser gewesen, als der Schlaf des weißen Bewohners der Skandinavischen Halbinsel und Lapplandes, in welchen der clerikale Referent des Landesausschusses und und einige wenige Mitglieder des Herrenstandes die Stände einlullen wollten.

Ein neuer Sprecher trat bei dieser Gelegenheit in der Person des jugendlichen kaum 24 Jahre alten früheren Robert Hildtbrand auf, dessen Jungfernrede um so mehr Glück in der Versammlung machte, da sie mit eben so viel Bescheidenheit als Freimuth gesprochen wurde.

Was den zweiten Hauptgegenstand betrifft, so stellte Graf Prokop Lazanzky (Chiech) den Grundsatz auf, daß die Vertheilung der Grundsteuer von dem Jahre 1847 zwischen dem Dominical- und Rustikal-Grundstücken nicht ungleich repartirt war, daß er zwar von der im 8. 1846 aufgestellten Behauptung, daß die Stände verfas-

sungsmäßig, ohne den Gegenstand früher im Programm angekündigt zu haben, zur Veränderung des Maaßstabs der Versteuerung nicht berechtigt waren, abgehen müßte, weil Se. Majestät diese Verfügung der Stände genehmigt haben, daß er aber diese Verfügung bedauern und bekämpfen müsse, da Wittwen, Pupillen, abwesende Landstände, bürgerliche Guts- und Grundbesitzer, welche nicht im Landtag erscheinen können, durch den überraschenden Anblick der Stände hart in's Mitleid gezogen worden sein.

Er stellte ferner die Behauptung auf, daß diese Verfügung, welche den Grundbesitz der Dominicalisten in Böhmen um ein Kapital von 8 Millionen Gulden im Werthe verringern, dem Rusticalisten sehr wenig, dem Proletarier aber gar nichts nütze, auf dessen Unterstützung doch die Stände bei diesen Zeiten der Noth am meisten denken, und welchen sie durch die jährliche Interessensumme des oben erwähnten Kapitals sehr unter die Arme greifen könnten. Der Votant sehe ein, daß sich die Stände durch einen Widerruf ihres Großmuths-Votums kompromittiren würden, und er trage darauf an, noch im Jahre 1848 den von den Ständen neu angenommenen Steuermaßstab, jedoch durchaus nicht aus Gerechtigkeits- und Billigkeits-Rücksichten, sondern nur aus Großmuth fort bestehen zu lassen. Das Votum des Antragstellers der gleichen Besteuerung, des Grafen Joseph Mathias Thun, sei selbst nur ein Großmuths-Votum gewesen und habe, weil es überraschend vorgetragen wurde, einen solchen Eindruck auf die Gemüther geübt, daß gleich der erste Votant nach dem Oberstlandeskämmerer, Fürst Adolph Schwarzenberg, sich dafür in der Meinung erklärte, Billigkeit und Recht erfordern dieses. Schließlich griff der Redner einen im Sinne der Gegenpartei gehaltenen Vortrag des Grafen Johann Lazanzky und einige Punkte im Vortrag des Landesausschusses, welchen Graf Albert Nostitz referirte, an.

Nachdem Letzterer sich erklärt hatte, auf persönliche Angriffe nicht zu antworten, und überhaupt es für rathsam fand, den Antrag zu stellen, daß in der Herrenstube hierüber nicht mehr debattirt werde, wurde die Debatte über diesen Antrag selbst auf den folgenden Tag verschoben und die Frage, ob die ganze von Sr. Majestät postulirte Steuer, namentlich aber der Zuschuß für das Criminale pr. 50,000 Fl. bewilligt werden solle, verhandelt. Wir gehen über die Verhandlungen dieses Tages aus dem Grunde hinweg, weil dieselben ganz Deutschland bereits hinreichend bekannt sind, und erwähnen nur noch, daß Graf Wilhelm Wurmbrand an diesem Tage wieder unter den Ständen erschien, die ihn beinahe zwei Jahre hindurch schmerzlich vermißt hatten. Eine so erfreuliche Erscheinung konnte nur ein gutes Omen für die ganze Steuerfrage bilden, und der Graf betrat sogleich wieder jenen Weg, auf dem er in früheren Jahren so reiche Lorbeeren pflückte, den Weg der äußersten Liberalität und Offenheit, auf dem allein Glück und Heil blühen kann. Er sprach für die unbedingte Verweigerung des erwähnten Steuer-Zuschusses, leider ging aber nur die bedingte durch.

Am zweiten Tage der Verhandlung der Steuerfrage, sprachen Graf Franz Thun (Sohn), Graf Erwin Nostitz, Graf Friedrich Deym, lebhaft dafür, daß die Debatte über die Frage: wie, auch in der Herrenstube offen erhalten würde und die beiden Grafen Prokop Lazanzky dagegen. Als aber Graf Albert Nostitz aus dem Grunde sein Votum zurück genommen hatte, weil aus den Aeußerungen der Gegner hervorzugehen schien, daß sie abgeschlossene Parteien und abgeschlossene Ueberzeugungen vermutheten, und als Graf Prokop Lazanzky (Chiesch) dieses Votum nun als das seinige wieder aufgegriffen hatte, wurde mittelst Majorität der Beschluß gefaßt, daß die Debatte über diesen Gegenstand auch in der Herrenstube frei stehen solle, welche sonach Graf Johann Lazanzky mit folgenden Worten eröffnete:

Kein so großmüthiger Gegner, wie Graf Albert Nostitz, beginne ich meinen Vortrag damit, den Hieb zurück zu geben, welchen Graf Prokop Lazanzky (Chiesch) auf mich führte. Der Herr Graf behaupten, daß ich in meinem Vortrage vom 6. und 8. 1846 den Satz aufgestellt habe, keines der beiden Motive, weder jenes der Billigkeit noch jenes das ständische Repartitionsrecht auszuüben, sei durch die Erledigung der ständischen ersten Landtagsschrift für das Jahr 1847 erreicht worden, und daß ich auf diese Art klar ausgesprochen habe, daß die Verfügung der Stände, womit die gleiche Besteuerung eingeführt würde, unnütz war.

Es ist wahr, daß ich diese Worte gesprochen; aber erstens ist dasjenige, was ein Landstand als Motiv der Stände hinstellt, dadurch nicht auch schon wirklich Motiv der Stände geworden, und wenn ich gleich nicht leugne, daß mich bei der Abstimmung sowohl ständisches als Volks-Interesse, welche ohnehin immer vereinigt sein sollen, geleitet hat, so werden die ständischen Akten doch durchaus kein politisches Experiment, sondern nur das Motiv der Billigkeit als Grund des Beschlusses aufweisen. Dieser Grund trat auch im Laufe der Debatte durchaus nicht so überraschend hervor, wie es der Herr Graf schildern; denn vor dem Fürsten Adolph Schwarzenberg sprach noch Fürst Salm, der die Billigkeit von der Gerechtigkeit genau sonderte, erstere in dem Falle der Frage zugab, die zweite leugnete, und bevor die Debatte zum Schlusse gelangte, haben namentlich Graf Friedrich Deym und Graf Albert Nostiz diese beiden Begriffe noch scharf bezeichnet und den Sachverhalt genau aufgeklärt. Was aber das gefährdete Repartitionsrecht der Stände betrifft, so habe ich eben, um dasselbe zu wahren und gegen die weitern von Sr. Majestät angedeuteten Verfügungen zu remonstriren am 6. und 8. 1846 die zweite Landtagsschrift in Antrag gebracht, ein Antrag, der auch in einem auswärtig von dem Herrn Grafen freilich nicht geliebten Journale als geeignet zur Wahrung der ständischen Rechte besprochen worden ist. Wenn daher der Herr Graf das ständische Repartitionsrecht so gefährdet hielten, so hätten sie für meinen Antrag stimmen sollen; denn sie hätten hierdurch zwei Würfe mit einem Stein gethan, erstens das ständische Repartitionsrecht gewahrt und zweitens ihrer Meinung, daß der abgeänderte Steuermodus nur für das Jahr 1847 gelten sollte, im verfassungsmäßigen Wege Geltung verschafft, wodurch derselbe, wenn auch nicht mehr liberal geworden und hoffentlich nicht mehr Stimmen errungen, doch als nicht ganz verfassungswidrig etwas mehr Sympathien erlangt hätte. Der Herr Graf zogen es aber vor, bevor überhaupt noch beschlossen war, ob die Stände über die königliche Einrede etwas erwidern sollten, eine zwei Stunden lange Rede zu halten. Ich gehe nun zu den Einwendungen über, die der Herr Gegner dem Beschlusse selbst machen. Was nun den Umstand betrifft, daß dem Proletarier, dem doch vor Allem die Obsorge der Stände Noth thut, kein Vortheil erwachse, so muß ich bemerken, daß sich der Herr Graf hier in einem sonderbaren Zirkel bewegen und daß sie die Radien der weitern Peripherie eher ziehen wollen als jene der nähern; denn offenbar muß man doch eher Billigkeit üben und Unbilligkeit aufheben, als großmüthig sein und Wohlthaten erweisen. Billigkeit aber und nicht Großmuth hat die Aufhebung der ungleichen Besteuerung verlangt. Ich sehe hierbei ganz von dem Gesichtspunkte ab, ob eine ziffermäßige Ungleichheit der Besteuerung bestanden habe oder nicht; aber die Ungleichheit ist schon dadurch evident, daß der Rustikalist öffentliche Lasten als Vorspann, Transport, Lieferungen, Rekrutirungskosten, der Unterthan nebstbei noch die Frohnen an die Obrigkeit und die übrigen Urbariallasten tragen muß, von denen Allem der Dominicalist frei ist. Alle diese Lasten sind in den öffentlichen Büchern im ersten Satze auf seinen Grundstücken versichert, ohne daß sie von seinem zu ver-

steuernden Vermögen abgeschlagen werden. Man wende mir nicht ein, daß dann auch die Privatschulden der Dominicalisten und Rusticalisten ebenfalls in Anrechnung gebracht werden müßten; denn diese Einwendung hält aus dem Grunde keinen Stich, weil die erwähnten Schulden theils durch Unglücksfälle, theils durch Verschwendung entstanden sind, und daher eben so gut durch glückliche Umstände und Sparsamkeit getilgt werden können. Welcher Umstand befreit aber den Rustikalisten von den öffentlichen Lasten? Sie belasten seinen Grundbesitz für immer, eben weil sie öffentliche Lasten sind. Die Lieferung des Materials, welche die Obrigkeiten und Dominicalisten zu Straßen, Kirchen und Schulbaulichkeiten zu leisten haben, die Professionisten-Kosten, welche die Obrigkeiten, wenn sie zugleich Patron sind, zu den beiden letztern, zu den erstern immer, beisteuern müssen, werden hinlänglich durch die Zug- und Handarbeiten, welche die Rustikalisten zu allen diesen Zwecken beschweren, aufgewogen. Die Stände haben daher durch den Beschluß vom 25. Mai 1846 nur einen annähernden Schritt zu einer Einkommensteuer gemacht, welche doch nach dem Urtheil aller Staatswirthschafts- und Finanzleute die billigste Steuer bildet. Sie können nunmehr ohne Gefahr eigennützig genannt zu werden im Interesse des gesammten Grundbesitzes zu großen Anforderungen des neuen Katasters entgegen treten und können desto eheften auch eine Einkommensteuer anstreben. Wenn aber dieses letztere Unternehmen gelingt, so trifft der Vortheil des Gelingens auch den Gewerbsmann und Proletarier; und mancher arme Bauer wird dann noch weniger, mancher arme Häusler und Gewerbsmann vielleicht gar keine Steuer mehr zahlen, der Proletarier aber durch erhöhten Arbeitslohn bei dem erleichterten Grundbesitzer, Fabrikanten und Gewerbsmann wohlhabender werden, und wenigstens gemächlicher leben. Diese Ueberzeugung hat die Männer des 25. Mai 1846 geleitet, dieser Ueberzeugung werden sie treu bleiben; denn sie wissen, daß die schwer belastete Klasse, welche uns Allen Nahrung im Schweiße ihres Angesichts verschafft, jeder Erleichterung werth sei, sie wissen, daß Kreuzer in den Händen dieser armen Klasse zu Gulden und Gulden zu Capital werden. Die Männer des 25. Mai, zu denen ich mich bis zu meinem Grabe mit Stolz bekennen werde, werden nie in ihrer Ueberzeugung schwanken, und die Nachwelt wird einst ihre Namen segnend ehren. Der Grund der Gegner, daß die jetzigen Stände in einen Widerspruch mit dem Beschluß der Stände vom Jahre 1825 gerathen, welche gegen das Ansinnen Sr. Majestät König Franz II. die Grundsteuer billiger und gleicher zu repartiren remonstrirten, zerfällt schon durch die Behauptung, daß die Ueberzeugung der damaligen Stände die Ueberzeugung der jetzigen nicht beherrschen könne; wer kann aber nebstbei leugnen, daß Zeitverhältnisse auch die Zweckmäßigkeit von Beschlüssen ändern? Und anders waren die Zeitverhältnisse damals, und anders sind sie jetzt, anders war die Stimmung der Gemüther, die Richtung der Geister und anders ist sie jetzt. Damals schwebten noch die Schrecken der französischen Revolution allen Geistern vor, und man hielt jedes Zugeständniß an die untern Stände für gefährlich; jetzt sieht man wohl ein, daß gerade ein Zugeständniß im liberalen Sinne der Zeit und gesetzmäßige Neuerungen die beste Waffe gegen communistische Umtriebe sind. Damals waren die meisten unserer Landstände durch Kriege, welche während mehreren Generationen dauerten verarmt, jetzt haben sich die Meisten unter uns durch die Segnungen eines 32jährigen Friedens erholt; damals bekümmerten sich, abgezogen von öffentlichen Sorgen, die wenigsten Großen des Landes um ihr Vermögen und es ging, anvertraut den Händen von Miethlingen, durch ungeheuere Schuldenlast zu Grunde; jetzt sind die meisten Herren selbst Sorger für ihren Wohlstand; damals fielen nach dem Kriege die Preise vom Getreide und Wolle beinahe auf Null herab, der

Digitized by Google

größte Schatz Böhmens, sein ungeheurer Waldstand, fand keine Verwerthung; jetzt wird Getreide und Wolle zu genügenden Preisen verkauft, das Holz wird selbst auf den kleinsten Bächen bis in die entfernteste Hauptstadt geflößt, oder auf Eisenhämmern und Glashütten verwerthet. Die Fortschritte der rationellen Oekonomie und der neuen Waldwirthschaft, will ich gar nicht erwähnen, denn wem sind ihre Resultate unbekannt? Kurz, damals waren die Stände gar nicht in der Lage ein Opfer zu bringen; jetzt sind sie es aber und haben es gebracht auf dem Altare des Vaterlandes aus Gründen der Billigkeit. Auf diesen Gründen beruht der ständische Beschluß vom 25. Mai 1846 und dieser muß, soll nicht alles ständische Ansehen zu Grabe gehen, um so consequenter aufrecht erhalten werden, als es der erste war, den die Stände in vollem Bewußtsein ihrer eigentlichen Stellung, als Vertreter des Landes gefaßt haben, als es der erste war, wo die bedauerliche, besonders seit dem Fallen des Städte-Votums bestandene Isolirung aufgegeben wurde; als es endlich der erste war, wo besonders der Adel seine schöne Stellung begriff und sich an die Spitze des Volkes stellte. Lassen sie darob, meine Herren, diesen Tag einen Tag der herzinnigen, brüderlichen Vereinigung sein, reichen wir uns die Hände zum Besten des Vaterlands, denn von welchen Farben immer unsere politischen Ueberzeugungen sein mögen, ein Gefühl beseelt uns gewiß Alle: die Liebe zu der theuren heimathlichen Erde, zu unserm schönen Vaterland, zu Böhmen.

Nach dieser Rede begann Fürst Karl Auersperg seinen Vortrag: Der Herr Antragsteller der ungleichen Besteuerung beginnt mit der Behauptung: er könne gegenwärtig den Beschluß vom 25. Mai 1846 nicht mehr als verfassungswidrig bezeichnen, weil derselbe von Sr. Majestät bestätigt sei, und doch hat ihn der Herr Votant als verfassungswidrig am 5. November 1846 gestempelt, obschon damals die allerhöchste Sanction hierüber erfolgt war. Ich muß mir übrigens die Frage erlauben: Worin der Grund der Berechtigung des Herrn Grafen zu seinem gegenwärtigen Antrag liege, der, mit Ausnahme des Motivs, derselbe ist, wie er am 25. Mai 1845 gestellt wurde, da er dieses Recht dem Antragsteller des vorjährigen Votums angefochten hat, und worin der Unterschied liege, daß der Antrag des Herrn Grafen verfassungsgemäß war, während der Antrag des Herrn Oberstlandeskämmerer verfassungswidrig sein soll. Beide Anträge waren in keinem Programm veröffentlicht und in keinem Lesezimmer ausgelegt. Bei so persönlichem Widerspruche konnte es die Stände wohl nur unangenehm berühren, daß eines ihrer Mitglieder durch die Geldfrage aus langer ständischer Unthätigkeit geweckt, das obige Beweismittel angeschlagen hat, um einen ihrer Beschlüsse zu entkräften, oder durch die hingestellte Möglichkeit einer Verfassungswidrigkeit Bangigkeit und Zerwürfnisse zu erregen. Der Herr Graf glauben, daß die Rustikalisten bei dem großen Opfer, das die Dominicalisten gebracht, sehr wenig, die Proletarier gar nichts gewonnen haben, und auf die Letztern müsse man doch besondere Aufmerksamkeit hegen; doch scheint Herr Votant zu vergessen, daß die acht Millionen Stammkapital, welches gewissermaßen dem Dominicalbesitze entgeht und dem Rustikalbesitze zuwächst, gerade das kräftigste Mittel sei, dem Wachsen des Proletariats zu begegnen; denn unterstützt man den Bauer nicht so lange, als er noch Haus und Hof hat, so wird derselbe Proletarier. Der Herr Graf behaupten ferner, durch einen so übereilten Beschluß seien Viele in's Mitleid gezogen worden, welche hier gar nicht vertreten waren. Aber ich halte es eben für ein Verdienst, mit Aufopferung eigner Interessen das Gute so schnell auszuführen, als man es erkannt hat. Wenn Wittwen, Pupillen, bürgerliche Grundbesitzer und Dominicalisten hier nicht vertreten sind, so ist dies eine Schwäche der Verfassung, und sie mußten daher verfassungsgemäß an dem vom Votanten bezeichneten

Großmuthsvotum Theil nehmen; ja das Bedenken dagegen ist um so geringer, da dieser Beschluß ein Beschluß der Billigkeit war, und sich der Nachtheil, den sie dadurch leiden, gewissermaßen wieder durch den Vortheil, den sie gleich uns Obrigkeiten aus der Erleichterung des Dominicalbesitzes von öffentlichen Lasten genießen, behebt. Der Herr Graf wollen nur ein politisches Motiv in dem getadelten Beschlusse finden, nur ein Experiment; und ich gebe zu, es sei ein Solches; denn es hat endlich wirkende Mitglieder geschaffen. Es sei endlich selbst ein politisches Experiment der Stände, ihr Repartitionsrecht zu wahren, so haben die Stände doch auch das Gute dabei gewollt, und dessen Vollführung getrost der Gerechtigkeit und Weisheit Sr. Majestät überlassen. Daß das hierüber erflossene Reskript Worte enthielt, welche das ständische Repartitionsrecht gefährdeten, thut nichts zur Sache, denn die Stände haben die Mittel jederzeit in Händen, dieses Recht auf offene und legale Art zu wahren, und daher sehe ich durchaus keine Ursache ein, weshalb die Stände den Beschluß vom 25. Mai 1846 bereuen sollten; vielmehr haben sie alle Ursache, in der Erinnerung desselben stolz zu sein. Wenn aber der Herr Graf den weitern Antrag stellen, die Stände sollten beschließen, wegen des Nothjahrs die Repartition des Jahres 1847 auch noch im Jahre 1848 beizubehalten, so unterschieben dieselben hier dem Motiv der Billigkeit das Motiv der Großmuth; aber ich kann die Logik des Raisonnements durchaus nicht einsehen, daß die Großmuth dem Rustikalisten in einem Nothjahr nützen soll, wo ihm die dasselbe gewährende Billigkeit in einem gewöhnlichen Jahre nichts nützt. Oder soll es loyaler sein, um eine Uebereilung nicht offen vor seinen Mitständen einzugestehen, lieber unter dem Mantel der Großmuth im künftigen Jahre noch zu zahlen? Der Billigkeitsgrund des ständischen Beschlusses ist daher keineswegs entkräftet, und die Tendenz der Großmuth, welche für die Zukunft vorbehalten werden soll, jedenfalls sehr hinkend.

Weder der staatswirthschaftliche Vortheil einer gleichen Besteuerung zwischen Dominical- und Rustikalgründen, noch die vor dem Jahre 1847 bestandene Ungleichheit in der Besteuerung kann geleugnet werden. Die Dominicalgründe sind mit wenigen Ausnahmen in den Händen der Obrigkeit, die Rustikalgründe wieder mit wenigen Ausnahmen in den Händen der Unterthanen; ich will daher jetzt nur vom Standpunkte einer Obrigkeit aus sprechen und von dem Umstande ganz absehen, daß die Rustikalisten noch eine Menge öffentlicher Lasten zu tragen haben, von denen die Dominikalisten frei sind. Aber die Obrigkeit hat nebst der Größe ihres Grundbesitzes auch noch andere Hülfsquellen, als Laudemien und Zinsungen, der Rustikalist ist auf die Erzeugnisse seines, ohnehin weit kleineren, Grundbesitzes beschränkt, der Obrigkeit steht weitreichender Credit sowohl bei Privaten, als bei der Sparkasse und den öffentlichen Kassen zu Gebote, der Unterthan hingegen bekommt, eben weil sein Grundbesitz wegen der geringern Größe auch leichter überschuldet wird, nur sehr schwer Gelder auf den angedeuteten Wegen, und muß daher in einem Mißjahre oft zu Wucherhänden seine Zuflucht nehmen; die Obrigkeit kann bei diesen Verhältnissen mit ihren Erzeugnissen spekuliren, die Unterthanen müssen dagegen oft, nicht durch Erfahrung, sondern durch Noth geleitet, ihre Erzeugnisse um sehr geringen Preis verkaufen, ja oft sogar dieselben, ehe sie gefechsnet sind, verwerthen; denn sie verdanken nur Grund und Boden ihre Existenz und werden eben aus der Ursache im Preise ihrer Producte sehr oft benachtheiligt. Was ist also für ein Grund vorhanden, den Rustikalbesitz mehr zu belasten, als den Dominikalbesitz, und muß nicht die Abstellung der Ungleichheit im Grundsteuerobjecte sehr willkommen sein? Es ist schön, Gutes aus Billigkeit zu üben, aber es ist wahrhaft groß, dieses mit eigenen Opfern zu thun

diese Billigkeit aber zurückzunehmen oder zu umgehen, wäre ein Rückschritt, zu dessen näherer Bezeichnung mir die Worte mangeln. Selbst die Feinde der Steuerausgleichung haben diesen in der Gegenwart beseitigen wollen, aber die Möglichkeit eines solchen Schrittes, selbst in entfernter Zukunft kann nicht Wurzel fassen in meiner Seele, und die Wichtigkeit dieser Sache, der Ernst des Augenblicks veranlassen mich das Urtheil zu schildern, welches die Nachwelt über die Zurücknahme oder Zersetzung des im Mai 1846 gefaßten Beschlusses der Grundsteuerausgleichung fällen würde. Sie würde ihn nur als ein Werk der dem Lande höchst bedrohlichen Selbstsucht hinnehmen, sie würde ihn als untrügliches Zeichen moralischer Schwäche erkennen. Diese Wunde aber, die wir uns selbst schlügen, würde nimmermehr vernarben, denn gesellen wir unsere Schwäche zu den übrigen Schwächen der Zeit, dann hat unsere Institution aufgehört jener fruchtbare Acker im Vaterlande zu sein, in dem Hoffnungen grünen, Wahrheiten zur Reife gebracht werden sollen, dann haben wir uns selbst unser Grab gegraben, auf das die Nachwelt sicher keine Blumen streuen wird.

Wir fügen hier nur noch bei, daß wir den Vortrag des Grafen Johann Lazanzky von demselben selbst erhalten haben, jenen der Fürsten Auersperg aber nur den stenographischen Anmerkungen eines Ohrenzeugen verdanken, mithin den erstern sowohl im Betreff des Inhalts als der Stylistik, den zweiten nur in Betreff des Inhalts verbürgen können. Beide Redner, so wie auch Graf Albert Nostitz der nach ihnen sprach, haben aber nach bloßen Handanmerkungen aus dem Stegreife gesprochen. Den Vortrag des Herrn Grafen Albert Nostitz, werden wir Ihnen, so wie wir in dessen Besitze sein werden, zusenden. Sollte dieser Aufsatz Veröffentlichung und Anklang finden, so werden wir Ihnen bald einen zweiten nachsenden, und müssen nur bemerken, daß wir von Herzen wünschen, daß mancher Leser Ihres verehrten Blattes, auf Grundlage unserer Referate, auch ein Urtheil über die böhmischen Stände fällen möge; denn mehr als das Urtheil des einsendenden Referenten, wird jedem Einzelnen derselben gewiß das Urtheil eines ganz Unbefangenen gelten, das Urtheil des Mannes aus dem Volke. Getrost überlassen wir aber diesen das Urtheil über die Stände Böhmens, denn wie oft diese auch gefehlt haben mögen, frei von Eigennutz war jeder ihrer Entschlüsse.

Prag, am 17. Januar 1848.

Von der Bruska.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Scribe's neues Lustspiel. — Puff. Don Quixote und Candide. — Stufenleiter der Lüge. — Guizot und Emil Girardin.

Während in der Deputirtenkammer die Adresse verhandelt wird, spielt man in dem Theatre français das neue Stück Scribe's, das den bezeichnenden Namen „Puff," oder mensonge et vérité führt. Es ist eine alte Geschichte, die uns Herr Scribe von Neuem aufträgt. Die Wahrheit ist stockdumm, fällt überall über ihre eigenen Füße, muß sich zuletzt zur Lüge bequemen, und führt so zu der schönen Moral: „da seht Ihr's, so geht's Euch, wenn Ihr wahr sein wollt, deswegen fügt Euch in das Unerläßliche und lügt, so oft und so bald es Euch nothwendig und nützlich erscheinen mag." Wie gesagt, es ist eine alte Geschichte, und Cervantes nannte sie Don Quixote und Voltaire nannte sie Candide, und Beide kamen ungefähr zu demselben Schlusse, den heute Herr Scribe seinen Besuchern in dem Theatre français mit nach Hause gibt. Cervantes und Voltaire sind aber noch sehr zurück hinter Scribe, denn Don Quixote lebt und stirbt verrückt und tugendhaft, und Candide bleibt „Candide" bis zum Schlusse, fällt zwar alle Augenblicke auf die Nase, steht aber ruhig wieder auf, wischt sich das Blut aus dem Gesicht, und geht getrost seines Weges weiter bis an sein seliges Ende. Der Held Scribe's aber ist klüger. Als er sich in seine eigene Wahrheitstölpeleien immer tiefer verwickelt sieht, macht er am Ende auf einmal Halt und Rechtsumkehrt, — läßt Wahrheit Wahrheit sein, heult mit den Wölfen, lügt mit den Lumpen und kommt so zu seinem Ziele, zum Ehestande und auf die rechte und breite Bahn der allgemeinen Niederträchtigkeit. Das ist der Fortschritt von Voltaire bis zu Scribe, von Candide bis zum Puff. —

Was uns an der schönen Geschichte am meisten ankelt, ist die schale, ohnmächtige, unfruchtbare Eunuchenart — der Wahrheit. Ihr Vertreter ist ein geistreicher, schönthuender, halbehrlicher Gentilhomme des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn wir einem solchen Burschen im Leben begegneten, so würden wir ihm nach der ersten halben Stunde vorhersagen, daß seine Wahrheitsliebe Schiffbruch leiden werde, sobald sie mit seiner Eitelkeit zusammenstoße. Es ist reine Parade und sonst Nichts.

Es geht mit der Wahrheit und dem Wahrhaftigsein — wie mit dem Ehebruche und der Ehebrecherin in der Bibel. Christus sagt: „Wer seines Nächsten Weib auch nur ansieht, ist verdammt!" Und als die Ehebrecherin vor ihn trat: — verdammte er sie dennoch nicht. Und so ist es mit der Wahrheit: die Lüge ist entehrend, eine

Schmach und ein Hohn gegen den Gott im Menschen — aber: „Wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf!“ — Und wie mit den Sünden der Magdalena, so heißt es auch für die Lüge: „Ihr wird viel vergeben werden, wenn sie viel geliebt hat.“ Nicht die Noth- — sondern nur die Liebeslüge trägt ihre Entscheidung in sich selbst.

Der „Puff“ aber ist eine förmliche Bankerotterklärung der Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die Lüge geht überall siegreich aus dem Kampfe hervor, und die Wahrheit ergibt sich ihr zuletzt auf Gnade und Ungnade. Und in diesem Ergebniß liegt das Aergerniß dieser „spirituellen“ Niederträchtigkeit. Schon die Alten sagten von den Galliern: „sie lügen ohne es selbst zu wissen, es wird zur zweiten Natur bei ihnen.“ Und darin scheint uns überhaupt der Unterschied zu liegen, der zwischen den Galliern und anderen Völkern in dieser Beziehung stattfand. Die Gallier — logen, weil die Lüge ihnen zur Gewohnheit, „une manière d'être“ sagt Montaigne, geworden war; die anderen Völker logen nur, wenn sie dadurch eine gewisse Absicht erreichen wollten. In diesem Gegensatze ist der gallische Lügner in gewisser Beziehung schuldfrei, während der römische und germanische Lügner schuldbewußt erscheinen; es ist ein Spiel bei jenem, eine Berechnung bei diesen. Wo der Römer und Germane logen, da waren sie echte und rechte Lügner, weil das Bewußtsein der Unwahrheit in ihnen aufrecht stehen blieb; während der Gallier mit der Unwahrheit spielte ohne zu wissen was er that. Der Gegensatz tritt vielleicht am schärfsten in den Franzosen und den Engländern hervor, und um ein Beispiel anzuführen, so hat Napoleon seine eigenen Worte ebenso oft Lüge gestraft wie Cromwell; aber Napoleon belog, täuschte nicht nur Andere, sondern sich selbst ebenfalls, — während Cromwell heuchelte, weil er sich der Lüge bewußt war, weil die Wahrheit dennoch im Hintergrunde seiner Seele aufrechtstehen blieb.

Der Puff Scribe's — oder besser die Zustände, die er zu schildern sucht — sind auch in dieser Beziehung ein Fortschritt, denn sie bringen die Lüge zum Bewußtsein, sie erheben sie zur Berechnung. Es ist nicht mehr das leichtsinnige Spielen mit der Unwahrhaftigkeit, die „manière d'être“, nach der man unbedacht seiner Einbildung freien Lauf ließ; es ist die echte, wahre und wahrhaftige Lüge, die den Nachbar betrügt, um aus dem Betruge Nutzen zu ziehen. Es ist die römische, die germanische, die englische Kernlüge, eingeimpft auf den Baum der gallischen Lüge aus Leichtsinn und Spiel. Die Natur des Baumes ist schwach, das Gift, das man ihm aufpflanzt aber stark, und so ist Gefahr vorhanden, daß es alle Säfte, Mark und Holz des ganzen Baumes durchdringen wird. Das Ergebniß des „Puffs“ deutet dies an, denn wie gesagt, der Vertreter der Wahrheit beugt hier am Ende den Nacken unter dem Joche der Lüge.

Wenn wir den Kampf zwischen Wahrheit und Lüge schildern wollten, so würde zwischen dem Lügenvolke ein Mann mit gesundem Verstande und gesundem Herzen stehen, der kein Prahlens mit seiner Wahrhaftigkeit triebe, der aber wahr und wahrhaftig bliebe, seinen Freund getrost durch eine Lüge retten, und deswegen nicht weniger über diese Noth- und Liebeslüge bis in sein Herz hinein erröthen würde, so oft er sich selbst gestände: „du hast gelogen!“ — und der dann in diesem Bewußtsein all dem Lügenvolke gegenüber, das seine Wahrheit gegen eine Elle Zeug oder einen Thaler Courant austauscht, getrosten Muthes sagen könnte: „Ihr seid elendes Lügnergesindel!“

Aber Herr Scribe hat nur schildern wollen. Es ist ihm dies auch halbwegs gelungen, und die Urbilder zu seinen Charakteren begegnen uns alle Tage im öffentlichen Leben. Und nun gar in der Kammer. Seit drei, vier Tagen spielt dort das Urbild des Puffs. Es ist eine wahrhaft herzbrechende Geschichte, wenn man die Vertreter

eines sonst ehrenhaften und ritterlichen Volkes sich wechselseitig die schnödesten Geschichten vor aller Welt Augen vorwerfen sieht. Herr Guizot, der bis jetzt den Ruf eines unangreifbaren Ehrenmannes besessen hatte, ist endlich persönlich erreicht. Es thut uns das vom Herzen leid; denn er schien uns von dieser Seite bis jetzt gesichert, und sein Beispiel that uns so manchem andern gegenüber wohl. Und nun sinkt auch er unter den Schlägen — Emil Girardins. Es ist eine wahre Sprachverwirrung: der Mann aller gewagten Spekulationen, der Mann, der jede seiner Handlungen mit dem Code Napoleon in der Hand vornahm, der Mann, dessen Gesellen für ihn dem Gesetze anheim fallen mußten, weil er sich stets hinter ein Gesetzchen zu flüchten gewußt hatte, der Mann, der den Typus zu einem Robert Makaire leihen mußte — dieser Mann ist der höchste Ankläger Guizot's und der Minister, der tapferste Vertheidiger der öffentlichen Moral, der Ritter der Tugend und der Wahrheit.

Wir möchten das Gefühl Herrn Guizot's nicht theilen, das seinen Stolz bei der Wurzel angreifen muß, so oft er daran erinnert wird, daß er in einen Zweikampf mit Girardin verwickelt ist, und daß er in diesem Zweikampfe alle Tage gefährlichere Wunden davon trägt. Wir gestehen gern, daß diese Stellung unser tiefes Mitleiden erregt; aber sie scheint uns deswegen nicht weniger eine wohlverdiente, eine vollkommen gerechte Strafe. Herr Guizot war politisch besiegt, als er mit den Heirathen seine ganze Politik ändern, aus dem Lager Englands in das Oesterreichs übergehen mußte. Damals war der Augenblick für ihn gekommen, abzutreten, denn es war vorauszusehen, daß die neue österreichische Politik im Innern wie im Aeußern Herrn Guizot zwingen werde, dem Geiste Frankreichs entgegenzuhandeln. Er hat diese Nothwendigkeit nicht begriffen, er hatte die demüthige Anhänglichkeit der Majorität erprobt, er kannte die Mittel, durch die man sie lenkt, und hoffte von diesen Mitteln allein, was sie früher in Verbindung mit einer halbwegs nationalen Politik vermochten. Und die Mittel thaten auch die gehoffte Wirkung, die Majorität blieb ihm treu, ging mit ihm aus dem Lager Englands in das Oesterreichs und der Jesuiten über; aber grade deswegen kehrten sich dann die Angriffe der Opposition auch gegen diese Mittel vor Allem. Und so erklärt sich dann der Ruf: Corruption! als Losungswort der Opposition.

Corruption und Puff! — in der Kammer und im Theater; das ist mit zwei Worten der belebende Gedanke unserer Politik und unserer Dichtkunst. Wahrheit und Lüge — darum handelt es sich, und deswegen nennt Herr Lherbette Herrn Guizot einen Moraltartüf, und Emil Girardin nennt den Minister der Justiz einen Gerechtigkeitstartüf. Das Schauspiel ist lehrreich; aber wahrlich, um der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, um der Moral und Gerechtigkeit willen, wir wollten es würde — bei verschlossenen Thüren gespielt!

Und — das Elendeste bei der ganzen Geschichte ist dann doch wieder die „moralische" Opposition selbst. Wir sehen, wie sie unter der Fahne Girardin's ficht, und nachdem dieser den Minister der Justiz persönlich einen Gerechtigkeitstartüf, nachdem Herr Lherbette den Minister des Aeußern einen Moraltartüf genannt; nachdem die Herren Billault und Tocqueville die tiefste moralische Entrüstung gezeigt, und Herrn Guizot persönlich als der Corruption überführt dargestellt haben, — tritt endlich ein anderer Hauptvertreter der Opposition, Herr Dufaure, auf, und sagt einfach: „die Vorwürfe, die man der Regierung macht, sind sehr wohl verträglich — — mit dem „Respekt" und der Achtung gegen die Personen der Regierung." Ich wette, Herr Dufaure hatte Tags vorher den „Puff" gesehen, und sich die Moral Herrn Scribe's gemerkt!

J—y.

Digitized by Google

II.

Ranke's Preußische Geschichte.

Von Ranke's Preußischer Geschichte ist nun der zweite Band (Berlin 1848, Veit) erschienen. Er beginnt mit der Thronbesteigung Friedrich des Großen, und umfaßt die Zeit des ersten schlesischen Krieges — einen Zeitraum von nur zwei Jahren. Da das ganze Werk nur auf drei Bände angelegt ist, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nicht recht begreife, wie es mit dem dritten Bande aussehen wird, der über hundert Jahre umfassen müßte — eine Periode, die noch dazu sowohl in Beziehung auf die allgemeine politische Haltung Preußens, als auf die innere Entwickelung unendlich viel wichtiger ist, als was der Geschichtschreiber uns bisher dargestellt hat. Wie dem auch sei, wir haben uns vorläufig an das zu halten, was uns vorliegt.

Die Grenzboten brachten vor einiger Zeit eine Abhandlung, in welcher Ranke in seiner Gesammtthätigkeit charakterisirt werden sollte. Sie schloß mit dem ersten Bande der preußischen Geschichte und suchte nachzuweisen, daß ein schonendes, diplomatisches Verfahren in gewissen Fällen der Würde der Geschichte Abbruch thäte. Ein solcher Vorwurf trifft diesen Band keineswegs — vielleicht einfach darum, weil der Held, wenigstens in dem ersten jugendlichen Aufschwunge seines Genius keiner Schonung bedurfte. Auch was damals von dem dilettantischen Idealismus des Historikers gesagt wurde, kann hier nicht gelten, denn in dieser eigenthümlichen Combination der Politik, in der einem entschiedenen Willen von keiner Seite ernstlich der Spielraum geschmälert wird und in der doch auch in den heroischen Entwürfen eine gewisse Besonnenheit und Selbstbeschränkung waltet, ist Ranke vollkommen zu Hause.

Und wie berechtigt ist hier das universelle Wohlwollen, mit dem er es liebt, seine Gegenstände anzusehen! Auf der einen Seite Friedrich, der jugendliche Held, den das Schicksal vorwärts treibt, dem kein sittlich-gemüthliches Verhältniß hemmend in den Weg tritt, und der doch mit der Elasticität eines seiner selbst gewissen Willens das innere Maaß verbindet, das ihn überall die Grenze seiner Kraft zeigt; auf der andern Maria Theresia, später die kluge, ehrsame und bedächtige Landesmutter, damals noch in der schönen Glorie eines edlen Weibes, das mit hochherzigem Vertrauen auf sein Recht sich in die Arme ihrer Nation wirft; hier der Baiernfürst, der seiner guten Sache eben so gewiß ist, das englische Cabinet, das in dem festen Willen, die deutschen Großmächte einig zu halten, um ein Gegengewicht gegen Frankreich zu haben, mit einer gewissen Aengstlichkeit von einer Seite zur andern eilt, um auszugleichen, was durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse in Verwirrung gesetzt ist; endlich der schlaue Diplomat, der Frankreich regiert und trotz seiner scheinbaren Bonhommie mit entschiedener Ausdauer die alte Politik festhält, die Frankreich groß gemacht — sie alle haben Recht, wir fühlen es, daß wir an ihrer Stelle ähnlich handeln würden, und wir interessiren uns für den einen, wie für den andern.

Und darin zeigt sich wieder die Meisterschaft des Geschichtschreibers, einer Zeit, die selbst in den Details ziemlich dem größern Theil des gebildeten Publikums geläufig ist, ein neues Interesse abzugewinnen. Wie auf einem Schachbrett folgen wir den Bewegungen der verschiedenen Figuren Zug für Zug, bei jedem sind wir gespannt, bei jedem aber auch in vollständig klarem Verständniß. Der Reichthum der Figuren — denn auch die weniger bekannten treten in scharfen Zügen hervor, und greifen wesentlich mit ein in das Triebrad der Geschichte — und die

Mannigfaltigkeit des Räderwerks verwirrt uns nicht; der Eine große Charakter, um den die Ueberweisheit des diplomatischen Wesens kreist, dessen Geist sie in die Bahnen treibt, die die seinigen sind, bleibt uns stets im Auge, und jeder Strich, der zur Zeichnung irgend einer andern Person gezogen wird, dient nur dazu, die Züge dieses Einen Mannes in ein helleres Licht zu setzen.

Es ist eine alte Marotte, daß man einen Helden nur aus der Ferne würdigen kann, daß er ein Piedestal bedarf, um in seiner Mächtigkeit übersehn zu werden. Jedes echt historische Werk ist eine Widerlegung dieses Vorurtheils. Hier folgen wir dem jungen König, ich möchte sagen, auf jedem Fußtritt, wir belauschen seine geheimsten Gedanken, nicht um durch das plötzliche Einbrechen eines überirdischen Genialitätsblitzes geblendet zu werden, sondern um die Bewegung seiner Gedanken, seiner Pläne, seiner Ideale — um selbst seine Irrthümer und Fehler in ihrer innern Nothwendigkeit zu begreifen — und doch, wer nicht in diesem bis in's kleinste Detail ausgeführten Bilde von der Gewalt des Genius ergriffen wird, der gehört zu jenen Bedienten, die an die Größe des Helden nicht glauben, weil sie wissen, daß er seine Schuhe abnutzt wie andere Christenseelen.

Und nun die Virtuosität, mit der Ranke die unscheinbarsten Züge hascht, um nicht der Reflexion, sondern der Phantasie ein bestimmtes Bild zu geben. Es ist nicht die Genremalerei eines Walter Scott, der vor unsern Augen eine Farbe nach der andern herbeiholt, ein Glied nach dem andern ausführt — es ist der künstlerische Sinn eines Goethe, der mit einer Andeutung, die wir kaum merken, bei der es uns gar nicht einfällt, daß geschildert wird, plötzlich das fertige Bild in seinen wesentlichen Zügen vor unsere Seele stellt.

Man erwarte daher nicht, in diesem historischen Gemälde ein Material zu finden, aus dem irgend ein Dichter die beliebigen Localfarben und zeitlichen Details entnehmen könnte; man erwarte nicht, daß unsere Vorstellung, die so schon von Friedrich die hinreichenden Trachten, Anekdoten und was sonst zum Genre gehört, im Gedächtniß trägt, mit neuen Einzelheiten bereichert wird. Was uns nicht den Geist der Zeit und der Menschen versinnlicht, verschmäht der wahre Historiker; er erleichtert nicht eine poetische Transcription, sondern er macht sie unmöglich, denn ein Kunstwerk hebt das andere auf.

Wenn man nun die klare, bis in die kleinsten Einzelheiten der Geschichte eindringende praktische Einsicht, die doch nie den Zusammenhang des Ganzen aus den Augen läßt, wenn man den feinen Sinn erwägt, der auch den leisesten Einfluß des einen Menschen auf den andern sich nicht entgehen läßt, ohne in eitler Selbstgefälligkeit an dieser Wechselwirkung zu kleben, und in der gegenseitigen Beziehung die ursprüngliche Individualität zu verlieren; wenn man die Besonnenheit dazu nimmt, die trotz des weiten Blicks auf die universellen Verhältnisse, in die dies kleine Stückchen Weltgeschichte verwickelt ist, doch nie sich verleiten läßt, im Grenzenlosen zu verschwimmen; wenn man endlich für den Scharfsinn empfänglich ist, der überall die geistigen Tendenzen des Zeitalters, diese geheimen Regungen des Weltgeistes, durch den bestimmten empirischen Stoff durchschimmern läßt, ohne die derbe, feste Realität desselben zu verwischen — so wird man sich über mein Urtheil nicht wundern, das in diesem kleinen Rahmen ein beinahe ebenso bedeutendes Kunstwerk anerkennt, als in dem grandiosen Gemälde von der Herrlichkeit und dem Verfall des neuen Rom. In Kunst und Wissenschaft schweigt die Stimme der Partei; wenn die Engländer ihren Walter Scott

auszischen, weil er dem Banner der Tories folgt, so wollen wir uns die Freude an einem Kunstwerk nicht verkümmern lassen, weil es aus den Händen eines Mannes kommt, der als Politiker in den Reihen der Feinde steht. J. S.

III.

Aus Wien.

1.

Das sogenannte oberste Censurcollegium.

Nun ist das Hofkanzleidecret, welches die schon so lange besprochenen und vielfach erörterten Veränderungen in unsern Censurverhältnissen in's Leben rufen soll, erschienen. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir seit lange über kein neues Decret in dem Maße erstaunt waren, wie über das vorliegende. Wir fragen uns, hat die Regierung mit demselben die vielfach beklagten Uebergriffe der Censur, der namentlich so drückenden Verwaltung derselben durch die Polizei, den Hindernissen, die sie jedem wenn auch noch so bescheidenen Aufstreben entgegensetzte, abhelfen wollen, — oder war es nicht vielmehr ein politischer Schritt, um auf recht augenscheinliche Weise zu zeigen, daß man in keiner Weise und auch nicht ein Haar breit von dem Principe des starrsten Festhaltens am Alten weichen wolle, daß man selbst den tüchtigsten Autoritäten, den bedeutendsten Intelligenzen gegenüber und zum Trotze gerade nur das festhalte, was als ein längst Vermodertes, Unhaltbares anerkannt wurde. Wir geben in Kürze den Inhalt dieses Decrets.

Eine „Censuroberdirection," mit welcher das bisherige Wiener Bücher-Revisionsamt vereinigt wird, bildet in Censursachen die erste Instanz, ohne deshalb den Wirkungskreis der übrigen Censurämter zu beschränken, die jedoch der Censuroberdirection untergeordnet werden. Als zweite Instanz wird ein oberstes „Censurcollegium" gebildet, aus den Präsidenten der obersten Polizei-Censurhofstelle, aus Mitgliedern dieser Hofstelle, dann der geheimen Haus- Hof- und Staatskanzlei, der vereinigten Hofkanzlei und der obersten Justizstelle. Einem Autor sind auf sein Ansuchen die Gründe, aus welchen die Censurbewilligung versagt und die wesentlicheren Stellen, wegen welcher das Manuscript für unzulässig zum Drucke anerkannt worden ist, bekannt zu geben.

Bis hieher ist kaum etwas Neues festgesetzt, denn eine Berufung konnte auch bisjetzt stattfinden, wenn sie auch nicht geregelt war. Wir könnten nur den Umstand hervorheben, daß durch die Zulassung von wissenschaftlich gebildeten Männern, die durch ihre Stellung schon von vornhinein dem wissenschaftlichen Streben nicht feindlich gesinnt sein können, wie es bisher der Fall war, zum obersten Censurcollegium, in etwas das gehässige Polizeiwesen, das in allen Censursachen vorherrschte, — in etwas gemildert wird; daß man jetzt wenigstens die Gründe des verdammenden Urtheils angibt, die Umstände, die das Urtheil begründeten, dem Betroffenen bekannt gibt, ist ein Recht, das jeder Verbrecher hat, und dessen bisherige Vorenthaltung eben an Nichts weiter als das venetianische Staatsinquisitoriat erinnerte.

Alles dies wird aber zu Nichte durch die folgenden drei Clauseln, bei deren Eintreffen die Berufung an das oberste Censurcollegium nicht zugestanden wird: a) wo es sich um Aufsätze handelt, welche für Zeitschriften, Tag- und Flugblätter von nicht rein wissenschaftlichem Inhalte bestimmt sind, b) wenn wegen einzelner Hinweglassungen und Aenderungen des Ausdruckes Beschwerde erhoben werden

will, c) wenn überhaupt keine richtige Rücksicht für die Veröffentlichung des censirten Gegenstandes durch den Druck geltend gemacht werden kann.

Der erste Punkt gibt also Zeitschriften ganz der alten Willkür preis; im Gegentheil, die Berufung, die früher hier und da, in Folge gestrichener Zeitungsartikel, stattfand, hört damit auch auf. Es ist also ärger als früher. Zuvörderst fragen wir, wie das, was man dem einen Geistesproduct zugesteht, dem andern verweigert werden kann. Was heißt das „von rein wissenschaftlichem Inhalte?“ Sind da politische Blätter einbegriffen oder nicht? Ist der Dichter, der Publicist, Stiefkind, das mit dem Knochen, die man ihm übrig läßt, zufrieden sein muß, weil der grießgrämige Herr Papa nicht recht weiß, was das Zeug für Nutzen haben kann? Die hiesigen Blätter sind gewiß unschuldig genug, als daß sie durch ihre Haltung irgendwie Besorgniß hätten einflößen können. Man hat die hiesige Journalistik auf so furchtbare Weise eingeengt und eingekerkert, daß sie ihrer gesunden Sinne vollkommen verlustig gegangen und nicht einmal mehr das Bedürfniß fühlt, in die freie frische Luft zu kommen. Man scheint es eben nicht ungerne zu sehen, wenn die hiesigen Blätter weiter gar Nichts als Theaterklatschereien, jämmerlichen Lobhudeleien, geistlosem Novellenkram ihre Spalten öffnen, und dem Publikum diese unverdauliche Geistesnahrung Tag für Tag auftischen.

Der zweite Punkt öffnet wieder einer grenzenlosen Willkür Thür und Thor. Es ist bekannt genug, wie oft Censoren durch das bloße Beisetzen eines einzigen Wortes „nicht“ den Sinn des Gesagten vollkommen geändert, wie Parteilichkeit, für die eine oder andere Persönlichkeit, Rücksichten aller Art, Protectionswesen sie dabei leiteten; es ist bekannt, wie sinn- und geistlos solche beschränkte Capacitäten den Sinn durch abgeschmackte Veränderungen entstellten, die Verbesserer und Kritiker Persönlichkeiten gegenüber zu spielen, sich nicht entblödeten, die eine anerkannte Bedeutendheit für sich hatten. Und dagegen gilt kein Recurs mehr. Dem ist das österreichische Schriftstellerthum nun schrankenlos hingegeben.

Der dritte Punkt endlich stellt den Fall, wo auf diesen Recurs, von Seite des obersten Censurcollegiums, eingegangen wird, vollkommen dem Gutdünken des letzteren anheim. Zuvörderst müssen wir bemerken, daß von österreichischem Standpunkte aus sehr wenige Schriften existiren, deren Veröffentlichung wichtig wäre. Die ganze deutsche Literatur müßte von diesem Gesichtspunkte gestrichen werden, da deren Wichtigkeit erst noch zu beweisen wäre und allenfalls einige Lobgedichte bei Gelegenheit von Namensfeste oder ein paar „patriotische Broschüren“ oder die vorgeschriebenen Lehrbücher wären Alles, was übrig bliebe. Wodurch wird nun der Schriftsteller die Wichtigkeit der Veröffentlichung beweisen können? Wie wird bei dem formellen, langweiligen, geistlosen, schlendrianmäßigen Gang der Geschäfte und Verhandlungen ein so höchst relatives Moment. wie es die Wichtigkeit einer Veröffentlichung ist, entschieden werden? Und wer urtheilt darüber? Derselbe Gerichtshof, der die Schrift selbst verdammen soll, hat zu entscheiden, ob diese Appellation überhaupt stattfindet und obendrein nach einem so rein relativen Maßstab. Es wird also vollkommen in seiner Macht liegen den ganzen Recurs abzuweisen, wenn er ihm lästig fällt. Wenn man auf die Motivirung eines Druckverbots nicht weiter eingehen wollen wird, so wird durch den laconischen Ausspruch: „das oberste Censurcollegium sieht die Wichtigkeit der Veröffentlichung nicht ein,“ jede nur irgendwie verdächtige Druckschrift von Rechtswegen verboten werden können.

Die Frist zur Einreichung des Recurses ist auf vierzehn Tage nach der Zurückstellung des Censurgegenstandes, oder falls die Bekanntgebung der Beweggründe nach-

gesucht worden, vom Tage der Zurückstellung des hierüber erfolgten Bescheides an gerechnet, festgesetzt. Der Ausdruck „Bescheid" ist so vage gehalten, daß es uns scheint, als ob nach demselben ein gänzliches Verweigern der Beweggründe auch zulässig wäre. Zum Schlusse wird noch die oberste Leitung des ganzen Censurwesens dem Präsidium der Polizeihofstelle anvertraut. Wenn Jemand noch der Geist, in dem das ganze Gesetz gegeben worden ist, und die Absichten, die dabei vorschwebten, nicht klar und deutlich genug wären, so übernimmt dieser letzte Paragraph das Amt des Commentators.

Uebrigens ist mit diesen Gesetze über das Verfahren mit ausländischen Druckschriften gar nichts Näheres bestimmt. Es verbleibt daher ganz bei dem gewohnten Systeme der Regierung in dieser Beziehung. ☙

2.

Reclamation.

Die Broschüre unter dem Titel: „Die Geldangelegenheiten Oesterreichs von Albrecht Tebeldi. 1847", aus welcher in Ihre Zeitschrift „die Grenzboten" (Jahrg. 1848, 2. Heft, S. 89) ein kurzer Auszug aufgenommen wurde, schildert die Zustände der österreichischen Finanzverwaltung und insbesondere der österreichischen Nationalbank auf eine Weise, welche den Kenner zum Lächeln bestimmen und jeden redlichen Mann der sich über solche Gegenstände einigermaßen zu unterrichten vermag, mit Unwillen erfüllen muß Einsender dieses will heute nur die Angaben über die österreichische Nationalbank berühren.

Es wird in dem obenerwähnten, S. 89 der Grenzboten enthaltenen Auszuge angegeben: Die Summe des im Umlaufe befindlichen Papiergeldes betrage 647 Millionen Gulden. Es ist nicht zu begreifen, wie Tebeldi zu dieser Ziffer gelangt sein kann, wenn er nicht die ganze Summe der Wiener Währung, wie sie einst im Umlaufe war, nach ihrem vollen Nennwerthe als noch im Umlaufe befindlich annimmt.

Nun ist es aber Jedermann bekannt, daß, nachdem ein großer Theil des damaligen Papiergeldes seit dem Jahre 1816 eingelöst und vertilgt worden war, die Bank am 20. März 1820 die Einlösung der zu jener Zeit noch im Umlaufe gewesenen Summe von 450,000,000 Fl. Papiergeldes zu dem Course von 250 gegen die Bedingung von der Staatsverwaltung übernommen hat, daß die letztere ihr die dazu erforderlichen Mittel nach Maßgabe des Bedürfnisses der Einlösung gewähre.

Seit jener Zeit hat die Bank den Betrag von 442,400,862 Fl. Papiergeld mit den ihr zu Gebote gestellten Mitteln wirklich eingelöst, und vermöge der jedesmal erflossenen Kundmachung, in dem Verbrennhause am Glacis öffentlich vertilgt und diese ganze Summe vollständig aus dem Verkehr gezogen, so zwar, daß sich, vermöge der in der Wiener Zeitung vom 1. Januar 1848 enthaltenen Kundmachung nur noch die Summe von 7,519,138 Fl. W. W. Papiergeld, oder nach dem Course von 250 berechnet, 3,007,655 Fl. im Umlaufe befanden.

Ebenso ist es Jedermann bekannt, daß die Bank keine Banknote ausgibt, ohne daß solche durch vollständige Sicherheiten und ihren sehr reichlichen Silbergeldschatz gedeckt wäre. Der pseudonyme Herr Tebeldi soll ein Justizmann sein! Einsender wünscht, daß dieser Schriftsteller in seinem Justizberufe getreuere Untersuchung und größere Gewissenhaftigkeit beobachten möge, als er bei Zusammenstellung seines Ziffermachwerkes in der angedeuteten Broschüre einhalten zu sollen sich bestimmt fand *).

Wien, den 1. Februar 1848.

*) Diese Reclamation ist, wie wir so eben ersehen, auch der Allg. Zeitung zugeschickt worden. D. R.

IV.

Aus Prag.

Die Rectorwahl. — Streitigkeiten über das Karlsmonument. — Der Decan der juridischen Facultät. — Die Filialbank. — Tebeldi. — Berichtigung.

Habemus Papam! ist gestern die Siegesparole der Theologen- und Philosophenfakultät; Prälat Zeidler ist höchsten Ortes zum Universitätsrector ernannt worden, zum Vergnügen der Juristen und Mediciner, welche Professor Exner mit 143 Stimmen gewählt hatten; Prälat Zeidler feiert heute seine solenne Installation. Für demosthenische Genüsse bei der Universitätsfeier wäre also bestens gesorgt, das übrige wird sich finden — „es kann, wer will." —

Ich unterlasse es, diesen Bestätigungsakt zu glossiren, das Faktum spricht laut genug für sich selber; es liegt ganz in jenem Systeme, das immer thut, was die große Mehrheit nicht will, um dieser das Wollen überhaupt zu verleiden und sie zu gewöhnen an Fügsamkeit und Disciplin. Wage es einer aus dieser Mehrheit, seine Stimme, wenn noch so bescheiden, zu erheben gegen die Beschlüsse der Minorität, flugs wird er beschämt, vernichtet, damit die schöne Dämmerung fortan über uns throne.

Der Decan der Juristenfacultät weiß seit gestern davon zu erzählen, wie unantastbar Minoritäten sich dünken. Seit längerer Zeit regte sich im großen Publikum die Meinung und Ansicht, es sei der Kreuzherrnplatz zur Aufstellung des Karls-Monumentes nicht wohl geeignet, welchen das Jubelfestcomité in aller Stille gewählt. Der Decan der Juristenfakultät vertrat diese Ansicht des Publikums öffentlich in einem Lokalblatt, und schlug sine ira et studio einen andern Platz zur Aufstellung vor; einige Fachmänner unterstützten diesen Vorschlag ebenfalls im Wege der Oeffentlichkeit. Das Festcomité jedoch, vom Lichte der Publicität nach Eulenart empfindlich verletzt, stieg herab in den Kampfplatz jenes Lokalblattes, um den Opponenten, geschlossenen Visirs, anzugreifen, ihn zu verunglimpfen, mit Koth, mit trivialen Persönlichkeiten zu bewerfen, und auf diese Weise das Publikum zu überzeugen, der Opponent müsse doch so ganz Unrecht nicht haben, weil das Comité über diese Opposition so ganz alle Fassung und Würde verlor.

Der bureaukratische Geist ist bei uns so tief in Saft und Blut gedrungen, daß jedes Privatcomité sich die Infallibilität und Autonomie eines Consilii Tridentini beilegt, herrisch seine Anathema's ausspricht, den Plebs, der es geboren, tief unter sich siehet, diesem keine Meinung, keinen Zweifel mehr zu Gute hält. So auch die Dutzendmänner des Universitätsfest-Comités. Weil sie ohne Concursöffnung die Monumentsanfertigung einem protegirten Künstler übertrugen, weil sie jenen Platz wählten, soll Platz und Künstler alles an Vortrefflichkeit hinter sich lassen. Jener Juristendecan untersteht sich das zu bezweifeln, seine Zweifel gar drucken zu lassen, und wird dafür in illoyalster Weise, man möchte sagen im Gaminstyle verunglimpft, keinesweges aber entschieden widerlegt, denn immer bleibt es ungerechtfertigt, daß man nicht mehrere Künstler concurriren ließ, und wenigstens zweifelhaft, ob der Kreuzherrnplatz (oder eigentlich der gewählte Winkel desselben) sich zur Aufstellung entschieden und ausschließend eigne. Grobe Persönlichkeiten sind keine Widerlegung, und sie sind hier um so illoyaler, weil der Juristendecan seine Bedenken mit seiner Unterschrift drucken ließ, während die grobpersönliche Replik ohne Namensangabe, blos mit der Chiffre — einige Mitglieder des Festcomité's — gezeichnet ward, und wir doch berechtigt sind zu fragen, welche Mitglieder sich bei dieser Schmähschrift betheiligten und der Oeffentlichkeit so lichtscheu entgegen sind.

Mag der opponirende Decan vielleicht Unrecht haben, mag seine Persönlichkeit vielleicht unangenehm sein, und die beleidigende Fassung jener Replik veranlaßt haben, so hat man doch nicht die Person, sondern die Sache im Auge halten sollen, und wir danken dem Opponenten, um der guten Sache der Oeffentlichkeit im Allgemeinen, daß er, wenn auch verspätet, jenes dunkle, autonome Walten des Festcomité's vor das Forum der Publicität zog, und nimmer ist es zu billigen, daß jenes lichtscheue Comité, den Weg ruhiger Discussion verschmähend, das Hauptbedenken nicht widerlegte, daß man das hohe Monument unmittelbar an einen Thurm stellen will, und zwei Thürme ungleicher Höhe sich nur unschön machen können.

An sich unbedeutend gibt dieser Vorfall ein treues Bild unserer socialen Zustände, und nur deshalb finde er eine Stelle in Ihrem geschätzten Blatte.

Bei der Filialbank war dieser Tage einige Besorgniß um den Werth der Banknoten rege gemacht, theils einiger Baarsendungen in's Ausland, theils vager Gerüchte wegen; theils aber weil die Beamten aus Bequemlichkeit die Parteien Tage und Wochen lang verschieben, wenn sie kleine Zinscoupons auszahlen sollen und außerdem am 31. Jan. aus Bequemlichkeit, weil gerade Sconterirung war, und sie nicht eine halbe Stunde über die vorgeschriebene Zeit arbeiten mögen, die Gehalte der Justiz- — nicht der Gefälls-, Bank- oder politischen — Beamten nicht zahlten, sondern auf ein bis zwei Tage später verwiesen. Dazu kam ein der Gründlichkeit baarer Vortrag eines Kaufmanns im Gewerbverein am 1. Februar, der als Vertheidiger für die Nationalbank auftrat, und unter mehrerem Absurdem, wie er Tebeldi Lügen straft, behauptete, die Bank habe nur 156 Mill. Banknoten in Ausgabe statt der von Tebeldi angegebenen 647 Mill. Da hieß es qui s'excuse s'accuse. Auch dieser Sturm war ganz geringfügig und bleibt ohne Folgen. Jener Freund der Bank schädete ihr mehr, als ihre Feinde.

Graf Stadion wird nächste Woche erwartet, Graf Salm ist bereits abgereist*).

— w —

V.

Kann Oesterreich in Italien interveniren?

Von der österreichischen Grenze.

Die Wendung, welche die Ereignisse in Sicilien genommen haben, ist für Oesterreichs Lage in Mailand und Venedig von der ungeheuersten Wichtigkeit. Nicht etwa, daß unsere Truppen auch nur im Entferntesten ähnliches Schicksal drohen könnte. Sprechen wir es vor Allem aus: daß, in so weit es seine Truppen betrifft, Oesterreich nichts zu fürchten hat; die vermehrte Bevölkerung hat diese Seite der Kriegskraft in außerordentlicher Weise vergrößert und das Militärgrenzland allein, die sogenannten Grenzer, könnten im nöthigen Falle 300,000 Mann unter die Fahne stellen. Viel altes Zopfthum ist im Laufe der Zeit ausgegätet worden, und Männer, wie der Brückenerfinder Birago, dienen wohl als Beweis, daß die theoretische Wissenschaft in der österreichischen Armee keineswegs hinter der Zeit zurückgeblieben ist. Die Herabsetzung der

---

*) In Bezug auf die in der Correspondenz aus Prag (4. Heft) gegebene Notiz über eine Pulvereinschwärzung geht uns aus bekannter achtbarer Quelle die Berichtigung zu, daß weder Herr Klein, noch sein Buchhalter einer Pulvereinschwärzung angeklagt worden sind, und Alles Uebrige sich blos darauf reducire, daß ein weggejagter Aufseher unterster Art, um Geld von Herrn Klein zu erpressen, die Denunciation gegen sich selbst veranlaßte, daß aber sein Plan mißlang und der Mann nur in der eignen Schlinge sich fing. D. Red.

Dienstzeit von vierzehn Jahren auf acht, hat den Geist der Truppen belebt, und wir dürfen selbst mit Hinweisung auf frühere Unglückskämpfe mit Stolz sagen, es gibt auf dem Continente kein Heer, das an Ausdauer und Standhaftigkeit vor dem Feind dem österreichischen voransteht.

Diese materielle Seite seiner Stärke, das Bewußtsein dieser äußeren Kraft, mag wohl eine Hauptursache gewesen sein, die in letzterer Zeit die Interventionsgelüste, gegenüber der Schweiz und Italiens, unterstützt hat, und wenn wir aus den Aktenstücken, die Guizot den Kammern vorgelegt hat, ersehen, daß Oesterreich wirklich und auf das ernsthafteste auf eine gemeinschaftliche Intervention in der Schweiz hingearbeitet hat, so können wir die Besorgniß nicht von der Hand weisen, daß Oesterreich sich fortwährend mit dem unglücklichen Gedanken wiegt, seine Waffen jenseits der lombardisch-venezianischen Grenze zu tragen, um dem Hülfsrufe des kopflosen, bourbonischen Tyrannen in Neapel Folge zu leisten, der sich nicht nur völlig rath- und herzlos seinem Volke gegenüber gezeigt hat, sondern auch gegen Oesterreich, bevor er in seine jüngsten Nöthen gerieth, undankbar, aufgebläht und hochmüthig sich bewies. Wer die diplomatische Geschichte der Jahre 1843—45 kennt, wird auch in unsern conservativsten Kreisen wissen, was er von dem Charakter des Königs von Neapel zu denken hat.

Es ist ein undankbares Geschäft, das eines politischen Wetterpropheten; aber zu einer Zeit, wo der österreichische Beobachter Feuer und Flammen gegen die Schweiz spie und eine Sprache führte, die wie Kriegsbulletins lautete, haben die Grenzboten es gewagt keck und zuversichtlich zu behaupten, daß Oesterreich in den helvetischen Bergen nicht interveniren werde, und der Erfolg war für sie. Und so behaupten wir auch heute, trotz der ungeheuren Truppenmärsche nach Italien, die viel größer sind als die bloße Bewachung des lombardisch-venezianischen Königreichs nöthig macht, trotz einer vielgedeuteten Stelle der kaiserlichen Proclamation, trotz der jagenden Couriere von Neapel, wo eine österreichische Prinzessin auf dem Throne sitzt, trotz des gefährlichen Beispieles, welches eine geglückte Revolution in Sicilien und die durchgesetzte administrative Trennung derselben, für das österreichische Italien bietet, trotz dem Allem behaupten wir mit Zuversicht: Oesterreich wird und kann dem unglücklichen Gedanken einer Intervention keine Folge geben!

Unglücklich in der That wäre ein jeder andere Entschluß. Man wende uns nicht das Beispiel des Laibacher Congresses an, die Erfolge, mit welchen die Generale Frimont und Walmoden, an der Spitze von 55,000 Mann Oesterreichern, beide Sicilien mit ihrer Bevölkerung von 8 Millionen „pacificirten.“ Die Zeiten des Laibacher Congresses sind vorüber und zwischen 1821 und 1848 liegt die vorangeschrittene Civilisation einer halben Welt.

Betrachten wir blos die ganz veränderte Lage, in der das heutige Oesterreich, im Vergleich zu dem damaligen, sich befindet. Sieben Jahre waren erst nach dem Wiener Frieden verflossen, als die drei Allirten in Laibach wieder zusammentraten. Die Restauration hatte damals ihre verderbliche Wirthschaft noch nirgends zur Evidenz gebracht. Die Völker, müde des langen Krieges, waren in den ersten Athemzügen eines neuen Wohlstandes, überall war man der Revolution abgeneigt. In Oesterreich zumal, das am meisten gelitten, wo man die Wunde eines fürchterlichen Staatsbankerottes zu heilen hatte, war alles für die Stabilität, die erst stabil zu werden anfing. Nirgends erhob sich ein bewußtes Bedürfniß nach freier politischer Entwickelung; die Popularität des Kaisers Franz, der durch langjährige Unglücksfälle, wie Friedrich Wilhelm III., das Mitgefühl eines edlen und gutherzigen Volkes sich verschwistert hatte, war ohne

Grenzen. Die Idee der Legitimität, vor Kurzem erst aus dem Ei gekrochen und von dem gallischen Hahn Tayllerand ausgebrütet, prangte in vollem Gefieder. Die französische Constitution war noch etwas neues auf dem Festland, eine Experimentalverfassung in der Mitte langgeübter, langgewohnter, absolutistischer Systeme. Die drei Allirten waren durch keine Prinzipsverschiedenheit, durch kein Februarpatent, durch keine panslavistische und Donauconflicte im Mindesten getrennt. Die italienischen Fürsten, der Papst an der Spitze, betrachteten Oesterreich als ihren Retter, als den wachenden Roland ihrer Souveränität. Damals war eine Expedition nach Neapel für Oesterreich kaum mehr als eine promenade militaire. Der Carbonismus auf die unpractischen, gefährlichen, unhaltbaren Mittel geheimer Verschwörungen angewiesen, ward von allen Seiten gehetzt und verfolgt. Keine auswärtige Macht, keine Volkssympathien im Auslande standen dem Volke, diesseits und jenseits des Faro, zur Seite und leicht wurde es einer Heersäule österreichischer Kerntruppen unter bewährten Führern mit einem armen, verweichlichten, undisciplinirten, uneinigen Volke, ohne tüchtiges Haupt und Centrum, fertig zu werden.

Wie anders heute, wo ein ganz anderer Geist die Welt beherrscht, wo die Zahl der repräsentativen Staatsverfassungen in Europa die Mehrheit bildet und mit jedem Tage sich vergrößert, wo das absolutistische Prinzip immer mehr und mehr vereinzelt und zurückgedrängt wird, wo selbst im Herzen des abgeschlossenen Oesterreichs der Ruf nach Reformen, nach ständischer Vertretung immer drängender wird. Wie anders jetzt, wo die Bestrebungen eines noch so fernen Volkes nach verfassungsmäßigem Recht und Verwaltung überall die wärmsten Sympathien findet, wo Frankreich trotz eines temporär stabilen Ministeriums diese Stabilität auf der Tribune kaum einzugestehen wagt, wo ein nicht ferner Todesfall die ganze Politik an der Seine plötzlich in eine entgegengesetzte Richtung bringen kann, wo England von einer whiggistisch gesinnten Königin, von einem cholerischen, revolutionsfreundlichen Premier geleitet, die Rolle übernimmt die früher Frankreichs war.

Wie anders heute, wo ein noch in den besten Mannesjahren stehender Papst die Revolution Italiens begann, ein piemontesischer Prinz seinem innersten Charakter und allen seinen bisherigen Gelüsten entgegen, mit savoyardischer Schlauheit den möglichen Erwerb berechnend, sich plötzlich ihr anschloß, wo selbst der gutmüthige, biedere Enkel Maria Theresia's, ein Erzherzog Oesterreichs, von den Habsburgischen Interessen sich lossagte und seine eigenen Gesandten an die benachbarten Höfe sandte.

Wie anders jetzt, wo in Wien Finanzverlegenheiten neuer Art einen drohenden Abgrund öffnen, wo die Börse, ein Institut, das man zur Zeit des Laibacher Congresses noch wenig bei uns kannte, plötzlich die Dictatur des Geldmarktes an sich gerissen hat, und Gesetze vorschreibt, denen selbst die Allgewaltigen folgen müssen, die Agiotage, die für die Cupidität der großen Bankhäuser und der Meute der kleinen Stockjobbers, die in ihrem Gefolge heulen, jeden Luftzug außerhalb und innerhalb der Monarchie ausbeutet.

Innerhalb der Monarchie! Dies ist abermals eine Erscheinung, die man in den Zeiten des Laibacher Congresses nicht kannte. Das „Kaiserthum" Oesterreich war damals erst 16 Jahre alt, ein Jüngling noch, in der ersten Entwickelung. Was verdaut ein so junger Magen nicht Alles! Nun ist das Kaiserthum ein Vierziger geworden und weil man ihm so wenig Bewegung gönnte, leidet er an Hömorrhoiden; das Blut setzt sich bald dort bald da an und ohne eine eigentliche Krankheit ist der ganze Körper von Unbehaglichkeit ergriffen. Bald dort, bald hier zeigt sich ein Krankheitssymptom.

Wir legen kein großes Gewicht auf die Bauernhändel, die dieser Tage in Ober-

steyermark zu blutigen Köpfen führten, aber das Symptom der Robotverweigerung erneuert sich zu oft an den verschiedensten Enden, und Galiziens Leichenhäuser stehen als schreckliche Mahnungszeichen im Hintergrunde unserer Erinnerung. — Auch die Bedeutung der ständischen Oppositionsbewegungen wollen wir keineswegs exageriren, aber wer bürgt dafür, daß Eingriffe in die ständischen Rechte, wie sie in Prag stattgefunden, nicht eines Tages auf weniger Selbstbeherrschung stoßen? Man sagt, die slavischen Bewegungen in Böhmen hätten wenig zu bedeuten, aber wo die Regierung in Galizien hält, darüber kann sie sich nicht täuschen. Die heißen Reden und Juratendemonstrationen am Preßburger Reichstag machen uns über die hochherzige Treue der Ungarn nicht irre, aber so sanguinisch ist man selbst in Nro. 47 der vordern Schenkenstraße zu Wien nicht, daß man sich nicht den Rücken auf unvorgesehene Fälle deckt, wenn man königliche Resolutionen an den Reichstag sendet.

Genug, Oesterreich braucht im Jahre 1848 eine weit imposantere Militärmacht im Innern des Landes als 1821; die Zeit ist den luxuriösen Invasionen in fremde Länder, den intervenirenden promenades militaires, jetzt sehr wenig günstig.

Zu der Summe aller dieser Veränderungen der österreichischen Situation gesellt sich aber noch eine Hauptrücksicht. Als im Jahre 1821 die Oesterreicher nach Neapel aufbrachen, hatten sie den Rücken vollkommen gedeckt; sie konnten zu jeder Zeit Verstärkung erhalten, sie konnten im Falle des Mißlingens ihren Rückzug nach Oberitalien gesichert antreten. Was würde aber heute das Loos der österreichischen Truppen sein, wenn ein dem spanischen Befreiungskriege ähnlicher Guerillaskampf sie zum Rückzuge nöthigte? Wir wollen nicht fragen, wie man es überhaupt anzustellen vermöchte, ein österreichisches Invasionsheer nach Unteritalien zu bringen; angenommen der Papst bewilligte den Durchzug, angenommen England ließe österreichischen Schiffen zu diesem Zwecke freien Paß; aber wie würde sich dies Alles im Falle einer Niederlage gestalten? Würde nicht die ganze Bevölkerung Italiens in begreiflichem und gerechtfertigtem Fanatismus im Rücken des Invasionsheeres sich erheben und den Rückzug unmöglich machen? Welch' schreckliches Loos würde den österreichischen Truppen bereitet, welche unerhörte Schmach der österreichischen Fahne! Wir haben es am Eingange dieses Aufsatzes wohl bewiesen, daß wir nicht gering von dem Muth und der Ausdauer unserer Armee denken. Aber bei dem gerechten Zorn des sicilianischen Volkes, das über ganz andere Tyrannei zu jammern hat, als Venedig und Mailand, bei der heldenmüthigen Ausdauer, welche Palermo und das Landvolk unter den Kugeln der Schweizer und der Citadelle bewiesen, hat es sich wohl hinlänglich gezeigt, daß die ganze Bevölkerung von gleicher Freiheitsbegeisterung ergriffen ist, und daß ihre Führer ganz anderer Art sind, als 1822 die Generale Pepe und Carascosa waren. Der Sieg eines für seinen eigenen Heerd gegen fremde Eingriffe kämpfenden Volkes ist fürwahr nicht so unwahrscheinlich, als daß man beim Angriff nicht zugleich die Chancen des Rückzuges bedenken sollte. Und welche Chancen wären dies!

Und so eben treffen auch die neuen inhaltsschweren Nachrichten aus Neapel ein. Der König hat eine Constitution, nach Art der französischen Charte, verheißen. Delcaretto ist fortgeschickt, das Ministerium entlassen, die Censur wird mit einem Repressivgesetze vertauscht. Diese Nachrichten vervollständigen nur unsere Parallele.

Man sage nicht, nun sei alles Widerrathen einer Intervention überflüssig, da der König ja einig mit dem Volke und jeder Interventionsgrund von selbst wegfällt. Aber auch im Jahre 1820 wurde ja in Neapel eine Constitution (die spanische von 1812) proclamirt und der König und die Prinzen haben sie am 13. Juli sogar beschworen.

Und doch trat die fürchterlichste Reaction ein und der Laibacher Monarchencongreß eröffnete dem König Ferdinand in ziemlich befehlerischem Tone, (er ließ sich dies so gerne befehlen!) die königliche Gewalt auch in ihrer früheren Ausdehnung wieder herzustellen.

Die jetzt in Neapel versprochene französische Constitution ist allerdings weit weniger beschränkend für die monarchische Autorität, als die spanische Cortesconstitution von 1812; es fällt somit ein Hauptgrund weg, den man auf dem Laibacher Congresse ostensibler Weise geltend machte: daß das monarchische Princip durch die neapolitanischen Ereignisse überhaupt gefährdet sei. Ueberdies ist seit jener Zeit das monarchische Princip durch die Revolutionen in Paris, Madrid, Lissabon, Brüssel, Dresden, Cassel u. s. w. scheinbar so oft gefährdet worden (ohne daß es doch in der Wirklichkeit im mindesten gelitten hätte) als daß jenes Laibacher Motiv noch brauchbar wäre. Allein, die Constitution ist in Neapel und Sicilien noch nicht eingeführt! Der König hat sie erst — versprochen! Alle Nachrichten, die von dort zu uns gelangen, erzählen, daß ein fremder Einfluß (hoffen wir, es sei blos der russische!) dem Könige vom Nachgeben abzurathen suchte. Und Ferdinand II., der bereits zwei Mal sich selber untreu wurde, ist ganz der Mann dazu, es bei schicklicher Gelegenheit auch zum dritten Male zu werden.

Und nehmen wir an, daß Constitution und Preßfreiheit wirklich eingeführt sein werden, so ist dies voraussichtlich erst der Anfang vom Liede. Ein so lange geknechtetes und durch Jesuitenerziehung in Nacht und Unwissenheit gehaltenes Volk, springt nicht plötzlich von der tiefsten Sclaverei in eine gebildete Freiheit, ohne daß Excesse vorfallen, ohne daß der Staat in den nächsten Jahren noch mancherlei Vibration zu bestehen hat, wie dies ja auch im Julifrankreich, in Belgien, in Spanien der Fall war. Die Gelegenheit zur Intervention ist daher noch keineswegs ganz abgeschnitten.

Aber vor der Hand ist sie offenbar unmöglich! Und weil es selbst jenen Staatsmännern, die in Wien eine rasche Expedition nach Unteritalien für geboten erachteten, doch nur darum zu thun sein konnte, durch rasche Mittel der Gährung in den eigenen Besitzungen rasch ein Ende zu machen, und weil diese expedite Raschheit nun eine Unmöglichkeit geworden ist, so erlauben wir uns ganz bescheiden zu fragen, ob es nicht zweckmäßiger wäre, den ganzen Plan für immer und ewig zu beseitigen, als durch einen drückenden Aufwand von Kriegskosten eine große Heeresmasse auf lange Zeit hinaus, auf ungewisse Hoffnungen hin, schlagfertig zu halten. Wir und der größte Theil der gebildeten und zurechnungsfähigen Oesterreicher sind der Meinung, daß es jetzt eher an der Zeit wäre, die Hofkanzlei statt des Hofkriegsrath für die Erhaltung und Pacification in Italien sorgen zu lassen, oder um auch dem nicht österreichischen Leser verständlich zu werden, ob es nicht besser wäre, daß das Ministerium des Innern durch zeitgemäße Reformen und Zugeständnisse, durch eine Reihe befriedigender Gesetze, die Sympathien des lombardisch-venetianischen Königreichs wieder erobere und den Haß des übrigen Italiens dadurch beschwichtige, als durch Combinationen des Kriegsministeriums, durch Rekrutenaushebungen und Remontirungen den Staatsschatz zu belasten, Handel und Industrie zu schrecken, ganz Europa zum Hasse zu reizen und den Frieden und die Zukunft Oesterreichs in Frage zu stellen. Pax custodire salutem, et cives aequare potens.

† †

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: I. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Eine Sitzung in der französischen Deputirtenkammer.

Paris, den 5. Februar 1848.

Sie lesen in den Zeitungen, was die Herren in der Deputirtenkammer gesagt haben; erlauben Sie mir, Ihnen heute ein paar Zeilen darüber zu schreiben, wie sie es gesagt haben.

„Wir Pariser" leben meist ein wenig in den Tag hinein. Hundert und Aberhundertmal ist es mir vorgekommen, daß ein deutscher Zugvogel, der sich nur vorübergehend hier aufhielt, gar viele höchst merkwürdige Sachen gesehen und gehört hatte, zu denen ein echter Pariser nie kommt, auf die er kaum merkt. Seit zwölf Jahren — war ich nicht wieder in der Deputirtenkammer gewesen. Verrathen Sie dies bei Leibe den deutschen Zeitungen nicht, für die ich schreiben muß. Aber es ist wörtlich wahr, vor zwölf Jahren war ich zum letzten Male in der Deputirtenkammer, und habe mich damals so gräßlich gelangweilt, daß ich sagte: „die sollen mich sobald nicht wieder anführen!"

Vorigen Montag hatte ich mir ein Billet für einen Freund erbeten, aber der Freund hatte die Grippe. Es war vorauszusehen, daß an dem Tage Herr Thiers über Italien sprechen und wahrscheinlich Herr Guizot ihm antworten werde. So entschloß ich mich, es selbst zu wagen.

Man muß um 12 Uhr kommen, wenn man einen leidlichen Platz haben will; um 1 Uhr erscheint der Präsident; von 1 bis 2 Uhr geschieht Nichts, wird hin und her, aus und eingegangen, während von Zeit zu Zeit Jemand auf die Tribüne tritt und so thut, als ob er einen Commissionsbericht läse, oder den Inhalt einer Petition anzeige. Kein Mensch achtet darauf, und ich bin überzeugt, die Leute geben sich nur das Ansehen, als ob sie laut läsen.

Gegen 2 Uhr wird es lebendiger im Saale. Nach und nach kommen jetzt einzelne berühmtere Leute. Herr Odillon Barrot war heute der erste unter diesen. Er schritt mit eiliger Grandezza die kleine Treppe hinauf, die zum Präsidentensitz führt. In der Mitte derselben begegnete ihm Jemand, der einen Händedruck erhielt, aber nur über die Schulter angesehen wurde. Beim Präsidenten, Herrn Sauzet, angekommen, lehnte er seinen Ellenbogen auf den Tisch, seinen

Zeige= und Ringfinger an die hohe Stirn, und sah sehr ernst und bedeutend aus, als er Herrn Sauzet was in's Ohr sagte. Herr Sauzet lächelte ziemlich freundlich, ließ sich aber doch nicht aus seiner bequemen Stellung oder besser Sitzung bringen. Nach zwei, drei Minuten ging Herr Odillon Barrot wieder die Treppe hinab, stets mit derselben eilfertigen Grandezza, und verschwand wieder aus dem Saale.

Eine Weile darauf kam Thiers. Auch er stattete dem Präsidenten seinen Besuch ab. Es ist das Mode, wie es scheint. Aber wie ganz anders war das Benehmen beider. Auch Thiers begegnete auf der Treppe einem Freunde, und er nickte traulich mit dem Köpfchen. Er gab Herrn Sauzet die Hand, aber wie man Jemanden die Hand gibt ohne alle Umstände, und nicht als ob man den Segen mit dem Händedruck ertheilen wolle. Er sprach mit dem Präsidenten eben so ohne alle gesuchte Zierlichkeit in seiner Stellung und seinen Bewegungen, und dennoch mit aller Grazie der Natürlichkeit, und ging die Treppe hinab, wie man Treppen hinabgeht, ein wenig schlotternd mit dem Leibe. Herr Sauzet hatte sich aufrecht gesetzt, Thiers zugekehrt, ihm die Hand gegeben, ihn höchst freundlich angelächelt, jedem seiner Worte mit dem Kopfe ein: „Ganz recht, versteht sich von selbst!“ zugewinkt, und kehrte sich, als Thiers an der andern Seite des Stuhls hinabging, nach dieser Seite hin, und winkte wieder mit dem Kopf zum Abschied.

Ein paar Minuten später erschien Herr Guizot. Voila Mr. Guizot! flüsterte es von Ohr zu Ohr, und es entstand eine allgemeine Bewegung; jeder setzte sich zurecht. Herr Guizot machte ebenfalls dem Präsidenten seinen Besuch. — Aber er ging geschäftig rasch die Treppe hinauf, gab Herrn Sauzet die Hand, sagte schnell ein paar Worte, stieg rasch die Treppe wieder hinab, — und all' das nahm Herr Sauzet mit einer so schmunzelnden, hingebenden Passivität hin, daß man an Herrn und Diener denken mußte.

Kaum war Herr Guizot von dem Präsidentenstand herabgestiegen, als Herr Leon Faucher hinaufstieg, vollkommen wie die drei Andern, Etwas zu sagen hatte, sich an den Präsidententisch wie Herr O. Barrot anlehnte, sich wie Thiers zu Herrn Sauzet hinneigte, und doch wieder so rasch zu sprechen schien wie Herr Guizot. Herr Sauzet sah ruhig vor sich hin, rührte kein Glied und ließ Herrn Faucher abgehen wie er gekommen war, ohne zu thun, als ob er merke, daß er komme und gehe. Aber ich wette, Herr Faucher war sehr zufrieden mit sich selbst, als er hier stand, wo die drei vor ihm gestanden hatten.

Unterdessen war Herr Guizot noch einmal rasch hinausgegangen, und kam jetzt ebenso rasch wieder herein. In dem Gange (couloir) zwischen der Thüre und dem Präsidentensitze, sah er mit aufgehobenem Kopfe zu Herrn Sauzet hinauf, und winkte im Gehen zwei Mal rasch mit dem Kopfe, worauf dann Herr Sauzet die Klingel ergriff, schellte, die Huissiers „en place Messieurs!“ riefen.

Es war 2 Uhr; — zwei Stunden hatten wir verloren. Und noch eine und eine halbe Stunde sollten nicht viel besser angewendet sein. Herr Carnot, ein sehr braver und ehrenhafter Mann, hält Reden, die sich besser lesen als hören; zwei andere Deputirte waren noch weniger geeignet als er, die Aufmerksamkeit zu fesseln. „Nous sommes volés, comme dans un bois,“ sagte einer meiner Nachbaren.

Endlich hatte der dritte Redner geendigt. Es trat eine kleine Pause ein. Thiers erhob sich. Augenblicklich lief es von Mund zu Mund: Mr. Thiers — le voici! Und wirklich schritt er ruhig und nicht rasch und nicht langsam der Tribüne zu. Oben angekommen, kehrte er sich der Kammer zu, nahm seine Brille ab, putzte sie mit seinem Schnupftuche, setzte sie wieder auf, und sah sich dann seine Leute an. Dann kratzte er sich mit der linken Hand hinter dem Ohre, beugte dabei das pfiffige Köpfchen ein wenig nach der Seite, schien rasch einen Blick in sich hinein zu werfen, und sah dann wieder auf zu dem Kreise vor ihm. „En place, Messieurs! en place, Messieurs!“ schrieen die Huissiers, denn während der vorhergehenden Reden waren sehr viel Deputirte nach und nach ausgewandert. Jetzt strömten sie zurück. Es dauerte wohl fünf Minuten, und während der Zeit lehnte Thiers bald mit dem Rücken an dem hinter der Tribüne stehenden Präsidentensitz, bald ging er hin und her, und — das Alles mit einer Natürlichkeit, einer Achtlosigkeit, einer ungesuchten Grazie, daß man seine Freude daran haben mußte.

Zuletzt trat Ruhe und Stille ein. Noch einmal sagte der Präsident: „la parole est à M. Thiers!“ — und ein allgemeines — Lispeln — rief endlich eine wahre Todtenstille hervor. Thiers trat an die Balustrade der Tribüne heran, wusch die Lippen mit der Hand, legte dann beide Arme auf die Tribüne, griff mit den beiden Händen den vorstehenden Rand der Marmorplatte, die sie deckt, und fing an: „Messieurs, à mon tour je viens vous entretenir des affaires de l'Italie.“ Und so war es, er „unterhielt“ uns über die italienischen Angelegenheiten. Seine Stimme ist belegt und etwas kreischend. Aber das vergißt man nach den ersten funfzig Worten, denn was er sagt, ist klar und durchsichtig, wie frisches Quellwasser. Und er sagt es so einfach, so ohne alle gesuchte Ziererei, so natürlich, und doch mit so einschmeichelnder Geschmeidigkeit, mit so hinreißendem Anstand, daß man nicht widerstehen kann. Er war heute heftiger, schärfer, als ich ihn früher, — zwölf Jahre jünger — je gesehen, und auch seit der Zeit nicht gelesen hatte. Die Heftigkeit aber brachte ihn nicht aus seinem innern Gleichgewicht, sie verrieth sich nur durch die scharfen, schneidenden und stoßartigen Bewegungen seiner Hände, und dann vor Allem durch die gut gezielten Pfeile seiner Zunge. Er traf Schuß um Schuß, und einzelne Pfeile waren vergiftet, besonders sein letzter.

Fast noch interessanter als Thiers selbst — war Herr Guizot, während Thiers sprach. Sie kennen seine scharfen Züge aus Bildern und Medaillons. Er saß da auf seiner Bank, mit halbgeschlossenen Augen, mit gekreuzten Armen, und hörte mit allen Fasern und Nerven seines ganzen Leibes zu. So oft Thiers einen harten Schlag führte, der stets bei ihm eingeleitet, vorbereitet und erst im rechten Augenblick geführt wurde — wurde das Gesicht Guizot's immer bleicher, immer kälter, zuletzt eine todte, fleischfarbene, blutlose Broncestatue. Er war fast wie ein Gespenst anzusehen. Am bleichsten wurde Guizot, als Thiers von den Verträgen von 1815 sprach, sie angriff und endlich erklärte. „Il faut les observer — — mais — — détester!“ Mit diesem Worte richtete Thiers einen scharfen Stoß seiner rechten Hand nach der Herzlage Guizot's, und der Stoß traf, Guizot saß wie eine Leiche da, während von allen Seiten des Saales wohl eine Minute lang der rauschendste Beifall in der Wunde wühlte, die Herr Thiers seinem Feinde beigebracht. Erst als dieser Beifall schwieg, beugte sich Guizot vornüber, ergriff einen Bleistift, schrieb ein paar Worte, und während des Schreibens trat dann wieder Blut in die Adern seines Gesichts.

Sie mögen mitunter spielen, mit dem Heiligsten selbst, — aber für sie ist es kein Spiel. Es war ein blutiger Ernst, und ihr letzter Blutstropfen war mit dabei im Spiele. Kampf auf Leben und Tod — wie jener der Hunnen, der alle Nächte wieder anfängt, die Wunden von Neuem schlägt, bluten macht, die Herzen zerreißt — aber nicht in Wahrheit tödtet, weil der Zauber in der nächsten Mitternacht neuen Kampf fordert, und so bis an's Ende der Tage.

Der vergiftete Pfeil, den Thiers am Schlusse seiner Rede gegen Guizot schleuderte, hieß: „Frankreich ist nicht entartet — degenerée — es ist es nur im Herzen derer, die es sich nach ihrem eignen Musterbilde gemacht denken.“ Aber dieser Pfeil traf weniger, als Herr Thiers gehofft haben mochte. Der Stolz des bedrohten Kämpfers wurde der Schild, an dem er abprallte.

Und er sprang auf Thiers selbst zurück. Denn Guizot begann seine Antwort und sagte: „Ich werde ein Wort aus der Rede Herren Thiers streichen, nur Ein Wort. Es ist unter meiner Würde auf dasselbe zu antworten. Frankreich ist zu groß, als daß irgend Jemand von denen, die regieren und regiert haben, es nach seinem Musterbilde ummodeln könnte!“

Aber ehe Herr Guizot diesen Wurf zurücksenden konnte, war wohl eine halbe Stunde seit dem Schlusse der Rede des Herrn Thiers verflossen. Es ist Brauch nach bedeutenden Reden die Sitzung vier Male zu unterbrechen. Während dieser Zeit strömt Alles ab und zu. Es kamen sehr viele Leute, die sich um Thiers drängten und ihm die Hand schüttelten; es kamen auch viele zu Herrn Guizot, und dieser empfing Alle, ohne Ausnahme, mit einem raschen, nervösen Händedruck und mit einem Lächeln, das nicht natürlich, nicht schön war, weil es mehr

in den zum Lachen verzognen Muskeln, als in dem lächelnden Ausdruck von Auge und Mund lag. Es war für Viele falsche Münze, das sah man nur zu bald, für Viele, sehr Viele, denn es war für Alle vollkommen dasselbe.

Die Klingel des Präsidenten wurde abermals durch einen Wink Herrn Guizot's, aber diesmal viel bescheidener und viel versteckter — weil offen und vor aller Welt — in Bewegung gesetzt. Herr Guizot stieg langsam zur Tribune hinauf.

In den zwölf Jahren, daß ich Herrn Guizot nicht, oder nur höchst vorübergehend gesehen, ist er um wenigstens 24 Jahre älter geworden. Er war 1836 noch ein sehr rüstiger Mann, der kaum an die Vierzig zu grenzen schien; heute würde man ihm siebzig Jahre geben. Er hat einen sehr hohen Rücken bekommen, so hoch, daß wenn der Mann nicht erster Minister wäre, man sagen würde, er sei bucklich. Die Schultern und die Brust sind breit, die Beine klein und hager. Das Gesicht aber bekundet den Mann in ihm. Es ist voller scharfen, ernsten, durchgreifenden, schneidenden Ausdruckes und die Augen dringen durch Mark und Bein und sprühen oft Funken und Feuer. Die breite Stirne bekundet den Denker, der geschnittene, scharfe Mund die kalte, harte Natur.

Er stieg die Treppen der Tribune langsam hinauf. Oben angekommen, legte er sich ein Heft Papiere zurecht — dann hebt er den Kopf, tritt zurück, lehnt sich an die Rückseite der Tribune an, und kreuzt die Arme über die Brust. Aber es dauerte lange, ehe es ruhig wurde, zu lange für Herrn Guizot. Er trat wieder vor, blätterte in seinem Papiere, faltete ein Zeichen in eine Broschüre und nahm dann wieder die vorige Stellung ein. Aber wohl 15 Minuten dauerte es, ehe die rechte Ruhe eingetreten war. Er machte Antichambre bei den Vertretern des Volkes.

Die Rede war meisterhaft — Sie kennen sie. Der Ton des Redners ist stets voller Würde und Befehl. Die Stimme klingt aus der breiten Brust, wie aus einer klangreichen Gruft hervor; sie hat etwas Gewölbartiges, denn die Worte sind schön, aber kalt. Es ist wohl Leidenschaft und sehr große in ihnen, aber beherrschte, berechnete, gebändigte. Und daher sind diese Worte so unbesiegbar stark, und daher stehen sie unerreichbar gegenüber allen Rednern, die nicht dieselbe Größe der Leidenschaft mit derselben Kälte des Verstandes vereinbaren. Guizot ist unstreitig, seit O'Connel gestorben, der mächtigste Redner unserer Zeit.

Er haßt den „honorable" Mr. Thiers aus der Tiefe seines Herzens, und jedesmal, daß er dies Wort „honorable" vor dem Namen Thiers aussprach, lag in dem Tone ein ganz unbedeutendes Etwas, das die tiefste Hochverachtung ausdrückte. Neben dieser Hochverachtung dem Feinde gegenüber tritt aber in der Rede Guizot's auch die unbedingteste Hochachtung dem „Freunde" entgegen, und

dieser Freund heißt: Guizot. Ich hörte selten Jemand, öffentlich sprechend, das Ich so betonen. Je n'ai pas envie de faire cela. — Rechnen Sie dabei auf meine Umsicht — ma reserve u. dergl. klingt sehr oft durch, es ist fast das englische große J. — Es verletzt, aber man merkt es erst, wenn man nicht mehr unter dem Einflusse dieser gewaltigen Rede ist. So lange Guizot spricht, ist man sein Sclave, und wenn er fertig ist, empört man sich, einem Herrn gedient zu haben, von dem die Débats einst sagten, daß sie ihm in Zukunft „wohl ihre Hülfe, nie aber mehr ihre Achtung leihen würden."

J—y.

Elias und das Oratorium.

Vor einigen Tagen, am Geburtstage Mendelssohn's, wurde sein letztes großes Werk, der „Elias," in dem Saale des Gewandhauses in Leipzig, wo wir noch tausendfältig an den herrlichen Meister erinnert werden, von einem noch mehr als gewöhnlich auserlesenen Personal dargestellt. Wie alle Werke des Künstlers, enthält auch dieses einen reichen Schatz seelenvoller Klänge, die Magie tiefer, aus der Seele strömender Sehnsucht wechselt mit den Schaudern eines gewaltsam seine Schranken überströmenden, heiligen Zornes, weiche Rührung mit den Schrecken einer wilden Leidenschaft. So sehr aber dieses Werk im Einzelnen das Interesse in Anspruch nahm, so wenig war von einem überwältigenden Totaleindruck die Rede. Es ist offenbar, daß die Aufgabe selbst eine falsche ist. Betrachten wir diese Aufgabe genauer.

Das Oratorium wurde ausgebildet in einer Zeit, in der die überströmende Innerlichkeit des Protestantismus nach einer äußerlichen Gestaltung seiner göttlichen Visionen rang. Händel, Graun, Klopstock waren Zeitgenossen. Damals ward es Mode, eine eigne Art von Antike, ungefähr wie wir sie noch bei den burlesken Statuen auf dem Wilhelmsplatz in Berlin sehen, oder in den Bildern von Sanssouci, eine neumodisch frisirte Antike, mit Puder im classischen Haar, in den verschiedenen Zweigen der Kunst anzustreben. Das damalige Christenthum mußte auch im Haarbeutel gehn; Ramler, der zierliche Zopfpoet, schrieb christliche und antikisirende Oratorien — die Ino und den Messias. Man wollte das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigen, den Concertsaal mit dem Betpult. Das Herz befriedigte sich an den Psalmen, die Sinnlichkeit an den zierlichen Arien. Der Tod Jesu ist ein Muster dieses Styls; ein christlicher Chorgesang, ein leidlich frommes Recitativ, in welchem der vorliegende Gegenstand näher erörtert wurde, denn eine zierliche Arie mit den angemessenen Läufern und Trillern. Händel war kühner; in seinen Chören vibrirt die Bewegung der Seele über die enge Klause der conventionell pietistischen Rührung hinaus; es ist in manchen seiner Oratorien eine dramatische Tendenz, die Charaktere werden, so gut es gehen will, festgehalten, es ist ein Fortschritt in dem Strom der Töne. Doch bleiben es immer einzelne, durch den dünnen Faden des Recitativs aneinandergewebte Musik-

stücke, in strengerem Charakter gehalten, als die Oper, in der damals der Gang der Handlung nur dazu diente, die lyrischen Ruhepunkte, d. h. die Arien, Duette u. s. w. zu motiviren. Der Hauptunterschied des Oratoriums von der Oper bestand darin, abgesehen von seiner kirchlichen, jedenfalls sehr zweideutigen Bedeutung, daß in der letzten die einzelne Person und die Lyrik des partikulären Gefühls den Chor zurückdrängt. Der strenge Charakter der Gluck'schen Musik stand dem Oratorium näher, war aber als Kunstform vollendeter; wenn man dagegen die Libretto's, die Metastasio den Componisten schrieb, mit den Texten der Oratorien vergleicht, so wird man oft genug finden, daß in jenen der dramatische Gehalt noch viel geringer ist.

Der Umschwung, den die Oper seit Mozart nahm, diente nur dazu, die profane Musik von der geistlichen noch mehr zu entfernen. Nicht nur das heitere, bunte Phantasiegemälde der Opera buffa, auch die grandiose Tragik des Don Juan athmete zu sehr den Charakter weltlicher Leidenschaft, um sich mit dem Rythmus der heiligen Muse vertragen zu können.

Die Fortschritte der Oper in der nächsten Zeit waren wenigstens sehr zweideutig. Man konnte es ertragen, daß die Meisterstücke eines Mozart auseinandergezerrt, die großartigen Ausbrüche einer schönen Leidenschaft durch alberne Unterhaltungen und frivole Späße unterbrochen wurden. Daß dies möglich war, zeigte, daß die neue Kunstform noch keine rechte Vollendung erreicht hatte.

Seitdem haben die Deutschen die Instrumentalmusik zu einer Höhe getrieben, daß sie die andern Kunstgattungen hinter sich zurückläßt. Beethoven's Symphonien stehen als Kunstwerke allem andern vor, was die Musik bis dahin geleistet hat. Der Sturm der edlen Leidenschaft, der in ihnen weht, ist wenigstens eben so gewaltig, eben so productiv in der Erzeugung von Stimmungen und in ihrer Bewältigung, als irgend das Werk eines Meisters der Töne; aber was sie über alles erhebt, ist die Einheit des leitenden Gedankens.

In der neuern Musik ist wenigstens die Tendenz zu dieser Einheit vorhanden. Die moderne Oper — und Meyerbeer hat darin ein bleibendes Verdienst — suchte Action und Stimme zu identificiren; es ist nicht mehr eine Aneinanderreihung lyrischer Momente, es ist eine echt dramatische Bewegung.

Diese Vereinigung wird oft genug — wer wollte es leugnen — durch Mittel hervorgebracht, die eigentlich der Musik fremd sind. Vielleicht hat dieses Bewußtsein, daß die Musik mit ihrem lyrischen Charakter auch den größten Theil ihres Wesens einbüßt, Mendelssohn in das entgegengesetzte Extrem geworfen; seinem Streben nach einem strengern Styl bot sich die legitime Form des Oratoriums; mit der Form nahm er den Inhalt, den geistlichen Stoff; wir wollen zusehen, mit welchem Glück.

Man hat es Mendelssohn nachgerühmt, daß er, abweichend von den frühern Oratorien, die nur Paraphrasen des göttlichen Wortes enthalten, die eignen

Worte der Schrift seinen Compositionen zu Grunde gelegt hat. Man wird auch nicht leicht eine Sprache finden, die ferniger wäre und leichter sich der Musik anbequemte, als Luther's Bibelübersetzung. Auch der Schwung, der namentlich in der alttestamentlichen Auffassung herrscht, die Kühnheit, mit der in einfachen großen Zügen die Gegensätze aneinandergereiht werden, gibt der Bewegung freien Spielraum, der musikalischen Stimmung einen festen, energischen Halt. Bei der derben Plastik dieser Sprache ist ein Verschwimmen in allgemeine Liebestendenzen, wie es im Neuen Testament nur allzu häufig sich breit macht, unmöglich.

Eine andere Frage ist aber, ob diese Plastik geeignet ist, zu einem größern, ja geradezu dramatischen Kunstwerk abgerundet zu werden. Denn auf ein solches ist es augenscheinlich hier abgesehn. Die Hauptfigur, der Prophet Elias, ist das ganze Oratorium hindurch in Einer Baßpartie festgehalten; sein Schüler Obadja im Tenor. Ein Engel, der mehrmals erscheint und seine Bemerkungen über den Gang der Handlung macht, ist an eine Altstimme geknüpft, ebenso Gott der Herr, der zweimal persönlich auftritt -- beiläufig, eine süßliche, moderne Auffassung, Gott in zarten, weichlich-sanften Weisen sich ausdrücken zu lassen, eine Auffassung, die nur durch eine momentane Erscheinung Gottes im „Säuseln" motivirt wird, die aber zu dem eigentlichen Wesen des starken, eifrigen Gottes, der die Sünder heimsucht bis in's dritte und vierte Glied, nicht im geringsten paßt. Eine Wittwe, ein Knabe, die Königin Jesabel werden ebenso in bestimmten Figuren fixirt. Der Chor stellt das Volk dar, oder eine Versammlung von Priestern, wie es auch in der Oper wechselt.

Nun aber ist es nicht möglich, die ganze Geschichte des Propheten in dialogischer Form darzustellen, mitten unter jenen dramatischen Formen tritt also unversehens ein episches Moment ein; es wird uns erzählt, was wir eigentlich erleben sollten, im Recitativ oder auch in fugirten Chören. Das ist offenbar eine unkünstlerische Form, die noch viel schärfer im ersten Theile hervortritt, wo einige Male der dramatische Effect glücklich erreicht wird, als im zweiten, wo Alles lyrisch ineinanderfließt. Allerdings unterstützt die Musik die Phantasie in der Versinnlichung der Handlung, und erträgt eine größere Freiheit, als im eigentlichen Drama, aber sie berechtigt nicht die Willkür, aus einer Kunstform in die andere überzuschweifen; sie stört die Illusion gewaltsam, wenn sie geradezu die Phantasie an ihre eigene Unregelmäßigkeit erinnert. Verfolgen wir das im Einzelnen.

Erste Handlung. Der Prophet verkündigt, noch vor der Ouverture, daß Israel wegen seiner Abtrünnigkeit von Gott mehrere Jahre hindurch mit Wassermangel heimgesucht werden soll. Die Musik, sowie Chöre und einzelne jammernde Stimmen malen uns die wirklich eintretende Noth aus.

Zweite Handlung. Elias erweckt in der Wüste den Sohn einer Wittwe von den Todten.

Dritte Handlung. Elias kehrt nach Jerusalem zurück und hat einen

Streit mit den Baalspriestern: wessen Gott auf ihr Anrufen zuerst seine Wunderkraft geltend macht, soll den Sieg davontragen. Die Gebete der Baalspriester bleiben ohne Wirkung, auf Elias Gebet geschieht das nöthige Wunder. Demgemäß werden die Baalspriester geschlachtet, und Gott bedauert in einer Altarie die traurige Nothwendigkeit, gegen seine Feinde strenge Maßregeln ergreifen zu müssen. Der Wechselgesang zwischen den Baalspriestern, die ihren Gott anrufen, und Elias, der sie verhöhnt, ist von großer dramatischer Wirkung; dagegen wird zwischen das Gebet des Elias und die Erhörung desselben — die wieder sehr glänzend ausgemalt ist — auf eine sehr ungeschickte Weise ein Quartett eingeschoben, zum Lobe des Herrn.

Vierte Handlung. Die Abtrünnigen sind nun ausgerottet, jetzt soll Elias seinem Volke wieder Regen verschaffen. Sein Gebet wird endlich erhört.

Man bemerke, daß hier dreimal dasselbe dramatisch-musikalische Motiv wiederkehrt, die immer sich steigernde Exaltation des Gebets, die Spannung, mit der man auf die Erfüllung lauscht, und der gläubige Jubel bei der endlich eintretenden Befriedigung. Die Auferweckung des Knaben, die Anzündung des Brandopfers und das Beschwören des Regens haben denselben Sinn.

Im zweiten Theile geht es so unbestimmt zu, daß man die Handlung nicht mehr so genau unterscheiden kann. Doch lassen sich einige allgemeine Gruppen abgrenzen.

Erste Handlung. Nach einem ziemlich überflüssigen Einleitungsgesang eines Engels und des Chors erfolgt eine Anklage des Propheten gegen das Königspaar wegen ihres neuen Götzendienstes, in Folge dessen beschließt die Königin und das Volk, ihn zu tödten.

Zweite Handlung. Von seinem Freunde gewarnt, entflieht Elias in die Wüste, und ist sehr müde und bekümmert.

Dritte Handlung. Der Herr geht im Säuseln an ihm vorüber; zu welchem Zweck, wird nicht gesagt.

Vierte Handlung. Es wird erzählt, daß Elias ein neues Gemetzel unter den Baalspriestern anrichtet, und endlich in einem feurigen Wagen gen Himmel fährt.

Fünfte Handlung. Allgemeine Betrachtung über die Bedeutung des Propheten und Anspielung auf den künftigen Messias.

An ein dramatisches Kunstwerk ist nicht zu denken. Die musikalische Bewegung leidet ebenso unter dieser Willkür der Composition, die Unruhe, die überhaupt Mendelssohn's bedeutendere Compositionen charakterisirt, wird nur äußerlich hin und wieder durch einen süßen Accord des Friedens unterbrochen; diese Harmonie ergibt sich nicht natürlich aus der Dialectik des musikalischen Gedankens.

Aber schlimmer ist es noch, wenn wir den ethischen Inhalt jener „kirchlichen" Musik in's Auge fassen.

Das Oratorium soll mehr als einen bloßen Anstrich vom geistlichen Wesen haben; es soll geradezu einen Theil des Cultus ausmachen; es soll zu Gott erheben und erbauen. Die Kraft der Erbauung richtet sich allerdings nach dem Grad der Empfänglichkeit, den der Einzelne ihr entgegenbringt; aber welche Klasse von Menschen soll man sich eigentlich denken, die vom Elias erbaut werden? Es ist denkbar, daß sich weiche Gemüther von den Tönen allein erbauen lassen, oder die gerührt werden, wenn man ihnen Lala vorsingt; wäre es aber möglich, daß es noch Menschen gebe, die von diesem Gemisch aus Blutdurst und Aberwitz ernstlich ergriffen werden, die diesen Gott der Rache, diesen grauenhaften Dämon, obgleich er in der Altstimme singt, ernstlich in ihr Herz schließen, die mit in die Verwünschungen gegen die Baalspriester einstimmen, die dem unsinnigen Wettkampf zwischen den beiden Götzen eine innere Theilnahme schenken können — so möchte man einen Augenblick an die Wirklichkeit des Molochdienstes glauben, man möchte sich selber den Kopf befühlen, ob vielleicht der mittelalterliche Wahnwitz auch hier eine Stätte gefunden habe.

Aber es ist nicht so schlimm, dieses Interesse an dem Götzen vom Bach Kidron ist nur ein romantisches Raffinement, ein Genialitätsschwindel, wie die Vorliebe für die Mährchen, Sagen, Lieder und die übrigen barocken Figuren des Mittelalters. Derselbe Mendelssohn, der mit so vielem Aufwand von künstlerischen Kräften diesen Gott des Hasses und seine Mordpriester gefeiert hat, derselbe überströmt in seinem Paulus — in dem beiläufig Gott der Herr wieder im Sopran säuselt — von christlicher Allliebe, Hingebung, Selbstopferung und dergl.; derselbe jubelt in der Walpurgisnacht mit den rationalistischen und lichtfreundlichen Heiden auf dem Blocksberg über den wahnwitzigen Schreck der „dumpfen Pfaffenchristen,“ die überall den Teufel zu sehen glauben. Eine solche Universalität der Religion ist nur denkbar bei einer totalen Gleichgültigkeit gegen jede Religion. Man sucht dann das sogenannte „Poetische“, d. h. Wunderliche, Irrationale, Abgeschmackte einer jeden einzelnen hervor, um die etwas abgestumpften geistigen Sinne durch eine starke Dosis zu kitzeln.

Weg mit diesem Raffinement des ästhetischen Gewissens! Unsere Zeit ist nicht blasirt, sie bildet es sich nur zuweilen ein. Sie ist höchstens zerstreut, es fällt ihr nicht gleich ein, was für ein Unsinn ihr vorgesungen wird. Erinnert man sie daran, so wendet sie sich mit Widerwillen ab.

Es ist aber nicht blos mit dem Elias so, es wird überhaupt mit dem Oratorium so stehen, so lange der zweideutige Bund zwischen Kirche und Kunst nicht aufgehoben ist. In Berlin soll in den höhern Kreisen der Frömmigkeit das Bedenken aufgetaucht sein, ob der geistig-sinnliche Luxus der Mendelssohn'schen Psalmen, die von dem Domchor alle Sonntage aufgeführt werden, wohl zu der strengen Ascetik christlicher Frömmigkeit passe. Dieses Bedenken ist nur zu gegründet. Die christliche Andacht möge den falschen Nimbus heidnischer Kunst von sich wer-

fen, und ihre eignen heiligen Gesänge anstimmen, die ästhetische Kritik wird in tiefer, schweigender Ehrfurcht daran vorübergehn.

Dennoch hat das Oratorium als Kunstform eine Bedeutung, so bald es sowohl den religiösen Anstrich als die willkürliche Freiheit der Compositionen von sich entfernt. Die eigentliche Oper nimmt mehr und mehr die Richtung — wenn ich mich so ausdrücken darf, der Shakespear'schen Tragik im Gegensatz zu der des Sophokles. In der dramatischen Kunst ist die letztere Richtung überwunden, und wir dürfen nicht mehr zu ihr zurückkehren. In der Musik dagegen ist das Bedürfniß vorhanden, kolossale, massenhafte Gegensätze in Verhältniß zu bringen. Diese Kunstform, in welcher der Chor als Träger der Handlung auftritt, in welcher die Musik den strengern, lyrisch dramatischen Charakter festhält, wie die Instrumentalmusik der Beethoven'schen Symphonien, in welchen die Energie der Leidenschaft und der Stimmung sich nicht in partikuläre Empfindung zerbröckelt, sondern in „langathmigem Pathos" den ganzen Gang der Action beherrscht — eine solche neue Kunstform der Oper, die aber den Gesetzen der dramatischen Kunst eben so streng folgen müßte, als man es von der eigentlichen Oper jetzt ziemlich allgemein verlangt, aus der antiquirten Form des Oratoriums herzuleiten, wäre die Aufgabe eines neuen schöpferischen Genies. Bis dahin wird jeder Versuch, das Oratorium in der alten Form zu erneuern, ein Abweg von dem wahren und ernsten Streben der Kunst genannt werden müssen.

Bescheidene Supplik eines bürgerlichen Gutsbesitzers

an die hohen Stände Böhmens.

Seit ziemlich langen Jahren sitze ich auf der von meinem seligen Vater ererbten landtäflichen Scholle, und darf legal auf derselben sitzen, weil mir Bürgerrecht und bürgerliche Eingeburt in einer der treuen Städte eigen ist, welche gut katholisch und gut kaiserlich geblieben in der Schwedenzeit und Vivat Ferdinandus geschrieen, als dem grausigen Friedländer der Garaus gemacht ward.

Seit Jahren säe und erndte ich richtig auf meinem Gute, lasse meine Bauern roboten, zeitweilig, wenn es sein muß, auch etwas weniges prügeln, damit sie nicht gar zu hoffärtig werden, mache des Abends, bei obrigkeitlich gebrauetem Biere mein Spielchen mit dem Pfarrer, den ich als Obrigkeit zur Stelle präsentirte, zahlte meine Steuer, wie sie der Anlagschein mir regelmäßig vorschrieb, und war so ziemlich in meinem Gott vergnügt. Da will der böse Zufall, daß mein Amtsschreiber, ein junger leichtfertiger Weltmensch, gewisse grüne Hefte aus der Kreisstadt mitbringt und mir, anfangs wider meinen Willen, daraus vorliest.

Ich erfahre zu meinem Erstaunen, daß die böhmischen Herrn Cavaliere fleißig in Prag zusammenkommen, dorten das Land vertreten, und verschiedenes im Lande anordnen, ich erfahre, daß ich nur deshalb seit zwei Jahren ein Sechstheil mehr an Steuern zahlen muß, als früher, weil die Herren Cavaliere das so gewollt haben, daß ich aber dieses Jahr dasselbe zahlen muß, obwohl die Herren Cavaliere das wieder nicht gewollt haben, ich gerathe in völlige Confusion und bin vor meinen Bauern in abscheulicher Verlegenheit, sie machen mir, vor der Hand noch höflich, Vorwürfe, ich hätte sie in früheren Jahren mehr Steuer zahlen lassen, als sie eigentlich schuldig waren; was soll ich Aermster zur Bewahrung meines obrigkeitlichen Ansehens thun und sagen? ich bin an alle dem unschuldig, wie das jüngste siebente Kind meines hungrigen Schullehrers und Orgeltreters, ich weiß nichts von all' dem Handel, die fatalen grünen Hefte haben mich ganz aus dem Gleichgewichte gebracht.

In schlaflosen Nächten frage ich mich ängstlich, bist du Gutsherr und Obrigkeit, wie die andern, oder bist du es nicht, und überleg' ich's tüchtig, so antwortet mir mein Inneres mit tröstlichem Ja — denn die Aufträge und Erlasse meines gnädigen Kreisamtes nennen mich ja Obrigkeit, scheren mich, als Obrigkeit, oft ganz abscheulich, meine Unterthanen küssen mir Hände und Rockschoß, ich zahle ganz so wie mein Herr Nachbar, der Ritter, oft prompter als er; als Obrigkeit mußte ich erst vor Kurzem eine neue Schule für meine Bauerjungen bauen, obwohl ich wußte, sie lernen in der neuen Schule eben so wenig, als in der alten, baufälligen, denn der Schullehrer Agesel ist noch immer der alte, sehr dumme Kerl geblieben, der vor lauter Hunger nicht zur Vernunft kommen kann, vom Durste gar nicht zu reden.

Ich sollte nicht ganz so Obrigkeit sein, wie mein Herr Nachbar, der Ritter?

Etwa deshalb, weil mein Herr Nachbar beinahe jährlich den Amtmann wechselt, um von dem Neueintretenden frische Dienstcaution zu erhalten, die alte Caution aber fast schuldig zu bleiben, während ich seit zehn Jahren denselben Amtmann habe?

Etwa darum nicht, weil mein Herr Nachbar hin und wieder Simonie treibt, während ich bemüht war, den würdigsten zur Pfarre zu präsentiren?

Etwa darum nicht, weil mein Herr Nachbar, der Ritter, des Dorfrichters Sohn flugs als Rekruten abführen ließ, weil er eine Flinte besaß, mit welcher er einen Haasen hätte schießen können, während ich auf die Jagd eben nicht viel halte, weil ich rheumatisch bin?

Etwa darum nicht, weil mein Herr Nachbar viele Schulden besitzt, ich aber, dem Himmel sei Dank, keine?

Alle die Heldenthaten meines Herrn Nachbars könnte ich ja ebenfalls unternehmen, hätte ich eben Lust dazu — warum also darf mein Herr Nachbar, der Ritter, nach Prag auf den Landtag fahren und mitbeschließen, wie viel ich im nächsten Jahr an Steuer werde zahlen müssen, während ich zu Hause bleiben und in Aengsten abwarten muß, was den Herren belieben wird, mir zu dictiren?

Freilich zieht mein Herr Nachbar, der Ritter, wenn er zum Landtag fährt, stets einen schönen Rock an, und schnallt den Degen um den Bauch; im Rock und Degen aber, denk' ich in meiner Einfalt, kann das Recht nicht liegen, das Degenrecht besonders gilt Gott sei Dank schon lange nicht mehr. Auch sehe ich nicht wohl ein, was der Degen soll im Landtag, habe noch nicht gelesen, daß die Herren Stände ihn jemals aus der Scheide gezogen.

Mein Amtsschreiber sagte mir, das Recht im Landtage zu sitzen, liege in der Geburt, in der ritterlichen Abkunft; geboren bin ich auch, und wohlgeboren, mit geraden Gliedern, meine Ahnen — wie sie alle geheißen, weiß ich nicht — sie waren Bürger der getreuen königlichen Stadt, haben die Pickelhaube getragen, und wohl mehr Schweden todtgeschlagen, als mein Herr Nachbar, der Ritter, mit

seinen Ahnen je gesehen, war doch sein Großvater noch Lanzknecht, Krämer, wo nicht was schlimmeres.

Meine Ungewißheit zu beschwichtigen, zu erfahren, ob ich denn wirklich eine rechte Obrigkeit bin, unterstehe ich mich, die hohen Herren, die im rothen Rock und mit dem Schwerte im Landtage sitzen, mit der Bitte zu belästigen, sie möchten geruhen, mich und meines gleichen, denen doch ein hübsches Stück von Böhmen gehört, doch auch einzuladen zum Landtag, uns gefälligst doch auch mitreden zu lassen, wenn wir mit zahlen sollen; habe ich doch in den grünen Heften gelesen, daß ein emeritirter Herr Praktikant eine Rede gehalten hat, und eben so gut, denk' ich, träfen wir es wohl auch.

Es ist uns nicht etwa darum zu thun, unserem König und Herrn die Steuer zu weigern, wir wissen wohl, Steuern müssen sein, aus diesen wird ja unser Herr Kreiscommissair bezahlt, und was wären wir ohne Kreiscommissair!? Der Steuer wegen verlangen wir das nicht, aber wegen des Decorums, wegen der andern Ueberzahlungen aus dem Domestikalfond, die nebenbei auf uns und unsern Bauern lasten, bitten wir schönstens auch mitreden zu dürfen.

Offenbar ist es eine Schande, wenn der Antragschein herauskömmt, der uns verschiedene Zahlungen dictirt, und wir unsern Amtmann albern ansehen müssen, der uns heimtückisch auslacht, daß uns die Herren Ritter und Grafen beliebig zum Zahlen commandiren, uns nicht einmal höflich verständigen, warum dies und das für das laufende Jahr zu zahlen beschlossen worden; aller Respect des Amtmanns vor seinem Grundherrn geht dabei zum Teufel.

Wir sehen aus dem Steuerbogen, daß wir darauf zahlen müssen, weil ein Monument gebaut, weil ein Haus zum Museum in Prag gekauft worden ist. Du mein Himmel! was brauche ich da draußen auf dem Lande ein Museum in Prag, in welchem theueres Heu in Papier eingelegt liegt, in welchem allerhand ausgestopfte Kürschnerarbeit herumsteht? wenn ich schon darauf zahlen muß, so will ich wenigstens auf Einladung, aus eigenem Willen zahlen, und nicht auf Commando; da kam jüngst im Steuerbogen vor, ich müsse auf Deputationskosten was zahlen, — du meine Güte! ich habe ja Niemand deputirt; wenn ich was bitten will, so fahre ich selber nach Wien, vielleicht richt' ich mehr aus, als die Deputation ausgerichtet hat, habe wenigstens noch nichts von Ausgerichtetem gelesen.

So denk' ich in einfach bürgerlichem Verstand und wünsche gar lebhaft und in Demuth hierüber und über manches andere im Landtage eine Rede halten zu dürfen. Ich kann mich ausweisen, ich habe acht Klassen recht gut studirt, ich schreibe eine gute Hand, ich habe die Qualification vollständig, mit Ausnahme der hohen Geburt.

So lange die Landtage nur zum Vergnügen wegen der schönen Auffahrt und wegen der Tafel gehalten wurden, kam es mir gar nicht in den Sinn, mich da hineindrängen zu wollen in die adeligen Vergnügungen, jetzt aber, wo die Herren

nicht mehr zum bloßen Spaß zusammenkommen, wo jede Zusammenkunft mich mein gutes Geld kostet, muß ich bitten, uns Bürgerliche nicht vor der Thüre zu lassen. Wir verlangen keineswegs auch den rothen Rock und den Degen zu tragen; wir werden ganz schlicht bürgerlich erscheinen, schlicht bescheidene aber feste Sprache führen, wir brauchen den Degen nicht, im Landtag gilt die scharfe Zunge mehr, und diese bringen wir mit, dafür will ich bürgen, eine schärfere wohl, als bisher die wenigen Bürger, die im Landtage gleichsam als Dienerschaft erschienen, haben mitbringen dürfen.

Die hohen Herren mögen gnädigst erkennen, daß es eben nichts Unbescheidenes sei, was wir bitten; nehmen die Herren zu ihren Monumenten, Museen und Theater unser Geld in Anspruch, das ganz so schwer wiegt als hochadeliges, so mögen sie gnädigst auch uns selber nicht verschmähen und von sich ferne halten, drum bitten wir um die gnädige Resolution, uns entweder in den Landtag einzuladen und mitbeschließen zu lassen, oder aber uns von all' den Zahlungen zu dispensiren, die ohne uns beschlossen werden.

Böhmen, im Budweiser Kreise, Februar 1848.

N. N.

Bürger der königlichen Stadt Budweis und Gutsbesitzer.

Die Ablösung der Judensteuer in Böhmen*).

Die von der Direction des jüdischen Steuergefalls in Böhmen eingeleitete Totalablösung der böhmischen Judensteuer, welche nach dem Sinne der ursprünglich hierüber erflossenen allerhöchsten Entschließung nach successiven Erlässen erst in einem Zeitraum von 7 Jahren hätte getilgt werden sollen, hatte seiner Zeit harten Tadel erfahren; ja ein Correspondent aus Prag in „Biedermanns Herold" wagte es sogar, der Pachtungsgesellschaft geradezu eigennützige und betrügerische Absichten zu unterschieben, das Verfahren ihres Ausschusses als aus den niedrigsten Motiven hervorgegangen darzustellen und ehrenwerthe Personen in der gehässigsten Weise zu verdächtigen. Die Angegriffenen im ganzen Gefühl ihrer Rechtlichkeit und im Bewußtsein treulich erfüllter Pflicht hatten den richtigen Takt, auf solche maßlosen persönlichen Invectiven nicht zu antworten, ihre Rechtfertigung dem Ende und dem Erfolge der Verhandlung zu überlassen.

Doch hat das „Calumniare audacter" seine Wirkung nicht verfehlt. Die Menge, die wie allenthalben, wo der Oeffentlichkeit weniger Raum gestattet, und die Freiheit

---

*) Zum bessern Verständniß des hier zur Sprache gebrachten Gegenstandes erachten wir es für nöthig, den in diese Angelegenheit weniger eingeweihten Leser mit folgenden Notizen bekannt zu machen. Die böhmische Judensteuer ist eine Separatsteuer, welche die böhmischen Juden außer den andern mit den übrigen Staatsangehörigen gemeinsamen Abgaben an den Staat zu entrichten verbunden sind. Sie lastet auf ihnen ein ganzes Jahrhundert, und ihr Ursprung führt auf eine traurige Episode in der böhmischen Geschichte zurück. Die aus Böhmen im Jahre 1744 von der Kaiserin Maria Theresia verwiesenen Juden erkauften damit ihre Rückkehr, Schutz gegen Gewalt und eine durch unzählige Exclusivgesetze beschränkte kümmerliche Duldung. Wie sie als eine die Gewissen belastende Steuer eine der schimpflichsten ist, so ist sie auch durch die Modalität ihrer Anlage, Repartirung und Einhebung, so wie durch die mit der Vermögensverheimlichung verbundene Confiscation und Furcht vor Denunciation eine der drückendsten und gehässigsten. Eine an das Aerar jährlich abzufindende Summe von 216,500 fl. C.-M., vermehrt durch nicht unbedeutende Verwaltungskosten, wird unter drei besondern Steuerrubriken, als Vermögens-, Familien- und Verzehrungssteuer erhoben. Die Regierung hatte anfangs diese Steuer in eigner Regie; aber Willkürlichkeit und oft unzeitig geübte Härte der Verwaltungsbeamten machte in der böhmischen Judenschaft den Wunsch rege, durch Pachtung derselben sich von Beamten-Gunst und Laune unabhängig zu erhalten, und die Gebahrung mit derselben sich zu vindiciren. Die Regierung willigte gern in einen Antrag, der die Einbringlichkeit der Steuer im hohen Grade sicherte und sie selber jeder weitern Mühe überhob. Die Pachtung wurde gegen annehmbare Kaution einer Gesellschaft überlassen, die Repartirung und Einhebung der Steuer einer von ihr gewählten Direktion anvertraut und der letztern eine fast unbeschränkte Executivgewalt eingeräumt; aber die Gesellschaft mußte sich verpflichten, aus dem Pachtungsgeschäft keinen Gewinn oder wie immer beschaffenen Nutzen zu ziehen und über Einnahmen und Ausgaben jährliche Rechnungen der Regierung vorzulegen. Als Basis der Vermögens- und Familiensteuer dienten die Selbstschätzungen (Fassionen). Jeder Jude war nämlich verpflichtet, ein gewissenhaft verfaßtes eidesstättiges Vermögensbekenntniß einzubringen. Die Größe des auf diese Weise ermittelten Gesammtvermögens bestimmte das als Steuer einzuhebende Percent, welches bald größer, bald kleiner war, je nachdem das erstere ab- oder zunahm. Jede Verheimlichung des wahren Vermögensstandes, sie mochte wäh-

der Mittheilung nicht ungehemmt ist, an die Untrüglichkeit eines gedruckten Wortes glaubt, bewunderte die große Kühnheit des ungenannten Agitators und opponirte, d. h. drohte und schimpfte und machte dem Ausschusse und den Behörden viel zu schaffen.

Nichts desto weniger hatte das begonnene Ablösungsgeschäft seinen Fortgang, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo auch dieser Rest mittelalterlicher Schmach getilgt und der Geschichte anheimgefallen sein wird. Aber die Erfahrung, die wir gemacht, ist eine große Lehre, die uns nicht verloren gehen darf. Wenn wir daher am Schlusse des scheidenden und beim Beginn des neuen, wie es scheint, für die jüdischen Verhältnisse sich günstiger gestaltenden Jahres noch einmal einen prüfenden Blick auf jenen beklagenswerthen Zustand werfen und ihn mit seinen Antecedenzien und Consequenzen in wenigen aber bestimmten Zügen zu zeichnen versuchen, so ist es uns nicht etwa blos darum zu thun, den Vorwurf der Willkür und Unzeitigkeit, der auf die Vertreter dieser Angelegenheit selbst von besser unterrichteter Seite geworfen wurde, wegzuwischen, und ihr Verfahren zu rechtfertigen; sondern wir wünschen, daß dieses Thema, welches bei der den Juden der übrigen Provinzen in Aussicht gestellten gleichen Steueraufhebung unter andern Verhältnissen vielleicht, aber gewiß mit nicht geringerer Aufregung und Spannung früher oder später zur Lösung kommen dürfte, durch einen Rückblick in die erlebten Ereignisse, einmal die rechte Beleuchtung und das rechte Verständniß erhalte und nicht ohne Nutzen für die Zukunft bleibe.

Die kaiserliche Verordnung, mittelst welcher in die successive Ablassung der böhmischen Judensteuer gewilligt wurde, wie sehr wohlgemeint sie auch war, und wie freudig und dankbar sie auch hingenommen wurde, hat doch diese Angelegenheit noch lange nicht ihrer gänzlichen Erledigung zugeführt, sondern sie nur in ein neues, obschon ihr letztes Stadium, gebracht, das, ehe jene Verordnung in ihrer vollen Wohlthätigkeit sich

---

rend des Lebens des Contribuenten oder nach dessen Tode hervorkommen, zog die Strafe des großen Bannes und die Confiscation des verschwiegenen, der Besteuerung entzogenen, Vermögens nach sich. Von Letzterem erhielt der Denuntiant ein Dritttheil. Schon die bloße Vermuthung, daß die Fassion unrichtig sei, reichte hin, um die Untersuchung einzuleiten, räumte der Direction alle inquisitorischen Mittel ein und sicherte ihr den möglichsten Vorschub und Beistand von Seite der Behörden. Vor einer solchen Untersuchung und der damit verbundenen Gefahr einer Vermögens-Confiscation war nur jener gesichert, der mit der Direktion pauschalirt, d. h. vertragsmäßig sich auf eine jahrlich zu entrichtende Summe einverstanden hatte; jedoch nur für die Dauer des geschlossenen Vertrags. Kein Israelit konnte die Bewilligung zur Eingehung einer Ehe erhalten, bevor er nicht ein bestimmtes Vermögen ausgewiesen und die davon entfallende Steuer auf drei Jahre im Vorhinein sicher gestellt hatte. Die Verzehrungssteuer oder auch Koscherfleischtaxe genannt, ist eine Abgabe, der alle gewöhnlichen Fleischgattungen und Flügelarten, außer der allgemeinen Stadtaccise, unterworfen waren. Jede Verheimlichung eines zu besteuernden Stückes zog auch hier den Verlust desselben und überdies eine Geldstrafe nach sich, von welcher der Denuntiant wieder das übliche Denuntiantendrittel erhielt. Dieses hier in wenigen Zügen skizzirte Verhältniß, dessen weitere Ausführung wir dem Geschichtschreiber überlassen, dauerte bis auf die neueste Zeit. Der Großmuth Kaiser Ferdinands I. war es vorbehalten, auch diese Schmach, das Ueberbleibsel einer traurigen Zeit, zu tilgen, und die Aufhebung einer durch ein ganzes Jahrhundert dauernden Steuer zu dekretiren. Sie ist eine Frucht des in Oesterreich erstarkten humanen Sinnes, ein Zeugniß des fortschreitenden Geistes, der noch schönere Tage für die Gesammtländer des Kaiserstaates herbeizuführen verspricht. Mit allerhöchster Entschließung vom 22. Juni 1846 genehmigte der edle Monarch die successive Auflassung der besondern Judensteuer in 7 gleichen mit dem Verwaltungsjahre 1847 beginnenden Jahresraten. Mit dem Ende des Jahres 1852 sollte die Judensteuer in Gnüge getilgt sein und jede weitere Separatbesteuerung aufhören. Somit ward die Befreiung nicht nur von der genannten Steuer, sondern auch von allen damit verbundenen Mühseligkeiten in sichere Aussicht gestellt. Aber je erfreulicher das Ziel war, dem man entgegenging, um so natürlicher war der Wunsch dasselbe durch eine antizipirte Zahlung der Gesammtsteuer, möglichst schnell herbeizuführen. Die Direktion that zu diesem Zwecke die nöthigen Schritte, und die Ablösung der ganzen Steuersumme wurde eingeleitet. Die Art und Weise, wie dabei vorgegangen wurde, ist der Gegenstand, der hier einer genauern Erörterung unterzogen wird.

bewährte, zu neuen Verwicklungen und Verlegenheiten führte. Und, um uns des Gleichnisses eines römischen Schriftstellers zu bedienen, wie die Bisse sterbender Thiere am gefährlichsten zu sein pflegen, so hat auch jene verhängnißvolle Steuer in den krampfhaften und schmerzlichen Zuckungen ihres untergehenden Lebens den böhmischen Juden ungleich mehr als sonst zu schaffen gegeben und ist tiefer und empfindlicher durch Mark und Bein gedrungen. —

Die böhmische Judensteuer war das schreiendste Unrecht; das hatte die milde österreichische Regierung längst anerkannt, und war seit Jahren bemüht, die Möglichkeit einer völligen Aufhebung derselben herbeizuführen. Aber wie der dadurch hervortretende fühlbare Ausfall an Staatseinkommen zu decken wäre, das war immer die Frage, um die es sich handelte. Zur Lösung derselben hatte zwar die böhmische Judenheit schon vor mehren Jahren durch eine der Finanzverwaltung offerirte bedeutende Ablösungssumme die Hand geboten; doch die österreichische Regierung ging in ein solches Anerbieten nicht ein. Sie wies jede Ablösung, die als solche im Grunde nichts Anderes, als ein bloßes Abfinden, eine Novation, aber keine Aufhebung des auf Unrecht ruhenden Rechts ist, aufs Entschiedenste zurück. In ihrem Plane lag eine gänzliche Auflassung der Steuer, und sie harrte nur des günstigen Moments dazu. Dieser kam früher, als man ihn erwartete. Wir wollen uns nicht in Conjecturen über die Motive erschöpfen, die den edlen Entschluß der Regierung zur Reife brachten; so viel möchten wir jedenfalls mit Gewißheit behaupten, daß die Energie und Entschiedenheit, mit welcher der damalige böhmische Gubernialreferent Fürst v. Lobkowitz diese mit jedem Tage verwickelter werdende und immer größere Verlegenheit bereitende Angelegenheit in seinem an die Hofkanzlei erstatteten Bericht zur Sprache brachte, nicht wenig dazu beigetragen haben. Die Finanzverwaltung glaubte sich in den Stand gesetzt, diesen Akt der Gerechtigkeit schon für die nächste Zukunft mit Gewißheit in Aussicht zu stellen. Mit der Abtragung einer dreijährigen Steuer, d. i. einer Totalsumme von 649,500 fl. C.-M., sollte jede Separatsteuerpflichtigkeit für die böhmische Judenheit erlöschen. Wie aber diese geforderte Summe eingebracht werden sollte, ob auf einmal oder ratenweise nach gewissen Terminen, war keine gleichgültige Frage. Haben die Bedürfnisse des Staates nach den obwaltenden Verhältnissen einen solchen Ausfall am Staatseinkommen, wie er durch eine alsogleiche Aufhebung der böhmischen Judensteuer herbeigeführt worden wäre, dermalen noch nicht gestattet, so wäre es wohl das Einfachste und Räthlichste gewesen, das bestehende Steuerverhältniß in seiner bisherigen Weise mit allen ihm anhaftenden Mängeln und Unzukömmlichkeiten durch einige Jahre, bis zur Einbringung der erforderlichen Summe und des etwa zur Creirung eines Pensionsfonds für die Steuerbeamten noch nothwendigen Ueberschusses fortbestehen zu lassen und alsdann diesen beständigen Zankapfel ein für allemal zu beseitigen. Das kaiserliche Gnadenwort hätte auch einige Jahre später eine nicht minder freudige Ueberraschung den böhmischen Juden bereitet und wäre mit einem um so größern Enthusiasmus begrüßt worden, als es schon in seinen nächsten und unmittelbarsten Folgen sich als heilsam und friedebringend bewährt hätte. So wäre die Angelegenheit durch einen rechtzeitig geübten Akt befriedigend für beide Theile geordnet worden. Dieser geschah denn nicht. Die Regierung faßte, wie bereits erwähnt wurde, den Entschluß, die Judensteuer successive in 7 gleichen schon mit dem Jahre 1847 beginnenden Jahresraten aufzulassen. Welche Motive und Ansichten sie dabei geleitet und zu einem solchen Entschlusse bestimmt haben, vermögen wir nicht anzugeben. War es ihre Absicht, der böhmischen Judenheit die ihr zugedachte Ueberraschung nicht lange vorzuenthalten, so war es jedenfalls eine edle Absicht; aber sie verleitete, man kann es nicht leugnen, zu einer Vorschnelligkeit, welche die so sehr wohlgemeinte Maßregel um einen großen Theil ihrer heilsamen Wirkung brachte, und das Gefühl alter nicht verjährter Unbill von Neuem auffrischte. Die gebotene Frucht ward eine heißersehnte, aber frühreife, die einen herben Nachgeschmack zurückließ.

Denn an die Gewißheit der bevorstehenden Steuerauflegung mußte sich natürlich

Digitized by Google

das Verlangen knüpfen, der verheißenen Freiheit möglichst bald theilhaftig zu werden, und nicht unnöthigerweise eine Steuer auch nur um einen Tag länger fortbestehen zu lassen, die an die tiefste Erniedrigung der jüdischen Glaubensgenossen erinnert, und durch ihre eben so demüthigende als inquisitorische Strenge nur zu oft störend in das Familienleben eingriff. Wer das Gehässige und Schimpfliche derselben in seinem ganzen Umfange kennen gelernt hat, wird einen solchen Wunsch gerecht finden und hierin nur ein rühmliches Zeugniß einer ehrenwerthen Gesinnung erblicken. Seit Jahren hat man, nicht mit Unrecht, diese Steuer als das größte, als das einzige Hinderniß eines gedeihlichen Gemeindelebens betrachtet, und in deren Beseitigung den Anfang einer glücklichen Lösung aller sonstigen Schwierigkeiten und wohlthätigen Reformen erblickt; und nun, da der günstige Moment gekommen, sollte, dürfte man ihn hinausschieben? Wohl hat die Regierung mit gewohnter Huld und Liebe, in Berücksichtigung der durch Mißwachs und Erwerblosigkeit herbeigeführten schweren Zeit für die Abtragung der noch einzuholenden Steuersumme Ratenzahlungen gestattet und den Termin auf 7 Jahre ausgedehnt; sie hat aber durch eine solche Gestattung die böhmische Judenheit in der frühern Abtragung ihrer Schuld nicht beschränken wollen, und hat es ihr nicht gewehrt, sich von der drückenden Last nach Thunlichkeit auch früher zu befreien; die hierüber erlassene Verordnung war permissiv, nicht präceptiv. Wenn es daher wahr ist, was der Correspondent im „Herold" uns berichtete, daß die von hier nach Wien gesandte Deputation, die den Dank der böhmischen Judenheit vor die Stufen des Thrones zu bringen hatte, den günstigen Moment benützend zur Abtragung der ganzen Steuersumme in kürzerer Zeit sich erboten, und dabei die Mitwirkung des Hofkammerpräsidenten zur Erwirkung einer billigen Interessenvergütung nachgesucht habe, so hat sie fürwahr nur im Sinne und nach dem Wunsche des größern und bessern Theils ihrer Glaubensgenossen gehandelt, welcher die Befreiung von einer 100jährigen Fessel, die eine finstere Zeit geschmiedet, das erwachte Bewußtsein der Gegenwart aber unerträglich findet, mehr noch aus sittlichen, als aus materiellen Motiven höchst wünschenswerth, als ein Ereigniß von höchster Wichtigkeit, als eine Ehrensache erachten muß, für die keine Anstrengung gespart, kein Opfer gescheuet werden dürfe. Für eine solche die gekränkte Ehre einer ganzen Confession betreffende Angelegenheit scheint unser Correspondent im „Herold" keinen Sinn zu haben. Entweder hat er, einem andern Glauben angehörend, solche Kränkung und Schmach nie empfunden, oder sie hat für ihn durch einen Akt bequemer Selbstemancipation aufgehört, eine persönliche zu sein. Wir, die wir es mit Juden und Judenthume ehrlicher meinen, und denen ihr Wohl und Wehe etwas tiefer ans Herz geht — wir müssen die Absichten und Bemühungen jener Männer nur ehrend anerkennen, und erblicken in dem gemachten Anerbieten der Steuerablösung keinen unbefugten Uebergriff, nichts Anmaßendes, nichts Willkürliches. Von der Möglichkeit und Nothwendigkeit derselben ganz durchdrungen, durften sie an die Möglichkeit der Ausführung, so wie an die Zustimmung ihrer Glaubensgenossen um so weniger zweifeln, als die böhmische Judenheit noch vor kaum 4 Jahren dem Aerar die weit größere Ablösungssumme von zwei Millionen Gulden angeboten hatte. Schwerlich dürfte aber das Gesammtvermögen derselben während dieser kurzen Zeit, wie ungünstig sich auch mittlerweile die Erwerbsverhältnisse gestaltet haben mochten, in so auffallender Weise abgenommen haben, daß ihre frühere Leistungsfähigkeit mehr als um das Dreifache sich vermindert haben sollte.

Diese ebenso echt gemeinte als wohlwollende Absicht fand auch bei der Regierung gerechte Anerkennung. Sie gestattete einzelnen Contribuenten so wie ganzen Gemeinden die Ablösung des für die ganze nachlaufende Steuerperiode von ihnen zu entrichtenden Beitrags, machte aber ausdrücklich die Ausschließung eines jeden Zwanges zur Bedingung. Somit war die Steuersache auf einen Punkt gebracht, wo sie einem baldigen und befriedigenden Ende hätte zugeführt werden können, wenn sie nicht in ihrem ursprünglichen Organismus so viele krankhafte Elemente gehabt und durch leidige Verhältnisse einer

frühern Zeit Verwicklungen herbeigeführt hätte, welche, so lange Alles ruhig im gewohnten Gleise fortgeht, minder fühlbar hervortreten, die aber eine Quelle von Zerwürfnissen werden, wenn neue Bahnen vorgezeichnet und betreten werden sollen.

Unter den mancherlei Zweifeln und Bedenken, deren Lösung die Steuerpflichtigen beschäftigte, waren es vorzüglich drei Fragen, die, ehe zur Abschließung eines neuen Vertrags mit der Regierung geschritten und an das Werk der Ablösung gegangen würde, in reifliche Erwägung gezogen und erledigt werden mußten; aber grade über sie herrschte die größte Unklarheit und Meinungsverschiedenheit unter den Besteuerten. Es handelt sich zuvörderst um den Maßstab, welcher der Steuerablösung zu Grunde zu legen, und in welcher Weise letztere zu Stande zu bringen sei. Man war im Allgemeinen darin einverstanden, bei der Repartirung der noch abzuführenden Gesammtsteuer vorzüglich die Reichen und Wohlhabenden ins Mitleid zu ziehen, den Minderbemittelten aber die möglichste Schonung angedeihen zu lassen. Es war dies nicht nur eine Forderung der Billigkeit, da der Reiche, der aus mannigfachen Quellen die ergiebigsten Einkünfte zieht, billigerweise den armen Familienvater, der für sich und die Seinigen kümmerlich die dürftige Nahrung erringt, berücksichtigen sollte; sondern auch des strengen Rechts, ein wohlbegründeter Anspruch auf Abtragung einer alten Schuld. Denn der reichere Theil der böhmischen Judenheit war während der ganzen verflossenen Steuerperiode fast nie verhältnißmäßig besteuert gewesen. Der größere Theil der Steuer lastete auf dem Mittelstande, namentlich auf den Neuvermählten, welche, um die Heirathsbewilligung zu erlangen, ihren Schweiß, ihr seit Jahren Erspartes zum Opfer bringen, ja sogar nicht selten ein Vermögen nachweisen und besteuern mußten, das sie in der Wirklichkeit nicht hatten. Ueberdies darf auch nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Segnungen der Steueraufhebung dem Reichen und Wohlhabenden in ungleich größerem Maße zu Statten kommen. Denn mit ihr entfallen die fast durchgehends wahrheitswidrigen und eben deshalb sehr drückenden, und das Gewissen beängstigenden Vermögensfassionen, die Furcht vor Denuntiationen und Vermögens-Confiscationen und unzählige andere Verlegenheiten, denen ein verheimlichter Besitzstand bisher ausgesetzt war. Das Eigenthumsrecht tritt aus seiner bisherigen Unnatürlichkeit in weitere naturgemäße Grenzen, die Freiheit der Schaltung und Waltung mit seinem Vermögen ist ungehemmt, die Möglichkeit letztwillig zu verfügen wieder hergestellt, unmündigen Kindern ist ihr väterliches Erbe gesichert, und quälende Ungewißheit um das künftige Loos seiner Lieben verbittert nicht mehr die letzten Stunden des aus ihrer Mitte scheidenden Vaters. An allen diesen Vortheilen participirt vorzüglich der Reiche und Wohlhabende, während der Vermögenlose, der auf den Verdienst des Tages hingewiesen ist, in weit geringerem Grade dabei betheiligt ist. — In reiflicher Erwägung dieses Sachverhältnisses hat auch die Regierung in ihrem Erlasse an die Steuerpachtungsgesellschaft die Schonung der armen und mindervermöglichen Contribuenten als unabweislichen Grundsatz festgehalten.

Eben so war man auch darin vollkommen einverstanden, daß der der bisherigen Steuerbemessung zu Grunde liegende Repartitionsfuß bei dem jetzt vorzunehmenden Ablösungsgeschäfte nicht sofort als Maßstab dienen könne. Es ist in früherer Zeit bei der Steueranlage mit großer Lauheit und Willkür verfahren worden. Vermögensüberschätzungen einerseits und unzeitig geübte Nachsicht andrerseits, nach vorherrschenden Sympathien und Antipathien haben mannigfache Prägravirungen und unbillige Begünstigungen herbeigeführt und den rechten Standpunkt verrückt. Vieles wird in dieser Beziehung, nicht mit Unrecht, der frühern Direktion, aber noch mehr den einzelnen Bezirkssteuernehmern auf dem Lande zur Last gelegt, von denen manche die in ihre Hände gelegte, an sich nur geringe Gewalt in der gewissenlosesten Weise ausbeuteten. Wie höchst unzuverlässig mußten nicht unter solchen Verhältnissen die selbsteigenen Vermögensbekenntnisse der Steuerpflichtigen ausfallen! — Selbstfassionen sind schon an und für sich nicht geeignet, für die Bemessung der Steuerbeiträge einzelner Contri-

buenten eine sichere Basis abzugeben und liefern nie ein befriedigendes Resultat. Um wie viel unsicherer und ungenügender mußten derlei Fassionen erst da sein, wo, wie dies bei der böhmischen Judensteuer der Fall war, die Unverhältnißmäßigkeit des darnach zu bemessenden Steuerprocents nothwendig zu Vermögensverheimlichungen führen mußte. Eine Vergleichung der Fassionen vom Jahre 1808 mit denen vom Jahre 1846 wird unsere Behauptung in auffallender Weise bestätigen. Während die des erstgenannten Jahres, ungeachtet des damals noch günstigen Geldkourses ein Gesammtvermögen von 8,281,600 fl. darthun, weisen die Fassionen vom Jahre 1846 nur eine Summe von 1,650,900 fl., daher kaum den fünften Theil des im Jahre 1808 fatirten Vermögens aus. Ist es schon an sich schwer zu glauben, daß das Gesammtvermögen der böhmischen Juden überhaupt in den letzten 38 Jahren, während welchen Handel und Industrie unter ihnen einen so hohen Aufschwung genommen, abgenommen habe, so ist eine Abnahme in solchem Verhältnisse noch unglaublicher. Aber der Grund dieser auffallenden Divergenz in den Gesammtfassionen verschiedener Jahre ist, wie gesagt nur in der grenzenlosen Willkür und Connivenz zu suchen, mit welcher grade den Reichen und Wohlhabenden Vermögensabschreibungen auf Kosten der Minderbemittelten und Neuvermählten concedirt wurden. Erst seit wenigen Jahren, seitdem die Direktion mit größerer Gewissenhaftigkeit und Umsicht verwaltet, und das Verfahren der Bezirkssteuereinnehmer mehr controlirt wird, hat sich freilich dieses Verhältniß etwas günstiger gestaltet; aber noch lastet auf den bisherigen Vermögensfassionen die Schuld früherer Zeit, und man ist noch lange nicht auch nur zu einer annähernd befriedigenden Vermögensschätzung gelangt.

Wir haben absichtlich diesen Gegenstand etwas umständlicher erörtert, weil der Correspondent im „Herold" grade darauf einen Hauptpunkt seiner Klage gründet und es der Direktion gewaltig imputirt bei dem Ablösungsgeschäft die bisher bestandenen Fassionen ganz unberücksichtigt gelassen zu haben. Wir werden auf diesen Vorwurf noch später zu sprechen kommen; aber wundern müssen wir uns, wie der Verfasser jenes Artikels, dem doch diese Dinge schwerlich unbekannt sind, eine solche Beschuldigung hat vorbringen können; wir werden dadurch zu der Ansicht gezwungen, daß sie mehr in absichtlicher böswilliger Verkennung, als in wirklicher Unkenntniß des wahren Sachverhältnisses ihren Grund habe.

Sollte daher unter solchen Verhältnissen die Ablösung nach einem gerechtern und zuverläßigern Maßstabe vor sich gehen, so war die Aufkündigung aller bisher bestandenen Pauschalverträge und die Abforderung neuer gewissenhafter Vermögensbekenntnisse eine unabweisbare Bedingung. Nur so war eine solidere Basis für die vorzunehmende Ablösung zu erwarten. Es war eine solche Forderung um so gerechter, als mit der gewissenhaftern Angabe des Vermögens keine dauernden Nachtheile wie ehemals verbunden waren, da es sich jetzt nur um eine dreijährige Steuer handelte, die, wenn sie auch ungleich größer als in frühern Jahren ausfallen sollte, doch in keinem Verhältnisse zu der in ihren Folgen unberechenbaren Wohlthat der gänzlichen Steueraufhebung steht, welche wohl auch noch eines größern Opfers werth wäre. — Aber auf welche unzähligen Collisionen mit den Privatinteressen so vieler aus ihrer Ruhe und Behaglichkeit geweckten Geldmänner mußte man nicht durch eine solche Forderung gerathen? Es gehört ein Gemeinsinn edlerer und höherer Art dazu, wenn solche Differenzen eine friedliche Lösung erhalten sollen. —

Die zweite Frage, bei deren Beantwortung, wie sie auch immerhin ausfallen mochte, man vielfachen Widerspruchs und eines gewaltigen Lärms gewärtig sein konnte, betraf die Pensionirung oder eigentlich die Entschädigung der bei der Steuerdirektion angestellten und nun durch die Aufhebung ihrer Stellen brotlos werdenden Beamten. Der Correspondent im „Herold" bricht unbedenklich über sie den Stab. Er nennt sie Werkzeuge der Steuerpächter, und behauptet, sie hätten keinen Anspruch auf Ruhegehalte, weil sie für die Pächter und nicht für die Gemeinden gearbeitet hätten. — Es ist

wirklich schwer, bei solchen Reden ernsthaft und gelassen zu bleiben; aber wir wollen ruhig uns bescheiden und die Sache näher prüfen. Fassen wir die Frage von juristischem Standpunkte auf, so kommt es vor Allem darauf an, ob ein solcher Pensionsanspruch in einem positiven Gesetze gegründet oder vertragsmäßig zugesichert sei; die Entscheidung dürfte vielleicht nicht zu Ungunsten der Beamten ausfallen. Doch auch das punctum juris wollen wir bei dieser Frage auf sich beruhen lassen und einstweilen annehmen, den Beamten der Steuerdirektion, obschon sie gesetzlich zur Kategorie der Staatsbeamten gehören, stehe rechtlich kein Anspruch auf Pension oder Entschädigung zu. Wir wollen es uns auch glauben machen lassen, daß unser Correspondent nicht wußte, was hier alle Welt weiß, daß die Steuerpachtungsgesellschaft keine Erwerbsgesellschaft sei; daß sie vertragsmäßig auf jeden aus der Pachtung fließenden Gewinn verzichtet habe; daß sie in ihrer Gebahrung der strengsten Controle unterworfen und über Einnahmen und Ausgaben der Staatsbuchhaltung jährlich Rechnung abzulegen habe; und daß daher von einem besondern Interesse der Pächter füglich keine Rede sein könne. Wir wollen daher auch die Behauptung, die Beamten hätten nur im Interesse dieser Pächter gearbeitet, als einen bona fide ausgesprochenen Irrthum hingehen lassen. Aber wir fragen nur Eins: Könnte es der Correspondent im „Herold" wirklich vor seinem Gewissen verantworten, daß 14 Beamte, von denen 8 bereits das 80ste Lebensjahr überschritten, und die den größten Theil ihres Lebens ausschließlich dem Dienste der Steuerdirektion gewidmet haben, nun, da man ihrer Dienste nicht mehr bedarf, ohne irgend eine Vergütung entlassen und mit ihrer Familie einem unverdienten Elende preisgegeben werden? Würde die Regierung eine solche Rücksichtslosigkeit gegen Beamte, eine so schreiende Unbilligkeit auch haben hingehen lassen? Und angenommen auch, der Anspruch derselben auf Pensionen und Ruhegehalte wäre von der Regierung als Rechtsforderung nicht anerkannt und in der gehofften Weise nicht unterstützt worden, durften die Steuerpächter einen solchen Vorwurf der Härte und Lieblosigkeit auf sich und ihre Glaubensgenossen laden? Würde nicht alsogleich ein gewaltiges Zetergeschrei über jüdische Gemeinheit, Undankbarkeit, Engherzigkeit und wie sonst das Heer von Schmach- und Schimpfreden heißt, mit denen die judenfeindliche Schaar zur Hand ist, von hundert Seiten her erhoben worden sein? und gewiß, wir wollten dafür bürgen, unser hochherzige Correspondent wäre, wenn nicht der erste, so doch gewiß nicht der letzte unter den Schreiern gewesen. — Mit dem Jubel der Begeisterung, den das kaiserliche Gnadenwort unter den Israeliten Böhmens hervorgerufen, würde ein so schnödes und rücksichtsloses Verfahren gegen Beamte einen gar zu grellen Gegensatz gebildet haben. — Das schien denn doch unser Correspondent auch zu fühlen und darum hat er uns hinterdrein in wohlgemeinter Absicht einen andern Ausweg geboten.

„Wenn schon — meinte er — die Beamten um jeden Preis haben pensionirt werden sollen, so hätte man mit einem Kapital von 40,000 fl. C.-M. entsprechende Ruhegehalte bei einer Lebensversicherungsgesellschaft oder einem Pensionsinstitute versichern können." Der Leser merkt es wohl, daß wir es mit einem Arzt zu thun haben, der nicht nur den Sitz der Krankheit, die sogenannte „materia peccans" schnell herauszufinden weiß, sondern auch sogleich die Mittel in Bereitschaft hat; aber leider zeigt es sich bald, daß er in seinem Heilverfahren etwas dürftig und ungeschickt ist. Die Versorgung sämmtlicher pensionsberechtigten Steuerbeamten durch Tantieme hätte nach genauer Berechnung und Bemessung ein Versicherungskapital nicht von 40,000 sondern von 101,785 fl. C.-M. nothwendig gemacht. Diese ganze nicht unbeträchtliche Summe wäre für die contribuirende Judenheit verloren gegangen. Statt dessen wird der seiner Zeit disponibel werdende und mit dem Tode eines jeden einzelnen Beamten durch dessen entfallende Pension sich vergrößernde Pensionsfond, der kaum eine Summe von 150,000 fl. C.-M. erfordern dürfte, den Contribuenten als Eigenthum zurückfallen, und die ihm zugedachte wohlthätige Verwendung finden; eine Transaction, die sicherlich auf soliderer Basis beruht, als das im Herold so emphatisch angepriesene Projekt.

Wenn nun bei so bewandten Verhältnissen der von der Pachtungsgesellschaft gewählte Ausschuß an den Grundsatz: „In dubiis benigniora sequimur“ haltend mit der von der Regierung selber beantragten Pensionirung der Beamten sich einverstanden erklärt hat; so hat er wieder nur in etwas consentirt, was sich, ohne im höchsten Grad unbillig zu sein, nicht abweisen ließ. —

Nicht geringere Verlegenheit bereitete endlich die Entscheidung der dritten Frage: welche nämlich von den die gesammte Judensteuer bildenden Einzelnsteuern zuerst zur Ablösung kommen sollte. Wie wir bereits früher bemerkten, wurde die Judensteuer in Böhmen unter drei verschiedene Rubriken, und zwar:

a) an Vermögensteuer jährlich 125,572 fl. C.-M.
b) an Familiensteuer „ 32,928 „
c) an Verzehrungssteuer „ 58,000 „

entrichtet. Von diesen Steuern sollte in Folge einer Regierungsverordnung jene zuerst aufgelassen werden, welche auf die Moralität, den Verkehr und den Wohlstand der böhmischen Judenheit nach der bisherigen Erfahrung den nachtheiligsten Einfluß übt und nebenbei noch auf dem armen Juden vorzugsweise lastet. Dieser Grundsatz in abstracto verdient gerechte und volle Anerkennung; es läßt sich dagegen nichts einwenden. Aber bei der Durchführung und Anwendung desselben stößt man auf Schwierigkeiten und es konnte nicht fehlen, daß eine Verschiedenheit von Ansichten sich herausstellte, die zu Demonstrationen und Gegendemonstrationen führte. Die genannten Nachtheile, die für die frühere Auflassung der einen oder der andern Steuer entscheiden sollten, hafteten im Grunde an einer jeden derselben. Während die Armen und Minderbemittelten, die an Vermögens- und Familiensteuer entweder gar nichts oder wenig entrichten, und sich auch nicht von den Gefahren der Vermögensverheimlichung bedroht sehen, in der Verzehrungssteuer die drückendste Last erblicken, da sie ein nicht leicht ganz zu entbehrendes, bei Krankheit, größerer Kinderzahl, oder sonstigen Verhältnissen mit dem Maaß des Vermögens und des Erwerbs in keinem Verhältniß stehendes Lebensmittel trifft und zu Defraudationen ermuntert, treten die gedachten Nachtheile in den zwei andern Steuerarten überwiegender und empfindlicher für die Klasse der Reichen und Wohlhabenden hervor. So ungerecht es wäre, den Reichen eine Last abzunehmen um sie desto schwerer und gewichtiger auf die Schulter der Armen fallen zu lassen, eben so wenig ließe es sich rechtfertigen, die Aermern und Minderbemittelten jeder Leistung zu entheben, und die ganze Last der Steuer auf die ohnedies nicht zu große Zahl der Reichen und Wohlhabenden zu wälzen. Nichts desto weniger wird man bei reiflicherer und billigerer Beurtheilung zugeben müssen, daß es doch nur die Vermögens- und die nach ihr zu bemessende Familiensteuer ist, durch welche die Moralität, der Verkehr und das Wohl der böhmischen Juden am meisten gefährdet werde. Denn ist es auch nicht zu leugnen, daß die Verzehrungssteuer drückend ist, da sie den Genuß des Fleisches, eines in keiner Menschenklasse zu entbehrenden Bedürfnisses trifft, mit plagender Controle verbunden ist und unbilligerweise den Armen, der doch auch zuweilen eine kräftigende Nahrung benöthigt, vom Genusse abschreckt; so ist sie doch im Allgemeinen weniger empfindlich als die beiden andern Steuerarten. Denn sie wird in kleinen Raten, nach Maßgabe des eigenen Willens gegeben, nicht durch äußere Gewalt abgenöthigt; die Leistung derselben ist in den Willen des Fleischconsumenten gegeben. Hingegen hat sich die Vermögensteuer so wie die von ihr abhängige Familiensteuer nach der bisherigen Modalität der Steuererhebung und Vertheilung durch eine in die Individualitäten des Familienlebens eingreifende und nicht selten die heiligsten Bande lockernde Beaufsichtigung in der gehässigsten Gestalt gezeigt. Sie wirkte nachtheilig auf Verkehr und Wohlstand, da sie jede freie Bewegung hemmte. Der Jude konnte seines erworbenen Gutes nie froh werden, denn nur der freie Besitz, und sei er noch so klein, macht froh und erhebt das Herz. Ein Eigenthum, das wir nicht offen und vor aller Welt unser nennen dürfen, ist nicht unser wahres Eigenthum.

Daher auch die von Juden getroffenen Verfügungen sowohl unter Lebenden als auf Sterbefälle in Scheinverträgen und Hunderten von Verklausulirungen die Sicherheit suchen mußten, die dem freien und offenen Besitz sonst durch das Gesetz verbürgt wird. — Sie wirkte nachtheilig auf die Moralität, da die eidesstättige Ablegung von Vermögensbekenntnissen, die bei der Unverhältnißmäßigkeit des gesetzlich zu entrichtenden Steuerpercents nie der Wahrheit gemäß ausfallen konnten, zu einem leichtfertigen Sichabfinden mit seinem Gewissen führte: erzwungene Eidesleistungen die Scheu vor der Heiligkeit des Eides minderten, und das mit jener Steuer verbundene Denuntiationsunwesen die Corruption im hohen Grade förderte.

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, hat auch der Ausschuß für die frühere Ablösung der Vermögensteuer entschieden. Ihm gehört das Verdienst, die Ablösung in diesem Sinne höhern Orts beantragt und erwirkt zu haben; ein Verdienst, das keine Verdrehungen und Sophismen zu schmälern im Stande sind, und das immer mehr und mehr die ihm gebührende Anerkennung findet. —

So standen nun die Sachen, als man daran war, den Pachtkontrakt mit der Regierung für die Dauer der noch laufenden Steuerperiode zu erneuern und demgemäß das Ablösungsgeschäft einzuleiten. Die in dieser Angelegenheit handelnden Vertreter durften es sich nicht verhehlen, daß sie keine geringe Verantwortlichkeit auf sich laden und daß sie sich auf Klagen, Beschwerden, Widerstand und Schwierigkeiten mancherlei Art gefaßt machen müssen. Unter solchen Verhältnissen hätte man erwartet, daß sie nach einem Mittel greifen oder einen Modus ausfinden würden, bei dem auf Grundlage gemeinsamen Einverständnisses eine befriedigende Lösung der einmal nicht zu vermeidenden Collisionen hätte erzielt werden können, ihr Gewissen salvirt geblieben und sie selbst nicht in's Gedränge gekommen wären. Wir legen auf unsere Ansicht kein zu großes Gewicht; doch glauben wir behaupten zu dürfen, daß die Zuziehung der steuerpflichtigen Judenheit zur Theilnahme an der Berathung über die fragliche Steuerablösungsangelegenheit ein geeignetes und die Gemüther beruhigendes Mittel gewesen wäre. In wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten bewährt sich die Oeffentlichkeit immer als heilsam. Es ist hier der Ort nicht, weitläufig auseinander zu setzen, wie die Mitwirkung der Steuercontribuenten zu realisiren gewesen wäre. Sie alle zusammen zu berufen, wäre freilich kaum thunlich und dem Zwecke der Berathung eher hinderlich gewesen. Aber eine Versammlung von Deputirten aus den einzelnen Steuerbezirken, die von sämmtlichen Contribuenten des Bezirks nach Stimmenmehrheit gewählt und mit den nöthigen Vollmachten und Instruktionen versehen, die gemeinsame Steuerangelegenheit berathen und festgestellt hätten, wie dies vor mehren Jahren in ähnlicher Weise bei der von den Juden in Ungarn zur Verhandlung gebrachten Steuerangelegenheit der Fall war, hätte die ganze Angelegenheit auf eine festere Basis gestellt. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß dieses gerade der einzige Weg gewesen wäre, der zum Ziele führen konnte; aber so viel bleibt jedenfalls gewiß, daß in einer so wichtigen Sache, wie die der Steuerablösung, die Gesammtheit der Contribuenten nicht blos durch die Direction der Pachtungsgesellschaft und deren Ausschuß, sondern durch mehrere aus ihrer eigenen Mitte gewählten, mit ihnen vertrauten und ihr Vertrauen genießenden Abgeordneten hätte vertreten werden sollen. Ist auch bei der Direction genauere Sachkenntniß, größere Erfahrung und Reife des Urtheils vorauszusetzen, so darf anderseits nicht unberücksichtigt bleiben, daß Bekanntschaft mit den Vermögens- und Familienverhältnissen und größere Theilnahme mehr von den aus der Mitte der Steuerpflichtigen hervortretenden und von ihnen selbstgewählten Vertretern zu erwarten sei. Durch sie wäre in den Urtheilenden nicht nur die Kenntniß der Gemeindeangelegenheiten, sondern auch das Interesse dafür gesichert gewesen. Bei einem solchen Vorgange wäre eine gewisse Unbefangenheit garantirt worden, und was noch wichtiger ist, die Sache hätte eine juristische Grundlage erlangt, und der Vorwurf, durch ein Privatinteresse oder irgend ein sonstiges fremdartiges Motiv geleitet worden zu sein, hätte verstummen

müssen, oder wäre, wenn er laut geworden wäre, ohne Wirkung geblieben. An Schwierigkeiten und Verdrüßlichkeiten hätte es, wie es bei Verhandlungen solcher Art auch nicht anders möglich ist, freilich auch dann nicht gefehlt; aber es wären nicht solche gewesen, denen fester Wille nicht gewachsen wäre. Die gefaßten Beschlüsse, garantirt durch Alle, die an der Berathung Theil genommen, hätten einen viel mildern und bescheidenern Charakter an sich getragen und nur entschieden böser Wille hätte daran zu makeln gewagt.

Bei einem solchen Verfahren hatte auch der mit der Zustandebringung der Ablösung betraute Ausschuß nur gewinnen müssen. Er hätte nicht nur gerecht und gesetzmäßig, sondern auch wohlwollend und klug gehandelt. Er hätte sich die maßlosen Beschuldigungen erspart, die er unverdienterweise erfahren, und nicht Ursache gehabt die Ungunst zu beklagen, die in der Schwierigkeit der Sache gelegen. Zweifel über seine Competenz zur Verhandlung und Entscheidung von Interessen, welche die steuerpflichtige Gesammtheit betreffen, Vorwürfe von Willkürlichkeiten und ungesetzlichen Uebergriffen, wie solche im „Herold" ohne allen Grund und Beweis vorgebracht wurden, als: daß die Direction unbefugt Bestimmungen in den Contrakt eingeschmuggelt, sich in ihren Forderungen einer maßlosen Strenge bedient und über Lebensverhältnisse durch Machtsprüche entschieden habe, können da nicht erhoben werden, wo die Grenzen der Befugnisse ausgesteckt, die Unbefangenheit der Berathung garantirt, die Mehrheit der Stimmen entscheidend und jeder Schritt mit Argusaugen bewacht ist. Und darum bedauern wir es von ganzer Seele, daß der Ausschuß, an dessen Spitze Herr v. Lämel, ein Mann von klarem, prüfendem Verstande und praktischem Blicke, stand, sich so etwas hat entgehen lassen. Das ist der einzige Punkt, in welchem die Pachtungsgesellschaft und deren Ausschuß es versehen, und nicht ungegründeter Vorwurf sie trifft. Aber sie glaubten sich in ihrem Rechte, und von juristischem Standpunkte aus waren sie es auch, wenn sie als contrahirende Partei, welcher die Ausübung der der Regierung gegenüber der steuerpflichtigen Judenheit zustehenden Steuerforderungsrechte übertragen werden sollten, an die Einwilligung und das Einverständniß der Letztern sich nicht gebunden erachteten und autonomisch die Bedingungen feststellten, unter denen sie auf eine Wiedererneuerung der bestandenen Pachtcontrakte mit der Regierung einzugehen bereit seien.

Die Berathung hierüber wurde von der Steuerdirection eingeleitet und pflichtgemäß alle Mitglieder der Pachtungsgesellschaft dazu eingeladen. Zur Theilnahme an derselben wurde auch der erste Vorsteher der ganzen Israelitengemeine, Herr M. J. Landau, zugezogen; ein Mann von Kopf und Herz, dem das Lob der Unbefangenheit, Freimüthigkeit, Biederkeit und strengsten Rechtlichkeit gebührt und allgemein gezollt wird. An der Spitze der Berathung, sie leitend und controlirend, stand ein erleuchteter, hoher Staatsbeamter, der damalige Gubernialrath und gegenwärtige Hofrath Fürst v. Lobkowitz, einer der Edlen, der mit vorurtheilsfreiem Geiste seine Kraft und seinen hohen Einfluß zur Milderung der gedrückten Lage der israelitischen Glaubensgenossen in Böhmen oft verwendete, und an der günstigen Lösung der Steuerfrage wahrlich keinen geringen Antheil hat. Daß unter solcher Aegide und in solcher Versammlung nur ein sicheres, ehrenfestes Handeln zu erwarten sei; Eitelkeit, selbstklügelnde Berechnung und sonstige unheilige Motive sich nicht geltend zu machen vermögen und nichts Illegitimes beschlossen werden könne, ist Jedermann einleuchtend. Hier wurden nun die einzelnen Fragen erörtert und berathen, die verschiedenen Punkte nach wiederholter reiflicher Erwägung festgestellt, und der von der Pachtungsgesellschaft mit der Regierung abgeschlossene Vertrag kam zu Stande. Er ward höchsten Ortes bestätigt und in Tausenden von Lithographien zur Kenntniß der Betheiligten gebracht. Was auch an demselben nach Inhalt und Form auszusetzen sein mochte, so steht doch so viel fest, daß auch nicht eine einzelne Bestimmung darin enthalten ist, zu welcher die Contrahenten nicht nach Recht und Gesetz befugt gewesen wären. Wo über jura aliena verfügt wurde, ist das Maß des gesetzlich eingeräumten und seit Jahren bestandenen Befugnisses nie überschritten worden. Es war also eine vage, durch nichts erwiesene Beschuldigung, die nur in ungenügender Kenntnißnahme vom wahren Sachverhältnisse, oder in ver-

meintlicher Kränkung von Privatinteressen, oder in persönlichen Antipathieen ihren Grund haben konnte, daß die Pächter Bestimmungen in den Vertrag aufgenommen hätten, die dem Geiste der Regierung widerstrebten.

Der neue Pachtvertrag ist seinem wesentlichen Inhalte nach auf Grundlage des früher bestandenen und seit vielen Jahren jährlich wieder erneuten Contrakts abgeschlossen worden. Die darin enthaltenen Stipulationen in Betreff der Sicherstellung, Repartirung, Erhebung und Abführung beruhen auf frühern Gesetzen und Verordnungen. Der Pachtungsgesellschaft ist auch nicht ein Recht darin eingeräumt worden, das ihr nicht auch schon in früheren Verträgen zugestanden gewesen wäre. Die in den erneuerten Vertrag aufgenommenen neuen Bestimmungen sind nothwendige Ergebnisse des veränderten Sachverhältnisses aus Gerechtigkeits- und Billigkeitsrücksichten hervorgegangen. Möglichste Schonung der Minderbemittelten, Erzielung größerer Beiträge von Seite der Reichen, namentlich solcher, welche durch die gegen sie geübte Connivenz die Steuerlast sich unverhältnißmäßig erleichtert haben; gänzliche Ablösung der Vermögens- und Familiensteuer, in wie weit solche auf conciliatorischem Wege zu realisiren sein sollte; und die Hereinbringung eines Mehrbetrags zur Creirung eines Pensionsfonds für die Beamten, wobei im günstigen Falle noch die Möglichkeit der Ablösung der Verzehrungssteuer in Aussicht gestellt wird, das sind die Rücksichten, welche die neueren Vertragsmodalitäten hervorgerufen. Wir vermögen auch nicht einen Punkt unter ihnen aufzufinden, in welchem sich nicht eine ehrenhafte Gesinnung bekundete. Nichts desto weniger haben Engherzigkeit und Böswilligkeit an diesen Vertragsbestimmungen bald dies bald jenes zu tadeln gewußt. So wird im „Herold" den Pächtern der Vorwurf gemacht, daß sie, denen es früher nicht gestattet war, mit den Steuerpflichtigen auf länger als Jahresfrist zu pauschaliren, d. h. rücksichtlich ihrer Leistungen sich abzufinden, nun eine ausgedehntere Befugniß zu pauschaliren in Anspruch genommen haben. Wer erkennt nicht die Leerheit eines solchen Vorwurfes! Kann überhaupt Niemand mehr Recht auf Andere übertragen, als er selbst hat, so konnten auch die Pächter, mit denen bisher die Regierung den Pachtkontrakt immer nur auf ein Jahr abgeschlossen hat, auch mit den Steuerpflichtigen über diese Frist hinaus nicht pauschaliren. Hingegen wurde der mit ihnen jetzt erneuerte Vertrag auf die Dauer der ganzen noch laufenden Steuerperiode abgeschlossen; das in dem gemäß ihnen zustehende ausgedehntere Pauschalirungsbefugniß ist daher nur eine natürliche Rechtsfolge der erweiterten Contraktsdauer. Worin liegt also die den Pächtern zur Last gelegte Anmaßung?

Eine andere in jenem Blatte vorgebrachte Beschuldigung trifft den der Ablösung zu Grunde gelegten Maßstab und besteht darin, daß man die bisherigen Vermögensfassionen gar nicht oder zu wenig berücksichtigt und größtentheils neue Vermögensbekenntnisse abgefordert habe. Wie wenig die bisherigen Fassionen geeignet waren eine sichere und gerechte Basis für die Ablösung zu gewähren, wurde bereits früher gezeigt. Wir wollen es gerne glauben, und begreifen es leicht, daß der Ausschuß sich vielleicht den Dank des Correspondenten und vielleicht auch vieler seiner Sinnesgenossen, die bisher gewissenlos durch allerlei große und kleine Mittelchen die Steuerlast von sich abzuwälzen und unbarmherzig schwächeren Schultern aufzubürden gewußt haben, im hohen Grade verdient hätte, wenn er ausnahmslos das alte Fassionsverhältniß hätte fortbestehen und auf dessen Grundlage die Ablösung hätte vornehmen lassen. Aber er hätte dafür auch den Fluch von Tausenden in bedrängten Verhaltnissen lebenden Familienvätern auf sich geladen. Um solchen Preis aber mochte der Ausschuß weder die Gunst des Correspondenten erkaufen, noch das von ihm gepriesene so schöne Werk der Erlösung vollbringen; für ein solches Glück hatten die Pächter (wir stimmen dem Correspondenten bei) Gottlob keinen Sinn!

Wir erachten es für überflüssig auf die andern im „Herold" vorgebrachten Beschuldigungen einzugehen. Sie sind alle von so geringem Gehalt, daß sie keine Widerlegung verdienen. Dem tadelnden Correspondenten war es auch um etwas ganz ande-

res zu thun, als um das Interesse der Steuerpflichtigen. Ihn bestimmten Antipathien gegen Personen, nicht Sympathieen für die gute Sache, sonst würde er wohl nicht so vorschnell und kurzweg, da kaum die Ablösung begonnen, geurtheilt und verdammt haben.

Uns bleibt noch ein Schlußwort übrig über die Art und Weise, wie der Ausschuß die so theoretisch festgestellte Steuerablösungsangelegenheit praktisch durchzuführen und gegen Widerspruch zu schützen verstanden hat. Unstreitig wäre ihm auch dieses mit weniger Anstrengung und unter geringerer Renitenz gelungen, wenn man nicht ursprünglich die Steuerpflichtigen von jeder Theilnahme an der Berathung ausgeschlossen, und dieser Mißgriff nicht Argwohn erregt und Furcht vor andern Uebergriffen hervorgerufen hätte. Hier in der Hauptstadt, wo die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse des Einzelnen genauer gekannt sind, und daher das Maaß der persönlichen Steuerschuldigkeit mit größerer Wahrscheinlichkeit bestimmt werden könnte, hatte die Sache keine große Schwierigkeit. In wenigen Wochen war die Ablösung zu Stande gebracht, und ungeachtet mancher Verstimmung und trotzigen Sichgebährdens erfolgte keine Reclamation und keine amtliche Beschwerde wurde erhoben. Diese Thatsache wagt selbst der Correspondent im „Herold" nicht in Abrede zu stellen, wie wenig genau er es sonst mit der Wahrheit nimmt. Aber da nichts ungetadelt bleiben darf, so findet er, scharfsinnig genug, den Grund dafür in der Furcht „vor dem alten haarsträubenden (sic!) Judeneid," auf dessen Ablegung der Ausschuß bei ungenügender Fassion gedrungen haben soll. — Wir müßten uns wundern, aus dem Munde eines Prager Correspondenten eine solche Unwahrheit zu vernehmen, wenn wir nicht wüßten, daß der Correspondent mit allen Waffen ficht, die ihm paßlich in die Hand kommen, und daher auch die der Lüge und Verleumdung nicht verschmäht. Der frühere, haarsträubende Judeneid ist, wie Jedermann weiß, bereits durch das Hofkanzleidekret vom 30. November 1846 aufgehoben, und an dessen Stelle eine in humanerem Sinne abgefaßte Eidesformel substituirt worden. Die Furcht vor dem alten Judeneid konnte es daher unmöglich gewesen sein, welche die Gemüther so terroristisch affizirt und zu solcher Nachgiebigkeit gestimmt hat.

Mit größern Schwierigkeiten und Widersetzlichkeiten hatte man auf dem Lande zu kämpfen, wo das Ablösungsgeschäft etwas später eingeleitet wurde. Zu dessen Realisirung wurden von der Steuerdirektion einzelne Commissionen bestimmt, denen das dabei zu beachtende Verfahren in bestimmten, an alle jüdischen Steuerämter erlassenen Instruktionen vorgezeichnet war. Aber ein unerhörtes Mißtrauen, geweckt durch den in Tausenden von Abschriften cirkulirenden Artikel im „Herold," stellte sich ein, und ward durch Böswilligkeit absichtlich genährt und erhalten. Dessenungeachtet würde auch dieses minder empfindlich hervorgetreten sein und weniger hemmend eingewirkt haben, wenn die Ablösung nach einem festen Princip wäre vorgenommen, und die Taxationen der Commissäre, selbst da, wo sie nach bestem Wissen und Gewissen vorgingen und mit voller Ueberzeugung zu handeln glaubten, nicht immer doch den Schein der Willkürlichkeit an sich gehabt hätten; und wenn nicht ein oder das andere der Commissionsglieder, unter denen bedauerlicher Weise auch manche persona ingrata war, anstatt durch ein ruhiges und geschicktes Entgegenkommen die Gemüther zu gewinnen, nicht selten durch ungerechte Zumuthungen und Anordnungen gegen allen Menschenverstand zum Widerstande herausgefordert hätte. Die dadurch geweckte Antipathie gegen das ganze eingeleitete Verfahren wurde selbst durch die persönliche Würdigkeit der andern Commissäre nicht gemildert, obschon unter ihnen Männer wie Forchheimer und Katz waren, welche die Achtung und das Vertrauen der ganzen böhmischen Judenheit im hohen Grade genießen. Ueber die Durchführung der getroffenen Maßregeln erlauben wir uns weiter kein Urtheil. Auf ein bloßes „on dit" hin wollen wir weder rechtfertigen und beschönigen, noch anklagen und verdammen. Wohl mag der neue Pacht-Vertrag an einem oder dem andern Orte in größerer Strenge zur Anwendung gebracht worden und Manchem hart geschehen sein; wohl mag die Größe des von dem Einen der guten Sache gebrachten Opfers, schreiend mit der Leistung des Andern contrastirt haben; im-

mer war jedoch das vermeinte Unrecht nur ein relatives, bemessen nach dem Verhältniß der Leistung und vermutheten Beitragsfähigkeit des Andern, nie nach absolutem Maßstabe, d. i. nach Verhältniß des eigenen Besitzstandes, nach Werth und Größe der ihm aus der Steueraufhebung erwachsenen Wohlthat. Durchschnittlich, das möchten wir mit Gewißheit behaupten, sind nicht $1\frac{1}{2}\%$ des gesammten realen Vermögens gesteuert worden, und individuell dürfte selbst der sich am meisten gravirt Erachtende schwerlich mehr als 2% seines Vermögens als Ablösungssumme gezahlt haben. —

Wie schwer es überhaupt ist, fremde Vermögensverhältnisse zu schätzen, ist nur zu sehr bekannt. Um so schwieriger wird eine solche Schätzung, wo, wie dies bei den böhmischen Juden der Fall war, der wirkliche Besitz aus traurigen Rücksichten Jahre lang verheimlicht werden mußte. Ueberdies ist es ein Irrthum, von dem nicht Wenige befangen sind, daß die Ablösungsquote nur nach Verhältniß des realen Vermögens zu bestimmen sei. Das Vermögen an und für sich und nur dieses ist nicht der Maßstab der Beitragsschuldigkeit, sondern das reine Einkommen; aber dieses läßt sich bei den unaufhörlichen Schwankungen, denen der Erwerb unterworfen ist, nie mit Sicherheit angeben. Unbillige Begünstigungen einerseits und Prägravirungen andrerseits sind daher von einer Vermögens- und Einkommensteuer fast nicht zu trennen, und immer gibt es Mißvergnügte, die ihr Mißbehagen, oft sogar in ungemäßigter und kränkender Weise, zu erkennen geben. Mit solchen Mißvergnügen hatte man um so mehr bei der Ablösung der böhmischen Judensteuer zu kämpfen, da der Same der Unzufriedenheit und Zwietracht hier noch überdies durch langwierige Uebelstände anderer Art genährt, eine Reihe von Jahren fortwucherte. Darum wird eine billige Betrachtung zugeben, daß die in dieser Steuerangelegenheit handelnden Vertreter sich in keiner erfreulichen Lage befunden haben.

Das ist die Lage der Dinge, wie sie sich in den letzten Monaten in dieser Angelegenheit gestalteten und das ist der Gang der Sache, die nunmehr trotz der großen Aufregung, unter der sie begonnen und fortgeführt wurde, bald geordnet und ihrem glücklichen Ende zugeführt sein wird. Wir haben sie mit Unparteilichkeit beleuchtet und keinen Tadel zurückgehalten, der auch nur mit einem Scheine des Rechts erhoben werden konnte. Wie man auch über die von den Vertretern dieser Angelegenheit getroffenen Maßregeln urtheilen mag, so wird doch Jeder, der mit redlichem Willen, wahrheitsliebend die Sache bis zu ihren Wurzeln verfolgt, und sich nicht im Vorhinein durch Lug und Trug beirren läßt, eingestehen müssen, daß die Männer, die sich diesem eben so unerfreulichen als schwierigen Geschäfte unterzogen haben, nicht mit schlauen Nebengedanken an die Sache gegangen, sondern im gebieterischen Drange der Umstände, um ihre böhmischen Glaubensbrüder von der Schmach eines Jahrhunderts so schnell als möglich zu befreien. Es war nicht Anmaßung, sondern heilige Sympathie für verletztes Recht und gekränkte Ehre, die sie zu energischen Schritten auffordete. Sie haben nicht in feindlicher Absicht, sondern im Interesse ihrer Religionsgenossen; nicht aus unheiligen Motiven, sondern nach gewissenhafter Ueberzeugung gehandelt, und mit dem aufrichtigsten Verlangen der Sache zu nützen, und der auf sich genommenen Pflicht sich gewissenhaft zu entledigen gestrebt. Und gesetzt, sie hätten bei der Wahl der Mittel sich vergriffen, so könnten sie sich zwar nicht über ohne Grund erfahrene Mißbilligung beklagen, aber nimmer hätten sie die Behandlung verdient, die sie erfahren; sie hätten wenigstens vor Verdächtigungen und Schmähungen, wie sie der leichtfertige Correspondent im „Herold" und manche der Reclamanten in ungezähmter Zornwuth vorbrachten, verschont bleiben müssen.

Wenig erfreulich ist es, daß gerade dieser Gnadenakt, der mit solchem Jubel begrüßt wurde, Veranlassung zu mehrfachen amtlichen Beschwerden ward, die schwerlich geeignet sein dürften, eine günstige Meinung und wohlwollende Gesinnung für die Juden bei der Regierung hervorzurufen. Man weiß nur zu gut, wie leicht man geneigt ist, den Groll gegen den Einzelnen unverdienterweise auf die Gesammtheit zu

übertragen, und die ganze Genossenschaft für das verantwortlich zu machen, was einem der Genossen zur Last fällt. Und schon um dessentwillen müssen wir jenen Artikel im „Herold" einen bedauerlichen nennen, da er, weit entfernt die gute Sache zu fördern, offenbar nur dahin zielte, als ausgeschleuderter Brandbrief, die Gemüther zu alarmiren und Mißtrauen zu wecken. Wir ehren die Freiheit der Presse und geben der Wahrheit die Ehre; aber das für die Oeffentlichkeit gesprochene Wort muß ein gesinnungsvolles sein; eine ernste Sache fordert eine ernste, würdevolle Sprache, eine richtige und parteilose Würdigung; Anekdötchen aus dem Kehricht der Klatschstuben aufgelesen, können als Scherz amüsiren, aber nicht überzeugen. Die Art und Weise, wie die Steuerangelegenheit im Herold zur Sprache gebracht und beurtheilt wurde, machte jede Vertheidigung überflüssig. Der Correspondent, wenn er auch in materia Recht gehabt hätte, würde sein gutes Recht schon durch die verfehlte Form der Geltendmachung verwirkt haben.

Bald wird nun auch der letzte Akt des traurigen Dramas zu Ende gespielt sein. Die Opfer werden verschmerzt, die persönliche Unbill vergessen, die Aufregung gedämpft, der Zornesrausch verschwunden und die Gemüther beruhigt sein. Man wird sich der errungenen Freiheit freuen, ohne des Kampfes zu gedenken, den sie gekostet. Schon jetzt beginnt das Leben in den jüdischen Gemeinden sich freier zu gestalten; der erstarrte Sinn erwacht, die Forderung der Zeit wird erkannt, ein edles Streben durchdringt die Vorstände, und eine hoffnungsvolle gebildete Jugend, voll Begeisterung für's Gute, nimmt Theil an dem Ernste des Lebens. — Auch die Männer, welche ihre Thätigkeit der Steuerangelegenheit mit aufopfernder Bereitwilligkeit zugewandt haben, denen aber ihre Mühe und Kraft mit Spott und Hohn vergolten wurde, werden sich über die erfahrene Enttäuschung zu trösten wissen und in dem schönen Werke, zu dem sie mitgewirkt, Beruhigung finden. Was aber insbesondere die skurilen Ausfälle gegen den im „Herold" am heftigsten angegriffenen Herrn von Lämel betrifft, so dürften sie ihr, bei dem Bewußtsein dessen, was er gewirkt und erstrebt, schwerlich eine zornige Gemüthsbewegung abgewonnen haben. Er kennt den Unverstand der Leidenschaft und hat ihn in seinem vielbewegten Leben wohl nicht zum erstenmal erfahren. Die gegen ihn gebrauchten Künste der Verdrehung und Verdächtigung sind in Dunst aufgegangen und haben auch nicht einen Schatten auf seinen Charakter geworfen. Der Mann von Ehre ist in seiner Ehre ungekränkt geblieben. Freilich hätte er wegen seiner grade in dieser Steuerangelegenheit bewiesenen Biederkeit, Ehrenhaftigkeit und Selbstverleugnung, von der er noch vor wenigen Tagen durch die, ohne Zustimmung der Regierung, auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit, für die abgelösten Steuerbezirke beantragte und durchgeführte Aufhebung der Verzehrungssteuer einen eclatanten Beweis gegeben hat, einen Dank ganz anderer Art verdient. Es ist hier nicht der Ort, alle die Opfer aufzuzählen, welche der Mann den Interessen seiner Glaubensgenossen gebracht hat. Wir, die wir nicht mit so schwachem Gedächtnisse, wie der Correspondent im Herold, behaftet sind, erinnern uns daran gar wohl und sind bereit, auf Verlangen Rechenschaft zu geben. Wäre es Herrn von Lämel um Befriedigung kleinlicher Eitelkeit zu thun gewesen, er hätte sie in andern Kreisen gesucht und gefunden, und nicht für nöthig geachtet, nach der ihm vom Correspondenten zugedachten Rolle eines „Finanzministers in Israel" zu haschen. — Der Schreiber dieser Zeilen steht mit Herrn von Lämel auch nicht in dem entferntesten Nexus und hegt für ihn keine andern Sympathien, als welche er gegen jeden Ehrenmann hegt, der den biedern Sinn durch biedere That bekundet und bewährt. Aber Ehre dem Ehre gebührt, und darum sei diese Anerkennung ihm hier nicht versagt. —

Hoffen wir, daß die Darlegung dieser Verhältnisse dazu beitragen wird, den Irrthum zu beseitigen, das Unklare an's Licht zu führen, Mißverständnisse aufzuklären, den ermatteten Eifer neu zu beleben, alle Unholde aber, die noch offen oder versteckt ihr Unwesen treiben, zu verscheuchen und die Gemüther zur Versöhnung zu rufen. —

Briefe vom ungarischen Reichstag.

Seit ich Ihnen zum letzten Male geschrieben, haben die Stände rüstig fortgearbeitet und nicht blos die Richtung, in welcher sie ihre Thätigkeit äußern, sondern der unausgesetzte Fleiß geben den besten Beweis dafür ab, daß es ihnen ernst um das Wohl der Länder zu thun sei.

Zunächst wäre des Gesetzvorschlages über die ungarische Sprache zu erwähnen, doch dieser lehnt sich vielmehr an den schon bestehenden Gesetzartikel von 1836 und es handelt sich blos um die strenge Handhabung derselben. Bei uns ist es überhaupt nicht blos um Erlassung eines neuen Gesetzes zu thun, wir haben immer dreifache Kämpfe zu bestehen. Zuerst müssen wir die harthörige öffentliche Meinung durch unsere beiher gestrichene Reden und Artikel bearbeiten, dann müssen wir um dessen Verwirklichung durch das Gesetz bluten und endlich sind wir gezwungen — letzteres ist nicht das leichteste bei unserer Aufgabe — der Regierung Unterricht in den Gesetzen des Reiches geben, damit der Wille der Nation endlich auch eine Wahrheit werde. Am deutlichsten stellte sich dieser Umstand bei der von der Regierung unterlassenen Wiedereinverleibung der drei siebenbürgischen von Ungarn losgerissenen Comitate heraus. Schon Maria Theresia hatte diese wiederholt verordnet, und obgleich früher und später zahlreiche Reichstagsbeschlüsse diese Maßregel anbefohlen, wurde sie doch von unsern sich die Hand reichenden nach einander folgenden Regierungen unterlassen. Kossuth hielt bei Gelegenheit der Verhandlungen über diese Frage eine Rede, die schon nach dem Erfolge, von dem sie gekrönt war, auf ihre Außerordentlichkeit schließen läßt. Ich will es zugeben, daß Männer, die einmal das Vertrauen unseres durchwegs oppositionell gesinnten Publikums besitzen, dasselbe leicht in Feuer und Flammen setzen können; aber wenn ich auch diesen Umstand in Anschlag bringe, bleibt der Eindruck, den Kossuth's Vortrag in dieser Angelegenheit machte, dennoch ein beispielloser. Nicht blos das Publikum, sondern selbst die Deputirten, ohne Unterschied der Farbe, waren außer sich, und selbst Babascry vergaß einen Augenblick, daß er Statthaltereirath sei und hielt gleichfalls eine begeisterte Rede, in welcher er dem Antrage des Pesther Deputirten beistimmte. Ich sage, Babascry vergaß sich nur einen Augenblick, denn zwar kann ein ungarischer Statthalterei-

Rath straucheln — fallen aber kann er nicht, und so erhaschte auch Babaszy glücklich wieder das Gleichgewicht, indem er sich der Hauptsache nach als mit Kossuth einverstanden erklärte, aber die jetzige Regierung doch nicht unbedingt verdammen will, wie Kossuth. Auch wurde weiter nicht über diesen Gegenstand gesprochen, denn Kossuth hatte ihn so sehr erschöpft, er entwickelte seine Ansicht mit einem solchen Aufwande von Beredsamkeit, historischen und diplomatischen Kenntnissen, die von ihm aufgezählten Thatsachen stellten das Verfahren der Regierung in dieser Beziehung so geschickt in's Licht, daß sich hierüber nichts mehr sagen ließ und Kossuth's Antrag wurde einstimmig adoptirt. Dieser beschränkte sich darauf, die Palatinalvermittlung in Anspruch zu nehmen und die Magnaten zum Beitritte aufzufordern. So unbedeutend derselbe scheinen mag, so taktvoll ist er gewählt und ebenso wirkungsvoll muß er sich in seinem Erfolge zeigen, denn unseres Palatin's ganzer Einfluß hängt von dem Gelingen dieser Frage ab. Denn wenn man bei allen andern Fragen das Krittliche seiner Stellung gerne würdigt und bereit ist, ihm nicht Etwas in die Schuhe zu schieben, was er mit dem besten Willen nicht erwirken kann, so wäre die öffentliche Meinung in diesem Punkte unerbittlich und unser Palatin würde das ungetheilte Vertrauen augenblicklich verscherzen, wenn er die gewünschte Maßregel nicht erwirkt, wenn er das von mehreren unserer Monarchen sanctionirte Versprechen nicht ehestens seiner Verwirklichung zuführt. —

Das zweite Ereigniß bei der Ständetafel ist die Vollendung des Acclimatisationsgesetzes. Dieses ist aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten. Einmal handelt es sich um Bestimmung der Eigenschaften, die zum Indigenat erforderlich sind, das heißt: zur Erlangung der adeligen Privilegien, und dann mußten die Regeln der sogenannten Einbürgerung festgesetzt werden. In ersterer Beziehung gab uns die Erfahrung ziemlich eindringliche Lehren an die Hand, indem unsere Aristokratie fremde Blüthen unter sich zählt, die, constitutionelle Gesinnungen betreffend, ihrem Garten eben nicht zur Zierde gereicht. Zudem mußte die in Aussicht stehende Aufhebung der Aviticität zu doppelter Vorsicht ermahnen, da sonst die Accumulirung des Grundbesitzes in fremden Händen, bei dem Geldmangel Ungarns unvermeidlich werden dürfte. Es wurde also mit Recht zum obersten Grundsatze festgestellt, daß das Indigenat nach wie vor nur vom Reichstage ertheilt werden könne und daß zur Erlangung des ungarischen Bürgerrechtes überhaupt die Freimachung von allen anderweitigen Unterthansverhältnissen erforderlich sei. Ohne diese Erfordernisse kann ein Fremder keinerlei Grundbesitz unter einem andern als den Pachttitel erwerben. Im Uebrigen schließt sich das Acclimatisationsgesetz an ähnliche Bestimmungen in andern Ländern Europa's an. Die Bedingungen der Niederlassung sind, den Hauptzügen nach, ganz dieselben, wie in allen civilisirten Staaten Europa's. Zu erwähnen jedoch ist, daß sich die untere Tafel gegen die Einwanderung erklärte und dafür eine Uebersiedlung der über-

völkerten Gebirgsgegenden in die Ebenen Ungarns festsetzte. Eine Ausnahme würde nur zu Gunsten der sogenannten Csangó Magyaren gemacht, die in der Moldau ansässig und denen die Ansiedlung in Ungarn freigestellt wurde. Eine ziemlich heftige Debatte entspann sich über den Punkt, daß von der Majorität die Kenntniß der ungarischen Sprache zur Bedingung der Nationalisirung gemacht würde. Und diesmal war Kossuth in der Minorität. Dieser Mann, den die officiellen Organe und servilen Federn der österreichisch-ausländischen Journalistik so gerne als Aufwiegler schildern, versäumt doch keine Gelegenheit, die durch unsere verschiedenartigen Nationalitäten und Interessen erzeugten Gegensätze auszugleichen. Er ist der That nach Vermittler, wie es Széchenyi nur dem Worte nach ist. Diesmal bewogen ihn die croatischen Verhältnisse zur Beantragung der Weglassung jener Bedingung und doch wurde gerade er von den croatischen Deputirten am heftigsten angegriffen. Sein Antrag drang nicht durch und es wurde nur, in Ansehung der Fabrikanten und Unternehmer größerer Industriegeschäfte, eine Ausnahme stipulirt. Uebrigens ist das Gesetz klar und gut redigirt.

Nun kommen wir zur Achillesferse unseres bisherigen constitutionellen Lebens, zur Städtefrage. Die Städte bildeten bei uns bisher eine politische Null, aber keineswegs eine Null im Sinne der höhern Mathematik, sondern eine ganz gewöhnliche arithmetische. Wenn unsere Städte bei ihrer Zusammensetzung jedenfalls ein höchst gefährliches Element für unsere Constitution bildeten, so ist denn doch von der andern Seite nicht zu leugnen, daß eben ihre Ausschließung von jedem politischen Rechte auf ihre Entwickelung nachtheilig rückwirkte, und man muß gestehen, daß diese beiden Erscheinungen so sehr in einander verwebt sind, daß eine Trennung derselben nur schwer denkbar. Ich habe in meinen Berichten stets darauf hingewiesen, wie die Städte ihrer jetzigen Verfassung nach durchaus nicht ohne empfindlichen Nachtheil für unser constitutionelles Leben zur Gesetzgebung zugelassen werden können. Ich habe namentlich erwähnt, wie der Gesetzvorschlag der Regierung in dieser Frage dieselbe geradezu in das alte Chaos zurückwirft und wie er nur eine Uebertünchung des alten baufälligen Gebäudes, aber keine Herstellung ist. Ich muß hierauf zurückkommen, weil eben aus diesem Umstande erklärlich, daß jener Gesetzvorschlag von den Ständen verworfen werden mußte, wie auch die Städte sich dagegen aussprachen — und weil ferner aus dem jetzigen Zustande der Städte das Unzweckmäßige des Verfahrens der untern Tafel in's Licht fällt. Die Stände müssen auf Garantien bedacht sein, welche die constitutionellen Gesinnungen und Sympathien des jungen Sprößlings der Gesetzgebung verbürgen, so viel ist gewiß. Ob es aber den rechten Weg eingeschlagen heißt, wenn sie die ganze innere Organisation der Städte zur Bedingung der Zulassung zum Reichstage machen, wollen wir hier näher untersuchen. Vor allem muß ich mich dagegen verwahren, als wollte ich nicht die möglichst democratische

Regulirung des Städtewesens; ich habe diesen Wunsch zu wiederholten Malen ausgesprochen und es frägt sich hier — wie bemerkt — nur darum, ob die Stände auf der richtigen Fährte seien, ob sie in dieser Weise ihren Zweck erreichen werden. In dieser Beziehung nimmt nun wieder vorzugsweise der Gesetzvorschlag der Regierung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Dieser zeigt uns deutlich, wie viel im besten Falle unter den günstigsten Verhältnissen von der Regierung zu hoffen steht. Unterstützt von der conservativen (der Majorität nach) Magnatentafel, die im Entwurfe der Regierung ihre Parole erkennen muß, steht wohl nicht zu erwarten, daß sie zu dem diametral entgegengesetzten Vorschlage der Stände ihr Jawort geben werde und im besten Falle sind einzelne unbedeutende Modificationen zu hoffen. Indem also die Stände die Theilnahme der Gesetzgebung an die von ihnen vorgeschlagene Städteordnung knüpfen, ist die ganze Frage — wenn man nicht auf ganz auffällige außerordentliche Begebenheiten rechnen will — so gut wie zurückgeworfen. Dieser siegreichen Ansicht der Majorität standen noch zwei andere gegenüber. Die Vorkämpfer der einen verlangten, fußend auf das historische Recht, um jeden Preis Stimmrecht für die Städte und ohne Berücksichtigung irgend einer vorzunehmenden Veränderung des jetzigen Zustandes derselben.

Die Vertheidiger der letzten Ansicht hingegen verlangten Stimmrecht für die Städte, wenn die active Wahlfähigkeit auf sämmtliche Bürger der Städte ausgedehnt und nicht wie jetzt von der Genanntschaft oder Wahlbürgerschaft monopolisirt wird. Natürlich sind sie auch für die von den Städten beabsichtigte Coordinirung, doch wollen sie nicht wie jene die eine Frage von der andern abhängig gemacht sehen. Unter den gegebenen Verhältnissen ist dies auch das Vernünftigste, Ausführbarste und selbst in Ansehung der Coordinirung das erfolgreichste Verfahren. Denn hätte die Regierung ihre Absicht auf die Städte nicht deutlich und unumwunden an den Tag gelegt, würde jenes Streben der Majorität nach möglichst viel Garantien noch eher an seinem Platze sein; doch jetzt, wo wir genau wissen, woran wir sind, hätten die Stände solche Bürgschaften erstreben müssen, die ihnen trotz jener Intentionen der Regierung zu Gebote stehen und nicht die ganze Frage auf's Spiel setzen. Wie die Sachen jetzt stehen, sind die Städte freilich ein Feind der Constitution, weil die Wähler der Deputirten Diener der Regierung sind, doch so wie die ganze Bevölkerung der Städte auf Grundlage einer Census zur Wahl zugelassen wird, erhält der Einfluß der Städte eine ganz andere Wendung. Man beruft sich darauf, daß selbst der niedrigste Adel mehr politische Bildung habe, als unser Bürgerstand. Das ist aber eine herbe Mystification. Jener Adel hat nichts für sich, als seine Ehrlichkeit und seine starre Anhänglichkeit für die Constitution, die ihm mit Vorrechten gleichbedeutend ist. Und wenn wir gerade diesen niedrigen Adel im Gegensatze zur hohen Aristokratie bereit sehen, seine Vorrechte aufzugeben, so ist das nur den Männern zu verdanken, die

in den oppositionellen Comitaten an der Spitze stehen. Diese Phalanz, welche über das ganze Land verbreitet und mit Gut und Blut für die Grundsätze des Fortschrittes zu kämpfen bereit ist, diese Phalanx leitet den rohen Haufen, der — nochmals wiederholt — seine Anhänglichkeit für die Constitution abgerechnet, falls diese politische Bildung genannt werden kann, eben so wenig politische Bildung hat, als unsere Bürger. Da aber nicht zu leugnen ist, daß die Städte an und für sich den Heerd der Civilisation abgeben, so muß auch zugegeben werden, daß, wenn einmal das Interesse aller Bürger durch Ertheilung von politischen Rechten geweckt ist, diese in kürzester Zeit selbst den mittleren Adel an politischer Bildung überflügeln werden, während die Städtedeputirten als wirkliche Vertreter der Städtegemeinden eben so wenig, oder besser gesagt nicht mehr anticonstitutionelle Tendenzen an den Tag legen, als die Comitatsbeamten. Die Freiheit ist die beste politische Schule, und es kann gar keinen mächtigeren Hebel zum Fortschritte unseres Städtewesens geben, als eben dessen Emancipation. Natürlich würde, wenn einmal die städtischen Deputirten mitstimmen, die Coordinirung selbst leichter und besser durchgeführt werden können. Denn daß die Städte Ungarns je Anhänger der jetzigen Regierung oder überhaupt einer nichtparlamentarischen Regierung abgeben würden, ist gar nicht denkbar. Sie haben nichts miteinander gemein und der Bürger, zumal wenn er von so unabhängigem Elemente umgeben ist, wie der unsere, wird sich in seinen innern Angelegenheiten am wenigsten bevormunden lassen. Die Berufung auf die französische Bourgeoisie von 1830 ist ganz unzulässig, da in Frankreich die Regierung eben aus jener Bourgeoisie hervorgegangen und daher einerlei Interesse mit dieser hatte, was bei uns wohl nicht zu befürchten ist. Endlich ist auch für unsere Nationalität nichts mehr zu fürchten — was doch eine Hauptrücksicht wäre — da sowohl durch Gesetze hierfür gesorgt als auch die rege gewordenen Sympathien das Beste zu dieser Hinsicht erwarten lassen. An Eifersucht des Adels und der Städte ist gleichsam nicht zu denken, da mit der Schleifung des letzten Walles auch der Grund hierzu wegfällt. — Wir können aber auch gar nicht über die politische Bildungsfähigkeit unserer Bürger urtheilen, da ihnen bisher alle Gelegenheit, sich zu äußern, fehlte und mit dieser Gelegenheit auch das nöthige Interesse. So lange dem Pulver kein Funke naht, scheint es eben so wenig explodirfähig als Streusand, das vergessen die Vertheidiger der Majorität. Den sprechendsten Beweis hierfür geben die Demonstrationen, welche gegen die Wahlbürgerschaft stattfanden, als diese den neuen Wahlbürgern keinen Einfluß auf die Instructionen gestatten wollten. Man ist gewohnt, die Handlungen der Wahlbürgerschaft dem Geiste der ganzen Städtegemeinde zuzuschreiben und thut hieran sehr Unrecht. Denn jene Wahlbürgerschaft ist eine Kaste, eine Zunft und kämpft daher für ihre Vorrechte, sucht daher auch die bisher abhängige Mehrzahl in diesem Sinne zu stimmen. Lasset einmal wahre Volksleiter durch Bildung und Redlichkeit an die Spitze gestellt werden und nicht

Digitized by Google

durch Zunftwesen und zur Anerkennung von Servilität, und ihr werdet die Physiognomie einer und derselben Stadt gar nicht mehr erkennen. Freilich muß auch der wärmste Freund der Städte gestehen, daß die Talentlosigkeit und Unmündigkeit ihrer Vertreter sehr viel zu dieser Wendung der Sache beigetragen, denn einige wenige ausgenommen (Tóth von Brezuyolónya, Häzman von Ofen, Sonntagh von Tibetlovna, Joannovicz von Temeswar, Rengey von Szegedin u. s. w.) hätte der letzte Handwerker einer deutschen Stadt mehr Berechtigung zur Deputirtenschaft, als diese Herren. Doch auch hiervon ist der Grund in unseren jetzigen Wahllisten zu suchen. Um Ihnen nur einigermaßen einen Begriff davon zu geben, wie dieses bei uns gehandhabt wird, will ich Ihnen die letzte Wahl der königl. Freistadt Modern erzählen. Der Bürgermeister schickt den Stadtwächter zu den Mitgliedern der Genanntschaft und ladet sie zu einer Versammlung, ohne den Gegenstand der Berathung zu bezeichnen, ein. Als der weise Rath beisammen war, eröffnet der Präses die Sitzung. „Meine Kinder, gestern habe ich die Regales bekommen — i les ents nit vor, denn es verstehts eh nicks ungarisch, (wörtlich wahr) also i sog engs blos, daß es zwei Deputirte zu wählen hobts. — I soll enk candidiren, naher kennts wählen. Der erste Deputirte bin i und der zweite ist der Stadthauptmann — hatts wos einzwenden — soll i eppe (etwa) no an vorschlagen? I was, es seids zfrieden, jezunder kennts wieder gehn." Unter solchen Verhältnissen ist freilich nicht viel von den Städten zu erwarten, aber solchem Unfuge wäre eben durch Paralysirung jenes bureaukratischen Despotismus abgeholfen. Auch hätte die gegenwärtig siegreiche Ansicht bei den Ständen niemals die Majorität erlangt, wenn nicht auch die Anhänger der Regierung dafür in die Schranken getreten wären. Diesmal reichten sich die beiden Parteien die Hände. Jene, um den Regierungsvorschlag durchzuführen, diese, um den Entwurf der Stände in's Leben zu rufen. Letzterer ist wirklich meisterhaft in seiner Anlage wie in seiner Ausführung, wie man es von dem eben so geistreichen als tiefsinnigen Széntkirályi nur erwarten konnte. Eben diesem Umstande ist auch jener Beschluß der Vereinigung der beiden Fragen zuzuschreiben, da Széntkirályi sein Schooskind Minerven gleich mit einem Male und kampfgerüstet in's Leben treten sehen will. Uebrigens kann jene Trennung noch nach der Verhandlung über das Operat vorgenommen werden und vielleicht gibt Eötvös, der eigens dieser Frage wegen zum Reichstage kommt, der Magnatentafel die erwünschte Richtung. Wenn einmal der Gesetzvorschlag gänzlich verhandelt ist, werde ich Ihnen selben seinen Hauptgrunde nach und in immerwährender Parallelisirung mit jenem der Regierung vorführen.

Tagebuch.

I.

Preußen und der deutsche Bund.

Wenn die soeben in Berlin versammelten ständischen Ausschüsse auch in ihrer unmittelbaren politischen Wirksamkeit ebensowenig zu einem gedeihlichen Ziel kommen sollten, als es dem vorangegangenen Centrallandtag gelungen ist, so geben doch ihre Verhandlungen und namentlich die authentische Mittheilung derselben durch das Regierungsorgan der öffentlichen Meinung einen Impuls, wie er selbst von einer wesentlichen Veränderung des gouvernementalen Systems nicht hätte ausgehn können. Die politischen Fragen, welche von den Führern der liberalen Opposition angeregt werden, sind freilich zum Theil von der Presse häufig genug ventilirt worden; aber es ist etwas ganz anderes, wenn ein legitimes politisches Organ dieselben Ansichten ausspricht, welche sonst die Regierungsorgane als das verlaute, freche Geschwätz halbgebildeter Journalisten mit souveräner Verachtung abzufertigen pflegten, wenn dasselbe Gouvernement, das sonst jenen „hohlen Theorien" ingnorirte, jetzt auf einmal genöthigt wird, seine Gegengründe vorzutragen, und im Lauf der Debatte einen nach dem andern aufzugeben.

Nicht nur für die politische Entwickelung Preußens, auch für unser Gesammtvaterland sind diese Debatten von der größten Wichtigkeit. Bei keiner trat dies so augenscheinlich hervor, als bei den Ansichten vom deutschen Bund, welche die beiden Parteien austauschten.

Wenn in einer der kleinern deutschen Kammern irgend eine Frage angeregt wurde, welche über den gewöhnlichen Horizont deutscher Stände, den privatrechtlichen Gesichtskreis, hinausging, so schnitt die Regierung in der Regel den weitern Streit durch die geheimnißvollen Schrecken des deutschen Bundes ab. Verlangt man Preßfreiheit — der Bundestag erlaubt es nicht; das uneingeschränkte Steuerbewilligungsrecht — der Bundestag würde es nicht zugeben; Reduktion des Militairetats — sie wäre gegen das Interesse des Bundestages; Recht der freien Association — der Bundestag verbietet es. So lernte man den Verein der deutschen Fürsten nur in seiner negativen Bedeutung kennen; es schien, als ob er nur dazu bestimmt sei, alle Versuche abzulehnen, die irgend einen Anklang an die Staatsveränderungen in Frankreich zeigten, mochte sonst der Inhalt derselben sein, welcher er wollte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese repressive Wirksamkeit in den deutschen Ständen eine gewisse Mißstimmung gegen das erzeugte, was man den deutschen Bundestag nannte. Dieser Name war aber nur die Firma, hinter welcher sich die Mißstimmung

gegen die beiden Großmächte verbarg, von denen doch der allgemeinen Meinung nach die Frankfurter Versammlung in allen Punkten geleitet wurde.

Aber es war eigentlich Preußen, der bureaukratisch-militairische Staat der überall scheel angesehenen Berliner Ueberweisheit, der die ganze Indignation des deutschen Liberalismus auf sein Haupt sammeln mußte; denn gegen Oesterreich war man nachsichtiger; man erkannte seine exceptionelle Stellung an, man ließ sich durch die Gutmüthigkeit des österreichischen Volkes einigermaßen mit der reactionären Politik seiner Regierung versöhnen. Es mußte also immer Preußen sein, das die Schuld der abschlägigen Antwort trug, welche die Regierungen den Anforderungen ihrer Stände ertheilten.

Und nun muß die Welt das seltsame Schauspiel erleben, daß dieselbe Macht, in welcher das constitutionelle Deutschland den geheimen Gegner seines Systems erblickt, den Anforderungen seiner eignen Stände gegenüber sich hinter den Schutz eben der Macht zurückzieht, von der man sonst allgemein glaubte, sie sei nur ein anderer Name für die Hegemonie der preußischen Bureaukratie.

Oft genug hat bei den ereignißreichen Sitzungen des Centrallandtags der Frankfurter Areopag herhalten müssen, um die Stöße des Liberalismus von der Brust des Systems abzupariren; in den Ausschüssen ist sein Name auf eine eklatante Weise in die Verhandlungen über das Recht der freien Association hineingemischt worden. Als die Majorität — ein höchst erfreuliches und anerkennenswerthes Zeichen der fortschreitenden politischen Aufklärung in Preußen — sich für dasselbe aussprach, verwies sie der Landtagscommissär auf das bestehende Recht des deutschen Bundes, das dieselbe untersage. Die Regierung begnügte sich nicht damit, ihre Gründe, oder auch ihren souveränen Willen der Einsicht der Volksvertreter entgegenzusetzen, sie zog sich auf ein Gebiet zurück, das um so unnahbarer schien, je geheimnißvoller und unbestimmter es darin aussah. Die Rechtsform war auf Seiten der Regierung, und so blieb denn den Ständen nichts übrig, als dieselbe zu bitten, sie möge ihren Einfluß beim deutschen Bund verwenden, um dieses Gesetz, welches mit dem Interesse und der Ueberzeugung des preußischen Staates im Widerspruch stehe, aufzuheben.

Man möchte nun fragen: aber wo ist nun eigentlich dieser deutsche Bund, der es den deutschen Regierungen verwehrt, auf die Wünsche ihrer Stände einzugehn? In Frankfurt ist wohl sein Organ, aber wo ist eigentlich seine Quelle? Die kleinen Regierungen werden der Absicht der preußischen, ihrem Volk größere Freiheiten zu gewähren, keine Hindernisse in den Weg legen, und Oesterreichs Abneigung würde, wo Preußen in dieser Beziehung ernstlich etwas will, Nichts zu bedeuten haben.

Freilich sprach man vor einiger Zeit von einem mächtigen, ritterlichen Fürsten, der nicht abgeneigt sein sollte, in seiner Eigenschaft als souveräner Besitzer mehrerer deutschen Provinzen, ein Mitglied des deutschen Bundes zu werden, wie die Könige von Dänemark und der Niederlande; ein Fürst, dessen Wort allerdings gewichtig in die Wagschale der Entscheidung fallen würde; allein wir haben bis jetzt noch nicht die Ehre, diesen mächtigen Herrscher in der Reihe *unserer* Fürsten zu erblicken, und so wird er denn auch wohl nicht als jene geheimnißvolle erste Quelle angesehn werden können.

Es war unter diesen Umständen ebenso natürlich als nothwendig, daß die preußischen Stände das Verhältniß des Bundes zu ihrem eignen Staat näher in Betracht zogen. Es geschah das bei Gelegenheit einer dieser neuerfundenen Verbrechen des Strafgesetzentwurfs: des Verbrechens eines Hochverraths gegen den deutschen Bund.

Der frühere preußische Codex, der vom Standpunkt des Rationalismus ausgegangen war, hatte sich den Hochverrath nur in Beziehung auf die wirkliche Obrigkeit gedacht. Die französischen Invasionskriege, das Unheil, welches der Sache des gemeinsamen Vaterlandes durch den unglückseligen Rheinbund zugefügt war, hatte die Nothwendigkeit einer nähern Verbindung unter den verschiedenen souveränen deutschen Staaten, die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Wehrsystems an den Tag gelegt.

Aus dieser Nothwendigkeit war der deutsche Bund hervorgegangen. Er war wesentlich gegen Frankreich gerichtet. Abgesehn von der Schwierigkeit, die so häufig collidirenden Interessen verschiedener europäischen Staaten — Oesterreich, Preußen, Dänemark, Niederlande — auch nur in der äußern Politik immer zu einem gemeinsamen Ziel zu leiten, trat in diese Verbindung ein Moment, das aus dem Geiste der Restaurationsperiode, der Reaction gegen die revolutionäre Tendenzen des 18. Jahrhunderts hervorging. Ich sage, der Bund war wesentlich gegen Frankreich gerichtet. Frankreich aber wurde mit der Idee der Revolution identificirt, und so richtete sich der Verein der deutschen Staaten ebenso gegen die Propaganda des Liberalismus, als gegen die Eroberungspolitik der Enkel Ludwigs XIV.

In diesem Sinne ist die gemeinsame Verfolgung der deutschen Demagogen aufzufassen — Verfolgungen, die sonderbarer Weise im Anfange gerade diejenigen trafen, die eigentlich im Princip vollständig mit den Regierungen übereinstimmten, die deutschthümelnden Franzosenfresser. Sie radotirten von einer deutschen Volksrepräsentation, und das war genug, sie zu Anhängern des Liberalismus, d. h. der französischen Propaganda zu stempeln.

Außer dieser ablehnenden Tendenz hat der deutsche Bundestag für die innere Entwickelung Deutschlands — auch die conservative Partei der preußischen Stände hat es zugegeben — wenig gethan, und konnte es seiner Natur nach nicht thun. Die wirklichen Fortschritte in Bezug auf die Förderung nationaler Interessen, namentlich der Zollverein, sind nicht vom deutschen Bunde, sondern von der einsichtsvollen Politik einzelner Regierungen ausgegangen.

Was war nun der Grund, der die liberale Partei der preußischen Stände veranlaßte, sich gegen die Idee jenes Hochverrathsgesetzes auszusprechen, die conservative, sich mit so großer Leidenschaftlichkeit ihrer anzunehmen? Das Praktische an der Sache konnte es nicht sein, denn es wird nicht leicht ein Fall vorkommen, wo ein Attentat gegen den Bund ohne das vermittelnde Glied eines Attentats gegen den bestimmten Staat gedacht werden könnte. Eben so wenig kann man sagen, die eine Partei ist nationaler gesinnt, als die andere; im Gegentheil nimmt sich die liberale Opposition der eigentlich nationalen Fragen mit noch größerer Wärme an, als die gouvernementale. Der Grund liegt lediglich in der Idee.

Die liberale Partei geht von der Idee aus, die nationale Einheit des deutschen Volkes könne nicht auf einen Bund der Fürsten sich gründen, sondern nur auf einen Bund der Völker. Die Völker können aber nicht anders zur Geltung kommen, als in einem wirklichen, constituirten, freien Staate; daß die monarchische Verfassung der politischen Freiheit keinen Eintrag thut, eben so wenig umgekehrt, lehrt Englands Beispiel. Ganz entgegengesetzt den Träumereien der waldursprünglich cheruskischen Herrmannsöhne, die ganz Deutschland in einen unorganischen Brei amalgamiren wollten, ist also die Tendenz des gegenwärtigen Liberalismus, die einzelnen Staaten, in denen wenigstens eine gewisse Organisation, z. B. durch die Verwaltung, bereits angebahnt

ist, ohne weitere Rücksicht auf die andern, dem Interesse und der Bildung des bestimmten Volkes gemäß, zu constituiren, um alsdann, wenn die einzelnen Staaten ihre volle Kraft und Freiheit entwickelt haben, eine weitere Vereinigung derjenigen Interessen, die sich überhaupt verbinden lassen, anbahnen zu können. In diesem Sinne, und nur in diesem, protestiren sie gegen die romantische Hervorhebung des deutschen Bundes über die wirklichen Interessen der einzelnen Staaten.

Die „conservative“ Partei dagegen, d. h. der principiell gebildete Theil derselben, ist — dieselbe, die früher in altdeutschem Rocke und schwarzrothgoldnen Mützen gegen die Aufklärung predigte, weil sie von den Welschen herrühre, gegen die Freiheit, weil sie in Paris betrieben sei. Sie ist, und das müssen auch ihre Gegner merken, eben so wohlgesinnt, aber eben so „romantisch“ als damals, wo sie in geheimen Bünden sich damit beschäftigte, zu träumen, politische Lieder zu singen und ihre Rappiere zu weihen.

Die Sache hat auch ihre sehr praktische Seite. Indem sie verhandelt wird, geht in Dänemark die politische Umgestaltung vor sich, welche die Frage: patriotisch oder politisch? der unmittelbaren Entscheidung nahe legt. Ich lasse hier die materiellen Differenzen zwischen der deutschen Partei in den Herzogthümern und der Regierung absichtlich liegen, und frage nur: werden die Herzogthümer, in der Idee eines deutschen Reichs, welches noch kommen soll, es verschmähen, an der Realität eines wirklich sich constituirenden Staatsganzen Theil zu nehmen? Werden sie, um dem „deutschen Bunde“ anzugehören, die ihnen angetragene Verfassung und Preßfreiheit ausschlagen? Werden sie, anstatt in einer Gesammtverfassung Propaganda für ihre Bildung zu machen, es vorziehen, sich mit ihrer Bildung abzuschließen?

Daß diese Frage aufgeworfen werden kann, ist ein schlimmes Zeichen für den deutschen Bund.

II.

Elegante Literatur.

(Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt von A. v. Sternberg. Leipzig 1848. Brockhaus.) Der elegante Novellist hat, wie es sich erwarten läßt, nicht die Absicht, dem Gelehrten zu genügen; er schreibt für das elegante Publikum. Er sieht das historische Material mit dem Blick eines Poeten an, und greift nur das heraus, was irgend eine pikante Wendung, irgend ein Interesse der Phantasie möglich macht. Er erzählt weniger, als daß er geistreich plaudert. Alle romantischen Reminiscenzen müssen herhalten, um dem Leben irgend einer schönen Dame die Folie des Abenteuerlichen zu geben. So wird in der Biographie der Gräfin Albani — Gemahlin des Prätendenten Carl Eduard Stuart und Geliebte des Dichters Alfieri — der ganze Walter Scott heraufbeschworen mit seinen gestreiften Plaids und seinen Blaumützen, um die Chronik des Hauses Stuart zu illustriren, und auf der andern Seite muß, weil die Gräfin aus dem Hause Stolberg war, theils der hochgräfliche Stammbaum, theils der Göttinger Musenalmanach herhalten.

Zwei gekrönte Frauen — Catharina II. und Maria Theresia — sind in diesen Bänden enthalten. Wir bürgerlichen Leute sind gewohnt, in der nordischen Semiramis, bei aller Anerkennung ihrer Gaben, dieses Gemisch von Raffinement und Bestialität, das überhaupt den Staat charakterisirt, zu dessen Leitung sie berufen war, zu verabscheuen, während wir Maria als eine Landesmutter im echten Sinne des Wortes

eben so lieben als verkehren. Wir erfahren hier, daß es der aristokratischen Romantik anders erscheint. Sie huscht über die „zarten" weiblichen „Schwächen" der russischen Kaiserin mit derselben Grazie weg, welche Jene bei ihren vielseitigen Abenteuern entwickelte; sie amusirt sich an den frivolen Maskeraden, mit denen Catharinen's Günstlinge das entsetzliche Elend ihres Volkes überdeckten, eben so, als die Kaiserin selbst; sie hat eben so wenig ein Ohr für die Flüche, die von den geknechteten Völkern gegen den Sitz des Despotismus geschleudert werden; sie coquettirt mit der Philosophie im Negligé, sie tändelt mit den Mörderhänden, die eben in Blut getaucht waren, wenn sie nur mit Glacéhandschuhen überzogen sind. Dagegen ist ihr Maria Theresia zu bürgerlich philisterhaft, zu prüde, zu wenig genial, es wird mit einer gewissen moralischen Indignation ihr Bestreben, der genialen Lasterhaftigkeit ihrer Hauptstadt Einhalt zu thun, zurecht gewiesen, und unversehens schiebt sich das Bild des Fürsten Kaunitz, vielleicht weniger um seiner staatsmännischen Verdienste halber, als wegen des gelinden Anflugs von aristokratischem Voltaireanismus vor das seiner erhabenen Gebieterin. Ob es nationale, ob es sittliche Sympathien sind, welche das Bild der russischen Kaiserin über das der österreichischen hinausheben — wer wollte es sagen?

Zwei weitere Portraits, das der deutschen Herzogin von Orleans, die an dem ausschweifenden Hof Ludwigs XIV. die vaterländische, derbe Sittlichkeit bewahrte, und sie mit einer Art von Cynismus der eleganten Frivolität ihrer Zeit entgegenstellte, und das der Herzogin Amalie von Vienne, der Dichterfürstin, sind sehr leicht gearbeitet; sie bestehen eigentlich nur aus einer Auswahl sehr bekannter Notizen und Papiere.

Die Krone des Ganzen ist die Charakteristik der schönen Aurora Königsmark, der berühmten Maitresse August des Starken. Schon die Gräfin an sich ist eine Figur, die durch die Mischung des politischen Enthusiasmus mit poetischer Frivolität ganz zur Heldin einer Novelle geschaffen ist, außerdem steht sie aber mit so vielen romantischen Ereignissen in Verbindung, daß es schwerer ist, den Stoff zu sichten, als ihn zu finden. Namentlich ist die Episode von dem geheimnißvollen Verschwinden des Grafen Königsmark, eines Bruders unserer Heldin, wohlgeeignet, in einem romantischen Schauergemälde der neufranzösischen Schule Platz zu finden. Einen mehr drolligen Eindruck macht das Zusammentreffen Auroren's mit dem kalten, prüden schwedischen Helden, der der Geliebten eines Königs den Eintritt unter die Edelfrauen seines Landes versagte.

Eine andere Gruppe bilden jene beiden vielbesprochenen Damen, die sich aus dem Schooß des aristokratischen Luxus und einer geistig verklärten, aber um so verführerischern Sinnlichkeit zu dem Pfade des Heils zurückwandten, die, unähnlich der büßenden Magdalene, der Welt den Gekreuzigten predigten, anstatt in christlichen, einsamen Betrachtungen ihr eigenes Herz zu läutern: Frau v. Krüdener und die Fürstin von Galizin. Das Herz einer solchen schönen Seele ist nicht gerade ein wesentlich sittliches Problem, es bleibt immer eine Curiosität, aber eine interessante. Von der Goethe'schen Episode im Wilhelm Meister an bis zu der Gräfin Faustine haben diese Uebergänge vom Weltsinn zur Frömmigkeit die elegante Literatur beschäftigt. Für uns Weltkinder, für die eine ästhetisirende Religiosität noch nicht zu den noblen Passionen gehört, macht es nur einen drolligen Eindruck, wenn Frau v. Krüdener aus dem Wagen steigt, um ein Paar Wäschermädchen, die auf der Bleiche sitzen, eine improvisirte Predigt zu halten, und sie darauf aufmerksam zu machen, sie sollten ihre Seelen eben so rein waschen als ihre Hemden — ein Eindruck, der dadurch keineswegs vermindert

wird, daß jene guten Geschöpfe in erbaulichem Geheul sich der Dame zu Füßen stürzen und den Saum ihres grauseidenen Rockes küssen. Der Novellist, der als Augenzeuge den Vorfall erzählt, zieht wenigstens einige erbauliche Mienen auf.

Allerliebst sind zwei künstlerische Genrebilder — Angelika Kaufmann und Elisabeth Mara, die berühmte Sängerin, die einmal in Europa Aufsehn erregte, als Friedrich der Große ihren künstlerischen Eigensinn auf militärische Weise bändigte, und die widerstrebende Primadonna durch ein Paar Musketiere in's Theater tragen und dort ankleiden ließ. Bekanntlich hat ihre Geschichte, in die noch die Kur eines irrsinnigen böhmischen Edelmannes fällt, G. Sand zu ihrer Consuelo den Stoff gegeben. —

Von demselben eleganten Verfasser liegt uns noch ein Roman vor: **Die gelbe Gräfin.** 2 Bde. Berlin 1848. A. Duncker. Die Hofsitten des vorigen Jahrhunderts werden uns hier in freierer Form vorgeführt. Eine Sammlung von lauter Schurken und Spitzbuben! Die Geschichte spielt im Jahr 1762, der Zeit, in der Katharina II. ihren Gemahl ermorden ließ. Eine Tochter der Kaiserin Elisabeth, die von einigen ehrgeizigen Bösewichtern zu ihren Zwecken gemißbraucht wird, und eine junge Blödsinnige, die von anderen Ehrgeizigen gezwungen wird, die Rolle der ersten zu spielen, bilden die Hauptfiguren. Die erste sucht ein französischer Abenteurer dadurch zu veranlassen, ihn zu heirathen, daß er sie täglich auf das Fürchterlichste geißelt, so daß sie im Begriff ist, den Geist aufzugeben, als ein treuer Diener sie rettet. Zuletzt geht sie doch unter. Die zweite wird bei langsamem Feuer geschmort; sie wird buchstäblich in einem Zimmer mit kupfernen Wänden zu Tode geglüht, und ein raffinirter Wollüstling weidet sich an ihren Todeszuckungen und den Stellungen, die ihr schöner Körper dabei einnimmt. Derselbe hat das nämliche Experiment zu seinem Spaß schon häufig gemacht. Diese Greuelscenen wechseln mit burlesker Darstellung von Rococofiguren; einer Braut, die 25 Jahre warten muß, bis ein Prozeß entschieden ist, der am Kammergericht zu Wetzlar betrieben wird, und ähnliches. Eine häßliche, verkehrte, unheimliche Welt, diese vornehmen Leute des 18. Jahrhunderts! Widerwärtig anzusehen, und trotz aller genialen Sprünge von einer ermüdenden Einförmigkeit. Schließt das Oeil de boeuf, ihr Romanciers, wir haben genug von diesem Gemisch aus Mordlust, Blödsinn, Niederträchtigkeit und Lascivität! Die Geschichte muß uns diese fratzenhafte, greuliche Maskerade überliefern; die Poesie kann aus ihr nichts Kluges machen.

III.

Aus Rom.

Die moderne Religiosität. — Der Katholicismus und die Diplomatie. — Presse und sociales Leben.

Unglaublich hat Italien gewonnen, so sagt sich hier Jeder, der ein Paar Jahre nicht hier war. Das Volk, welches sonst keinen Zweck des Lebens zu haben schien, ist jetzt auf einmal erwacht, und überall bemerkt man wahre Begeisterung. Am meisten fällt dies bei den Geistlichen auf, von denen man hätte glauben sollen, daß sie den besten Gewinn von der Dummheit und Unterdrückung des Volkes hätten haben müssen; allein diese gehen meist mit dem guten Beispiel voran, wo es auf den Fortschritt ankommt. Man hört sie oft sagen: die wahre Religiosität kann nur dabei gewinnen, und sie haben Recht, der Italiener wird sich nie von seinen herrlichen Kirchenfesten trennen, hier wäre die Erscheinung des Neukatholicismus unmöglich, denn die Gebildeten haben hier ohnehin schon längst dasselbe geglaubt, sind aber so praktisch, daß sie über ihren

Glauben — den Jeder doch allein für sich hat — nicht so viel Worte machen. Geistliche, die weiter sehen, antworten auf eine solche Bemerkung der Besorgniß für sie: daß das Bedürfniß einer Religion stets dasselbe bleiben würde. Wenn daher manche Regierungen in Deutschland glauben, daß die Völker um so folgsamer sind, je mehr sie glauben, so verhehlen ihnen ihre Diplomaten oder ihre Camarilla, daß der Glaube hier noch derselbe gewesen ist, wie früher, nur daß die Heuchelei abgenommen hat. Schon seit den politischen Bewegungen, bei dem ersten Erscheinen der französischen Revolutionsheere, haben die vornehmen Römer angefangen, sich von der geistlichen Laufbahn zurückzuziehen. Früher wurden die nachgebornen Söhne der römischen Fürsten Kardinäle oder sonst bedeutende Prälaten, diese Laufbahn stand ihnen stets offen, sowie noch jetzt, allein die Moralität hat so zugenommen, daß sie nicht mehr durch Heuchelei alle Freuden des Lebens erkaufen wollen, die der hohen Geistlichkeit nicht verschlossen sind, jeder zieht vor, lieber einen ehelichen Hausstand zu begründen, und so ist's gekommen, daß jetzt unter dem Cardinalcollegio nur noch drei Eminenzen sind, welche den hiesigen Fürstenfamilien angehören.

Wenn auch noch einige alte Kardinäle, besonders aus der genuesischen Clique Lambruschini's, mit den Monsignoris, die Vortheile von den frühern Mißbräuchen zogen, gegen die jetzigen Fortschritte eingenommen sind, so sind dies doch nur die jetzt allgemein verachteten Finsterlinge der Minorität; selbst Mönche und besonders die arme Pfarrgeistlichkeit, alle sind für den Fortschritt. Der Theatinergeneral Ventura fährt fort zu beweisen, daß die politische Freiheit mit wahrer Religiosität wohl bestehen kann. In demselben Sinne hat die Fürstin Begliososo aus Mailand, die jetzt hier lebt, neulich in einer der hiesigen Zeitungen sich vernehmen lassen. Sie wirkt bedeutend für den Fortschritt und hat neulich den Volksmann Cicernachio bei einem politischen Diner zugezogen. Sie hat früher durch ein in italienischer Sprache herausgegebenes Wochenblatt in Paris gewirkt, genannt L'Ausonio, welches jetzt in französischer Sprache erscheint, um die Diplomaten endlich mit ihren Berichten Lügen zu strafen, welche die Meinung verbreiten, daß hier alles drunter und drüber geht. Die Italiener haben jetzt vollauf an italienischen Zeitschriften, an denen ein junger Geistlicher, dall Ongaro, ein fleißiger Mitarbeiter ist.

Die Presse hat besonders eine ganz andere Gestalt gewonnen; neben der einzigen hiesigen frostigen, erbärmlichen Zeitung sind eine Menge neuere entstanden, von denen wir besonders den Contemporaneo erwähnen müssen, an dessen Redaction der Secretair des Fürsten Canino, Namens Mosi, bedeutenden Theil hat.

Die geselligen Verhältnisse haben durch das politische Leben außerordentlich gewonnen; denn in den höchsten Kreisen ist dieselbe freudige Theilnahme an dem allgemeinen Fortschritt wie überall, und bald dürfte Italien andere Länder überragen, wo die Aristokratie sich dem Fortschritt abhold erklärt; hier gehen die Vornehmsten stets in allem Guten voran, an der Spitze aller Wohlthätigkeitsanstalten standen sonst die hiesigen Fürsten; jetzt stehen sie an der Spitze der Verwaltung der Bürgergarde, nicht weil sie dazu geboren sind, sondern weil sie sich dessen würdig gemacht haben. Marquis Azeglio, von der Bürgertugend eines Cato, hat besonders dahin gewirkt, der jetzigen Bewegung eine moralische Grundlage zu geben.

S. S.

IV.

Aus München.

Görres.

Görres ist todt! Der vierte Alliirte, wie ihn Napoleon einst nannte, ist zu den drei Andern versammelt worden, und wenn auch sein Leichenbegängniß weniger prunkvoll war, als zu erwarten stand, so hat doch die Kirche, in deren Arme sich der gescheiterte Jakobiner geflüchtet, alles aufgeboten, um den rüstigen Streiter ehrenvoll zur Ruhe zu tragen. Er ruhe in Frieden! Frieden thut dem noth, dessen Leben ein steter Kampf war. Man hat ihn oft der Inconsequenz beschuldigt, aber mit Unrecht. Er kämpfte gegen den Despotismus von seinem ersten Auftreten an, bis zu seinem Tode. Zuerst gegen die Willkürherrschaft des vorigen Jahrhunderts und gegen den Militärdespotismus Napoleons. Als der Kriegsgott gefallen war und in Frankreich und Deutschland das alte Regime sich breit machte und die Hoffnungen der Völker zerstörte, da fingen die allmächtigen Herren an, den einstigen Bundesgenossen zu fürchten, sie verboten den „rheinischen Merkur," und die Undankbarkeit des Vaterlandes trieb ihn auf flüchtigen Sohlen nach Frankreich und in die Schweiz, wo der unermüdliche Kämpfer sich neue Waffen schmiedete. Der Despotismus sollte gebrochen werden, und da Görres an der Kraft der Völker verzweifelte, flüchtete er sich zu Gott und beugte den stolzen Nacken unter die Sohle der Hierarchie. Die „Stellvertreterin Gottes auf Erden" sollte, wie einst im Mittelalter, die Herrscher demüthigen und die Völker wieder schaaren um die heilige Fahne des Kreuzes. Aber es war zu spät. Der Glaube des Mittelalters war nicht mehr zu erwecken, rings fielen die letzten Trümmer des Feudalwesens, die Romantik ging unter und er selbst begrub seine Hoffnungen. Auf ihren Gräbern tanzten die Irrlichter der „Mystik."

Man darf wohl sagen, daß alle die Parteigänger des Katholizismus, die sich an ihn anschlossen, während der Zeit seines Wirkens in München, ihn nur halb verstanden hatten. Sie hielten ihn für einen bekehrten Saulus, aber der war er nicht. Was sollten dem tiefen Denker, dem stolzen Manne die Wallfahrten und die Bruderschaften, die heiligen Röcke und Nägel? Er wußte wohl, was daran war, aber er hielt fest daran, weil er sonst die Macht der Kirche zu schwächen fürchtete und er den Pöbel kannte, der an Flittern hängt.

Jetzt ist er todt und seine Nachbeter, die ihm abgeguckt haben, wie er räuspert und wie er spuckt, werden ohne das denkende Haupt ihre Ohnmacht fühlen. Die Universität selbst wird ihn weniger vermissen, da er nur selten noch las und man sein Collegium mehr der Merkwürdigkeit wegen frequentirte, aber die historisch-politischen Blätter, die „streitende Kirche" werden die Stütze vermissen.

E. D.

V.

Aus Wien.

Die Akademie und ihre Wähler.

Wie Sie aus den Tageblättern bereits ersehen, hat am 2. Februar die feierliche Eröffnung der k. k. Akademie der Wissenschaften stattgefunden. Ich melde daher nicht, wer zugegen gewesen, welche kaiserliche Prinzen, welche Staats- und Hofwürdenträger, und überlasse den officiellen Geschichtsschreibern diese wichtigen Details. Die Feierlichkeit wurde mit einer Anrede des Curators Erzherzog Johann eröffnet. Hier-

auf hielt der Präsident Freiherr von Hammer-Purgstall eine Rede, in welcher er die Wichtigkeit der Akademien und namentlich einer österreichischen nachwies. Ich gehe hier nicht in die Details dieser stellenweise geistreichen und blendenden, hin und wieder aber auch überladenen Rede ein, die Manches durch das Pikante der Darstellung zu verhüllen wußte. Den Beschluß machte der Vortrag des General-Secretairs Baron Ettingshausen, welcher den Bericht über die bisherigen Vorarbeiten der Akademie und über die Wahl der bisher noch fehlenden Mitglieder, dann der Ehrenmitglieder, correspondirenden und ausländischen Mitglieder enthielt. Zugleich wurden die von der Akademie ausgeschriebenen Preisaufgaben darin erwähnt. Dieser sind vier, die historische: bestehend aus einem Cyclus von fünf Preisaufgaben zur Zustandebringung einer entsprechenden Geschichte König Rudolphs I. von Habsburg; die philosophische: die Herstellung einer vergleichenden Lautlehre der slavischen Sprachen; die physicalische: über die Theorie der geleiteten Wärme; die physiologische: über den Antheil des Pollen der phanerogamischen Gewächse an der Bildung des Embryon.

In Bezug auf die historische Preisaufgabe hätte man wohl schwerlich eine Parthie der österreichischen Geschichte finden können, die weniger „Anstoß" erregte, die so sehr einen der gepriesenen Glanzpunkte derselben ausmacht: doch dürfen die Herren Concurrenten die Art und Weise der rechtlichen Erwerbung und Besitzergreifung der österreichischen Territorien durch König Rudolph, wohl kaum mit aller Schärfe, nachweisen! Man hat wohlweislich sich diesmal gescheut, in die Labyrinthe und Irrgänge der österreichischen Geschichte zu greifen, in die Zeiten der Ferdinande und des dreißigjährigen Krieges, oder noch früher in die Zeiten Ferdinand I., Maximilian II. (des reformatorisch gesinnten Jesuitenfeindes) oder Rudolph II., um darauf eine Preisaufgabe zu bestimmen.

Die Wahl einer vergleichenden Grammatik der slavischen Sprachen ist ein politisches Compliment.

Die inländischen Ehrenmitglieder sind: Erzherzog Karl, Ludwig, dann Metternich, Kolowrat, Münch-Bellinghausen, Inzaghi, Kübeck und Pillersdorf. Graf Sedlinizky befindet sich nicht darunter. Wunderbar! Ist der Präsident unseres Obercensurcollegiums — der höchsten Instanz, des höchsten Richteramtes der Geister, von wo aus das infallible Urtheil ausgeht, welches wissenschaftliche Werk „wichtig" ist, nicht würdig der akademischen Ehren? . . . .

Die inländischen Mitglieder, die als die Zahl 48 ergänzend hinzutreten, sind: Bergmann, Karajan, Pfizmaier, Burg, Fenzl, Kollar, Koller, Doppler, Reuß, Rüsconi, wieder mehrere unbekannte Namen! dagegen sind so viele verdiente Gelehrte übergangen worden, aus denen wir Rokitansky, den alten so tief und schwer gekränkten Meißner, dem man wohl die Ehre auf seine alten Tage noch hätte erweisen können, Petzvall, den man unter die correspondirenden Mitglieder gesteckt hat, hervorheben.

Das Verzeichniß der correspondirenden Mitglieder zeichnet sich dem großen Theile nach dadurch aus, daß viele Namen darunter dem literarischen und gelehrten Publikum gänzlich unbekannt sind.

Die ausländischen Ehrenmitglieder sind: Grimm, Jacob, Guizot, Herrmann, Mai, Pertz, Reinaud, Ritter und Wilson, dann Brown, Berzelius, Buch, Faraday, Gauß, Alexander v. Humboldt, Liebig und Müller. Komisch klingt das: „Guizot, Franz, Peter, Wilhelm." Der deutsche Zopf reicht bis nach Frankreich hinüber und hängt dem dortigen Premierminister auch ein kleines Zöpflein an!

Unangenehm berührt es uns, daß Arago fehlt. Die Politik übernimmt es, diese

Räthsel zu deuten. Die Opposition ist ausgeschlossen. Eben so insluirte sie außerdem. Wir ziehen gerade die Historiker heraus, weil diese dafür den besten Maßstab geben. Schlosser! der erste jetzt lebende deutsche Historiker und Ranke fehlen; auch Gervinus ist übergangen. Hingegen finden wir Gfrörer unter den correspondirenden Mitgliedern.

Zur Eröffnung waren 300 Billets vom Präsidenten Hammer-Purgstall ausgetheilt worden, bei dem auch Abends Empfang der Mitglieder und anderer Eingeladenen war. Bei uns in Wien sind dergleichen gelehrte Circle höchst selten, wodurch der Verflachung der Gesellschaft nicht wenig vorgearbeitet wird.

Die Sitzung selbst fand im Ständesaal statt. Wir hoffen, daß der rüstige Geist, der in neuester Zeit unter den niederösterreichischen Ständen sich eingefunden, den Herren Akademikern nicht fehlen werde. Somit Glück auf den Weg! Laßt die Laternen nur nicht zu Hause, möchte man den Herren zurufen.

VI.

Aus Prag.

Zur Charakteristik des Altgrafen Salm. — Das System und seine Opfer. — Graf Stadion. — Rückblicke auf Graf Chotek und seine Verwaltung.

Wenn die Presse nicht nur durch Beurtheilung der Thatsachen, sondern auch durch die der Personen ersprießlich wirken will, so muß sie stets die größte Billigkeit beobachten. Dies ist nun mit dem in Ihrem Blatte oft erwähnten Altgrafen Robert Salm nicht genügend der Fall gewesen; und gerade, weil die meisten Vorwürfe, welche ihm in demselben gemacht wurden, leider nicht widerlegt werden können, so ist es jetzt bei seinem Scheiden um so nöthiger, ihm auch da, wo er es verdient, Anerkennung widerfahren zu lassen.

Graf Salm besitzt die, besonders bei einem österreichischen Staatsmann, so äußerst seltene Eigenschaft, die Personen streng von der Sache zu trennen, und nie dahin zu trachten, die ersteren auf directem oder indirectem Wege zu schwächen, zu entfernen oder zu paralysiren, um die letzteren leichter bewältigen zu können.

Von diesem bei allen Regierungen und allen Ministerien so sehr beliebten und bei jeder Gelegenheit angewandten Mittel hat Graf Salm nie Gebrauch gemacht; ganz im Gegentheil hat er sogar seinem ausdauerndsten Opponenten im ständischen Ausschusse auf seine eigene Gefahr und Verantwortung die Möglichkeit gegeben, in seiner Stellung als Beisitzer des Landesausschusses zu verbleiben. Wenn wir also des Grafen Salm starren Bureaukratismus und Aristokratismus bedauern, so müssen wir es doch auch andererseits ehrend anerkennen, daß er überall, wo er nach eigenem Ermessen handeln konnte, und nicht (wahrscheinlich) besondere Instructionen und Aufträge hatte, sich stets im hohen Grade loyal erwiesen hat.

Ueber seine Fähigkeit zur Leitung ständischer Versammlungen, welche ihm ihr Wiener Correspondent in Nro. 48 so kurzweg abspricht, kann man eigentlich gar nicht urtheilen; denn wer auf einem mehrere Jahrhundert alten rostigen Quer-Clavier, welchem die wichtigsten Saiten und Hämmer fehlen, spielen muß, und noch dazu nur die alten Compositionen des alten Hofkapellmeisters vortragen darf, der wird trotz allen persönlichen Talentes das Gefühl seines Auditoriums stets verletzen. Einem Meister kann es vielleicht gelingen, einzelne Wohlklänge hervor zu zaubern; das ist aber auch Alles. —

Wir hoffen, daß Graf Stadion ein solcher Meister sei, und wissen wahrlich nicht, ob wir ihn dazu gratuliren, oder ihn deshalb condoliren sollen, wir können aber mit voller Gewißheit behaupten, daß es ihm nur dann gelingen kann zu wirken, wenn er so glücklich sein sollte, den Concertgeber dahin zu bringen, ein neues Instrument anzuschaffen, und von den alten Compositionen nur jene, welche auch heute noch ansprechen, sonst aber jene, welche die allgemeine Stimme verlangt, aufführen zu lassen. Daß aber dem Grafen Stadion dies gelingen wird, bezweifeln wir; und gelingt es ihm nicht, dann wird er, so wie Graf Chotek und Salm vor ihm, und weiß Gott wie viele Andere noch nach ihm die Sporen wieder verlieren, welche er sich auf einem anderen Felde redlich verdient hat; und er wird, wenn er seinen heutigen Posten einst wieder verläßt, höchstens dazu beigetragen haben, daß über die Brauchbarkeit des alten Kastens und die unfehlbare Wirkung der alten Compositionen doch endlich einige leise Zweifel entstehen. — In Rom ist der Pabst unfehlbar, in Oesterreich ist es das System. Wenn man daher irgendwo ein Hinken bemerkt, (und dieses unfreiwillige Hinken ist bereits allgemein und chronisch geworden) so zweifelt man nicht an der Unfehlbarkeit der Lehre, sondern nur an der Geschicklichkeit des Apostels; und dann ruft man geschwind einen anderen Heiligen zu Hülfe.

Hilf! heiliger Stephan von Prag. Hilf! heiliger Franz von Triest. Hilf! heiliger Rudolph von Brünn. Das ist heute für alle Provinzen Oesterreichs die ganze Litanei. — Möglich, daß noch einige Vice-Heilige in petto sind, bis jetzt sind sie aber unbekannt.

Ihr Correspondent Neustädter meldete vor Kurzem (Nro. 46) die Ernennung des Grafen Chotek zum obersten Canzler gelte als vollzogen, und dürfte als eine Demonstration gegen die Stände zu betrachten sein, wir müssen jedoch beides in Abrede stellen.

Graf Chotek ist ein Mann von eben so seltenen als ausgezeichneten Eigenschaften des Kopfes und des Herzens. Die einzigen Vorwürfe, welche man ihm machen konnte, waren, ein unvorsichtiges Verstoßen gegen gesellschaftliche Formen, wodurch er viele Eitelkeiten verletzte, und sich viele unversöhnliche Feinde machte; — ein allzugroßes Vertrauen in die Rechtlichkeit seiner Unterbeamten, wodurch er die Corruption hoch anwachsen ließ, und hie und da ein willkürliches Eingreifen. Von diesen drei Fehlern wird ihm der letzte am meisten verübelt, und doch ist es gerade dieser, der am verzeihlichsten ist, denn er liegt in unserm Geschäftsgange, wurde und wird deshalb von jedem Gouverneur mehr oder weniger begangen. Viele Regierungspräsidenten haben sich dessen noch zu einer Zeit schuldig gemacht, wo man sich Alles als eine Gnade schätzte, und die Gnade um so größer fand, je größer die Willkür war, während man in den letzten Jahren von Graf Chotek's Verwaltung in das Meritum dieser Gnaden mehr eindrang. Viele haben trotz, und mit aller Willkür — Nichts geleistet; Graf Chotek hat durch seine Eigenmächtigkeiten Erstaunliches, und zwar mit unendlich wenig Mitteln geschaffen. Das konnte ihm natürlich unmöglich verziehen werden, und so fiel er bei erster Gelegenheit als Opfer der Zeit, noch mehr aber der Ungunst. Die Gelegenheit zu seinem Sturze haben allerdings die Stände gegeben, aber sie scheint nicht unwillkommen gewesen zu sein, und dies ist um so unzweifelhafter, wenn man sich erinnert, wie der hauptsächlichste Zankapfel zwischen ihm und den Ständen (die Prüfung der Gebahrung des Domesticalfondes) während seiner Amtirung höheren Ortes starr aufrecht erhalten, nach seinem Abtreten aber sogleich beseitigt wurde.

Die Ernennung des benannten Grafen zum obersten Kanzler, wäre wahrlich ein großer Fortschritt und deshalb sowie, weil die Personen und Constellationen noch die-

selben sind, wie sie bei seinem Falle waren, glaubte Niemand der besser Unterrichteten an das Gerücht seiner Beförderung.

Graf Chotek, obschon mehr Bureaukrat, als z. B. irgend ein englischer Staatsmann, demnach auch dem System einer stets bevormundenden Regierung mehr zugethan, als es der heutigen Fortschrittspartei wünschenswerth ist, — glaubt doch, — mirabile dictu! — daß auch Männer, welche nicht hinter dem grünen Tische aufgewachsen sind, über ihre eigenen Verhältnisse, so wie über die ihres Landes eine wichtige Ansicht haben können, er ist schon deshalb ein Freund des ständischen Wesens, was er auch während seines Vorsitzes durch die vielfältigen Aufforderungen, die vorliegenden Gegenstände offen und freimüthig zu besprechen, bewies. Daß die Folge seiner jedesmaligen Aufforderung das Stereotype „Ganz einverstanden mit Ew. Excellenz" war, ist wahrlich nicht seine Schuld.

Graf Chotek ist ferner vor allem Anderen Patriot. Als solcher, und namentlich, wie gesagt, als erleuchteter, würde und müßte er die ständischen Bestrebungen (in so fern sie einer wahren Volksrepräsentation den Weg bahnen) mit allen Kräften schützen und befördern; daß aber Graf Chotek dem ständischen Körper gar feindlich entgegentreten könnte, um so seine persönlichen Gegner in demselben zu treffen, ist nicht nur nicht zu erwarten, sondern dies muß von jedem Billigdenkenden, welcher diesen äußerst ehrenhaften Charakter näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, (und diese Gelegenheit ward in Böhmen sehr Vielen) als vollkommen unmöglich anerkannt werden, denn die größte bewunderungswürdigste und so oft auf harte Proben gestellte Eigenschaft dieses Ehrenmannes ist, — daß er das Wort Groll, — gar nicht kennt.

Also wie gesagt, wir glauben nicht an seine Ernennung, wir würden aber in ihr eine Demonstration für den Fortschritt, und namentlich im ständischen Wesen sehen *).

VII.

Aus Graz.

Die Ordensgeistlichkeit und der Bischof.

Der für jeden Oesterreicher unvergeßliche Joseph II. hat seinem Lande unter vielem anderen auch das Gute erwiesen, daß er — die Jesuiten aufhob. Franz I. ist

---

*) Es ist natürlich, daß die ständische Anschauungsweise des geehrten Herrn Correspondenten die vorwiegende und der Vor- oder Nachtheil, den die ständische Bewegung von dem in Rede stehenden Staatsmann zu erwarten hat, ihm die Hauptsache ist. Indessen hat sich der böhmische Adel dem Grafen Chotek gegenüber so inconsequent betragen, daß wir von dieser Seite her keine unparteiische Kritik erwarten können. Wir sind weit entfernt, uns ein Urtheil über diesen Staatsmann anzumaßen, indessen können wir nicht umhin, zu bemerken, daß der Geist des heutigen Prag denn doch ein ganz anderer ist, als der vor zehn, funfzehn Jahren, wo das unerträglichste Polizeiregime geübt ward. Die Presse, die doch in Böhmen auch heute noch in den traurigsten Verhältnissen sich befindet, genießt, im Vergleich zu jener Zeit, fast ein Stück Preßfreiheit. Dem zahlreichen kräftigen Talente, die sich während der letzten sechs Jahre in den Literaturen beider Landessprachen einen ehrenvollen Namen gemacht haben, ward zu jener Zeit auch nicht einmal dieses bischen Boden gestattet, um sich entwickeln oder auch nur versuchen zu können. Wie haben damals der Gubernialrath H—sch und der Gubernialsecretär H—r, die im Präsidialbureau die Censur übten, in dem unschuldigsten Schriftthum herumgewüthet! Was war das für ein Ton, mit welchem die Polizei das Publikum behandelte! Ich weiß sehr wohl, dies Alles gibt keineswegs den Maßstab zur Beurtheilung eines Staatsmannes ab; aber auch der ständische Gesichtspunkt, günstig oder ungünstig, ist noch nicht der Gesichtspunkt der Nation und des ganzen Landes. D. Red.

in diesem Punkte seinem Vorfahren gefolgt. In neuester Zeit scheint man es sich dagegen zur Aufgabe gemacht zu haben, den Orden so viel als möglich zu unterstützen. So ist zum Beispiel die Zahl der Jesuiten in Graz, obschon laut einer kaiserlichen Verordnung in jedem Jesuitenordenshause nur so viel Mitglieder sich aufhalten dürfen, als zur Besorgung der Seelsorge nöthig sind, auf 82, sage zweiundachtzig (Siehe Schematismus der Geistlichkeit in Steyermark im Jahre 1847) gestiegen. Sehr mäßig gerechnet erfordert deren Unterhalt ein Kapital von etwa einer halben Million. Und womit beschäftigt sich dieses wachsende Heer, besonders jetzt, wo ihre Zahl durch zwölf Flüchtlinge aus der Schweiz auf etwa hundert vermehrt worden ist? — Schulen haben sie, dafür sei Gott gedankt und unserem liberalen Graf Wickenburg, bis jetzt keine in Händen, mit Ausnahme des Augusteums, einer Art Convict, in welcher arme Studirende bis zur Vollendung des philosophischen Cursus für den geistlichen Stand erzogen werden. Dafür sucht man sich auf andere Weise zu entschädigen; um nämlich dennoch einen großen Einfluß auf die Jugend zu üben, wurden durch wiederholte kostspielige Anstrengungen unseres Bischofs zwei Abarten von Jesuiten: die sogenannten Jesuiterinnen oder Herz Jesu Schwestern, und schon vor etwa drei Jahren die Franziskanerinnen oder Schulschwestern in's Leben gerufen. Die erstern haben ihre Augen nur auf die Kinder (Mädchen) reicher Eltern geworfen. Sie haben nämlich eine Art weiblichen Convicts inne, welches jedoch nur für Reiche bestimmt ist, da die Eintretenden nebst der enormen Zahlung von 600 Fl. C.-M. jährlich noch die feinste Wäsche, und zwar alles in Dutzenden, nebstdem noch ein silbernes Eßbesteck und einen silbernen Trinkbecher (!!) mitbringen müssen, so daß eine solche Ausstattung mit 800 Fl. C.-M. schwer bestritten werden kann. Und um des Erfolges desto sicherer zu sein, werden nur Kinder von sechs bis zwölf Jahren aufgenommen. Trotz dieser Kosten zählt das Institut dennoch bereits 21 Zöglinge.

Die zweite Species, die Schulschwestern nämlich, beschäftigt sich mit der Erziehung von jungen Mädchen aus dem Mittelstande. Dieser Beruf wird ihnen durch die wohlehrwürdigen P. P. Franziskaner erleichtert und versüßt. Um dies zu bewerkstelligen, kaufte ihnen unser Bischof aus Eigenem das dem Franziskanerkloster gegenüber liegende, nicht etwa durch eine Straße, sondern nur durch den Klostergarten getrennte, an einer Stelle sogar mit dem Kloster zusammenhängende, Gebäude, damit sie sich so ungestört unterstützen können. Es fehlt zur vollkommenen Vollendung dieses Bildes nur noch die Einführung der Schulbrüder; glauben Sie ja nicht, daß Behufs dessen noch keine Schritte gemacht worden seien. Obwohl unser Bischof ein ihm im vorigen Jahre vom Comité der Gesellschaft zur Erhaltung des nur für die Kinder armer Eltern bestimmten Spitals auf der Wieden zu Wien, mit der Bitte, er möge seine Diöcesangeistlichkeit zur Theilnahme an einer zum Besten dieses Spitals veranstalteten Lotterie auffordern, zugeschicktes Paquet unberücksichtigt zurücksandte, weil dadurch den geistlichen Stiftungen etwas entzogen werden könnte, so hat er doch einen Antrag, die Schulbrüder einzuführen, durch das Motiv unterstützt, daß sie dem Staate durchaus keine Kosten verursachen würden, da er fest überzeugt von der gottseligen Gesinnung seiner Diöcesangeistlichkeit, mit ihrer Hülfe das zur Dotirung nöthige Kapital zusammenbringen werde. Doch glücklicher Weise ist dieser Antrag unberücksichtigt (wie jenes Paquet) von Wien zurückgelangt.

Ueberhaupt hat unser Bischof in seinem vorgerückten Alter noch die Freude erlebt, fast jedes Jahr ein oder das andere gottselige Institut gründen zu können. Vor zehn

Jahren das Kloster der Karmeliterinnen, hierauf die Jesuiterinnen, die Schulschwestern, das Augustineum, das Aloisianum und die unbeschuhten Karmeliter. Wenn dies in dem Verhältniß fortgeht, so werden wir am Ende zwischen Klöstern erstickt!

— c — L —

VIII.

Aus Berlin.

Die Ausschüsse und das Gouvernement.

So weitläufig die Debatten der Ausschüsse in der Zeitung aussehen, so auffällig ist doch in nicht wenig Fällen die Eilfertigkeit, mit der die wichtigsten Fragen abgethan werden. Es gilt kein frivoles Interesse, es handelt sich um das Wohl und Wehe vielleicht einer ganzen Generation.

Die Parteien, die sich schon in den Sitzungen des vereinigten Landtags ausgesprochen hatten, werden auch hier festgehalten. Beinahe in jeder Frage steht die gesammte liberale Partei auf der einen, die gouvernementale auf der andern Seite. Beide sind an Stärke ungefähr gleich; würden die gesammten Stände gewählt haben, so sähe es freilich anders aus. Auch wäre in sehr vielen Fällen der beißende Spott des Freiherrn v. Vincke an seiner Stelle gewesen. Wie dem auch sei, die Ausschüsse benehmen sich so gut, wie man es unter den gegebenen Umständen erwarten konnte. Die liberale Partei hält im Ganzen mehr zusammen als im vorigen Jahr, nur hin und wieder macht Graf Schwerin mit seinen Anhängern einen Vermittelungsversuch, oder geht auch geradezu auf die andere Seite; zu so glänzenden Reden, wie sie auf dem Landtag gehalten werden, kommt es weniger, eigentlich entwickelt nur Camphausen ein glänzendes Talent. Herr v. Bodelschwingh muß auch diesmal die Angriffe der Opposition ziemlich allein aushalten, und er ist denn bei der Gelegenheit auch wieder einige Mal in die Hitze gerathen, die ihn schon damals nicht selten in parlamentarische Verlegenheiten verwickelte. Herr v. Savigny leistet weder am Ministertisch noch auf der Rednerbühne auch nur im Entferntesten irgend etwas, das sich mit seiner Wirksamkeit als Universitätslehrer vergleichen ließe. Er hat zwar sein ganzes Leben hindurch die historische Rechtsschule, von der man sagen kann, daß wenigstens ihre Sympathien, wenn nicht ihre Principien, der Reaction angehörten, gegen die rationelle vertreten, aber dennoch hat es Erstaunen erregt, für was für Gesetze er den Anwalt hergab. Wir meinen vorzugsweise das Gesetz, welches Verleumdungen und Schmähungen verstorbener Personen mit einer strengen Strafe belegt. Bei unserm inquisitorischen Verfahren liegt es dem Angeklagten ob, seine Unschuld zu erweisen; der Geschichtschreiber also, der z. B. von Friedrich Wilhelm II. erzählt, daß er mit einer gewissen Gräfin Lichtenau in Verbindung gestanden, muß juristisch erweisen, daß es keine Verleumdung ist, und wenn er Friedrich Wilhelm I. seiner willkürlichen Justiz wegen ernstlich tadelt, so wird das Gericht nicht umhin können, ihn wegen Majestätsbeleidigung zu verurtheilen. Glücklicherweise hat sich eine nicht unbeträchtliche Majorität gegen dieses Gesetz ausgesprochen.

Besser ist es einem andern Gesetzvorschlage gegangen, der neben der Beleidigung, bestimmter Religionsgesellschaften die Gotteslästerung als ein besonderes Verbrechen darstellt. Der Staatsanwalt tritt hier gleichsam als Anwalt des höchsten Wesens auf. Es ist übrigens gar nicht zu berechnen, wie weit alle diese Vergehungen sich erstrecken, denn vielleicht nehmen es die Katholiken als eine Beleidigung, wenn der Geschichtschreiber erklärt, sie seien wenigstens zu Zeiten bigot gewesen, und die Lutheraner, wenn man

ihren Theologen die Neigung zuschreibt, sich um Niaiserien zu streiten. Ganz anders als das allgemeine Landrecht, das die Sache von der praktischen Seite faßte, sieht der moderne Doctrinarismus den Staat als Verwalter der göttlichen Gerechtigkeit an, und die Versammlung ist dann gemüthlich genug, auf solche Ansicht einzugehn.

Offenbar die wichtigste Verhandlung war die über das Recht der freien Association. Es ist das geradezu das Lebensprincip des politischen Wesens. Die Minister, die sonst sich sehr wohl hüten werden, an Frankreich zu erinnern, riefen bei dieser Gelegenheit das moderne Babel zu Hülfe. Wenn man sich auf Frankreichs Jury und dergleichen beruft, so ist das undeutsch und unpatriotisch; aber wenn man irgend eine politische Monstruosität durch das Beispiel Frankreichs in Schutz nimmt, so ist die Deutschthümelei geschmeidig genug. Die Versammlung — wahrscheinlich durch das Beispiel des erbweisen Staats ermuthigt — ging auf die Gründe des Gouvernements nicht ein; sie setzte dem Recht, welches die Regierung vindicirte, jede Versammlung nach Gutdünken untersagen zu können, gemessene Schranken. Das heißt natürlich, sie bat die Regierung, daß sie diese Schranken setzen dürfe; ich glaube aber nicht, daß es die Regierung erlauben wird.

IX.

Aus Leipzig.

Ein politisches Drama. — Rückblick auf die letzten Dramen. — Aussicht auf eine neue Theaterverwaltung. — Die Gewandhausconcerte.

Vor einigen Tagen sahen wir ein neues Genre von Tragödie, ein politisches Schauspiel: die Republikaner von Julius Fröbel. Es enthält die Geschichte Philipp Bertheliers, der die Rechte der Stadt Genf gegen die Uebergriffe des Herzogs von Savoyen vertrat, und endlich durch die Rache des beleidigten Fürsten seinen Untergang fand. Das ganze Stück athmet einen Glauben an die Freiheit, der im Gegensatz gegen die unbestimmte und inhaltlose Weltschmerzlichkeit so vieler unserer Tragödien nicht verfehlen kann, einen wohlthätigen Eindruck zu machen. Der Verfasser hat eher gesucht, die Wärme seiner Empfindung zurückzudrängen, als sie zum Pathos zu steigern; auch in der Sprache hat er sich bemüht, überall die ruhige, einfache und verständige Ausdrucksweise beizubehalten, wie es sich für Republikaner ziemt. Er hat es mit einer gewissen Aengstlichkeit vermieden, der detaillirten Charakterzeichnung und der Leidenschaft einen zu großen Spielraum zu verstatten. Wir sehen würdige Gesinnungen in einer edlen Form dargestellt.

Das Publikum äußerte lebendige Theilnahme, die freilich zum Theil der ausgezeichneten Geschicklichkeit zu verdanken ist, mit der Herr Marr das Drama in Scene gesetzt hat. Sogar die äußerst schwierige Aufgabe, eine Volksversammlung auf die Bühne zu bringen, war auf das glänzendste gelöst.

Wie wir hören, wird nächstens Freytag's Waldemar hier gegeben werden. Königsberg und Hamburg haben sich das Verdienst erworben, dieses neue, und nach allen Berichten glänzende Werk des Dichters der Valentine zuerst dem Publikum vorzuführen. Es hat in beiden Städten den entschiedensten Erfolg gehabt. In Dresden wird es wahrscheinlich eben so wenig zur Aufführung kommen als die Valentine.

Das Theater ist in offenbarem Fortschritt gegen die Restaurationsperiode. Wenn wir die vier Stücke, die in der letzten Zeit den größten Erfolg gehabt haben — Uriel Acosta, Maria Magdalena, Karlsschüler, Valentine — zusammennehmen, so ist, so verschieden der Werth anzuschlagen ist, überall eine Intention, die

über das Alltägliche hinausgeht. Gutzkow hat am meisten den Ton getroffen, der in den Herzen der Menge anschlägt; er hat Judenemancipation, Familienrücksichten, populäre Philosophie, Bigotterie und Doctrinarismus, in einer höchst geschickten Combination zugerichtet. Der sittliche Werth des Stückes ist freilich gering; wie Buridan's Esel zwischen zwei gleich großen Heubündeln, steht der Philosoph zwischen der Lockspeise der Liebe und der Lockspeise der Ehre, und muß verhungern, weil beide eine gleich große Anziehungskraft auf ihn ausüben und er daher nicht von der Stelle kommt. Gutzkow hat nicht den Muth, kühne Sprünge zu machen; gerade darum strauchelt er fortwährend. Hätte er das Moment des Egoismus dreist und entschieden in die Wagschale gelegt, so wäre zwar kein schöner, aber immer ein Charakter daraus hervorgegangen. Laube's Composition ist kühner; der Versuch, den starrköpfigen Fürsten durch eine untergeschobene Doctrin zu vergeistigen, ist immer anzuerkennen. Die beiden andern Stücke sind vielleicht das Beste, was die deutsche Bühne seit der Weimarer Periode dargestellt hat. Nicht als daß sie in jeder Weise vollendet wäre: Hebbel hat seine grandiose Kunst an eine abscheuliche Weltanschauung verschwendet und Freytag wagt in dem Bewußtsein seines glänzenden Talents zuweilen so kühne Sprünge, daß man fürchtet, er werde fallen — er fällt nicht, aber man wird aus der Stimmung gebracht. Aber diese schöne, einfache und doch erschöpfende Charakteristik, diese in ihrer Nachlässigkeit so reizende und doch elegante Sprache, dieses echt dramatisch bewegte Leben werden der Valentine einen dauernden Platz, nicht blos in der Literaturgeschichte, sondern auf dem Theater sichern.

Bei jenen vier Stücken müssen wir mit Bedauern an Frl. Unzelmann zurückdenken, die in einer schönen poetischen Darstellung die Intention der Dichter reproducirte. Wir wollen wünschen, daß bei der bald zu erwartenden Wiederaufführung der Valentine dieses Bedauern nicht noch lebhafter sich erneuern möge.

Bei der wesentlichen Veränderung, die dem Theater in den nächsten Monaten bevorsteht, müssen wir noch einen Blick auf die Direction des Dr. Schmidt werfen. Man kann nicht leugnen, daß ihm das Publikum in vieler Beziehung den größten Dank schuldig ist. Er hat dem Geschmack wieder die Richtung auf die gebildete Kunstform gegeben und wenigstens für einige Zeit im Schauspiel eine fast vollendete Darstellung möglich gemacht. Das größte Verdienst hat freilich Herr Marr, der nicht nur als ausgezeichneter Schauspieler, sondern auch im Einstudiren der neuen Stücke die Stütze der Bühne war. Freilich hatte er auch viel dem Glück zu verdanken, das ihm so reich begabte Künstlernaturen, wie Herr Wagner und Fräulein Unzelmann, zuführte. Mit dem Abgang der letztern hörte die Harmonie des Ganzen auf. Daß sie nicht ersetzt wurde, liegt freilich nicht an der Direction, denn es ist leichter, gute Schauspielerinnen zu wünschen, als sie zu finden. Herr Wagner geht nun entschieden fort und wie wir fürchten, auch Herr Marr. Ob dann die neue Direction nicht wieder zu dem alten, durch Herrn Dr. Schmidt und Herrn Marr beseitigten Geschmack zurückkehren wird, ist sehr die Frage.

Die Gewandhausconcerte nähern sich jetzt ihrem Ende, der heranbrechende Frühling, der sonst überall so willkommen ist, erscheint hier als Störenfried. Schon macht er sein Herannahen in einzelnen warmen Tagen fühlbar. Die letzten Concerte boten uns ausgezeichnete Leistungen. Unter den neuen Piecen, die wir hörten, behauptet die Symphonie von Schumann den ersten Rang; ein Werk, das durch seine Frische, Elasticität und poetische Imagination in der Geschichte der Musik eine dauernde Stelle einnehmen wird. Eine neue Symphonie von Fr. Schneider (F-moll), so wie eine

von Julius Rietz (G-moll) wurden von den Componisten selbst dirigirt, und erregten eine lebendige Theilnahme. Weniger sprach eine Ouverture zu L. Tieck's „Blaubart" von W. Taubert an. Die verdienstlichen Leistungen der Virtuosen in den verschiedenen Branchen können wir hier übergehen. Fräul. Schloß fuhr fort, durch ihre schöne Stimme und ihre ausgezeichnete Gesangbildung das musikalische Leipzig zu erfreuen: in einem Concert trat Fräul. Agthe aus Weimar an ihre Stelle, die im vergangenen Sommer auf das hiesige Theaterpublikum einen so angenehmen Eindruck machte. Vor ihr hatten Fräul. Wagner aus Dresden und Fräul. v. Marra aus Wien in den Gewandhausconcerten gastirt. Die Krone der Leistungen blieben immer die Beethoven'schen Symphonien, und namentlich die herrliche A-dur wurde von Neuem mit einem Enthusiasmus aufgenommen, wie er dieser vielleicht am meisten dichterischen Composition und der glänzenden Ausführung entsprach. Die Ouverture zur „Iphigenia" und zu Cherubini's „Medea" schlossen sich würdig diesem großen Werk an.

X.

Politische Ereignisse.

Die Ereignisse drängen sich auf eine fabelhafte Weise aneinander; man reißt sich um die Zeitungen, die man sonst nur in den Nachmittagsstunden aus Faulheit durchblätterte, weil man gerade nichts Besseres zu thun hatte, oder weil man es einmal für seine Pflicht hielt. Wo man es gerade am wenigsten erwartet, fällt plötzlich ein Schlag aus heiterem Himmel, man richtet seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt, und in demselben Augenblick wird am entgegengesetzten Ende die Feuerglocke gezogen. Auf den ersten Anschein würde man glauben, es seien nur vereinzelte, ephemere Tumulte; sieht man aber näher hin, so ist ein innerer, ein geistiger Zusammenhang unverkennbar. Es sind Blasen, die das Meer aufwirft vor dem Sturme.

Alle Geheimeräthe und Legationssekretäre wurden durch die schnelle Entwickelung der Schweizer Angelegenheit überrascht. Das Schweizervolk, auf welches die Weisheit hinter dem Aktentisch und die Tapferkeit in eleganter Gardeuniform bisher mit Berlinischem Naserümpfen herabgesehen, erhob sich wie ein Mann, und trieb mit eben so großer Entschlossenheit als Umsicht die reactionäre Fäulniß aus seinem Innern aus. Die Großmächte legten ihr Veto ein, sie wollten vermitteln, als nichts mehr zu vermitteln war, sie drohten und warnten — und ruhig ging die Bewegung weiter.

Nun fällt ziemlich verspätet aus den Eispalästen an der Newa ein kalter Blitz auf die Häupter der freien Schweiz; der Selbstherrscher aller Reußen verkündet diesem Centralpunkt des Jacobinismus seine Ungnade, er entzieht ihnen seinen Schutz und überläßt sie hülflos der Willkür der fremden Mächte. Auf die Hülfe der Kosaken und Baschkiren haben also die Enkel Tell's nicht zu rechnen, wenn eine neue Ritterschaar ihre Rosse auf den Bergen tummelt, die von dem ersten Morgenroth der Freiheit beschienen wurden. Wenn noch der alte Glaube an den Mesmer'schen Magnetismus, die Wirkung aus der Ferne, auf Erden herumspukte, so könnte man wohl fürchten, vor dem Unwillen des nordischen Trajan würden nicht nur die Liberalen der Schweiz, sondern auch ihre Gletscher zergehen; wir sind aber rationalistisch gebildet und können die geographische Entfernung nicht vergessen. Gott ist im Himmel, sagen die Kosaken in Kamschatka, wenn sie das Volk bestehlen, und der Czaar ist weit.

Eben so unwirksam, wie der Zorn des mächtigen Kaisers, zeigt sich sein Wohlwollen. Der König von Neapel, ein Mann nach seinem Herzen, der ihn noch vor kurzer

Zeit in den Straßen seiner Hauptstadt herum kutschirt, der in den sonnigen Gestaden des südlichen Meeres dasselbe System der Legitimität zum Heil seiner Lazaroni eingeführt hatte, das in den unwirthbaren Gegenden Sibiriens die Kinder der Steppe beglückt, er wird von übelgesinnten Unterthanen in seinem wohlerworbenen Rechten angetastet, seine Granaten und Kartätschen richten eben so wenig aus als seine Mandate und Unterhandlungen; er sieht sich endlich gezwungen, nicht nur dem verwegenen Volk Siciliens, sondern auch seinem eigenen schlaffen Lande das Gift der modernen Civilisation, die Ideen der königsmörderischen Encyclopädisten, die schauerliche Erfindung des gottverlassenen Paris — eine Verfassung preis zu geben, und noch erscheint kein zweiter Suwarow, über den Leichenhaufen geschlachteter Jacobiner die Friedensfahne aufzurichten, welche der Despotismus allein kennt, die Devise eines Friedhofs, und das brittische Volk, weit entfernt, nach dem Vorbilde ihres Nelson nach dem Gelüst einer Maitresse die Köpfe der Freiheitshelden springen zu lassen, hebt drohend seine Riesenfinger empor, und scheucht die Unberufenen zurück. Der Czaar ist weit; er wird das Paradies der Liederlichkeit und der Bettelei nicht retten.

Eine stattliche Figur verlangt eine eben so stattliche Bestattung. Das Bombardement von Palermo war das Grabgeläut der alten Bourbonischen Zeit. Schon liegen in dem Grabe zu Gratz, dem Sarge Karls X., die Geister der Montespan, der Pompardour, der Dubarry; in Spanien gehen sie freilich noch um in der Person der „unschuldigen“ Isabelle und ihrer eben so unschuldigen Mutter; aber Serrano ist verbannt, und der Herzog von Rianzaras wird es nicht lange machen; die alten Degen, die aus Ehrgeiz oder aus Abneigung vor dem Volk der Sache der legitimisirten Weiber-Emancipation gedient, fangen an, sich der närrischen Maskerade zu schämen; Espartero und Narvaez nähern sich einander, und die ordentlichen Leute werden bald stark genug sein, der liederlichen Wirthschaft ein Ende zu machen.

Ein reizender Ableger dieses ancien regime war auch in Deutschland erschienen, in einem zierlichen, schwarzen Reitrock, mit einer Cravache, einem coquetten Käppchen und eleganten Halbstiefelchen. Die glühenden, südlich-schwarzen Augen, die früher die Pariser Roué's bezaubert, die kühn geschwungenen Füße, die das Parterre der großen Oper in den Himmel gehoben, sie verfehlten ihre Wirkung auch in dem Herzen Europa's nicht, das seine materiellen Gelüste in der neuern Zeit durch classische Reminiscenzen, durch antike Sinnlichkeit und christliche Transcendenz verklärt hatte. Sie kam aus einer guten Schule, die schöne Tochter Andalusiens, aus den Orgien der conservativen Partei des tugendhaften Frankreichs, aus jenen Kreisen, die in den Spalten des Journal des Débats die verlorne Sittlichkeit des ancien regime beweinten und sie dann mit einem Raffinement, das des Zeitalters der Regence würdig gewesen wäre, in ihren nächtlichen Gelagen wieder herstellte. Ihre Thaten hätten einen Eugen Sue zu seinen moralischen Schilderungen begeistern können, leider verfielen sie der Prosa der Zuchtpolizei; Dujarrier traf die Kugel eines Mörders, und Beauvallon und Cecquevilley, sitzen im Kerker, weil man bürgerlich genug dachte, die Genialität des Meineides und des Mordes zu verkennen. Auch in nördlichen Hauptstädten hatte die geniale Tänzerin ihre Cravache springen lassen, wie ihre Füße; aber die Poesie der Gerte war an der Prosa der Gensdarmerie gescheitert. Endlich hatte sie ihren richtigen Schauplatz gefunden; ein Schwung ihrer Cravache, und der Jesuitismus stob wie Spreu auseinander. — —

Sonderbarer Weise mußten es gerade die Musensöhne sein, die der Musenwirthschaft ein Ende machten. Die Priesterin des Schönen umgibt sich mit einem Corps ben so genialer als aristokratischer Jünglinge; das würde noch gehen, aber sie wirkt

ihnen freie Nachtkneipe aus, und wenn die andern Studenten zur Bürgerstunde nach Hause gehn müssen, schwelgt die aristokratische Genialität in alemannischen Genüssen. Das regt das Blut auf, und die Verletzung der Gleichheit gibt der moralischen Indignation freien Spielraum. Die rothen Kappen kamen in Verruf, demokratische Fäuste verunzieren das elegante Toupé, die schönen Schultern zittern unter den gewichtigen unreinen Händen des Pöbels, der Crawall wird so groß, daß die Universität auf ein Semester suspendirt wird.

Auf ein Semester! Wer soll die Brauer für den Verlust entschädigen, den die Verbannung von tausend durstigen Kehlen veranlaßt! Das Bier schlägt auf. Es gibt eine Emeute.

Auch die deutschen Bürger werden imponirend, wenn es sich um materielle Interessen handelt.

Die tausend durstigen Kehlen bleiben, die schöne Spanierin, auf deren schwarze Locken eine Grafenkrone gedrückt war, muß abreisen — das Volk will es so, ein Hohn- und Triumphgeschrei folgt ihrem rasch dahinrollenden Wagen.

An diesem Tage wird in München ungeheuer viel Bier getrunken sein.

Die Sache hat aber auch ihre ernste Seite. Ich will auf die plötzlich ausbrechende bairische Moralität kein allzugroßes Gewicht legen. Es ist überhaupt die eigentliche Tendenz jener Emeute noch nicht recht zu erkennen, ob vielleicht die jesuitische Partei, die schon früher zu Gunsten der abgesetzten Professoren ihre Stimme erhob, die Hand im Spiele gehabt, oder ob die Volksbewegung sich wie eine Lawine aus zufälligen, unbedeutenden Anläßen zusammenfügte.

Die Aeußerung des Volkswillens war roh, so roh, wie es bei Scenen, in denen das Volk die erste Rolle spielt, nur sein kann. Man rede nicht von der Wildheit des französischen Pöbels in den Zeiten der Revolution; die Deutschen würden viel ärger sein, wenn sie sich einmal in Blut berauscht haben. Daß sich in jenem Tumult — mit Ausnahme der bezahlten Häscher — kein Einziger gefunden hat, der eine verfolgte und abscheulich gemißhandelte Frau vor der Wuth des Pöbels zu schützen suchte, zeugt ebenso für den Ingrimm des Volks gegen die viel genannte Dame, als für seine sittliche Roheit.

Die Welt geht rasch vorwärts; das Herz kann bei den alten Empfindungen nicht lange stehn bleiben. Wir erinnern uns, wie vor noch nicht langer Zeit ein erlauchter Sänger in die Saiten schlug, sich über die Verblendung zu beklagen, in der seine ehemaligen Rathgeber ihn gehalten. — —

Hätte der alte Görres es noch erlebt, den Sturz seiner schönen Feindin! Nur wenige Tage ist er zu früh gestorben. Aber die ganze jesuitische Partei wird frohlocken, wenn ihr auch kein unmittelbarer Vortheil daraus erwachsen sollte.

Sie hat Ursache mit ihren Erfolgen ökonomisch umzugehen. Die ultramontane Frömmigkeit fängt an, selbst in sonst gutgesinnten Kreisen außer Cours gesetzt zu werden. Was soll die übrige Welt thun, wenn der Papst selbst, der Hirt der Gläubigen, dem Volk zu weltlichen Ideen, zu weltlichen Bewegungen Anlaß gibt? Nirgend geht die liberale und die nationale Tendenz so entschieden Hand in Hand, als heutzutage in Italien. Die Ereignisse von Palermo und Neapel werden wie ein electrischer Schlag durch die schon hinlänglich aufgeregte Volksmasse zucken, und wir können in kürzester Zeit bedeutungsschweren Thaten entgegensehen. Die so eben dem sardinischen Volk verliehene Verfassung ist nur ein Vorspiel.

Ueberall wankt das alte, verfallene Gebäude der Restauration, überall reiht sich ein Staat nach dem andern der Fahne der Freiheit an. Wenn in Italien die Völker ihren Herren die Formen abtrotzen müssen, welche ihnen die freie Entwickelung möglich machen, fördert in Dänemark ein Fürst aus eignem Antriebe das ständische Wesen. In Italien, wie in Dänemark richtet sich die constitutionelle Bewegung wenigstens anscheinend gegen die deutsche Nationalität. Die Frage: Freiheit oder Patriotismus! die vor einiger Zeit auf dem Felde der bloßen Theorie, d. h. ziemlich müßig, besprochen wurde, tritt jetzt bedeutungsvoll in das Leben.

In Frankreich hat nun endlich die Opposition den Muth gefaßt, dem „System" ernsthaft zu Leibe zu gehen. Es handelt sich nicht mehr um ein Ministerium Guizot oder Thiers, es handelt sich um den Sturz des veralteten Juste Milieu überhaupt. Das Votum, welches Guizot's Trabanten gegen die Reformbankette abgeben, ist von einer unermeßlichen Wichtigkeit. Es ist etwas ganz anderes als die Legitimisten-Comödie, die jenseit des Canals aufgeführt wurde; es ist ein Fehdehandschuh, den das officielle Frankreich der Nation hinwirft. Muth hat Guizot, das können auch seine Feinde nicht bezweifeln, aber der Muth einer schlechten Sache ist nicht schön. Seine Stellung wurde ihm bis jetzt durch seine Gegner erleichtert, er konnte ihnen überall zurufen: die Schmach, die ihr auf mich häuft, fällt auf euer eignes Haupt zurück. Ihr habt alles das gethan, was ihr mir vorwerft. Ihr habt das Volk unterdrückt, wie ich, die öffentliche Meinung verachtet, der Freiheit Gewalt angethan, der Reaction Vorschub geleistet. Guizot hatte in allen diesen Gegenreden Recht; aber die Zeit ist vorüber, wo dieses äußerliche Recht etwas fruchtet. Die aufsteigende Fluth wird den einen der Volksfeinde mit dem andern verschlingen.

XI.

Notizen.

— [Zur Judenfrage.] Bei der zweiten Lesung der von Lord Russel eingebrachten Judenbill hat das Unterhaus mit 277 : 204 St. dieselbe genehmigt. Hätte die preußische Regierung diese Entscheidung des erbweisen Staates ahnen können, seine eigene Haltung in der Judenfrage auf dem vereinigten Landtag wäre eine andere gewesen.

An unsere hochzuverehrenden Herren Collegen in Deutschland.

Vor etwa einem Jahre waren wir so frei, 1600 Exemplare eines kleinen Schriftchens an die geachtetsten deutschen Buchhandlungen zum Verkauf oder auch zum Verschenken zu überschicken. Seit der Zeit war Eine Buchhandlung so gütig in Leipzig und fünf hier in Paris Rechnung (in allem über fünf und zwanzig Exemplare) abzulegen. Da wir den Ueberschuß, den das Büchlein nach Deckung der Kosten abwerfen könnte, für den hiesigen deutschen Hülfsverein bestimmt hatten, so sind wir so frei, unsere verehrten Herren „Collegen" im Selbst- und Nichtselbstverlag freundlichst zu bitten, uns gefälligst wissen zu lassen, wie viel Exemplare des obigen Schriftchens sie verkauft haben.

Die deutschen patriotischen Zeitungen, deren Verleger diese bescheidene Mahnung nicht etwa unangenehm berühren sollte, werden uns verbinden, wenn sie dieselbe weiter verbreiten.

Paris, (8. passage Violet) den 12. Febr. 1848.

J. Venedey. — „Selbstverlag."

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.

Vorschläge
zu einer erleichterten Anwendung der österreichischen Gesetze.

Die österreichischen Gesetze sind zahlreich, sehr zahlreich. — Sie lassen sich in Klassen erster und zweiter Ordnung unterscheiden. In erster Ordnung theilen sich die Gesetze in Administrativ-, Justiz-, Finanz-, Polizei- und Controlegesetze. Jede dieser Gattungen Gesetze zerfällt in mehrere untergeordnete Klassen. So zerfallen die Finanzgesetze: in Gesetze, welche auf den Staatscredit, in solche, welche auf die Wiener Bank, in solche, welche auf das Münz- und Bergwesen Einfluß nehmen. Sie zerfallen ferner in Tax- und Papierstempelgesetze, Tabak- und sonstige Monopolsvorschriften, Zollgesetze, allgemeine Verbrauchssteuergesetze, Accisevorschriften, Judensteuergesetze, Vorschriften in Bezug auf die Finanzwache, Commerzialwaarenstempelvorschriften, Postgefällsvorschriften, Lottogefällsvorschriften, Domainenangelegenheiten, Strafgesetze über Gefällsübertretungen, Instructionen für alle Gattungen ausübender Aemter, Verrechnungsvorschriften, Gesetze über den Wirkungskreis der Behörden, Pensions-, Provisions- und Disciplinarvorschriften, nicht kundgemachte Instructionen der Vorsteher u. s. w. — Die Justizgesetze zerfallen in Jurisdiktionsgesetze, in Gesetze, welche das Privatrecht bestimmen, in Prozeßordnungen, in Strafgesetze, Lehen-, Handels- und Wechselgesetze, Berg- und Hüttenrechte u. s. w. u. s. w.

Die österreichische Gesetzgebung ist seit 1740 beinahe neu. Die theresianischen, noch heute völlig oder theilweise gültigen Gesetze sind in acht Octavbänden abgedruckt. Der Band hat durchschnittlich 450 — 700 Seiten. An die theresianischen Gesetze (von 1740 — 1780) reihen sich die Josephinischen (von 1780 — 1790). Sie nehmen achtzehn Octavbände mit durchschnittlich 800 — 1,200 Seiten ein. Die Gesetze Leopold II. (aus 1790 — 1792) sind in fünf 450 Seiten starken Octavbänden gesammelt. Die nach Leopold erschienenen Gesetze stehen je nach ihren Gattungen in verschiedenen Sammlungen. Die Administrativgesetze vom 2. März 1792 bis Ende 1818 nehmen 47 Octavbände ein. Der einzelne Band hat 250 bis 700 Druckseiten. Seit 1819 werden die alljährlich zuwachsenden Administrativgesetze in einem 400 — 600 Seiten starken Octavbande herausgegeben. Die bis 1835 reichende Justizgesetzsammlung hat 4,653 Folioseiten. Ein Theil der Finanz-

gesetze ist in starke Handbücher gebracht. In solchen erscheinen die Instruktionen für die ausübenden Aemter, die Strafgesetze, die Zoll-, Tax-, Papierstempelgesetze u. s. w. Neben diesen Handbüchern erscheinen seit 1831 die Finanzgesetze jährlich in Einem Bande gesammelt. Von 1831 bis 1837 war dieser Band ein 250 Seiten großer Folioband. Seitdem ist er ein Octavband von durchschnittlich 350 Seiten. Zu merken ist, daß die Finanzgesetzsammlungen die jährlich erscheinenden Gesetze auszugsweise enthalten.

Die bis nun aufgeführten, jährlich um mehrere Bände zunehmenden „Gesetze" sind der kleinere Theil der österreichischen Gesetze. Der größere Theil gilt unter der Benennung „Normalien."

Das „Normale" unterscheidet sich in folgenden Punkten vom „Gesetze."

Das „Gesetz" wird in der Geschäfts- und Landessprache kund gemacht. Es wird den Provinzialzeitungen eingeschaltet. Es wird in gedruckten Exemplaren an alle vollziehenden Beamten vertheilt. Dagegen wird das „Normale" nur Aemtern und Beamten kund gemacht. Es erscheint nicht im Drucke. Es kann von Privaten nicht eingesehen werden.

Das „Gesetz" kündet sich Jedermann als solches an. Dagegen hat das „Normale" höchst schwankende Merkmale. In einer und derselben Verfügung sieht ein Beamter ein Normale, ein anderer Beamter dagegen eine Bestimmung, welche der Entscheidung künftiger ähnlicher Fälle in keiner Art vorgreift.

Die „Gesetze" gehen regelmäßig vom Landesfürsten, den Hofstellen oder ihren Präsidien aus. Dagegen geht ein großer Theil der „Normalien" von Provinzialbehörden aus.

Endlich bestimmen die gesetzgebenden Personen und Behörden was „Gesetz" sein soll. Dagegen urtheilen zum Theil untergeordnete Beamte darüber, ob etwas als „Normale" zu behandeln sei. Kreishauptleute, Cameral-Bezirksvorsteher, Bürgermeister urtheilen darüber, ob das oder dieses Dekret der vorgesetzten Provinzialbehörde ein „Normale" sei. Sie urtheilen darüber nach ihrer individuellen Einsicht. Ihr Urtheil wird durch keine Instruktion geleitet. — So kommt es, daß eine und dieselbe Verfügung einer Provinzialadministrativbehörde von acht Kreisämtern als Normale, von andern acht Kreisämtern als die Entscheidung eines speziellen Falles betrachtet wird. So kommt es, daß jede Ortsbehörde andere Gesetze hat.

Die Normalien werden in Foliobänden in den Registraturen aufbewahrt. Sie bestimmen zum Theil das Benehmen der Präsidien, zum Theil das Benehmen der Behörden. Die Normalien der ersten Gattung (Präsidialweisungen) sind lediglich den Vorstehern zugänglich. Von den Normalien der andern Gattung haben die vollziehenden Beamten in vorkommenden Fällen Einsicht zu nehmen. Die Normalien müssen befolgt werden, als wären sie Gesetze. Sie sind einzig der Stelle zugänglich, welcher sie von ihrer vorgesetzten Behörde zugekommen sind.

Alle österreichischen Gesetze und Normalien würden keinen geringern Raum als 300 Foliobände einnehmen. Die Ursachen dieser excessiven Ausdehnung der österreichischen Gesetze sind folgende:

1) Ein beträchtlicher Theil der österreichischen Verordnungen ist nach einander drei, vier und mehrere Mal als Gesetz ausgegeben worden. — Das hat darin seinen Grund, daß jeder Hofrath in seinem Departement Gesetze gibt. Das hat darin seinen Grund, daß der Gesetzgebende nicht selten die schon bestehenden Gesetze unvollständig kennt.

2) Die Gesetze, von welchen geargwohnt wird, sie könnten eingeschlafen sein, werden republizirt. Die neuerlichen Kundmachungen enthalten nicht selten Zusätze. Sie sind vermehrte Gesetzauflagen.

3) Die österreichischen Gesetze werden selten ausdrücklich aufgehoben. Regelmäßig werden sie völlig oder theilweise abgeändert. Dadurch wird eine Vergleichung des alten mit dem neuen Gesetze nothwendig. Dadurch wird nothwendig ein Gesetz, das zu sieben Achttheilen aufgehoben ist, in allen Sammlungen fortzuführen, als ob es seinem vollen Inhalt nach gälte. Dadurch wird nothwendig, zwölf Blätter zu lesen, um zu einer Kenntniß zu kommen, welche füglich auf Einem Blatte beherbergt werden könnte.

4) Ein und dasselbe Gesetz wird an die verschiedenen conscribirten Provinzen weder wörtlich gleich, noch unter derselben Datirung hinausgegeben. Das macht, daß die örtlichen Kundmachungen eines in der Hauptsache überall gleichen Gesetzes eben so viele verschiedene Gesetze sind. Das schränkt die Kenntniß der Gesetze auf Provinzen ein. Das macht unzählige zeitraubende Vergleichungen mehrer einander beinahe gleicher Gesetze nothwendig. Das verursacht alle Tage falsche Citationen von Gesetzen.

5) Die heutigen Gesetze und Zusätze zu Gesetzen sind breit und nicht selten unklar abgefaßt. — Einen erfreulichen Gegensatz zu ihnen geben die Gerichtsordnung von 1781, die Civilgeschäftsordnung von 1785, das Strafgesetzbuch über Verbrechen von 1804, endlich das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch von 1811. Das sind meisterhaft abgefaßte Arbeiten. Jede Wortfügung ist überdacht, jedes Wort ist gewogen.

6) Die blattweise erscheinenden kaiserlichen Decrete leiden an einer schwerfälligen Stylistik. Zudem sind die das Gesetz veranlassenden Ursachen und die Motivirung mit dem dispositiven Theil vermengt. —

Einen größern Schaden als die Menge der Gesetze thut der Mangel an Hülfsmitteln die Gesetze kennen zu lernen, welche auf einen concreten Fall Anwendung haben. Nicht genug an dem, begegnen der Forschung in was immer für Gesetzzweigen gemachte Hemmnisse. Sie sind folgende:

Ein und dasselbe Gesetz wird unter mannigfaltigen Firmen

dem Publikum bekannt gegeben. Es erscheint als kaiserliche Entschließung, als Decret der obersten Justizstelle, der Hofkanzlei, der Hofkammer. In der Provinz wird es zum Gubernial-Cirkular, in der Unterabtheilung der Provinz zur freisämtlichen Currende. So wie es einen oder den andern Titel an der Stirne trägt, ist es unter einem andern Tag und einer andern Geschäftszahl ausgefertigt. — Es ist nicht bestimmt, wie die Parteien, welche das Gesetz anrufen, wie die Beamten, welche das Gesetz anwenden, dasselbe zu bezeichnen haben. So citirt Einer als kaiserliche Entschließung vom 20. Februar 1847, was ein Anderer als Hofkanzleidecret vom 6. März 1847 Zahl 6248 und ein Dritter als Regierungs-Verordnung vom 20. April 1847 Zahl 8162 citirt. Das macht, daß vorkommende Citationen in chronologischen Gesetzregistern nicht aufgefunden werden können. Das macht, daß solche Register überhaupt selten sind. Die chronologischen Register aber sind das nächste Auskunftsmittel, die Richtigkeit von Gründen zu beurtheilen, welche aus Gesetzen hergeleitet werden.

Die Normalien sind nicht kund gemacht. Nichts desto weniger haben sie die Kraft von Gesetzen. Damit ist die volle Kenntniß der gesetzlichen Beurtheilung concreter Fälle für die Privaten unmöglich. Ihr Recht ist unsicher. Indem sie die Gesetzmäßigkeit der gegen sie ergangenen Entscheidungen nicht zu beurtheilen in der Lage sind, werden sie zu unzähligen grundlosen Beschwerden verleitet. — In der That ist kein Unterschied, ob ich willkürlich gerichtet werde, oder nach Instructionen, welche die Mauern der Kanzlei nicht verließen. Ein fernerer Uebelstand dieser Art Gesetze ist, daß sie nicht im Besitz der einzelnen Beamten, sondern nur in dem der Behörden sind. Das setzt in vorkommenden Fällen den Beamten in die Nothwendigkeit, um oft unbedeutenden Entscheidungen in die Registratur zu gehen und dort lange nachzuschlagen. Um sich den Gang und die Zeitversäumniß zu ersparen, arbeitet der Beamte auf gut Glück. Der fleißige Beamte copirt die Normalien, welche auf seinen Geschäftszweig Bezug haben und macht Repertorien darüber. Mit welchem völlig unnöthigen Zeitaufwand aber ist das verbunden! Wie mangelhaft sind diese in Eile verfaßten Repertorien. Wie bleibt der größte Theil der Normalien unabgeschrieben und somit unbefolgt. Geht der Beamte zu einem andern Geschäft über, geht das Copiren und Indiziren von Neuem an. Sein Nachfolger im vorigen Geschäfte fängt von vorn an zu sammeln, weil er für die Verläßlichkeit der Zusammenstellungen seines Vorgängers keine Bürgschaft hat. Bis der Beamte seine mühselige Information bei einander hat, pfuscht er so gut er kann.

Es erscheinen über die geltenden Gesetze keine oder höchst unvollständige Repertorien. Ueber die Justizgesetze v. 1780—1820 besteht Ein Repertorium. Von da bis 1825, von da bis 1830, von da bis 1835 bestehen abgesonderte Register. Die seit 1835 erschienenen Justizgesetze sind gar nicht registrirt. — Ueber die politischen Gesetze gibt es keine amtlichen Register.

Die Register, welcher sich die Beamten bedienen, sind von Privatleuten verfaßt. Dennoch kann der Beamte, welcher ein Gesetz übersah, mit der Mangelhaftigkeit seines Repertoriums sich nicht entschuldigen. — Die besten Repertorien haben die Finanzgesetze. Das macht, die Hofkammer hat den Provinzial-Cameralverwaltungen aufgetragen, immer nach mehrern Jahren die erschienenen Gesetze in Register bringen zu lassen.

Die von der Staatsverwaltung hinausgegebenen Repertorien sind zu weitwendig. Ein und dasselbe Repertorium umfaßt zu viele Gesetze. Der Justizgesetzsammlung steht Ein Repertorium an der Seite. Die Strafgesetzgebung, das Privatrecht, die Prozeßordnung, die Lehen-, Handels- und Wechselrechte u. s. w. haben zusammen Ein und dasselbe Register. — Solch' dickleibig Register ist schwer zu handhaben. Wer in einer fremden Sprache liest, hat ein Handlexicon lieber an der Seite, als das Lexicon einer Akademie, welches die Worte bis in ihre entferntesten Gebrauchsweisen verfolgt. Aus demselben Grunde wäre dem Lehenrichter ein Register bequem, das einzig die Lehenrechte zum Gegenstand hätte. — Die Register, welche die Finanzbehörden verfassen, sind der größern Brauchbarkeit wegen vielfach untergetheilt. Die Monopolsvorschriften sind besonders registrirt, die Zollgesetze besonders, die Domainenangelegenheiten besonders u. s. w. Weiß man hier, wie gute Register zusammengestellt sein müssen, wo liegt das Hinderniß, die Justizgesetze eben brauchbar zu registriren?

Endlich sorgt die Verwaltung für keine chronologischen Register. Das sind Register, in welchen die Gesetze einer bestimmten Gattung, nach Maßgabe ihrer frühern oder spätern Datirung, nacheinander aufgeführt sind. Neben dem Datum jedes Gesetzes steht die Geschäftszahl, unter welcher das Gesetz erschien. Darauf folgt unmittelbar, im wievielten Band und auf welcher Seite der Gesetzsammlung (Justiz-Controle-Gesetzsammlung u. s. w.) das Gesetz seinem vollen Inhalt nach abgedruckt ist. —

Der Staat hat viel oder wenig Gesetze, je nachdem das sociale Leben in seinem Innern scharf beaufsichtigt wird oder nicht. Ich gehe von einem gegebenen Standpunkt aus. Ich sehe in der österreichischen Gesetzgebung eine Gesetzgebung vor mir, welche den Unterthan im Familienleben, in der Kirche, in der Wissenschaft, im Erwerbe, in der Anwendung des Erworbenen nicht einen Augenblick außer Augen läßt. Mit Rücksicht auf diese Thatsache sehe ich die Mannigfaltigkeit der Gesetze für die Folge eines Systems an, das zu beurtheilen ich mir nicht zum Zweck setze.

Allein die Mannigfaltigkeit der Gesetze zieht die colossale räumliche Ausdehnung derselben nicht nothwendig nach sich, vielmehr ließen sich die Gesetze der mehrsten Staaten auf weit weniger Druckseiten bringen, als auf welchen sie sich heute ausbreiten. — Das ist namentlich in Oesterreich der Fall. Ich halte die österreichischen Gesetze einer Herabsetzung auf den vierzigsten Theil ihrer räumlichen

Ausdehnung für fähig. — Hier folgen die Mittel, welche zugleich diese Herabsetzung, zugleich eine leichte Anwendung der in Kraft befindlichen Gesetze herbeiführen sollen.

1) Die Gesetze sollen ohne Rücksicht auf ihre Gattung unter Einer und derselben Bezeichnung hinausgegeben werden. Sie sollen für alle Behörden und alle Bezirke dieselbe Datirung haben. Sie sollen neben dieser Datirung eine Geschäftszahl haben, welche möglich macht die an Einem Tage erlassenen Gesetze zu unterscheiden, ohne in ihren Inhalt einzugehen. -- Das auf Oesterreich angewendet, sollen seine Gesetze allenfalls „kaiserliche Decrete" heißen. Sie sollen, ohne Rücksicht auf die Provinz, in welcher sie kund gemacht werden, ohne Rücksicht auf die kundmachende Behörde, Eine Datirung haben. Sie sollen Eine Geschäftszahl haben. Die aber soll nicht die Zahl sein, unter welcher das Gesetz bei der gesetzgebenden Stelle berathen wurde. Sie soll nicht die Zahl sein, unter welcher das Gesetz an die kundmachende Behörde gelangte. Sie soll eine Zahl sein, welche jährlich mit „eins" anfängt und durch alle Gesetze fortläuft, welche nichts andeutet, als das wievielte im laufenden Jahr erlassene Gesetz ein bestimmtes Gesetz ist. Damit wird die Citation jedes Gesetzes einfach, allgemein gleich und völlig klar sein. – Wo das nämliche Gesetz von A. als kaiserliche Entschließung, von B. als Hofdecret, von C. als Gubernialcirkular, von D. als kreisamtliche Currende citirt wird, da kann ein einfaches und doch brauchbares chronologisches Register nicht bestehen.

2) Die Personen und Behörden, welche das Recht haben Gesetze zu erlassen, sollen genau bezeichnet sein. — Die im Centrum der Staatsverwaltung beschäftigten Personen sind in der Lage, über was immer für Angelegenheiten der Monarchie officielle Kenntniß zu bekommen. So sind von ihnen allein umsichtige Gesetze zu erwarten. — Die mehrsten Gesetze schlagen direct nur in Ein Departement. Nichts desto weniger werden sie indirect in andern Departements fühlbar. Auf andre Art zeichnet die Departementalgesetze häufig eine gewisse Einseitigkeit aus. Diese Unzukömmlichkeiten werden vermieden, wenn kein Departement ein Gesetz beschließen kann, ehe es die Erinnerungen von Repräsentanten der übrigen Departements gehört hat.

3) Es sollen weder andere Gesetze noch Instructionen existiren, als welche dem Volke kundgemacht, in die Landessprachen übersetzt, den Provinzialzeitungen eingeschaltet wurden. Es sollen weder andere Gesetze noch Instructionen existiren, als welche den Gemeinden, Beamten, Advokaten und Corporationen in gedruckten Exemplaren mitgetheilt wurden. Endlich soll der gedruckte Text der Gesetze für Jedermann um Preise zu kaufen sein, die nichts mehr sind, als die Vergütung der Druckkosten. Dadurch würde Jederman wissen können, was er anzusprechen hat. Die Beamten würden im Besitz der Kenntnisse sein, welche sie brauchen. Die von Privaten ausgehenden Hülfsmittel zur Anwendung

der Gesetze — die Register, Zusammenstellungen u. s. w. — würden vollständig sein können.

4) Die Gesetze sollen für alle conscribirten Provinzen wörtlich gleich lauten und gleich verbindlich sein. Das soll von allen Gattungen Gesetze gelten. Davon soll einzig der Fall der Nothwendigkeit eine Ausnahme machen. — Das unterliegt in der That keinem Anstande. Die conscribirten Provinzen haben eine gleiche Verfassung. Die einzelnen Verwaltungszweige sind Behörden anvertraut, welche bis auf die Namen einander gleich sind. — Unbedeutende Unterschiede in der Verwaltung finden sich in der Umlegung der directen Steuern, in der Gewerbsgesetzgebung, der Grundbuchsverfassung u. s. w. Diese Unterschiede aber haben auf einen ganz kleinen Theil der vorhandenen Gesetze Einfluß. — Die Gleichförmigkeit der Gesetze gibt den Beamten eine allgemeine Brauchbarkeit. Sie vereinfacht den Geschäftsverkehr der Provinzen untereinander. Sie erleichtert den Privaten die Wahrung ihrer an fremde Provinzen gefesselten Ansprüche. Sie assimilirt die Provinzen und bahnt damit eine organische Verbindung der Monarchie an.

5) Einer Verordnung, die nur für Eine oder mehrere Provinzen erlassen wurde, soll an der Stirne geschrieben sein, auf welchen Theil der Monarchie ihre Geltung beschränkt sei. Allenfalls in folgender Art: „Kaiserliches Decret vom 3. Januar 1848, Zahl 8. — Für Galizien." — oder: „Für Böhmen, Mähren und Schlesien." — Das auf einen Theil der conscribirten Länder eingeschränkte Gesetz soll in andern Provinzen keine Anwendung haben. Auch soll nicht erlaubt sein, aus Provinzialgesetzen Analogie zu ziehen. — Dadurch würde die Nothwendigkeit wegfallen, die besondern Gesetze der Provinzen zu kennen, welchen man nicht angehört.

6) Ohne unabweisliche Nothwendigkeit soll kein Gesetz bestehen, das was immer für eine Abänderung erfuhr. Das möglich zu machen, sollen die nicht abgeänderten Stellen des alten Gesetzes in das neue Gesetz aufgenommen werden. Damit würde der Text der Gesetze kurz und bestimmt werden. Der Beamte, welcher zu dem Gesetze A. das Gesetz B. bekäme, welches das Gesetz A. abänderte, würde der Mühe überhoben sein, den ganzen Text des Gesetzes A. und den ganzen Text des abändernden Gesetzes B. aufzufassen, um zur Kenntniß zu kommen, was eben vorgeschrieben ist. Ein Beispiel wird das augenscheinlich machen.

Ein gültiges Geständniß in Criminalangelegenheiten muß, zufolge §. 399 lit. a. Strafg. I. Th., vom Beschuldigten im Verhör beim Criminalgericht abgelegt oder bestätigt sein. — Diese Gesetzesstelle ist durch folgend nachträgliche Verordnungen abgeändert worden.

I. Hofdekret vom 14. September 1804 Nr. 683. Nach dem neuen Strafgesetze hat das von einem Verbrecher im Verhöre bei der politischen Obrig-

keit abgelegte, bei dem Kriminalgerichte aber sodann widerrufene Geständniß, zu Folge des §. 399, nicht die Kraft eines rechtlichen Beweises.

II. Hofdrekret vom 3. December 1807 Nr. 870. Aus Gelegenheit eines wegen Nachmachung der Bankozettel neuerlich untersuchten Verbrechens hat sich der Anstand ergeben: ob in jenen Fällen, welche gemäß des §. 221 des neuen Strafgesetzes ausnahmsweise zur Untersuchung einem anderen Kriminalgerichte als jenem zugewiesen sind, in dessen Bezirk der Beschuldigte angetroffen wird, das Geständniß, welches der Beschuldigte nach Maßgabe des §. 236 bei jenem Kriminalgerichte, in dessen Bezirke er betreten worden ist, abgelegt hat, bei dem zur Untersuchung des ihm angeschuldeten Verbrechens aber eigens bestimmten Kriminalgerichte zu bestätigen verweigert, nach den §§. 398 und 399 unter a, als ein rechtlicher Beweis der eingestandenen Thatsachen angenommen werden könne.

Hierüber haben Se. Majestät zu erklären geruhet, daß ein Geständniß, welches vor was immer für einem inländischen Kriminalgerichte abgelegt wird, über die eingestandene That den rechtlichen Beweis herstelle.

III. Hofdekret vom 24. December 1817 Nr. 1398. Das Geständniß, welches vor einem mit der Kriminalgerichtsbarkeit nicht begabten, jedoch nach der Vorschrift der §§. 236 und 301 des Gesetzbuches über Verbrechen einschreitenden Prätur, Landpfleg- oder Patrimonialgerichte abgelegt wird, stellt den rechtlichen Beweis der eingestandenen That eben so, wie das unmittelbar vor einem Kriminalgerichte abgelegte Geständniß her, wenn dieses Gericht zu der Zeit mit einem zum Richteramte fähig erklärten und beeideten Richter und nach der Vorschrift des §. 288 besetzt war.

IV. §. 288. Strafgesetz., I. Theil. Jedem Verhöre sind, nebst einem beeideten Gerichtsschreiber, zwei vertraute, unparteiische Männer als Beisitzer beizuziehen, welche, wenn sie nicht schon in Eid stehen, dahin zu beeidigen sind: daß sie, um die Echtheit des Protokolls bezeugen zu können, für die ordentliche Eintragung der Fragen und Antworten sorgfältig wachen und bis zur Kundmachung des Urtheiles alles, was ihnen bei dieser Gelegenheit bekannt wird, geheim halten werden.

V. Hofdekret vom 6. October 1821 Nr. 1806. Da das Hofdekret vom 24. December 1817 Nr. 1398 der Justizgesetzsammlung, welches erklärt, daß ein vor einer Prätur, einem Land-, Pfleg- oder Patrimonialgerichte abgelegtes Geständniß den rechtlichen Beweis der eingestandenen That eben so, wie das vor einem Kriminalgerichte abgelegte Geständniß herstellet, nur überhaupt fordert, daß jenes Gericht mit einem zum Richteramte fähig erklärten und beeidigten Richter besetzt sei, folglich einen nur aus dem Civiljustizfache geprüften Richter nicht ausschließt: ist auch von den Kriminalgerichten, wenn es sich um die Beweiskraft des vor einem solchen Richter abgelegten Geständnisses handelt, in eine Unterscheidung

zwischen dem Civil- und Kriminaljustizsache, und der diesfalls erklärten Fähigkeit, nicht einzugehen. — — —

Der Beamte, welcher ein Geständniß in Kriminalangelegenheiten zu beurtheilen hat, muß die §§. 288 und 399 lit. a. Strafgesetz I. Theil und die Dekrete vom 14. September 1804, 3. December 1808, 24. December 1817, endlich 6. October 1821 lesen. Er muß, so er nicht im Fluge auffaßt, die in den einzelnen Gesetzen zerstreuten Merkmale eines gültigen Geständnisses mühsam sammeln. Nachgerade wird ihm eine Reihe von Combinationen folgendes Resultat liefern: Ein beweiswirkendes Geständniß in Kriminalsachen muß der Beschuldigte im Verhör vor einem für das Richteramt geprüften Mann, einem beeideten Aktuar, endlich zwei beeideten Beisitzern abgelegt oder bestätigt haben. —

Um wie viel wohlfeiler hätte sich der Beamte unterrichtet, wenn ein kaiserliches Dekret enthalten hätte, was er aus sechs Verordnungen mühevoll zusammengesucht. Eine Minute hätte gethan, wozu zwölf Minuten zu wenig gewesen. Endlich wäre ebensowenig die Regierung als der Inculpat der Gefahr ausgesetzt gewesen, daß ein oder das andere Merkmal eines gültigen Geständnisses übersehen werde. — —

7) Jeder neuen Verordnung soll ein Verzeichniß der Gesetze angeschlossen sein, welche durch sie aufgehoben werden. Dieses Verzeichniß soll einen besondern Absatz des neuen Gesetzes machen und mit unterscheidender Schrift gedruckt sein. — Die Nichtnennung der Gesetze, deren Wirksamkeit ein neues Gesetz aufhebt, ist von mehreren Nachtheilen begleitet. Einmal müssen die stillschweigend abgeschafften Gesetze gelesen werden, um daß man nur weiß, daß sie abgeschafft sind. Dann wird die Frage: ob diese oder jene Verordnung aufgehört habe zu gelten, nicht selten der Gegenstand einer Controverse. Die Controverse wird mit Zeitaufwand, sie wird ungleich, sie wird nach Umständen von mittelmäßigen Leuten entschieden.

8) Der dispositive Theil des Gesetzes soll einen besondern Absatz einnehmen, er soll keinerlei Zusatz haben, er soll, wo das Gesetz neben ihm einen andern Inhalt hat, mit auffälliger Schrift gedruckt sein. — Wo gerathen gefunden wird den Inhalt des Gesetzes zu begründen, oder die Umstände zu veröffentlichen, welche das Gesetz veranlaßten, da soll diese Veröffentlichung in besondern Absätzen geschehen, welche mit kleinerer Schrift gedruckt sind. Die Gründe liegen auf der Hand. Veranlassung und Motivirung interessiren für die Dauer nur einzelne Personen. Der ausübende Beamte, die Partei, der, welcher die Gesetze seinem Gedächtnisse einprägen muß, wollen nichts wissen als Dispositionen. Unveränderlich wichtig sind nur Dispositionen.

Der dispositive Theil folgender Gesetze verhält sich zu ihrem Inhalt kaum wie 1 zu 9.

Justizhofdekret vom 5. October 1804. Auf die geschehene Anfrage:

ob bei Entfernung von mehr als zwei Meilen das Kriminalgericht selbst die Thatbeschaffenheit des Verbrechens zu erheben habe, oder ob diese Erhebung der ortsobrigkeitlichen Behörde, so wie es bei dem Zeugenverhöre §§. 275 und 379 vorgesehen ist, überlassen werden kann? wird zur allgemeinen Richtschnur bedeutet: daß nach dem §. 275 des Gesetzes über Verbrechen in Fällen, wo die Entlegenheit des Kriminalgerichts den Zeugen, welche abgehört werden sollen, beschwerlich, oder sonst der Beförderung des Geschäfts hinderlich wäre, hierwegen die politische Obrigkeit angegangen werden könne. Der §. 379 spreche ebenfalls nur vom Zeugenverhöre; dagegen bestimme der §. 235 die allgemeine Regel: daß die Erhebung der Beschaffenheit der That von dem zur Verwaltung des Kriminalgerichts bestellten Beamten vorzunehmen sei und der §. 236 enthalte die Ausnahme von dieser Regel, daß nämlich in dringenden Fällen, wo die Erforschung von dem Kriminalgerichte wegen Entfernung nicht mit derjenigen Geschwindigkeit geschehen könnte, ohne welche vielleicht die Gelegenheit entgehen, die Beschaffenheit der Umstände sich verändern, oder das Verfahren gehemmet werden dürfte, die Obrigkeit des Ortes, wo das Verbrechen oder die Anzeige geschehen, und wenn mehrere Obrigkeiten sind, diejenige, welche über Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu wachen hat, verbunden sei, alles, was zur unverzüglichen Erforschung gehört, vorzukehren, und dann die ganze Verhandlung dem Kriminalgerichte zu übergeben. Hieraus folgt also, daß das Gesetz bei Thatbeschaffenheitserhebungen nirgendswo eine Entfernung von zwei Meilen des Kriminalgerichts als die größte angesetzt habe, sondern nur für dringende Fälle das Kriminalgericht zum allgemeinen Besten von der Erhebung der Thatbeschaffenheit überhoben wissen wollte.

Dispositiver Theil des Justizhofdecretes vom 5. October 1804. Wenn der Ort, wo ein Verbrechen verübt wurde, vom Sitz des Kriminalgerichts entlegen ist, hat bei Gefahr im Verzuge die Localbehörde die Beschaffenheit der That zu erheben.

Justizhofdecret vom 5. April 1805. In Betreff der, bei vorkommenden Verbrechen der Verfälschung öffentlicher Creditspapiere, von den Criminalgerichten bisher üblichen Mittheilung der abschriftlichen Verhörsprotokolle an das Landespräsidium wird zur künftigen Richtschnur Folgendes festgesetzt:

1) Da die Einsendung solcher Abschriften an die Landesstelle nach vollführter Untersuchung, wenn sie auch in irgend einem Falle von einigen Nutzen sein könnte, in keinem Gesetze gegründet ist;

2) dadurch auch für die Criminalgerichte beträchtliche Unkosten erwachsen würden;

3) ferners die in den Protokollen enthaltenen Beschreibungen der bei der Verfälschung angeordneten Kunstgriffe durch diese Copirung zur größten Publicität gelangen würden; und

4) sowohl die Landesstelle, als die Polizeibehörden volle Gelegenheit erlan-

gen, die nöthigen Verfügungen zur Verhinderung der Verbreitung der Banknoten zu treffen, und die allenfalls Mitschuldigen auszuforschen, wenn das untersuchende Kriminalgericht nach §. 305 des Strafgesetzes, gleich bei Einlieferung eines solchen Verbrechers, die Anzeige an die politische Behörde erstattet, und auch während des Zuges der Untersuchung alle, die Verbreitung der falschen Bankozettel und die Mitschuldigen betreffenden Umstände sogleich derselben mittheilet; so hat es von der bisher üblichen Einsendung der abschriftlichen Verhörprotokolle an die Landesstelle nach vollführter Untersuchung abzukommen. Dagegen haben die Kriminalgerichte sich die Vorschrift des §. 305 des Strafgesetzes genau gegenwärtig zu halten.

Dispositiver Theil des Justizhofdecretes vom 5. April 1805. Es hat bei vorkommenden Verfälschungen öffentlicher Creditspapiere von der bisher üblichen Einsendung der abschriftlichen Verhörsprotokolle an die Landesstelle nach vollführter Kriminaluntersuchung abzukommen. — —

Wer den dispositiven Theil der voraufgeführten Decrete kennen will, muß die ganzen Decrete kennen lernen. Er muß acht Minuten verlieren um Eine Minute zweckmäßig verwenden zu können. — —

Die Beachtung der bis nun gegebenen Rathschläge wird die Gesetze auf ein geringer Maß bringen. Nichts desto weniger wird auch dieses geringere Maß einem menschlichen Gedächtnisse zu groß sein. Der Beamte wird die Verordnungen auch nur eines Hauptzweiges der österreichischen Gesetzgebung nicht behalten können. — Das wird augenfällig, wenn man bedenkt, daß es sich um die Masse der Angestellten, daß es sich also um mittelmäßige Leute handelt. Das ist um so mehr der Fall, als bei einem überlegten Gesetze jedes Wort von Wichtigkeit ist; als der ausübende Beamte nicht auf seine beiläufige Kenntniß des Gesetzes hin, sondern mit der gewissen Erinnerung an den vollen Inhalt des Gesetzes arbeiten muß. — —

Es handelt sich um die Mittel Alles und Jedes, was die Gesetze in einem concreten Fall verordnen, augenblicklich und sicher vor die Augen dessen zu bringen, der es wissen will.

Wer eine ihm nicht bekannte Verordnung anzuwenden hat, muß ihren Inhalt vorläufig einsehen. — Die Gesetze sind integrirende Bestandtheile eines Systems (Paragraphe eines Gesetzbuches) oder einzelne in Gesetzsammlungen durcheinander abgedruckte Verordnungen. — Wer einzelne Verordnungen aufsucht, befindet sich in gleicher Lage mit dem, der fremde Worte in einem Wörterbuche nachschlägt. — Ein Dictionär, dessen Bedeutungen einander in nicht streng alphabetischer Ordnung folgten, das nicht die Anfangsbuchstaben und Anfangssylben der auf jeder Seite befindlichen Worte Eingangs der Seite aufführte, wäre unbrauchbar. Eben so unbrauchbar ist eine Masse in chronologischer Ordnung gesammelter Gesetze ohne Register. Sie ist ein Haus ohne Thüren.

Aber auch im Systeme geordnete Gesetze (Gesetzbücher) können Register nicht entbehren. Der Jurist weiß, wie die Kette gegliedert ist, wo jedes einzelne Glied eingefügt wurde. Das weiß der Laie nicht. — Gesetzbücher ohne Register wären Juristenrechte, Kanzleigeheimnisse.

Die Gesetze bedürfen zweierlei Register. Einmal Sachregister. Ich muß in der Lage sein, zu erfahren, welche Gesetze über diesen oder jenen Gegenstand bestehen. Die ansuchende Partei und der ihr Recht prüfende Beamte müssen im concreten Falle wissen, wem ein Limito-Tabak gebühre. Sie müssen unter dem Schlagwort „Limito-Tabak“ die Gesetze finden, welche die Beschaffenheit, den Preis, die Verabfolgung des Limito-Tabaks zum Gegenstand haben.

Neben Sachregistern bedürfen Beamte und Parteien chronologischer Register. Die Beamten bedürfen ihrer um die Rechtsgründe der Parteien ohne Zeitverlust prüfen zu können. Die Parteien bedürfen ihrer um die Rechtmäßigkeit der gegen sie ergangenen Entscheidungen controliren zu können. Die Partei, welche etwas bittet, beruft sich auf ein Gesetz, das die Gewährung ihrer Bitte verordne. In einem gegebenen Falle gibt sie vor das Hofkammerdecret vom 20. Mai 1847 Zahl 8460 gestatte ihr die Erzeugung dieses oder jenes Artikels. Das chronologische Register muß den Beamten in die Lage setzen, zu sehen, in welchem Bande der Gesetzsammlung, auf welcher Blattseite sich das bezogene Hofkammerdecret befinde. Er schlägt das Decret nach und überzeugt sich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Angabe der Partei. Umgekehrt, ein Beamter weist eine Partei mit Bezugnahme auf ein Gesetz ab. Die Partei muß augenblicklich in der Lage sein, das Gesetz nachzuschlagen, mit welchem ihre Abweisung begründet wurde.

Im Interesse ihrer Brauchbarkeit sollen Repertorien folgende Eigenschaften haben.

1) Ihr Umfang soll einen mittelgroßen Folioband nicht überschreiten. Wenn alle österreichischen Gesetze in ein Repertorium gebracht würden, wäre dieses sehr groß, sehr schwer zu handhaben, die Auffindung eines bestimmten Gesetzes wäre eine langwierige Arbeit. In einer allgemeinen Encyklopädie von 90 Bänden läßt sich die Bedeutung eines musikalischen Kunstwortes schwerer finden, als in einem Lexikon, welches nur die Erklärung musikalischer Kunstworte enthält. — Daß Repertorien leichter gehandhabt werden, wenn sie Eine Klasse von Gesetzen umfassen, ist in Oesterreich anerkannt. Die Justiz- und Finanzgesetze sind in abgesonderte Register gebracht.

Die österreichischen Administrativ-, Justiz-, Finanz-, Polizei-, Controle-, Militärgesetze u. s. w. werden von abgesonderten Behörden gehandhabt. Die Beamten dieser Behörden machen zum Theil besondere Studien, unterliegen besondern Prüfungen, bekommen eine verschiedene Geschäftsbildung. So ist kein Anstand, die österreichischen Gesetze, je nachdem sie in ein oder das andere der vorausgeführten Departements gehören, in abgesonderte Sammlungen zu bringen.

Die Hauptdepartements zerfallen in Unterdepartements. Die Gesetze, welche in den Unterdepartements gehandhabt werden, machen größtentheils wieder geschlossene Ganze aus. Die geistlichen Sachen, der Unterricht, die Communalangelegenheiten, die Feudalangelegenheiten, das Gewerbswesen, die Recrutirung, die Auswanderung, das Armenwesen, die ständischen Angelegenheiten u. s. w. sind durch Gesetze geregelt, welche wenig miteinander gemein haben. — Die Beamten in den Unterdepartements sind am besten daran, wo sie Repertorien haben, welche nur die Gesetze der Abtheilung umfassen, welcher sie angehören.

So sollen die österreichischen Gesetze in so viel Sammlungen zusammengestellt sein, als sie in Hauptklassen zerfallen. Die einzelnen Sammlungen wieder sollen so viele Register haben, als scharf abgesonderte Klassen von Gesetzen in Einer Sammlung sind.

2) In die Sammlungen und Repertorien sollen nur Gesetze aufgenommen werden, welche für alle conscribirten Provinzen verbindlich sind. Die Provinzialgesetze sollen in abgesonderte Sammlungen gebracht werden. Der Provinzial-Gesetzsammlung jeder Provinz sollen so viele Register an der Seite stehen, als Hauptklassen von Gesetzen sind.

3) Die Repertorien sollen aufgehobenen Gesetzen keinen Platz geben. Gesetze, welche zu Einem Theil abgeschafft, oder geändert wurden, sollen nur mit den noch gültigen Bestimmungen in die Repertorien aufgenommen werden. Ein richtiger Tabularextract enthält eben die gelöschten Posten nicht. Wo eine Sammlung neu aufgelegt wird, sollen die aufgehobenen Gesetze und Theile von Gesetzen ausgeschieden werden. Die neu aufgelegten Gesetzbücher sollen an Stelle der aufgehobnen Absätze die Gesetze enthalten, welche diese Absätze vertreten.

4) Ueber Eine Gattung Gesetze soll nicht mehr als Ein Repertorium bestehen. — In Oesterreich wird ein Register an das andere gehängt. Dieselbe Gattung Gesetze ist nicht selten in 20 Repertorien registrirt. Die Administrativgesetze vor 1819 haben eben so viele Register als Bände. Die seit 1819 erschienenen 29 Bände Administrativgesetze haben 29 Repertorien. — So stehen Einer Gattung Gesetze 50—80 Register an der Seite. Ich muß 29 Register durchgehen, um die Gesetze zu finden, welche seit 1819 allenfalls in Gewerbssachen erlassen wurden. Ich muß 29mal so viel Zeit aufwenden, als ich nöthig gehabt hätte, wenn über die Gattung der Gesetze, welche ich brauche, Ein Register bestände. — Wer kaufte ein Wörterbuch, das mehr als Einmal mit A. anfinge? Wer kaufte es, wenn es noch so vollständig wäre?

5) Die Register sollen vollständig sein. Das sind sie, insofern alle jene Gesetze in sie aufgenommen sind, welche zu Folge ihrer Gattung in sie gehören. Ein nicht vollständiges Register ist von geringer Brauchbarkeit. Was soll ein Register, das bis 1830 reicht? Seit 1830 hat sich die Gesetzgebung zum Theil erneuet. Ich kann alle Gesetze wissen, auf welche in einem concreten Fall das

Register hinweist, ohne zu wissen, was Recht ist, weil ein neues Gesetz die Gesetze bis 1830 über den Haufen geworfen hat. In Oesterreich hat es 15—20 Jahre alte Gesetze, welche kein Register gesehen hat. — Damit die Register vollständig seien, damit die Anhängung eines Registers an das andere vermeidlich sei, müssen in fortlaufenden Zeitabschnitten die alten Register gegen Hinausgabe neuer cassirt werden. Mit Rücksicht darauf, daß in Oesterreich beinahe alle Tage Gesetze erscheinen, sollten die Register über die kaiserlichen Gesetze mindestens alle drei Jahre erneuert werden. —

Wenn beachtet würde, was ich gesagt habe, würden die österreichischen Gesetze leichter erlernt werden, weil sie eine geringere räumliche Ausdehnung hätten; sie würden richtiger aufgefaßt werden, weil die heute nothwendige Vergleichung der abändernden Gesetze mit den abgeänderten wegfiele. Die Gesetze würden in kürzerer Zeit aufgefaßt werden, weil nicht die Erzählung ihrer Veranlassung, nicht die Gründe für ihren Inhalt, nicht eine unnöthige Courtoisie ihre Zugänglichkeit beeinträchtigten. Die Behörden würden unparteilicher entscheiden, weil ihre Entscheidungen controlirbarer wären. Die Beamten würden sicherer arbeiten, weil sie mit leichter Mühe in der vollen Kenntniß der Gesetze wären. Die amtlichen Angelegenheiten der Parteien würden minder kostspielig sein, weil sie einfacher wären. Endlich kommt das Recht je seltner zur Sprache, um so verständlicher es ist, um so schneller es gehandhabt wird, um so weniger Beamte und Parteien in der Lage sind es zu verdrehen.

Albrecht Tebeldi.

Charaktere der deutschen Restauration.

In frühern Zeiten war es die Regel, daß gegen den Druck der bestehenden Verhältnisse, die conventionellen Formen und die geistlose Willkür des Despotismus, die Propheten der Zukunft in der Gestalt einer Doctrin, in Bildern der Menschheit, wie sie sein sollte, die Opposition des Gedankens erhoben. Die Opposition war doctrinär, die Gewalt war praktisch. Heutzutage ist das Verhältniß umgekehrt. Das System des Bestehenden hat sich zu einer Doctrin abgerundet, sie regiert vom Katheder aus, und die Partei der Freiheit ist nur soweit doctrinär, als sie den Gegner mit den gleichen Waffen bekämpfen muß. Freilich stützt sich die herrschende Doctrin auch auf Bajonette, aber sie thut es nicht gern, sie möchte ihre Gegner lieber belehren und bessern, als äußerlich unterdrücken.

In Frankreich ist die Bezeichnung der Doctrinärs für die reactionäre oder conservative Partei sogar technisch geworden. Was Preußen betrifft, so darf man eine beliebige Seite der ständischen Verhandlungen aufschlagen, und man wird überschüttet mit politischen Dogmen, mit ästhetisch religiös-philosophischen Glaubensartikeln. Das österreichische Gouvernement läßt sich zwar im Lande selbst auf Discussionen nicht ein, aber es hat Federn genug, die ihre doctrinäre Bildung gegen die Anforderungen des Liberalismus wenden. Der Absolutismus wie die Hierarchie regeneriren sich durch protestantisch gebildete Proselyten, die durch Reflexion und Doctrin der Unfreiheit in die Hände gefallen sind. Jarke, der doctrinärste aller politischen Pedanten, der nun in der österreichischen Hofkanzlei seine Stelle gefunden hat, machte seine Schule in Berlin, wo er zu seiner Zeit an der Spitze der neugebildeten doctrinären Partei fast ebenso gegen das noch immer rationalistische Gouvernement als gegen die Revolution auftrat. Hurter, der Schweizer Historiker, der sich in den Katholicismus und das Feudalwesen hineinreflectirt hat, ging vom republikanischen Staat und vom protestantischen Denken aus. Sein Landsmann Bluntschli, der Führer der doctrinär-aristokratischen Partei in Zürich, ist in der Berliner historischen Rechtsschule gebildet. Philipps, der bairische Reactionär, ist ein Preuße; von seinem so eben verstorbenen Freunde Görres kann man sagen, daß er vom Haß gegen Preußen, d. h. das aufgeklärte Beamtenthum, gezehrt hat, daß ziemlich sein ganzer geistiger

Inhalt sich auf die Polemik gegen dieses moderne Staatswesen reducirte. Gentz, Werner, Adam Müller gingen von Berlin aus nach Oesterreich über; die Schlegel gründeten ihre Schule in Berlin, ehe der eine von ihnen übertrat, und ihre Richtung ist auch in Berlin am nachhaltigsten gewesen.

Berlin, zu seiner Zeit als Sitz der Aufklärung und der Freigeisterei verrufen, erscheint so als die Quelle des neumodischen Mittelalters. Man sieht sich um so mehr veranlaßt, auf diesen Umstand seine Aufmerksamkeit zu richten, da das Princip, um welches es sich handelt, noch gar nicht überwunden ist, da es im Gegentheil in der letzten Zeit sich ebenso in den Regierungen heimisch gemacht hat, wie früher in den Schulen und Conventikeln der sogenannten Genies.

Es ist noch nicht lange her, daß es für ungebildet galt, an den ästhetischen Dogmen dieser Schule zu zweifeln, wenn man auch von ihren politischen Theorien nichts wissen wollte. Arnold Ruge in den Jahrbüchern und Gervinus in der Literaturgeschichte haben das große Verdienst, zuerst mit eben so viel Unerschrockenheit als Ausdauer dieses Unwesen aufgestört zu haben. Man hat seitdem die theoretische Seite dieser Richtung mit ihrer praktischen Bedeutung in Verhältniß gesetzt, und die Romantik ist ein Stichwort des Principienkampfes geworden.

Wir wollen hier das Detail ihrer doctrinären Einfälle bei Seite lassen, und eben so wenig auf ihr näheres Verhältniß zu der Entwickelung der deutschen Wissenschaft eingehen. Es ist unser Zweck, in einer Reihe von Bildern den Proceß darzustellen, den das deutsche Gemüth in der inhaltschweren Periode seiner Restauration, die man im weiteren Sinne schon mit der Schlacht bei Jena beginnen muß, durchzumachen hatte.

Vorher aber müssen wir einen kurzen Blick auf die geschichtliche Stellung werfen, die Preußen, der Herd der Romantik, in jenen Zeiten einnahm, auf sein Verhältniß zu Oesterreich und seine Bedeutung in dem Entwicklungsgange der deutschen Bildung.

Wenn man in Mittel- und Süddeutschland von Preußen spricht, so meint man damit nur den Berliner, nicht ganz mit Unrecht, denn Preußen ist ein durchaus künstlicher Staat, und ging vom Hof und der Hauptstadt aus. Daß es jetzt anders werden wird, liegt zum großen Theil in der ständischen Entwickelung, hinter der das specifische Berlinerthum zurücktreten muß.

Der charakteristische Zug des Berliners, der ihm eine ziemlich allgemeine Abneigung im ganzen übrigen Deutschland zugezogen hat, ist gemüthloser Witz, das Bewußtsein, über Alles hinaus zu sein, und dilettantische Universalität. Das hängt alles unter einander zusammen; der Dilettant hat rasch eine gewisse oberflächliche Einsicht in seinen Gegenstand, ohne ihn als Herzenssache zu hegen; er ist innerlich frei von den gemüthlichen Beziehungen, die den eigentlichen Denker an seine Gedanken, den eigentlichen Praktiker an seine Thätigkeit knüpfen. Er faßt gewisse Stichworte in einer pikanten Combination auf, und das ist sein Witz. Die Berliner

Eckensteher sind in dieser Weise berühmt geworden, und charakteristisch für das Berlinerthum. Die sogenannte kritische Schule unserer Tage, die Berliner Sophisten machten es ebenso; es ging ihnen alles nicht weit genug, der eine war immer klüger als der andere; zuerst überwanden sie den Standpunkt des Liberalismus, dann den Radicalismus, dann den Socialismus und Communismus; der eine von ihnen erklärte mit einem wahrhaft naiven Jubel, das Princip des Egoismus als das allein wahre entdeckt zu haben, dann war auch dieses nicht genug, und so geht es denn kopfüber kopfunter, ohne inneres Gesetz von der einen auf die andere Seite. „Die Kritik“ — denn auch das ist ein wesentliches Kennzeichen dieser Berliner, daß sie sich zu mythischen, allegorischen Personen vergeistigten und verflüchtigten — glaubte, was sie, d. h. Bruno oder Edgar oder einer von den andern lerne, sei ein neuer Erwerb der Wissenschaft. In der „Literaturzeitung“ nahm dieses kritische Wesen eine sehr erhabene Miene an, und trat der Welt mit dem leidenden Aussehen eines homme incompris gegenüber; später im Charlottenburger Beobachter und den Aufsätzen, die der „Candidat“ Bauer von der Festung Magdeburg aus veröffentlicht hat, z. B. in einer Reise mit den Zuchthaussträflingen, mit denen er sich recht gut zu stellen weiß, kommt die Gamin-Natur zum Vorschein. Und ähnlich geht es auch in andern Kreisen zu, die noch courfähig oder mit bessern literarischen Diplomen versehen sind; wenn man z. B. Gelegenheit hat, einer der Vorlesungen der Berliner Hegelianer beizuwohnen, in der sie logische Kategorien, wie das „Nichts“ oder das „Wesen“ zum Gegenstand eines Dithyrambus machen, so wird man unwillkürlich an Glasbrenner und Nante erinnert, die eben so die politischen Kategorien personificiren.

Diese gemüthlose Reflexionswirthschaft — die durch das Organ des Charlottenburger Kritikers ganz richtig zu dem Glaubensbekenntniß gekommen ist, eine Gesinnung sei mit ihrem Wesen unvereinbar, — war eben so das Eigenthümliche in der alten Berliner Aufklärung, wie in der alten Berliner Romantik.

Die allgemeine Abneigung, die Nicolai nicht nur bei den Schriftstellern, sondern auch beim Volk erregte, lag nicht in seinem Inhalt, sondern lediglich in seiner abstract negativen Form. Er machte viele Reisen, besah alles von Oben herab, wußte auf der Stelle Alles besser, und fing an die fremden Staaten und Provinzen in schulmeisterlicher Pedanterie zu belehren, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich in ihre geistige Individualität, in ihre eigenthümlichen Verhältnisse hineinzudenken. Eben so machte er es mit den Dichtern und Philosophen, die er kritisirte; daß man von einer fremden Weltanschauung etwas lernen könne, daß man sie studiren müsse, um sie zu überwältigen, fiel dieser fertigen und überweisen Verstandesbildung gar nicht ein. Im Uebrigen muß man zugestehn, daß der so viel geschmähte Mann in sehr vielen Punkten ganz Recht hatte, daß er es überall ehrlich meinte, und niemals seinen „gesunden“ hausbackenen Menschenverstand verleugnete.

So ehrlich waren im Uebrigen die Berliner Aufklärer keineswegs. Die französischen Encyklopädisten, auf die unter Friedrich dem Großen die Berliner Bildung im Wesentlichen basirt war, vereinigten mit dem anerkennenswerthen Humanismus ihrer Ansichten eine große Frivolität, die weniger vielleicht ihrem polemischen Verhältniß zu dem alten Aberglauben, als ihrer socialen Stellung angehörte. Sie waren meistens aus der Aristokratie — einer Aristokratie, welche die Schule der Regentschaft durchgemacht hatte, und unter der Pompadour und der Dubarry auch nicht gerade zu einer Veränderung ihrer Lebensansicht gedrängt wurde. Ihre Philosophie war für die vornehmen Leute, die den Cynismus ihrer Ansichten eben so zu würdigen wußte, als die Eleganz ihrer Formen. Noch tiefer wurde die Kluft zwischen ihrer Aufklärung und der Weltanschauung der Masse durch ihre Uebersiedelung nach Preußen, wo von einem eigentlichen Volk keine Rede war. Sie lachten über die Zöpfe, die damals in Deutschland Gelehrsamkeit und Poesie repräsentirten, und was sich einer feinen Bildung rühmen wollte, lachte mit. Die Akademie ebenso wie das Theater, das mit italienischen Opernsängerinnen und Pariser Balletttänzerinnen besetzt wurde, war eine Treibhauspflanze.

Nun folgten die Zeiten der Lichtenau, Bischoffswerders, des Obscurantismus. Die Aufklärung war schon trivial geworden, sie galt nicht mehr für courfähig. Es wurde vornehm, Sinn zu haben für das, was der bürgerlichen Bildung als Unsinn erschien. Man citirte Geister, man ließ sich in geheime Orden weihen, weil man glaubte, auf diesem Wege könne der Adel und die Genialität ohne weitere Mühe hinter die Wahrheit kommen, um die der Pöbel, wie Jacob um seine Rahel, zwanzig Jahr im Schweiß seines Angesichts dienen mußte. Bei dem absoluten Unglauben der vornehmen Welt, bei der hochmüthigen Ironie gegen das Denken und Fühlen der Masse, war es gar nicht so auffallend, wenn man auch an der Unmöglichkeit einer übernatürlichen Welt zu zweifeln anfing. Die Verachtung der Menge war inhaltlos, weil sie gesetzlos war; man glaubte sich über sie hinaus, weil man sich von ihren sittlichen Voraussetzungen gelöst hatte, aber die Willkür macht nicht frei. Ganz auf dieselbe Weise hielten sich die preußischen Gardeoffiziere für die ersten Helden des Universums, blos weil ihr König der erste Held seiner Zeit war.

Dieser neuen Richtung der feinen Welt, diesem Gemisch von ritterlicher Courtoisie, Frivolität, Liederlichkeit und Mystik, kam die damals neu erwachende Poesie und Philosophie entgegen. Die Poesie mußte sich nothwendig polemisch verhalten gegen die engen, harten, geistlosen Formen des zur Convenienz verhärteten sittlichen Wesens, wie früher der Pietismus und die Mystik gegen die gemüthlosen Wortklaubereien der lutherischen Orthodoxie. Sie war selbst ein Pietismus des Herzens, das von sich um so mehr hielt, je weniger es in der objectiven Welt seine Anerkennung fand, das sich selber anbetete, mit sich selber tändelte, wie mit seinem Himmel und seiner Liebe, das dabei sehr kokett war und einen gelinden Anflug

von Scheinheiligkeit gar nicht verschmähte, gerade wie es dem religiösen Pietismus gegangen war, und wie es der Ueberschwenglichkeit der Empfindung immer gehen wird, sobald sie strebt, sich zu fixiren. Die Inbrunst der Klopstock, Lavater, der schönen Seelen, der Naturpoeten u. s. w. war eine leere, sie konnte sich nur mit erträumten Gegenständen erfüllen, sie spitzte die Empfindung so zu, daß sie zuletzt unsichtbar wurde. Aber je unwirklicher, desto mehr war sie Eigenthum der schönen Seele, desto fremder wurde ihr die Welt, desto intensiver athmete sie den Duft des dem Pöbel versagten Götterberges.

Der Umschwung in der Philosophie war unendlich bedeutender. Das kritische System Immanuel Kant's war eine geistige Reproduction des Protestantismus. Luther hatte den Himmel und die Hölle, die Sünde und die Erlösung, die in der alten Kirche außerhalb lagen, in das Herz des Menschen aufgenommen, und ebenso das Gefühl des menschlichen Elends, wie den Muth der sittlichen Autonomie zu einem lebendigen Eigenthum der Seele gemacht. Aber Luther war einerseits zu sehr Theolog, andererseits zu sehr in praktische, zufällige Verhältnisse verwickelt, als daß er die grandiose Kühnheit seiner Idee im Leben und Denken zu einer totalen Anschauung hätte durchbilden können. Er veräußerte — wenn auch nur in seinen Dogmen — sein Gewissen an ein geschriebenes Buch und warf nach einem objectiven Gottseibeiuns sein Dintenfaß. Seine Nachfolger verknöcherten in neuer theologischer Scholastik, oder siechten in unmännlicher Gefühlsschwärmerei dahin. Kant und Fichte haben das Princip des Protestantismus gerettet; in der kühnsten Conception, die je ein Sterblicher gewagt, haben sie nicht nur Gott, das Gewissen, das Recht und was sonst Ideelles den Menschen beseelt und entzweit, in das Netz des menschlichen, freien Geistes eingefangen, sondern die gesammte Objectivität, und diesen Geist, der ein Herr war über die Natur, wie über die Idee, haben sie durch den kategorischen Imperativ seines eigenen Gesetzes gebunden. Ein Idealismus, der durch Dichter, wie Schiller, der populären Vorstellung näher gebracht ward, und der mit titanischer Kühnheit alle Furcht vor dem äußerlichen Gesetz, der äußerlichen Natur, dem äußerlichen Gott von sich warf und das Centrum des Universums in sich selber fühlte.

Zwei Umstände waren es, die diesen Riesenbau zu einem gefährlichen Wohnplatz für schwache Geister machten. Die trüben, des Lichts entwöhnten Seelen fühlten sich beängstigt durch die strengen Anforderungen einer Sittlichkeit, die alle Krücken des übernatürlichen Glaubens von sich warf; sie zagten vor einer Welt, die keinen andern Grund haben sollte, als ihre eigne, kleine, schwache Seele. Das Gefühl reagirte gegen die Vernunft, sie sehnte sich nach dem alten Paradies der schmerzlosen Unfreiheit zurück. Jacobi und Herder warfen sich zu den Vertretern dieser Reaction auf; sie hatten insofern Recht, als die neue Sittlichkeit eine abstracte war, und die Individualität unbeachtet ließ — eine Abstraction, die sich auch in der poetischen Sittlichkeit einer Emilia Galotti geltend macht; —

aber ihr Versuch, zu den alten Stützen des unmündigen Geistes zurückzukehren, war eitel und fruchtlos.

Allein diese Reaction war unendlich erhaben über die Frivolität, mit der die vorhin charakterisirte „geniale" Ueberbildung des Zeitalters des neuen Idealismus sich bemächtigte. Sie verdrehte ihn, weil sie den Begriff eines Gesetzes verloren hatte, in eine souveräne Ironie gegen alle sittlichen und moralischen Gesetze, sie entstellte die Autonomie zur Willkür, sie machte aus der Freiheit ein Spiel. In dem eitlen Hochmuth ihrer erhabenen Stellung wollte sie sich nun einen neuen Gott, eine neue Sittlichkeit, eine neue Natur aus ihrem Gemüth herausspinnen. Wenn die kritische Philosophie aus dem menschlichen Geist, der doch nur in der gesammten Menschheit, in der gesammten Geschichte zur Erscheinung kommen konnte, die Idee hergeleitet hatte, so hemmten sie diesen menschlichen Geist in ihrer, von den Reflexionen und Träumereien einer halben, unreifen Bildung ausgehöhlten Subjectivität, und gaben ihre sinnlosen Träume und Stimmungen geradezu für Visionen und Offenbarungen des Göttlichen aus.

Nun ging es, wie früher mit dem Berlinerthum: es war alles nicht tief, nicht hoch, nicht übermenschlich genug. Sie predigten — angeregt von Schleiermacher, der in der neuen Religion die musikalisch erhöhte Stimmung der schönen Individualität sah, und den metaphysischen wie den sittlichen Theil der Religion als unnütz und störend bei Seite warf — ein neues Evangelium, in welchem alle Wissenschaft poetisch, alle Poesie metaphysisch, alle Sittlichkeit ästhetisch sein sollte; ein Evangelium, das dem genialen Dilettanten ohne weitere Mühe in schönen Bildern alle Mysterien der Physik und Ethik erschließen sollte. Die Geschichte sollte ein Mährchen werden, das Gesetz ein sinniges Spiel, die Natur eine liebliche Allegorie, das Leben ein Traum. Die blasirte Bildung wollte wieder zur altklugen Kindheit zurück, und fing, um doch etwas Kindliches zu haben, zu lallen und zu lispeln an.

Die neue poetisch-religiös-philosophische Schule erregte Aufsehn; man hörte Worte, die man nicht verstand — denn absichtlich suchten diese Romantiker ihre Hohlheit durch widersinnige Combinationen unzugänglich zu machen, — die aber ganz anders klangen, als alles, woran man bis jetzt gewohnt war. Der Philosoph Schelling erklärte geradezu die besondere Begabung für ein Erforderniß, seine Philosophie zu verstehn; die Aesthetiker seiner Schule sprachen jedem, der ihren kategorischen Urtheilen nicht beistimmte, die Genialität ab. Natürlich wollte der Pöbel lieber genial sein, als das Gegentheil, namentlich wenn es auf so leichte Weise, durch das Aufsagen von ein Paar ästhetischen Dogmen geschehen konnte. Die romantische Schule wurde der Mittelpunkt aller halbgebildeten Dilettanten, aller schönen Seelen, aller blasirten Faullenzer.

Ich weiß kein schlagenderes Beispiel, wie es mit dieser neuromantischen Religion stand, als die Vorlesung, die A. W. Schlegel — im Grunde seines We-

sens der nüchternste Verstandesmensch von der Welt — vor der Berliner guten Gesellschaft zu halten sich erfrechte, und die er bald darauf in der Europa seines Bruders abdrucken ließ. Da war ihm nichts gut genug, er klagte die Physik und die Wissenschaft überhaupt an, daß sie die Natur „entzaubern", er fand in der Magie, den Hexenprozessen u. dgl. viel Vernünftiges, er erklärte die klimatische Unfähigkeit Europa's zur Religion, verlangte, man solle nach Indien wallfahrten, um Religion zu finden, er jammerte über die Buchdruckerkunst, über die Aufklärung, und schloß mit der Versicherung, das ganze Zeitalter — natürlich ihn und die verehrten Zuhörer ausgenommen, — sei so erbärmlich, so nichtsnutzig, daß jeder feine Kopf sich schämen müsse, ihm anzugehören. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie diese faden Betisen die blasirte Berliner Aristokratie entzückt haben. Gott! haben sie gewiß gedacht, was sind wir fein gebildet! Wir amusiren uns an dieser Geschichte, die der gesammte Pöbel für Unsinn erklären würde! Dieses Indien mit seinem Ganges, der Teufelsstimme auf Ceylon, den Brahminen, die immer Om murmeln und sich zwölf Mal des Tages waschen, die Gewürze! Diese Astrologie und Alchymie, dieser Verein von Sinnigkeit und fabelhafter Gelehrsamkeit! Und die müden, interessant blassen Gesichter haben im schläfrigen Entzücken die Melodie dieses träumerischen Kinderlallens auf ihre hohle Seele einwirken lassen. Ohne dieses Publikum wäre eine romantische Schule nicht möglich gewesen.

Ich mußte diese Fäulniß der verschrobenen protestantischen Bildung charakterisiren, weil nur aus ihr die Apostasie zu erklären ist. Ich komme nun zu den Apostaten selbst. Der erste ist der eigentlich doctrinäre Genius der romantischen Schule.

I. Friedrich Schlegel.

(Geb. 1772 zu Hannover. † 1829 zu Dresden.)

Bei keiner Nation ist die Literatur so innig in das Leben verwebt, als bei den Deutschen. Es sind literarische Charaktere, in denen sich die Umgestaltung unsers socialen und politischen Lebens am schärfsten ausspricht.

Fr. Schlegel war aus einer alten Literatenfamilie. Sein Vater, sein Oheim, sein Bruder, der fünf Jahr älter war als er, gehörten der Literatur an. Das Beispiel des letzteren, so wie innerer Drang bestimmten ihn, das Kaufmannsgeschäft, zu dem er sich zuerst bestimmt hatte, aufzugeben und sich der Literatur zu widmen. Das abstracte Literatenwesen gewann in jener Zeit seine classische Form.

Die Literatur hatte drei Hauptsitze, Weimar, Jena und Berlin. In Weimar blühte die Poesie, in Jena die Speculation, in Berlin die Genialität ohne weitern Zusatz. Die Poesie war von der Speculation inficirt, die Speculation poetisirte, beide bemühten sich wetteifernd, das Leben selbst und seine Bedingungen — Religion, Gesellschaft, Staatswesen — künstlerisch umzugestalten. Schiller leitete

die kritische Philosophie auf die Dichtung über, und Kant's System wurde durch Fichte's kühnen Geist so in's Plastische ausgebildet, daß eine Art wilder Poesie daraus entstand — der transcendentale Idealismus. Ein grausames Wort, das wie die andern Handwerksausdrücke der Metaphysik dazu bestimmt zu sein schien, die Profanen von der Pforte des Allerheiligsten zurückzuschrecken. Der Gedanke aber, den es ausdrücken soll, ist einfach. Der transcendentale Idealismus geht aus zwei einander scheinbar entgegengesetzten Denkweisen hervor.

Eine sinnige Betrachtung der Natur lehrt uns, daß eine Kraft die andere bedingt, daß in der Reihe der Kräfte die eine nothwendig durch die andere gegeben ist, daß, wie in den Gesetzen der Mathematik, so in den Erscheinungen der Natur, d. h. des Universums, mit einem Factum alle übrigen gegeben sind. Der menschliche Geist kann von diesem Gesetz keine Ausnahme machen, er ist eine Erscheinung des Naturgesetzes, wie eben die andern auch; das Gefühl der Freiheit ist eine bloße Einbildung, deren subjective Entstehung man aber aus dem Naturgesetz sehr leicht erklären kann. In dieser Anschauungsweise verschwindet das Ich, indem es in die Welt der Erscheinung, in die Nothwendigkeit der Natur aufgeht.

Auf der andern Seite ist es eben so evident, daß der Mensch diese ganze Welt der Erscheinung gar nicht an sich wahrnimmt, sondern nur, insofern sie sich in seinem Denkgesetz ausprägt. Er sieht nicht den Körper, er nimmt nur seinen Lichtschein in seinen Organen wahr, und schließt nach seinem eigenen Denkgesetz, daß etwas da sein müsse, das denselben hervorbringe, und so in allem Uebrigen. Daß eine Natur, daß ein Naturgesetz außer uns wirklich existirt, das wissen wir nicht, das schließen wir nur, indem wir das Bild unsers eignen Geistes aus uns heraus verlegen. So wird die Natur zu einer Erscheinung unseres Geistes, für deren objective Existenz wir gar keine Bürgschaft haben. Und mit der Natur werden eben so die allgemeinen Begriffe — Recht u. s. w. — Gott und der Himmel zu blos subjectiven Dichtungen des Geistes.

Mit diesen einfachen Gedanken ist es nicht abgethan; die Größe jener Denker liegt in der Ausführung, in der grandiosen Energie, mit der sie durch diese freien Gedanken die Totalität der Wissenschaft vergeistigten.

Jenen Dualismus aber auf theoretischem Wege aufzuheben, waren sie nicht im Stande. Sie befreiten sich von der Qual desselben nicht durch Erkenntniß, sondern durch einen Entschluß. Durch die Auflösung des Geistes in eine Naturerscheinung, durch die Auflösung der Natur in eine Erscheinung des Geistes verliere ich meinen Halt, meine Zuversicht. Ich will sie aber nicht verlieren, und so ergreife ich, kraft meines Willens, innerhalb meines Geistes selbst, einen festen Punkt, und beherrsche von ihm aus die Natur und mich selbst. Dieser Punkt ist das Gewissen. Ich soll gut sein, ist der Inhalt desselben; diesen Inhalt erkenne ich an, nicht weil ich muß, sondern weil ich will. Ich kann ihn realisiren

nur unter der Voraussetzung, daß es eine Welt gibt, gegen die ich Pflichten habe, Wesen, die mir gleich sind, eine Gesellschaft u. s. w. Die Welt, die mich angeht, ist lediglich ein Postulat meines Gewissens.

Um den Heroismus dieser Resignation zu fühlen, muß man sich daran erinnern, daß es nicht ein poetischer Einfall war, sondern innerhalb eines kalten, mit der strengen Nothwendigkeit des Gedankens concipirten Systems sich entwickelte.

Uebrigens gehörten diese Probleme der Philosophie nicht ausschließlich an. In Werken, wie der Faust, sind sie poetisch verarbeitet, und der große Anklang, den dieses Gedicht fand, ist daraus zu erklären, daß es die Probleme der Zeit überhaupt behandelt.

Der Idealismus Fichte's war bei aller Großartigkeit zu hart und zu abstract, als daß die Welt sich bei seiner Resignation hätte beruhigen können. Schelling, im Anfang ganz in die Ideen der neuen Philisophie eingehend, erweiterte sie durch den Reichthum seiner sinnigen Anschauungen in dem Gebiet der Natur und Geschichte. Unter seinen Händen wurden namentlich die dunklern Theile in beiden Welten zu einem Gedicht, einer Mythe, einer Allegorie. Die logische Strenge wurde aufgegeben, aber eine Unendlichkeit von Ahnungen und Aussichten eröffnete sich dem erstaunten Geist; das Leben wurde ein Räthsel, das den forschenden Geist nicht mehr quält, sondern ihn spielend beschäftigt.

Schelling — damals im ersten Feuer seiner Jugend — hielt wenigstens an der Form der Philosophie fest, wenn er sie auch dem Wesen nach in Mystik, d. h. in eine poetisirende, willkürliche Speculation verwandelte. Novalis ließ auch diese Form fallen und gab seine Anschauungen als das, was sie waren — Einfälle, Visionen, Ahnungen u. dergl.

Und nun denke man sich den Schwindel, der bei diesem Gemisch heroischer Tendenzen und artiger Träume eine strebsame Jugend ergreifen mußte, die es in sich fühlte, es gähre eine Zeit, es breche ein neues Morgenroth herein in die langweilige, inhaltlose, von Gott verlassene Welt. Wer jetzt nur ahnte, strebte, sich sehnte, der war schon dadurch in seinem Rechte, abgesehen von dem Inhalt seiner Hoffnung.

Fr. Schlegel wurde in den Kreis der Jünglinge gezogen, die sich um Fichte, Schelling, Novalis und Goethe als um die Propheten des neuen Jahrhunderts sammelten. Unmittelbarkeit der Anschauung hatte er eben so wenig, als den Ernst des Denkers; so nahm die Genialität bei ihm die Form der Kritik, der Negation, der Ironie an: der Geist hat die Welt und Gott als seine eigene Dichtung erkannt, er ist Herr über sie, er kann mit ihnen spielen, er kann sie umschaffen und über sie lachen.

Dieses erhebende Bewußtsein der genialen Willkür, die mit Zeit und Ewigkeit, mit Gott und den Menschen zu spielen sich berechtigt glaubt, beruht eigentlich

nur auf einer formalen Freiheit, denn damit, daß man weiß, Gott und die Natur seien Gedichte des Geistes, ist man noch selber kein Dichter. Diese Superiorität, die sich in Schöpfungen nicht geltend machen kann, die nicht einmal der wahren Kritik mächtig ist, denn auch diese ist wenigstens Reproduction, sucht sich wenigstens in Andeutungen, was man alles vorhabe, und in hochmüthiger Geringschätzung alles dessen, was wirklich geleistet wird, einen Ausdruck zu schaffen. Im Herkules Musagetes sagt Fr. Schlegel zu den übrigen Dichtern:

Die ihr so leicht befriedigt der kleinen Vollendung euch freuet,
Alle wieg' ich euch auf durch die erfindende Kraft!

D. h. wenn ich nur wollte, so könnte ich Erstaunliches leisten; ich will aber nicht: die gewöhnliche Ausflucht der arroganten Impotenz. Dieser Herkules Musagetes ist ein närrisches Compositum aus ordinärer, ganz gemeiner Prosa und tollgewordener Prosa, welche letztere darin besteht, daß man theils durch widersinnige Vermischung heterogener Bilder, z. B. „duftiger Blumen fühlendes Feuer," oder „die Töne duften und die Farben klingen," oder durch verdrehte grammatische Constructionen, durch Auslassung von Mittelgliedern oder auch geradezu durch reinen Unsinn eine gewisse mystische Dämmerung über die Trivialität des Inhalts ausbreitet. Der Inhalt dieses Gedichts ist, wie der der meisten Romantiker, die Poesie. Noch nie hat es sich die Muse gefallen lassen müssen, in so unmusikalischer und so unpoetischer Weise angesungen zu werden, als ihr von dieser impotenten Genialität widerfuhr. Aber die Romantiker versäumten es nie, es der staunenden Welt so dringend wie möglich einzuschärfen, sie seien die einzigen wahren Dichter, außer Goethe, und alle übrigen Menschen gehörten mehr oder minder dem Vieh an. Und die gläubige Menge lauschte andächtig auf diese Erklärung, und bewunderte einen Blödsinn wie den folgenden:

Nicht mit süßen
Wasserflüssen
Zwang Prometheus unsern Leim,
Nein mit Thränen;
Drum im Sehnen
Und im Schmerz sind wir daheim;

nicht nur als ein göttliches Orakel, sondern auch als herrliche Verse. In ähnlichem Geist und mit ähnlicher Harmonie sind alle Reimereien des Jenenser Propheten gedichtet; sein Bruder, von dem jenes Fragment herrührt, hat doch zuweilen einen guten Vers. Man muß übrigens dem Publikum die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es diese Gedichte im Ganzen wenig las; aber Fr. Schlegel sagte, seine Brüder, Tieck und Novalis wären große Dichter, A. W. Schlegel sagte dasselbe, Tieck gleichfalls, und das alles in Prosa und Versen, namentlich in Sonetten; sie erklärten dabei, die ungeheuersten Intentionen zu haben, und wandten Versmaße an, bei denen man über die Mühe, die künstlich verschlungenen Reime herauszufinden, vollständig vergaß, nach dem Inhalt zu fragen.

Diese poetische Selbstüberschätzung war nur närrisch; aber die Ironie gegen das Zeitalter richtete sich auch gegen die Bildung desselben, seine Aufklärung und Sittlichkeit, und da wurde sie ebenso schädlich als hämisch und gemein. Es kam ihr trivial vor, die Dinge begreifen zu wollen, für die Freiheit und das Recht in den Streit zu gehen, sie „hatte diesen Standpunkt längst überwunden," sie betrachtete die französische Revolution höchstens als „Mährchen," als „geistreiche Allegorie auf den transcendentalen Idealismus," sie verhöhnte die Moral des Pöbels, sie kokettirte mit dem Aberglauben, der Gespensterfurcht, der Magie und Astrologie — da alle Wirklichkeit zu einem Gedicht des Geistes herabgesetzt war, warum sollten nicht auch die Fabeln einer verrückten Zeit die Dignität eines Gedichts, also nach ihrer Lehre, der höhern idealen Wirklichkeit in Anspruch nehmen?

Laßt uns sehen, wie die neue Sittlichkeit dieser Genies beschaffen war. Fr. Schlegel hat darüber im Schooße des Berliner Lebens eine doctrinäre Novelle veröffentlicht (1798), die damals in der Romantik als canonisches Evangelium angestaunt wurde, die Lucinde. Ueber die poetische Erbärmlichkeit dieses in schlechte Allegorien gebrachten Katechismus ist heutzutage alle Welt einig, aber sein ethischer Inhalt verdient noch immer einige Aufmerksamkeit, um so mehr, wenn man bedenkt, daß diese Doctrin im Leben so viel als möglich realisirt wurde, und daß ein Mann wie Schleiermacher damals kein Bedenken trug, die Lucinde als das neue Evangelium des Fleisches, die Morgenröthe der neuen Zeit, jubelnd zu begrüßen, und es geradezu der christlichen Ascese entgegen zu halten, ebenso wie Fr. Schlegel es seinerseits mit Schleiermacher's Reden über die Religion machte.

Die Emancipation des Fleisches, wie sie die wesentliche Tendenz der Lucinde ist, wurde vor und nach der romantischen Schule auf mannigfache Weise angestrebt. Vor ihr war es die Heinse-Wieland'sche Frivolität, in unsern Tagen das junge Deutschland. Heinse war in seinen Liebesgeschichten cynisch, brutal, man kann zuweilen geradezu sagen, viehisch, aber er war überall natürlich; es war der rohe Naturtrieb, der sich gegen die künstlichen Schranken der Gesellschaft auflehnte. In der Lucinde ist es anders; die Wollust ist hier ein krankhafter Reiz, sie entspringt nicht aus der physischen Kraft, sondern aus der Schwäche; es ist das Gefühl, daß die Natur nicht mehr fähig ist, die abgenutzten Sinne anzustacheln, daß nur ein äußerst kunstvolles Raffinement dem blasirten Genußmenschen einige Lust gewähren kann. Die Frechheit und Liederlichkeit, mit welcher Held und Heldin sich jeden Augenblick brüsten, werden nur so zur Schau getragen, um das geheime Bewußtsein der innern Ohnmacht zu überdecken. Mit ängstlicher Hast wird selbst im Moment des Genusses Alles aufgesucht, die Sinne zugleich zu beschäftigen und anzuregen; man will den Genuß selbst in einem künstlerischen Bilde anschauen, man will sich zugleich in einen mit Bewußtsein erzeugten Idealismus hineinschwindeln u. s. w. Es ist das der abgefeimte Sinnenluxus einer blasirten Aristokratie, gegen den selbst der Cynismus eines Heinse keusch zu nennen ist.

Der närrischeste Einfall, der aber mit dieser impotenten Blasirtheit recht wohl zusammenhängt, ist die Forderung, das Weib solle in der Liebe die männliche Rolle spielen. Das hat Schlegel unaufhörlich verlangt, das muthet z. B. auch Genz seiner Freundin Rahel zu. So komisch dies Verlangen sich auf den ersten Anblick ausnimmt, so hat es doch auch etwas sehr häßliches, wenn man näher darauf eingeht, und sich erinnert, wie in dem Verhältniß der Romantiker zu den genialen Weibern jener Tage so etwas in allem Ernst betrieben wurde.

In derselben Zeit gaben die echten Poeten dem deutschen Volk, dem es allerdings nothwendig war, aus der Bigotterie und der pietistischen Verdumpfung seiner Zustände durch einige dreiste Sinnlichkeit befreit zu werden, schöne, abgerundete, weibliche Gestalten, wie man sie auch in der plastischen Kunst auf's Neue zu bilden anfing. Wie sittlich ist z. B. Goethe's Philine und seine römischen Lacerten, wenn man sie mit diesen Schemen der Romantik vergleicht. Wilhelm Meister hat in mancher Beziehung schädlich gewirkt, weil er das Dilettiren des Lebens wenigstens scheinbar zu sehr über den Ernst und die Arbeit desselben hervorhob, aber die plastische Vollendung, in der dieser Dilettantismus dargestellt wurde, entschädigte für das Schattenhafte seines Inhalts.

Bei den Romantikern war selbst die Wollust und ihre Frechheit eine bloße Reflexionssache, eine Art, ihrem Uebermuth, ihrer Verachtung des Zeitalters und seiner sittlichen Tendenzen Luft zu machen. Sie waren unfrei in ihrer Ironie und abhängig von ihren Gegnern; sie wurden von denselben in all' ihren Bewegungen bestimmt, sie negirten, was jene bejahten, und umgekehrt, sie zehrten wie das Ungeziefer an dem Organismus ihres Gegensatzes, und lebten nur davon; eigenes Leben hatten sie nicht. Der Tieck'sche Witz zeigt das am besten.

In einer Reihe von Zeitschriften — am berühmtesten sind das Athenäum und die Europa, die in den Jahren von 1797 — 1802 erschienen — wurde diese Ironie in's Einzelne ausgebildet, und von Zeit zu Zeit ein Anlauf zur wirklichen Production genommen. Zum größten Theil waren diese Journale buchhändlerische Speculationen, man machte nicht ein Buch, weil man etwas zu sagen hatte, sondern man sagte etwas, weil ein Buch gemacht werden mußte. Die Ironie, die Unverständlichkeit, die Zwecklosigkeit wurde hier in einen förmlichen Kanon ausgearbeitet; d. h. man sagte so ernsthaft als möglich, daß man überall nur spiele und ironisire, so verständlich als möglich, daß man überall unverständlich sein wolle; so absichtsvoll als möglich, daß man absichtslos lebe und dichte. Man kann dies ohnmächtige Wesen nicht einmal Lüge nennen, es ist so ein Gefasel eines Menschen, der halb wirklich glaubt, er sei der erste aller Genies, aber dann doch zweifelt und sich daher immer außerhalb des Schusses hält. Fr. Schlegel schrieb zuweilen wirkliche Recensionen, die immer etwas Mystisches und Ueberschwengliches haben mußten; der Recensent wollte, selbst wenn er den Verfasser, z. B. Goethe, anbetete, immer zugleich andeuten, eigentlich sei er doch weit über ihn hinaus, und

habe durch Mystik, Ironie und Speculation den Standpunkt des Poeten längst überwunden. Am liebsten ergeht er sich aber in Aphorismen; diese brauchen dem Frager nicht Rede zu stehn, und können durch eine pikante Wendung, durch Paradoxie, d. h. dadurch, daß man die Worte in einem andern Sinne gebraucht, als in dem gewöhnlichen, aber ohne es zu sagen, die Trivialität ihres Inhalts, durch gezierte Unklarheit ihre Flachheit überdecken. Ich führe einen dieser Aphorismen an. „Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist Alles, was zugleich groß und gut ist.“ Punctum. Ist damit etwas gesagt? Nein, aber der Romantiker freut sich im Stillen, wie hoch er über dem Publikum stehe, denn er redet doch nur Unsinn, aber jenes hält ihn für geistreich.

Man halte immer die Tendenz dieses Aufsatzes fest; ich will nicht die wissenschaftliche und künstlerische Liederlichkeit an sich angreifen, denn die Verehrer dieser Art von Genialität sind nicht mehr der Mühe des Kampfes werth, ich will nur überall darauf hinweisen: in dieser Frivolität lag auch der sittliche Leichtsinn, die Charakterlosigkeit, diese geistige Hohlheit, die ihnen das Brandmal der Apostasie und der Reaction auf die Stirne gedrückt hat.

Der Geist dieser Reaction athmet schon fühlbarer in den Kunstschwindeleien jener Journale. Im Anfang war die Art, wie man namentlich die Malerei durch sinnige Schilderungen dem Urtheil näher zu bringen suchte, höchst verdienstlich. Jede Form, in der die Sinnlichkeit vergeistigt wird, oder umgekehrt — wenn eine solche Verklärung nicht das Wesentliche der Sinnlichkeit aufhebt — veredelt nicht nur das künstlerische, sondern auch das sittliche Bewußtsein. Aber eben weil der feste Standpunkt fehlte, weil in der ungeheuern Fülle der immer nur äußerlich aufgenommenen Anschauung eine Verwirrung, eine Unsicherheit eintrat, die ihres Gleichen nicht gehabt hat, fing man an, die Vortrefflichkeit der Ausführung den Gegenständen beizumessen. Weil die italienischen Maler die vollkommensten Kunstwerke hervorgebracht — trotz des unkünstlerischen Inhalts, den ihnen das Bedürfniß einer verworrenen Zeit aufdrängte —, so sollte nun der Inhalt ihrer Gemälde der allein kanonische sein. Die modernen Maler sollten wieder zu den widerstrebenden Stoffen der Martyrien und ähnlicher unsinnlichen Legenden zurückkehren, sie sollten wieder katholisirend und pietistisch fromm werden, um gut zu malen, sie sollten wieder an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria glauben, um holdselige Weiber darzustellen. Das war die Doctrin der Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, von Wackenroder, einem aus der Schule. Wenn eine fixe Idee erst einmal da ist, so führt sie immer weiter. Man merkte doch bald, daß auch schon bei Raphael, noch mehr bei den Florentinern, die heidnische Sinnlichkeit den christlichen Spiritualismus in den Hintergrund dränge, und schon wird Raphael der Vorwurf gemacht, den alten strengen Styl der Kunst entstellt zu haben. Nun findet man bald in den Fratzen der vorraphaelischen Zeit, namentlich den deutschen Gemälden, diesen schwindsüchtigen,

verrenkten Heiligenbildern auf Goldgrund, die würdigste Darstellung der christlichen Kunst. In diesem Sinne legt man Sammlungen an — nicht als historisches Raritätencabinet, sondern als eine Reihe von Vorbildern, denen die neue Kunst wieder nacheifern müsse. Dieselbe Verwirrung herrscht in der Poesie; die Romantiker haben, ihren weiblich passiven Anlagen gemäß, Empfänglichkeit für Alles, aber nirgend ein sicheres, durchgreifendes Urtheil. Ihre ästhetische Doctrin ist aus vereinzelten, zusammenhangslosen Aperçus ineinandergewebt, man läßt sie stehen, weil man müde ist, fortwährend die Standpunkte zu wechseln, nicht aus einer innern Nothwendigkeit. Am buntesten geht es in den Urtheilen über Musik zu, denn diese Kunst ist das Gebiet der vagen Stimmung und daher für den Dilettanten am zugänglichsten; man kann leicht allerlei schöne Dinge über sie sagen, ohne gerade eine directe Widerlegung fürchten zu müssen. Die Musik ist daher der liebste Gegenstand der romantischen Sonette; wenn man den Geist der Flöte für himmelblau erklärt, wenn man namentlich das Waldhorn durch onomatopoetische Nachbildung charakterisirt, die Nachtigall mit der Violine in Parallele stellt, so wird dadurch das Verständniß der Musik zwar nicht gefördert, aber es klingt immer recht artig und man kann seinen Geist spielen lassen. Man hat dann auch Gelegenheit, die römische Kastratenwirthschaft vom ästhetischen Standpunkt zu rechtfertigen.

Diese ganze ästhetisirende, dilettantische Reflexionspoesie ist der reinste Nihilismus. Dem leeren Geist gibt die Masse der Anschauung keinen Inhalt, sie verwirrt ihn nur. So ist es auch mit der Philosophie, durch welche die Romantik ihre Blößen zu decken sucht. Schelling lehrte sie anmuthige Witze über die Combinationen der Physik zu machen. Doch war Schelling damals immer noch zu rationell, man kehrte zu den trüben Quellen der Mystik, zu Paracelsus und Jacob Böhme zurück, und legte in die confusen Einfälle des ehrlichen Schusters von Görlitz eine beliebige Tiefe hinein. Nicht daß man ihn wirklich zu begreifen suchte — wahrscheinlich hat man ihn gar nicht gelesen — aber man blätterte nach einzelnen curiosen Anschauungen, und konnte sich wenigstens bei den allgemeinen Vorstellungen beruhigen, hier sei die Einheit des Idealismus und Realismus, das letzte Ziel der Speculation, der höchste Traum der Romantik schon einmal dagewesen. Aus demselben Grunde kehrte man mit einer gewissen Inbrunst zu den Meistersängern, den altdeutschen Epen — deren Sänger zugleich Ritter waren — und der indischen Braminenpoesie zurück.

Denn in der ästhetisch-religiös-sittlichen Empfänglichkeit herrschte eine fabelhafte Universalität. Mit der Aufklärung sollte es nichts sein, denn die Aufklärung war trivial, sie war Gemeingut und konnte dem eitlen Subject keine Folie geben. Mit der alten, durch die Aufklärung unterwühlten Theologie war es aber auch nichts, denn sie steckte der subjectiven Willkür zu enge Grenzen und war zu

wenig phantastisch. Allein Religion brauchte man, nicht als sittliches Maaß, sondern als das luftige Reich der überirrdischen Welt, den Spielraum der Fabel und der Mystik. So wurde denn — und hier knüpfte Fr. Schlegel an einen vereinzelten Ausspruch von Lessing an: Es wird das neue Evangelium kommen! — eine neue Religion verkündigt, die nicht mehr, wie das Christenthum, für den Pöbel, sondern für die Aristokratie der Geistreichen und Poetischen sein sollte, in der alle die widersprechenden Wünsche und Tendenzen des phantastisch unbestimmten Herzens ihre vollste Befriedigung finden sollten. Schleiermacher schrieb Reden an die Gebildeten unter den Verächtern der Religion, und machte ihnen diese neue Religion als ein Postulat der höhern, raffinirten Bildung begreiflich; sie sollte ein Pantheon sein für alle Göttergestalten des Alterthums und der neuen Zeit, von den heiligen Ufern des Ganges bis zu dem Eis der isländischen Berge. Fr. Schlegel und seine übrigen Anhänger waren geschäftig, das Material zu diesem neuen Evangelium zu sammeln; die Heroen Griechenlands wurden aus ihren Gräbern heraufbeschworen, die Nordlandsriesen Odins schritten, wie des alten Hamlet Geist, geharnischt über die Bühne, die indischen Pflanzen- und Blumengeister, ja auch die Krokodile des heiligen Nil tauchten ihre Köpfe aus den alten Gedichten hervor und wurden von dem modernen Hierophanten gesegnet, ja auch die christlichen Gottheiten fanden, wie es Domitian beabsichtigt hatte, in der neuen Mythologie ihre Stelle. Schlegel ging aber weiter, als sein Freund Schleiermacher; nicht nur die Poesie, sondern auch die Physik, der transcendentale Idealismus, die neuerfundene magnetisch-sympathetische Heilkraft und das Nachtwandeln — das alles sollte als Ferment der neuen Offenbarung dienen, und Bilder und Mysterien sollten sich in ihr zu einer Totalität krystallisiren, die als ein neuer Himmel, zugleich Paradies und Stoff der allmächtigen, allsehenden, allumfassenden Poesie werden sollte.

Es war eine Verwirrung in diesem romantischen Chaos, daß ich mich nicht enthalten kann, einen Witz, den Tieck gegen die französischen Romantiker erfunden hat, gegen seine eignen Freunde anzuwenden. Er findet nämlich die Etymologie des Romant'schen im „Roh mantschen," d. h. auf eine rohe Weise alles durcheinander mengen.

Wie war es nun eigentlich mit diesem neuen Glauben beschaffen? Das Zeitalter war das der Tendenzen, d. h. zunächst der mangelnden Befriedigung. Die Quelle des neuen Glaubens war die Blasirtheit; er war reflectirt und gegen die Natur. Daher war er auch unsicher und schwankend; je lauter die Romantiker schrien, je mehr suchten sie nur ihre eigne Ungewißheit zu übertäuben. Die Quelle ihrer Offenbarung kannten sie zu gut, um sie zu achten, um auf sie vertrauen zu können; das neue Kunstwerk konnte also nicht zu Stande kommen. Aber das Bedürfniß der Phantasie und des romantischen Gemüths blieben, und wenn dieses

über den nüchternen Verstand, der bei A. W. Schlegel und Tieck später doch hervortrat, den Sieg erfocht, so lag eine neue Wendung der Romantik nahe — die Rückkehr in den Schooß der gegebenen, festen, bestimmten und doch phantastisch zugerichteten, alleinseligmachenden Kirche. Die Unfähigkeit, das Ideal der Zukunft auch nur dichterisch zu realisiren, führte sie zum Ideal der Vergangenheit zurück, wie es in dem phantastischen Hohlspiegel ihrer reflectirten Poesie sich abspiegelt.

Diese sonderbare, aber nicht unnatürliche Bekehrung haben wir nun darzustellen, zunächst an Fr. Schlegel selbst.

Julian Schmidt.

Die Bezirksstraßen in Steyermark.

Es gibt vielleicht wenige Provinzen in dem großen österreichischen Kaiserstaate, die verhältnißmäßig von so vielen Straßen in allen möglichen Richtungen durchzogen sind, als dies in dem Herzogthum Steyermark der Fall ist. Kaum der vierte Theil derselben sind ärarische, d. h. werden auf Kosten des Staates erhalten; die große Mehrzahl wird von den Bezirken hergestellt und unterhalten, weshalb sie auch Bezirksstraßen heißen. Herstellung neuer, wie Erhaltung schon bestehender Bezirksstraßen, geschah bisher im Wege der Concurrenz, welche durch das Patent vom 9. November 1768 und Bezirksauslagen-Instructionen vom 24. September 1782 und 4. September 1822 dahin festgesetzt ist, daß die Gemeinden mit Fuhren und Handlangern, die Dominien aber nur zu den Brücken und Canälen mit Bestreitung der Auslagen auf Materialien und Professionisten beizutragen haben. In Fällen, wo die Gemeinden vorziehen, ihrer Concurrenzpflicht im Gelde zu genügen, wird der hiefür sich berechnende Betrag von denselben nach Maßgabe ihrer Schuldigkeit an der Grund- Haus- und Erwerbsteuer eingebracht.

Diese Vorschriften wurden von den Kreisämtern und der Landesstelle, deren Oberaufsicht alle im Lande befindlichen Bezirksstraßen unterliegen, und welchen bei neuen Anlagen, Reparaturen, Umlegungen u. s. w. die Entscheidung in erster und zweiter Instanz zusteht, mit einer Strenge gehandhabt, welche zu zahllosen Reklamationen, sowohl von Seite der Dominien als auch der Gemeinden, führte. Die Hofstelle hat sich häufig genöthigt gesehen, diesen Einsprüchen Statt zu geben und nachdem sich seit beiläufig einem Decennium die Praxis herausgebildet hat, alle Anträge auf Herstellung neuer, oder Umlegung schon bestehender Bezirksstraßen auf sich beruhen zu lassen, in so ferne deren Nothwendigkeit oder Zulässigkeit nicht von allen Concurrenzpflichtigen ausdrücklich oder stillschweigend anerkannt ward, wurde es für die Kreisämter und die Landesstelle immer schwieriger, die Anlage neuer, oft sehr vortheilhafter, oder eine entsprechende Umänderung alter — meist aus Unkenntniß, oft auch aus schlimmeren Gründen — fehlerhaft angelegter Straßenzüge durchzusetzen. Dies mag die Landesstelle veranlaßt haben, die Errichtung eines Provinzial-Fonds zur Bestreitung der Anlage und Erhaltung der Bezirksstraßen bei den Ständen in Antrag zu bringen.

Der Antrag ward abgelehnt, dagegen der Commissionsvorschlag genehmigt, wornach die Vereinigung mehrerer Bezirke zu größeren Straßendistricten, dann die Eintheilung der Bezirksstraßen in drei Kategorien und deren Behandlung einzuleiten sein würde.

Hinsichtlich des Geldpunktes beantragte der ständische Commissionsantrag, das Theresianische Besteuerungs-System, wonach im Jahre 1818 von der ganzen Besteuerung der Provinz circa 79 pCt. auf das Rusticale und 21 pCt. auf das Dominicale entfielen, als Basis anzunehmen, sodann den ganzen Aufwand der Provinz auf Straßenbauten zusammen zu werfen und hiervon 21 pCt. nach dem alten Dominical-Anschlage auf alle Dominien und Zehentobrigkeiten der ganzen Provinz zu repartiren, 79 pCt. von dem Erfordernisse eines jeden Concurrenzdistrictes aber in demselben nach dem Maßstabe der Grund-, Haus- und Erwerbsteuer umzulegen und die abgängigen 21 pCt. aus den in eine eigene ständische Kasse gesammelten Beiträgen der Dominien des ganzen Landes zuzuzahlen.

Die Stände verwarfen diesen Vorschlag, weil sie der Ansicht ihres Ausschusses beipflichteten, daß es nicht angemessen sei, die Dominien bei Ermittlung der Straßen-Concurrenz auch hinsichtlich ihrer Urbarial-Bezüge in das Mitleid zu ziehen, da eine solche Maßregel eine Rechtsungleichheit zwischen den Beitrag leistenden herbeiführen würde. Die Gründe, aus denen dies hervorgehen soll, sind folgende:

„Die Urbarialnutzung werde von jeher nur als eine Verzinsung des Herrschafts- oder Gülten-Kaufsbetrags angesehen und isolirt wie sie da stehe, sei sie eben so wenig ein Objekt für die Straßen-Concurrenz als die Zinsen von Privat- oder Staatskapitalien."

„Die Unterthanen genießen, als Entschädigung für die aus dem Grunderträge an die Dominien besonders zu leistenden Urbarialgaben von denselben, einen 20 pCtigen Einlaß dieser Gaben, jedoch nur unter der Bedingung, daß die übrigen 80 pCt. mit keiner weitern Besteuerung belegt werden dürfen."

„Die ursprünglich in Metall-Münze festgesetzten Urbarial-Geldeindienungen, dürfen von den Dominien im gleichen Betrage nur in Wiener Währung eingehoben werden."

„Die den Dominien aufgebürdeten Kosten der bezirksobrigkeitlichen Geschäfte zehren ohnehin einen beträchtlichen Theil der Herrschaftseinkünfte auf und lassen daher jede weitere Besteuerung als unbillig erscheinen."

„Endlich sei eben auf vielen (?) Herrschaften die Ablösung der Urbarialgaben im Zuge und so würde voraussichtlich bald das Object der Repartition verschwinden."

Bezeichnend für das Wesen unserer Stände ist es, daß diese Gründe es waren, die den Verordneten der l. f. Städte und Märkte bestimmen konnten, zu beantragen: die Dominien von jeder Concurrenzpflicht zu den Bezirksstraßen auszuschließen und sonach vorzuschlagen, entweder nach dem Beispiele Illyriens von

der an den Staat abzuführenden Grund- Haus- und Erwerbsteuer, 5 pCt. für die Bezirksstraßen zurück zu behalten — der Vorschlag ist inmitten kostspieliger Kriegsrüstungen naiv — oder aber die nach den Resultaten des stabilen Katasters ausgemittelten Schuldigkeiten der Grund- und Häusersteuer, mit Hinzuschlagung der Erwerbsteuer die Grundlage der Subrepartition der Bezirksstraßen-Anlagen bilden zu lassen, wornach die zu einem Straßendistricte gehörigen Dominien und Unterthanen nach einem gleichen (?) Maßstabe beizutragen hätten.

Der letztere Theil des Vorschlages ward von den Herrn Ständen angenommen, eben weil es nicht die Stände des Landes, sondern nur „Herren" waren, die des Landes Wohl beriethen. Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns die Annahme des ständischen Commissionsantrages mehr befriedigt haben würde, weil sie doch von der Bereitwilligkeit zeugt, die Beitragspflicht auf alles Einkommen auszudehnen.

Vor allem finden wir eine der Edlen des Landes unwürdige — weil rabulistische — Distinktion darin, daß sie die Urbarialnutzungen mit den Zinsen von Kapitalien auf gleiche Stufe setzen. Man sieht, daß man sich hinter die Steuerfreiheit des Einkommens aus solchem Vermögen verbergen will.

Nur die Urbarialnutzungen bilden das Dominium, nicht das Schloß, nicht die dabei befindlichen Meiereigründe; denn Niemanden wird es einfallen, ein Besitzthum, von welchem die Unterthanen und mit diesen die Urbarialnutzungen getrennt sind, wenn selbes auch immerhin ein landtäfliches bleibt, ein Dominium zu nennen. Das Dominium, mit allen seinen Appertinenzien, erscheint in der Landtafel und ist bei den Ständen inkatastrirt, Umschreibungen und Intabulationen hierauf finden statt, das Landrecht ist hinsichtlich desselben Real-Instanz und so wesentlich sind Urbarialleistungen im Begriffe eines Dominiums oder einer Gült — welche Ausdrücke gleich bedeutend sind, daß welche in der Landtafel und im ständischen Kataster inliegen, bei denen sich weder Schloß noch auch nur eine Quadratklafter Bodens befindet. Schloß und Grundbesitz sind schon darum zufällig in diesem Begriffe, weil demselben die rechtliche Fiction des Obereigenthums über alle unterthänigen Gründe zu Grunde liegt, und alle Urbarialgaben nur dieses Obereigenthums-Verhältnisses wegen geleistet werden. Dominien und Gülten wurden daher von jeher als Realitäten angesehen und sie könnten höchstens von demjenigen ein Kapital genannt werden, dem es belieben würde, auch ein Haus, einen Acker u. s. w. ein solches zu nennen.

Eben deshalb aber, weil Dominien von jeher dem Grundbesitze gleich gehalten sind, haben dieselben ihren Unterthanen gerade 20 pCt. ihrer Urbarial- und Zehent-Bezüge einzulassen, und dies zwar statt einer Urbarial-Steuer, die die Dominien dem Staate zu geben schuldig wären, wenn nicht dieser sie dem Unterthan als eine Entschädigung dafür zukommen ließe, daß diese Bezüge von dem an den Staat versteuerten Reinertrage seiner Gründe nicht in Abzug gebracht sind.

Der 20 p%tige Einlaß ist also nicht eine Großmuth der Dominien ihren Unterthanen gegenüber, er ist eine Steuer, eine Grundsteuer, daher das gleiche Percent*).

Der Vorbehalt, daß die unbesteuerten der Urbarial-Giebigkeiten mit keiner weitern Besteuerung belegt werden dürfen, hängt mit dem Steuerbewilligungsrechte der Stände zusammen. Eine höhere Steuerverwilligung, ein höheres Grundsteuerprocent werden aber auch einen größeren Einlaß zur Folge haben müssen, wenn man gerecht sein will nach allen Seiten. Mit der gegenwärtigen Frage aber, die es nur mit Deckung von Gemeindebedürfnissen — und Bezirksauslagen sind nichts anders als dies — zu thun hat, hängt dieser Vorbehalt gar nicht zusammen.

Was die Währung anbelangt, in welcher die Urbarial-Gibigkeiten geleistet werden, so möchten wir wohl fragen: wer etwa die Unverschämtheit haben würde, der Regierung ernstlich eine Gleichstellung der hiesigen Dominien mit jenen Illyriens vorzuschlagen, wo sich der Bezug in klingender Münze, wenn wir nicht irren, von der französischen Occupation herschreibt? und ob denn auf Seite des unterthänigen Besitzers, der bei dem Akte seiner Gutserwerbung auf die bisherige langjährige Uebung Rücksicht nahm, das Unrecht einer solchen Gleichstellung nicht noch größer wäre? endlich ob denn die gegenwärtigen Herrschaftsbesitzer mit Rücksicht auf die Zeit ihres Besitzantrittes hiebei wirklich über Schaden klagen können?

Wenn ferner die politische Administration den Dominien unverhältnißmäßig große Kosten verursacht, so folgt daraus weiter gar nichts, als daß es eben so sehr dem Interesse derselben als den Forderungen einer vorgeschrittenen Zeit entsprechen würde, wenn es hierin ganz anders wäre. Ein Grund zur Befreiung von bisher getragenen Lasten folgt schon darum nicht daraus, weil nicht allen, sondern nur einigen Dominien eine Bezirksadministration und diese nicht in gleicher Ausdehnung anklebt, daher jeder Maßstab zur Compensation mit andern Verpflichtungen fehlt. Hiermit kann es also den Ständen eben so wenig Ernst sein als mit den Hoffnungen, welche sie auf das Zehentpatent vom vorigen Jahre bauen wollen. Sie würden dann zu den wenigen Genügsamen gehören, die diese Erlaubniß etwas zu thun, was nie verboten gewesen, befriedigte. Was aber nicht hätte übersehen werden sollen ist der Umstand, daß wenn auch in langer, ewig langer Zeit Naturalzehent und Naturalrobot verschwinden würden, doch noch immer Laudemien, unsteigerlicher Gelddienst und in den meisten Fällen fixirter Zehent und Robot bleiben.

Indem wir nun auf den Antrag übergehen, wie er von den Ständen ange-

---

*) Das Einlaßpercent, wenn es gleich jetzt etwas höher ist als jenes der ordentlichen Grundsteuer, war es doch nicht zur Zeit seiner Einführung, 1819; und daß der Einlaß von den Ständen nur als ein Aequivalent der Urbarial-Besteuerung angesehen ward, geht sonnenklar aus ihrer Steuerausschreibung vom 7. Dezember 1820 litt. n hervor.

nommen wurde, so haben wir außer dieser Ausschließung der Dominien, welche uns eben so ungerecht als im gegenwärtigen Augenblicke unklug bedünken will, noch insbesondere das Bedenken, daß er die Verpflichtung derjenigen, welche die Straßen benützen, d. i. der Fahrenden außer Acht läßt, was uns um so unbilliger erscheint, als die Erhaltungskosten voraussichtlich für die Gemeinden allein zu beschwerlich fallen müssen. Am wichtigsten aber scheint uns, daß der vorgeschlagene Repartitionsmaßstab, wenn auch bisher bei Gemeindeanlagen üblich, ein unrichtiger ist.

Das Steuerveranschlagungspercent ist für die ordinäre Grundsteuer circa 17¾ pCt. des Reinertrages — wovon jedoch Urbarial- und Zehentbezüge noch nicht abgezogen sind; — die Haussteuer ist eine Klassensteuer auf dem Lande, deren Höhe sich nach der Menge der Wohnbestandtheile, also nicht nach dem Ertrage richtet und für die Erwerbsteuer werden 3 pCt. des Einkommens aus dem Gewerbe der Besteuerung unterzogen. Wo ist da eine Gleichheit der Beitragsleistung denkbar? Ferner ist nicht zu zweifeln, daß, wenn für die Bezirksstraßen ein eigener Fond geschaffen wird, auch die Anforderungen an ihre Beschaffenheit steigen werden; besserer Beschaffenheit folgt vermehrter Gebrauch und diesem vermehrte Erhaltungskosten. Wenn nun bei den ärarischen Straßen sich diese per Meile und Jahr auf 5000 Fl. C.-M. belaufen, so ist es bei Bezirksstraßen, welche durchgängig eine Breite von drei Klaftern haben sollen, und meist die Seitenthäler durchziehen oder an Berggehängen hinlaufen und daher Brücken, Durchlässe, Aufmauerungen, Geländer u. s. w. in Menge erfordern, gewiß eine sehr mäßige Annahme, wenn man die Erhaltungskosten per Meile und Jahr auf 500 Fl. C.-M. präliminirt. Dies beträgt für die ganze Länge der Bezirksstraßen von 400 Meilen jährlich 200,000 Fl. C.-M., was nach dem vorgeschlagenen Repartitions-Maßstabe einen 15 pCt. Bezirksvorschuß erforderte und den sollten die Gemeinden jährlich bezahlen, und was bliebe dann für ihre übrigen Bedürfnisse? Hiebei ist nicht zu übersehen, daß auf Anlegung neuer Straßenzüge — bei den ärarischen Straßen rechnet man die diesfälligen Kosten auf 8 bis 10 Fl. C.-M. für die Kurrentklafter — auf das technische und Aufsichtspersonal noch manches Sümmchen zuzuschlagen wäre.

Graz, im Januar 1848.

Das Mädchen aus der Fremde.

Nach Schiller.

In einem Thal voll frommer Hirten
Erschien im letzvergangnen Jahr,
Als noch die Fledermäuse schwirrten,
Ein Mädchen keck und sonderbar.

Sie war in Landsfeld nicht geboren,
Man wußte wohl woher sie kam;
Doch schnell verschwand der große Zoren,
Sobald der Adel Abschied nahm.

Bereitpeitschend war ihre Nähe,
Doch Manchem that sie nichts zu leid,
Denn keine Würde, keine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Spitzen mit und Kleider,
Geborgt auf einer andern Flur,
Von einem gläubigeren Schneider,
In der parisischen Natur.

Sie theilte Jedem eine Gabe,
Dem Feigen (Ohr), dem Stüber aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging verblüfft nach Haus.

Geprügelt wurden alle Gäste;
  Doch naht' sich ein Verliebter gar,
Dem reichte sie zum Abendfeste
  Der Blumen allerschönste dar.

* * *

In einem Thal voll frommer Hirten
  Verschwand im letzten Februar,
Als stolze Fensterscheiben klirrten,
  Das Mädchen keck und sonderbar! .....

† †

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Neue Phase der dynastischen Opposition. — Die Partei und das System. — Das Theater und der Esprit.

Heute geht nun endlich die Riesenschlacht, die gerade zwanzig Tage gedauert hat, zu Ende. Sie hat diesmal eine viel größere Bedeutung als in frühern Jahren. Daß die Regierung die Majorität hat, ist Nebensache geworden; Hauptsache ist, daß das Ministerium, und die Majorität besonders, durch den vorletzten Paragraph der Adresse die Minorität in gewisser Beziehung als „leidenschaftblinde Feinde" von sich abgestoßen, aus der Kammer hinausgedrängt haben. Sie beabsichtigen mit diesen Worten eine außerparlamentarische Handlung der Opposition zu tadeln, zu „censuriren," und dadurch zugleich der Regierung Recht zu geben, wenn sie in Zukunft die Wiederholung dieser Handlungen zu verhindern suche. Aber sie erreichten vollkommen das Gegentheil, sie haben die Opposition durch ihre „Censur" nicht nur verletzt, sondern auch in gewisser Beziehung als „Feinde" des Königthums in den Bann gethan, aus dem Kreise der parlamentarischen Bethätigung hinausgewiesen, und eben so sie gerade hierdurch nothwendig zu der außerparlamentarischen Bethätigung ihrer Ansicht gezwungen, wenn die Opposition nicht den Ruf der bürgerlichen Feigheit auf sich laden will. Die Majorität hat so die ganze Opposition nicht nur zu „Feinden" der Regierung erklärt, sondern diese „Feinde" auch überdies in die Nothwendigkeit gesetzt, die Regierung außer dem Parlamente mit allen Waffen zu bekämpfen. Herr von Lamartine hatte unbedingt Recht, wenn er sagte: „Sie wollen uns durch Urtheil für Unwürdige erklären. Das wird und muß seine Folgen haben; diese Folgen sind nicht in den Absichten der Menschen, aber sie sind in der Logik." Wir theilen vollkommen diese Ansicht. Wir glauben, daß wenn die Mitglieder der Majorität voraussetzten, die Minorität werde es bis zum Aeußersten treiben, sie selbst innehalten und umkehren würde; und ebenso denken wir, daß sehr viele Mitglieder der Minorität bald genug umlenken würden, wenn sie in allem Ernste fürchteten, daß es endlich zu einem neuen Bruche, zu einer neuen Revolution kommen könnte.

Und dennoch liegt ein solches Ergebniß — wie weit auch noch außer dem Bereiche der Absichten — sehr nahe im Bereiche der Logik, die aus den Thatsachen hervorgeht, auf denen heute die öffentlichen Zustände in Frankreich fußen. Die Spannung, die schon heute besteht, ist eben so wenig in der Absicht der Parteien, fast eben so wenig in der der Opposition als in der der Regierung, und dennoch ist sie unleugbar vorhanden, und dennoch läßt sie schon heute alle Welt trüben Blickes in die nahe

oder fernere Zukunft schauen. Sie ist ebenfalls die „Logik“ anderer, ihr selbst vorhergehender Thatsachen und Ereignisse, die gewiß nicht die Absicht hatten, die gegenwärtigen Zustände hervorzurufen.

Einer der Deputirten, Herr Demousseaux de Givre, der zur conservativen Partei gehört, der viele Jahre eine Hauptstütze der Regierungsmajorität war, der die Menschen und die Zustände kennt, hat die Ursache der gegenwärtigen Verwickelungen angedeutet, als er Herrn Guizot vorwarf, „daß er aus dem Könige einen Parteichef“ gemacht habe. Wir sagen, hierin liegt die Ursache angedeutet, aber Herr Demousseaux de Givre täuscht sich, wenn er sich einbildet, daß Herr Guizot den König zu einem Parteichef gemacht habe. Der König Louis Philipp ist nicht von dem Holze, das ein Mann, und hieße er auch Guizot, so leicht zu beugen und zu lenken vermöchte. Die Ursache liegt tiefer und weiter zurück, und zwar nicht darin, daß irgend Jemand den „König zum Parteichef,“ sondern darin, daß 1830 den „Parteichef zum Könige“ gemacht hat. Der „König“ Louis Philipp hat den „Herzog“ v. Orleans nie abschütteln können, der „König“ war 40 Jahre „Parteichef“ gewesen, und hat als König stets allen Parteien gegenüber mit der größten Feinheit und Klugheit gehandelt, sie eine nach der andern zu besiegen gewußt, aber nie begriffen, daß der „König“ über allen Parteien stehen muß.

In diesem Kampfe gegen die „Partei“ ist das Julikönigthum groß gewachsen. Es ist ihm durch allerlei Mittel gelungen, die Republikaner und die Legitimisten zu besiegen, und nachdem diese besiegt waren, kam dann endlich auch die Reihe an die dynastische Opposition. Man hatte den „Feinden“ das Wort genommen, die Legitimisten vom pariser Pöbel zu Paaren treiben, die Republikaner, nachdem man sie durch agent provocateurs herausgefordert hatte, durch die Nationalgarde der Banlieue niederschießen lassen. Genug, der „Parteichef“ leuchtet überall in der Politik des Julikönigthums durch, und dieser war stets so glücklich in seinen Unternehmungen, daß wir uns sehr leicht erklären, wie er gar nicht Lust hat, gar die Nothwendigkeit nicht einsieht, der parlamentarischen Minorität, die am Ende ungeduldig geworden ist, gegenüber sein so erfolgreiches „System“ aufzugeben.

Die Sache wird nur dadurch gefährlich, daß alle früher besiegten Parteien sich gegenwärtig hinter der neuen Partei, die die Regierung für ihre „blinden und leidenschaftlichen Feinde“ erklärt hat, wieder aufheben und in Reihe und Glied stellen. Es ist vom Bösen, wenn man einem Freunde sagt: „Du bist nicht mehr mein Freund!“ noch viel schlimmer aber ist es, wenn man den ehemaligen Freund zurückstößt und ihm zuruft: „Fort von meiner Seite, Du bist mein Feind!“

Wir fürchten, wer's noch nicht ist, kann's durch diesen Zuruf, durch dieses Benehmen sehr leicht werden. Genug, die eben geschlossene Debatte hat die Kammer und auch ganz Frankreich in zwei getrennte Lager getheilt; in der Kammer hat die Regierung die Uebermacht; sie zwingt aber die hier Besiegten an's Volk zu appelliren. Warten wir ab, was da kommen wird, aber noch einmal: logisch führt diese Stellung zu neuen, sehr ernsten Kämpfen.

Unterdeß — wollen wir von dem sehr ernsten und langen Kampfe in der Kammer ausruhen. O, Sie haben keinen Begriff davon, was die Franzosen für ein geduldiges Volk geworden sind, und wenn man sieht, wie ruhig sie solche drei-Wochen-lange Debatten stillesitzend studiren, so könnte man fast hoffen oder fürchten, daß am Ende doch Herr Guizot und Louis Philipp Recht behalten möchten. Es muß eine eigene Umgestaltung mit den Franzosen vorgegangen sein, wenn man sich ihrer Geschichte ein

wenig entsinnt und zugleich ihre Gegenwart bedenkt. Soll ich Ihnen diese Umgestaltung in zwei Worten zeigen? Wir haben ein Theater auf den Boulevards, das heißt „Gaité!“ Gehen Sie hin, und sehen Sie sich diese „Lust“ ein wenig an. Es werden nur fünfactige Seufzer-, Thränen- und Kummerstücke aufgeführt; was sage ich? fünfactige? — nein, zehnactige, denn mit dem Worte: „Tableaux“ erhalten alle Acte doppelte Boden. Sonst waren die Franzosen ein feinnerviges Volk, verlangten Champagner und Esprit — ach, jetzt fangen sie an Bier zu trinken und begnügen sich mit großtrabenden Sentimentalphrasen. Bedenken Sie doch, an demselben Abend, an den Alexander Dumas die erste Soirée seines sechsactigen — nicht doch, sechs abendlichen Stückes „Monte Christo“ gab, wurde das Vaudeville geschlossen, weil die Direction bankbrüchig war, ihre Zahlung einstellen mußte. Das Vaudeville war vor Zeiten der wahre Kerngeschmack der Franzosen, und noch heute gibt es kaum etwas, in dem ächtes, altes Franzosenthum so lebendig aufträte, als in einem guten Vaudeville. Aber es zieht halt nicht mehr. Herr Scribe selbst, der zu Anfang seiner Laufbahn auf diesem Felde die schönsten Lorbeern und auch sehr viel Geld erndtete, hat sich nach und nach ebenfalls in die sententiöse Comedie politique zurückgezogen. Sein Puff ist ein Zeitungsartikel in fünf Acten. Was soll daraus werden?

Ja, wir fürchten oft, der „Esprit“ ist verpufft. In allem Ernste, die Franzosen sind zu practisch geworden, um noch länger viel auf diese schönen, spielenden, wohlthätigen Feuerwerke des Geistes zu geben. Sie verlangen solidere Nahrung. Es ist aus mit ihnen in dieser Beziehung. Wissen Sie, wer heute der „spirituellste“ Franzose in Paris ist? Nun, ein Elsasser, A. Weil, der so viel „Esprit“ hat, daß die Franzosen ihm seine Fehler gegen Logik und Grammatik durchsehen müssen, wie die Deutschen sein Kauderwelsch mitunter ganz gerne mit in den Kauf nehmen, wenn es so frische Früchte bot, wie seine elsasser Dorfgeschichten. Die besten Sachen in dem besten französischen Witzblatte, dem „Corsaire-Satan,“ sind von unserm elsasser Landsmann; aber was noch schlimmer ist, in der neuesten Zeit scheint selbst den französischen Witzblättern, trotz der Nachhülfe des elsasser Franzosen, der Esprit mitunter auszugehen. Und siehe — dann leiht er — bei wem? nun bei den Deutschen — Pulver für die Franzosen. Es ist lustig, und ich war ganz erstaunt, als ich zufällig, denn mir behagt die Kost selten, vorgestern den Corsaire ansah, und die alte Berliner Geschichte von „Kornikel hat angefangt“ in ihm fand. Ich lachte in's Fäustchen; aber mir wurde ganz unheimlich zu Muth, als ich dann aus Neugierde eine Nummer des erst seit ein paar Tagen von den Todten auferstandenen „Figaro's“ in die Hand nahm. Den besten Witz, den ich darin fand, hatte ich schon vor sechs Wochen in den „Fliegenden Blättern“ gelesen; „Kennen Sie den Herrn Abraham?“ — „Nein!“ — „So kennen Sie vielleicht den Herrn Jacob?“ — „Nein, da kenne ich doch vielleicht den Herrn Abraham besser.“ — Der Witz ist so deutsch-dumm, daß man nicht umhin kann, darüber von Herzen zu lachen. Aber was würden Sie nun davon denken, wenn Sie den Witz in die schönste französische Localfarbe eingekleidet und auf dem Place Royal, ganz nahe vor der Thüre — was sage ich — vor dem Thore des Hauses Victor Hugo's spielend im Figaro, schreibe: im wiederauferstandenen Figaro, wiederfänden! Sollten die Deutschen endlich „Esprit“ bekommen? frug ich mich mit Schrecken!! Aber dann fiel mir gleich ein, daß sie ja den Monte Christo und die „Mystères“ de Paris zu Tausenden und Millionen übersetzen, und alsbald beruhigte und tröstete ich mich.

J. — y.

II.

Graf Waldemar von G. Freytag.

Aus Königsberg.

Das neue Stück des Dichters der Valentine ging den 3. Februar zum ersten Mal über unsre Bühne. Da unser Theater das erste ist, welches dieses vorzügliche Werk zur Darstellung brachte, so wird es von Interesse sein, einiges über den Erfolg zu berichten. Derselbe war ein überaus günstiger. Das Haus schenkte von Anfang an dem Stücke große Aufmerksamkeit, wurde merklich wärmer, und regte sich zuerst bei dem Zusammentreffen des Helden mit seinem Sohn im zweiten Act. Die folgenden Acte brachten eine solche Wirkung hervor, wie ich sie vielleicht seit Uriel Acosta nicht erlebte. Nach dem dritten Act wurde Waldemar (Herr Vollmer) und Gertrud (Fräul. Fuhr), nach dem vierten Act diese und Georgine, (Fräul. Weber), im fünften Acte letztere bei offener Scene, und zum Schluß nochmals die drei gerufen. Die ganze Darstellung war eine gelungene, es sind zufällig für sämmtliche Rollen, auch die kleineren, die geeigneten Kräfte da.

Graf Waldemar ist in Beziehung zur Valentine ein sehr bedeutender Fortschritt zu nennen. Die beiden Hauptverdienste der Valentine theilt er mit ihr. Einmal ist die Action in stetem Fortschritt, wir leben uns in sie hinein, und bleiben daher in beständiger Spannung — nicht der gemachten Spannung der Neugierde, sondern der gesunden des lebendigen Mitgefühls. Der Grund liegt theils in der geschickten, überall durchsichtigen Exposition — einer Kunst, in der wir im Allgemeinen hinter den Franzosen noch so unendlich zurückstehn, — theils in der wahrhaft dichterischen, d. h. organisch natürlichen Bildung der Charaktere. Freytag's Figuren sind nicht Probleme der bloßen Reflexion, wie es im deutschen Drama beinahe die Regel ist; sie sind wirklich angeschaut und erlebt, und diese Anschauung ist nicht blos Intention, sondern sie ist vollständig herausgearbeitet; was der Dichter will, weiß er auch dem Publikum objectiv zu machen.

Das zweite Verdienst ist die Sprache. Ich will hier keine ungeschickte Parallele ziehn, da dergleichen immer nur halbe Wahrheit hat, aber ich muß doch an die Sprache Lessing's im Verhältniß zu den übrigen Bühnendichtern seiner Zeit erinnern: sie war plastisch, voll Leben, individuell — und doch elegant und gemessen. Die alte Zopfschule kannte nur den Canzleistyl der damaligen poetischen Convenienz, die aufstrebende Jugend suchte die Natur in maßloser Roheit. In unserer Zeit hat sich eine neue ästhetische Convenienz gebildet, ein neuer Zopf, und strebsame Dichter, z. B. Gutzkow, verfallen nicht selten, weil ihnen der sichere Maßstab fehlt, bald in das eine, bald in das andere Extrem. Bald lassen sie ihrem Helden „die Gedanken zum Herzen heraushängen," — man könnte bei Gutzkow eine ganze Blumenlese solcher poetischen Ausdrücke sammeln — bald lassen sie der alten Kotzebueschen Phraseologie freien Zug.

Die Sprache ist nun freilich vom Inhalt nicht zu trennen. Der echte Dichter — und wir freuen uns, an Freytag einen solchen begrüßen zu können — sucht die Worte, um seinen Gegenstand klar herauszustellen, nicht um seiner Eitelkeit Luft zu machen. Was seine Figuren reden oder thun, muß das Gepräge poetischer Nothwendigkeit an der Stirn tragen. Ein anderer Zug, durch den sowohl die Plastik als das Maaß seiner Sprache an's Licht tritt, ist der Anflug von — wenn ich mich so ausdrücken darf — aristokratischer Ironie, welche seine bedeutendsten Helden dem Drang des eignen Her-

zens entgegensetzen. Diese Ironie ist ein gefährliches Werkzeug, und sie ist oft genug gemißbraucht worden, wenn sie aus einem leeren und eitlen Herzen entspringt, sie hat aber nicht nur einen eignen Reiz, sondern auch einen wahrhaft sittlichen Werth, wenn sie der Ueberfülle des Herzens Schranken setzt, und ihr dadurch Form gibt. Nur Ein Beispiel. Waldemar will einem lieben Mädchen gegenüber sein Recht, über das Schicksal eines Dritten zu verfügen, behaupten. Ihr Kummer und ihre Resignation rührt ihn. Wie drückt er diese Rührung aus? Er spricht zu sich selbst: „Wenn ich jetzt auf meinem Stück bestehe, so ringen selbst die Katzen unter dem Bett die Hände über meine Ruchlosigkeit, die Ammen jagen mit meinem Namen die Kinder zu Bett, wie mit einem Blaubart. Es ist klar, ich muß nachgeben." Diese Ironie paralysirt nicht sein richtiges Gefühl, sie verhindert es nur an einem renommirenden Ausbruch. Das ist nur Ein Zug, in ähnlichem Sinn ist aber der ganze Charakter gedichtet. Aus solcher Ironie — der geistigen Freiheit selbst innerhalb des Affects — gingen die göttlichen Gestalten Shakespeare's — ein Faulconbridge, Percy, Coriolan, Enobarbus, Mercutio ꝛc. hervor. Daß Freytag seine Helden bis jetzt aus der Aristokratie genommen hat, erleichtert ihm die Sache, denn dem Aristokraten wird diese Freiheit anerzogen; wer sie aber in dem einen Falle schildern kann, ist der Sache überhaupt mächtig.

Einen andern Zug, den Freytag seinem großen Vorbilde, Lessing, abgelernt haben mag, ist das Durchschimmern einer bedeutenden Vergangenheit durch das fertige Bild des Charakters. Wie herrlich geht uns z. B. im Nathan, im Klosterbruder diese geschichtliche Tiefe auf! Hier ist nun im Waldemar ein großer Fortschritt. In der Valentine ist diese geschichtliche Bedingtheit äußerlich, und wird erzählt. Georg ist Burschenschafter gewesen, bei einem indianischen Jägerstamm als Krieger aufgenommen, er trägt das Zeichen derselben in seiner Hand, ein indianisches Weib hat ihn durch eigne Aufopferung vom Tode gerettet u. dgl. Das steigert das Interesse am Helden, aber nur äußerlich. Waldemars Vergangenheit dagegen ist auf eine organische Weise, mit der Gewalt innerer Nothwendigkeit in sein Schicksal verwebt. Dadurch wird der coquette Anstrich solchen Reminiscenzen vermieden. Als ein Fortschritt ist auch zu bezeichnen, daß das Gefühls-Raffinement, welches in Georg's sonst so lebensvoll hingeworfenem Bilde gegen das Ende hin einen etwas bedenklichern Zug brachte, diesmal in das natürliche, sittliche Geleise zurückgezwungen ist.

Einzelne Scenen sind von hinreißender Wirkung, und das Gesetz der Steigerung ist mit dem ökonomischen Takt, der den Dichter überhaupt auszeichnet, beobachtet. Nur wird zuweilen das psychologische Motiv zu flüchtig skizzirt, die Ausführung wird zu sehr dem Schauspieler überlassen, und wird bei mittelmäßiger Darstellung dem Schein der Willkür nicht entgehn. Auch der Charakter, welcher der Anlage nach vielleicht der kühnste und genialste genannt werden muß — Georgine — hat in manchen Wendungen den Schein der Willkür, einfach darum, weil nicht alle Momente herausgearbeitet sind. Der Dichter muß allerdings den Schauspieler zu eigner Production anregen, aber er muß ihn zugleich im Bann seines Willens halten. Freytag kann es.

Die kleinen Nebenfiguren sind mit unglaublicher Virtuosität durch kleine Züge vollständig charakterisirt. — Der Hauptheld ist ein blasirter Aristokrat, der mit den edelsten Anlagen ausgestattet, voll der großartigsten Kräfte, mit dem Leben spielt, weil er keinen Ernst darin findet. Seine Kräfte haben keinen Gegenstand. Wie soll er aus diesem Zustande, der etwas Faustisches hat, befreit werden? — Freytag löst das Problem durch die Liebe eines einfachen guten Mädchens. Unwillkürlich wird man zu

der Frage gedrängt: wird das diesem hochfahrenden Geist auf die Dauer genügen? Ist die Krisis seines Lebens wahrhaft beendigt? Wird er nun friedlich sein Feld bauen, seine Kinder erziehen u. s. w.?

Wir zweifeln. Nur die Aussicht auf eine wirklich große Zukunft, das Gefühl nicht nur der Krankhaftigkeit seines bisherigen Lebens, sondern auch des Ideals, das in ihm einschlummerte, könnte ihn wahrhaft befreien. Wo soll aber in unserer Zeit dieses Bild des Ideals gefunden werden, in dem der Strebende sich befriedigen kann? Auch wenn die Lösung des sittlichen Conflicts eine tragische ist?

Dem Dichter möge ein guter Geist dieses Ideal zur Anschauung bringen; und das sei der nächste Fortschritt seiner poetischen Thätigkeit.

III.

Knoblauch, oder große und kleine Parlamente.

In einem kleinen deutschen Parlament erklang unlängst ein pikantes, aromatisches, narkotisches Wort: Knoblauchgeruch! Man kann sich denken, wovon die Rede war. Herr Kapp donnerte gegen Rothschild. An der Rede selbst war nichts Neues, aber gegen den Schluß derselben kam die zermalmende Bemerkung, der sogenannte Judenkönig werde keine Fuggerei, sondern höchstens einen „Knoblauchgeruch" hinter sich zurücklassen, wenn er einst abfahre. Ohne die Richtigkeit dieser Prophezeihung erörtern zu wollen, bemerken wir nur, daß besagter „Knoblauch" in der That den parlamentarischen Styl unserer liberalen Judenfeinde bezeichnet; er gehört zu ihrem schwersten Geschütz und hat in Baden, Schwaben und Sachsen bereits große Dienste geleistet. Wunderbar, daß er im „stammverwandten" England, wo doch die Juden ebenfalls auf dem Tapet sind, so gar keine Rolle spielt. Aber Altengland hat uns in diesem Punkte furchtbar im Stich gelassen. Perfides Albion! rufen die Gescheitelten Stockdeutschlands jetzt eben so laut, wie die Löwen von Paris. Man vergleiche den ehrlichen, gründlichen Judenfresser der kleinen deutschen Parlamente mit dem flauen, schüchternen Judengegner im großen britischen Parlament und sage dann, ob man nicht an aller Stammverwandtschaft verzweifeln muß. Ihr habt euch gut rühmen, daß ihr teutonic seid, aber beweist es! Nein, erst haben euch die Normannen verdorben, dann kamen die Puritaner und lasen zu viel im alten Testament, seitdem ist das germanische Element bei euch ganz ausgeartet... Verfolgen wir obige Parallele und vergessen wir nicht, vorher auf einen wichtigen Gegensatz aufmerksam zu machen. England ist bekanntlich orthodox, Deutschland ist über die Maßen aufgeklärt. Die wenigen Gegner der Judenemancipation im Haus der Gemeinen sind es aus skrupulösem Kirchenglauben und sie bekennen, keine andere Waffe als das Krucifix zur Bekämpfung der Judengleichstellung zu besitzen. Andere Waffen halten sie nicht für ehrlich. Die sich am entschiedensten dem Hause Israel in den Weg stellen, der beredte Ashley, der zähe Stafford und der fromme Sir Robert Inglis können sich nicht dazu herablassen, ein anderes als ein kirchliches Argument zu schwingen. Kein Wort der Gehässigkeit, keine persönliche Anspielung, keine bürgerliche Anklage gegen die Juden. O ihr Stümper! Da wärt ihr ja in unserm aufgeklärten Deutschland fast wehrlos und doch, wie genial wissen unsere unersättlichen Judenfresser sich zu helfen! Ihnen fehlt eure ganze heilige Rüstung, es sind deutsche Philosophen, und sie beginnen ihren oratorischen Feldzug gewöhnlich mit der Erklärung, daß sie über kirchliche Vorurtheile hoch erhaben sind! Aber nachdem sie so den Fanatismus der dunklen Vorzeit abgeworfen und abge-

schworen haben, lassen sie den eingeborenen organischen und national-germanischen Fanatismus hervorrücken und der frißt um sich ohne Ende. Von jenen unserer Judenvertilger, welche die christliche Intoleranz mit der nationalen vereinigen, sprechen wir gar nicht. Peel und Russel sind lange nicht so „durchgebildet" und gehen viel fleißiger in die Kirche als die Demostheneße von Dresden und Karlsruhe, und doch halten sie es für schreiendes Unrecht, daß ein Mensch, der gleich allen andern seine Schulden und Steuern bezahlt und für seine etwaigen Verbrechen dieselben Strafen leidet, nicht ebenfalls alle Rechte seiner Mitbürger besitzen solle. Sir Robert Inglis ruft Jesus Christus an und Peel antwortet, daß grade Christus ihm befehle, gerecht zu sein gegen Alle. Einfältiger Inglis! Als gäbe es keine gewaltigern Argumente, keinen Aufruf an die tausend geheimen Instinkte und Antipathien, die in der Natur und den Gewohnheiten der Masse liegen! Es fällt ihm nicht einmal ein zu fragen, ob die Juden mit Hengist und Horsa nach England kamen? Er weist nicht einmal auf ihr antiblondes Haar hin. Er verlangt von ihnen keinen Beweis, daß sie mit Shylock aus Venedig, dessen Biographie jedem Theatergänger in London geläufig sein muß, selbst im vierzigsten Grade nicht verwandt sind. Auch nach ihrer Tapferkeit erkundigt er sich nicht. Er verlangt nicht, daß sie bei Hastings gefochten haben und bei Waterloo todtgeschossen worden seien. In London — man besuche nur Pettycoatlane — wimmelt es von Schacherjuden; trotz dem verlangt Inglis nicht, daß jeder darunter Nathan der Weise — sei, ohne denselben gelesen zu haben. Eben so wenig hörten wir im Parlament die Forderung, daß die Juden erst vorzugsweise schwere Arbeiten oder gefährliche Handwerke treiben, daß sie Maurer, Dachdecker, Schmiede werden, sich aller gewinnbringenden Geschäfte aber enthalten sollen. Nichts von All' dem! Hänge dich, Inglis, der mittelmäßigste deutsche Kammerredner hätte sich pfiffiger benommen, und der philosophischeste Deputirte bei uns hat, wenn sein ganzer Köcher geleert ist, noch den Knoblauchgeruch! Das britische Parlament ist einfältig — offen gesagt — sehr einfältig, aber es liegt etwas Großes in dieser Einfalt. Unsere deutschen Parlamente sind feiner und sinnreicher, aber klein sind sie, sehr klein und zwar nicht blos von Staatswegen, — wie sich unsere Constitutionellen gerne einbilden.

† †

IV.

Aus Wien.

Vorbereitungen zu einer neuen Schriftstellerpetition. — Merkwürdiger Censurstrich. — Gerücht, daß Hrn. v. Hammer die Präsidentur der Akademie niedergelegt hat.

In den hiesigen Schriftstellerkreisen herrscht über die neu errichtete Censuroberdirection allgemeine Aufregung, welche sich diesmal allen gebildeten Kreisen mitgetheilt hat und man ist eben daran, eine Gegenvorstellung an Sr. Majestät den Kaiser zu richten, der in Folge der Schriftstellerpetition vor zwei Jahren eine Revision der Censurverhältnisse und eine Erleichterung derselben anbefohlen hatte. Die Eingabe soll nun darstellen, daß gerade das Entgegengesetzte, Erschwerung statt Erleichterung, eingetreten ist; die ganze Verordnung scheint mehr von einer Ungunst gegen die Schriftsteller, die im Präsidium vorwalten mag, dictirt zu sein. Wir wollen hoffen, daß die Eingabe diesmal bestimmter ausfallen wird, nachdem nicht nur die Schriftsteller, sondern ausgezeichnete Persönlichkeiten anderer Stände sie mit unterzeichnen werden, um so die allgemeine Indignation über das Benehmen und die Willkür eines einzelnen Beamten um so anschaulicher zu machen. Am eclatantesten hat sich dieselbe bei Eröffnung der

Akademie gezeigt. Herr v. Hammer hat in seiner Eröffnungsrede, die Angesichts des allerhöchsten Hofs und aller Würdenträger des Staats gehalten wurde, ausdrücklich gesagt, daß die Akademie censurfrei wirken werde. Diese Rede war dem Curator der Akademie und dem Fürsten Metternich zur Einsicht vorgelegt worden und blieb ihrem ganzen Inhalte nach unbeanstandet. Um so größer war das Erstaunen, als die bezeichnete Stelle im Abdruck der Rede in der Wiener Zeitung nicht vorkam. Nun bildet folgendes Factum das allgemeine Stadtgespräch (welches, da die Gerüchte es ziemlich gleichmäßig melden, ich Ihnen wohl als Wahrheit mittheilen kann), Herr v. Hammer habe sogleich unter Beschwerde gegen den Polizei-Präsidenten beim Curator der Akademie nicht nur seine Stelle als Präsident niedergelegt, sondern auch seine Entlassung als Akademiker nachgesucht, indem er es mit seiner Ehre unverträglich halte, Vorstand oder Mitglied eines Instituts zu sein, das die höchste wissenschaftliche Instanz des Staates darstellen und zugleich der Polizei-Censur unterworfen sein soll. Die Spannung ist allgemein, ob nun die Censurfreiheit der Akademie, um welche sie schon vor Monaten gebeten hat und die in beliebter Weise beim Polizei-Präsidenten liegen gelassen wurde, erfolgen, oder ob man die Schmach des Austritts des Präsidenten Angesichts der ganzen gebildeten Welt sich gefallen lassen wird. Herr v. Hammer ist glücklicher Weise in der Lage, die 9000 Fl. C.-M., welche die Präsidentenschaft bringt, entbehren zu können, wiewohl Niemand daran zweifelt, daß er auch unter andern Umständen die gleiche Gesinnung dargelegt hätte. Sobald ich über die näheren Verhältnisse der Wahlen der Akademie unterrichtet sein werde, werde ich Ihnen einen ausführlichen Bericht mittheilen. Bei der Censuroberdirection ist durch den Adjunkten K., der sich durch geistige Fahndung in Galizien bedeutende Verdienste erworben hat und durch den Hofrath, der früher Polizeidirector in Inspruck war, die größte Strenge eingeführt worden, es werden sogar die Makulaturbogen, in denen die Bücher eingepackt kommen, einer strengen Revision unterzogen, das Bureau soll den Grundsatz festgestellt haben, daß in vier Wochen kein verbotenes Werk in Wien zu haben sein dürfe. Wenn dieser Grundsatz durchzuführen ist, so werden unsere Buchhändler noch in diesem Jahre zahlungsunfähig.

0 — 0

V.

Das österreichisch-russische Anleihe-Project.

Von der österreichischen Grenze.

Ueber die finanzielle Mission des Regierungsraths Frenzel nach St. Petersburg ist nichts Bestimmteres zu erfahren. Unsere Börsengötzen sehen der Sache mit Spannung entgegen. Wenn es wahr ist, daß Herr Frenzel die Mission hat, aus den Goldbergen des Urals oder aus den Silberschachten Sibiriens einen hellklingenden Kanal von 50 Millionen Silbergulden nach Oesterreich zu leiten, so wäre dies für unsere feisten und magern Geldsäcke ein angenehmes Fressen. Man würde die Nordbahnactien wieder auf ihren früheren wucherischen Cours hinauftreiben können, Crethi und Plethi der übrigen Actien würden wieder hochzahlende Käufer finden, und die eingeschüchterte Agiotage würde wieder ihr freches Gesicht enthüllen dürfen. Von dieser Seite würde der Staat neue Lobeserhebungen für die neusprudelnde, „wohlthätige" Geldquelle ernten. In einem Staate, welchem die Geldmänner bisher allein einen wichtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten abgezwungen haben, in welchem man bis jetzt nur dieser Seite der öffentlichen Meinung Aufmerksamkeit und Gehör zu schenken sich gezwungen sieht, sind jene Lobsprüche allerdings von Wichtigkeit. Wir glauben aber,

die Herren Rothschild, Sina und ihre Accoliten sind keineswegs noch die einzigen Kritiker solcher Unternehmungen, und ihr Gesichtspunkt ist noch keineswegs der „einer kaiserlichen Gesinnung“, welche unlängst ein Feuilleton der Wiener Zeitung von allen österreichischen Staatsbürgern forderte. Wir Andern aber, die wir an der Börse à la hausse oder à la baisse spielen, sehen mit Beklemmung diesem Schritt der Regierung zu und berechnen, wenn auch nicht in Gulden und Kreuzern, welche Zukunft sich dem Staat öffnete, wenn der gefährlichste und allernächste Feind Oesterreichs einer seiner ersten Gläubiger würde. Zwar hält man uns das Beispiel Frankreichs vor. Wunderbar genug wird dieses verschrieene Frankreich, dessen Institutionen uns sonst durch zehn Cordonen wie die Pest vom Leibe gehalten werden, in dieser Frage als Muster vorgeführt. Allein Frankreich ist kein Nachbar des Czaren, es hat keine verstopften Sulinamündungen, keine Panslavisten, keine polnische, czechische und slovakische Bevölkerung, keine neugriechischen Bekenner, die in St. Petersburg das Oberhaupt ihrer Kirche suchen, es grenzt nicht an die Moldau und Wallachei, es hat keine moskowitischen Emissäre in seiner Mitte, es hat nicht zu befürchten, Rußland sende ihm die Pfeile einer nationalen Revolution in's Herz, es hat nicht zu besorgen, Rußland störe es in seiner innern staatlichen Entwickelung durch ein nachbarliches drohendes Veto. Nichtsdestoweniger hat man in Frankreich die Besorgniß laut und nachdrücklich ausgesprochen, Rußland könnte im Falle eines Krieges plötzlich die Titel seines Darlehens auf den Markt werfen und die Papiere des Staates mit einem Male niederdrücken. Die französische Bank, im vollen Bewußtsein ihrer Kraft, hat zwar diesen Einwurf beseitigt, und in der That, was sind funfzig Millionen Franken für das gesichertste Bankinstitut der Welt? was ist diese Summe für einen geordneten Staatshaushalt, für die blühenden Finanzen eines controlirten, nationalstolzen und von Patriotismus glühenden Reichs? In Oesterreich handelt es sich aber um eben so viel Gulden, als es dort um Franken sich handelte, und nehmen wir auch an, das Gerücht übertreibe die Summe, und das projectirte Anlehen habe eine Chiffre, welche das französische Anlehen nicht übersteigt, so ist diese Chiffre für unsere Finanzverhältnisse eine mächtige, und gibt einem Feinde, der sie in der Hand hat, unberechenbare Gewalt über uns. In frühern Zeiten verpfändete ein geldbedürftiger Souverän irgend eine Provinz bei einem andern besser wirthschaftenden, ließ sie auch wohl verfallen. Das Haus Hohenzollern ist nicht blos durch die gefüllten Geldtruhen, die Friedrich Wilhelm I. seinem genialen Sohn hinterließ, so groß geworden, sondern ein zur rechten Zeit gemachtes Darlehen, ein guter Pfandbrief auf die Mark Brandenburg hat den Burggrafen von Nürnberg zur fünften Großmacht erhoben. Die Zeit dieser hübschen Geschäftchen ist jetzt vorüber. Aber die Darlehen, die eine Macht der ander vorschießt, sind darum von nicht minder wichtigen politischen Folgen. Es ist doch ganz was anderes, ob man von dem Kaiser aller Reußen, der unverwandt nach Constantinopel und nach einem ostwestlichen Weltreich schaut, in einem geheimen Tractate eine immense Summe borgt, oder wenn man sie von Rabbi Amschel Rothschild in Frankfurt am Main entlehnt, der höchstens nach Jerusalem oder auf die Koscherfleischsteuer in Galizien einen protegirenden Blick wirft, und seinen christlichen und jüdischen Machtgenossen genau Rechenschaft geben muß, wie viel Procentchen dabei profitirt werden. Es ist nicht zu befürchten, daß der Frankfurter Geldczar die Panjudaisten in Böhmen, Ungarn und Galizien durch Emissäre bearbeiten läßt, um in den Tagen, wo er seinen byzantischen Thron in Jerusalem endlich definitiv errichten wird, Oesterreich im Herzen zu erschüttern zu Gunsten Amschelowitsch I., es ist nicht zu besorgen, daß die „Knoblauchstengel“, welche die Donau

hinunterschwimmen, dort die Mündungen in's schwarze Meer verstopfen, um dem österreichischen Handel die Lebensader abzuschneiden. Wenn wir die Wahl haben zwischen einem Geldbaron und einem Geldkaiser, so ist uns der Baron viel lieber. — Wir glauben keineswegs den österreichischen Staatsmännern in diesem Punkte etwas sagen zu dürfen, was sie nicht längst von allen Seiten überlegt und durchdacht haben, denn hier handelt es sich keineswegs um eine Vertretung demokratischer Anschauungsweise gegenüber absolutistischen Principien. Die Besorgnisse, die wir hegen, sind nicht im Interesse einer Fraction, sondern des Staates selbst, ja wir müssen sagen der Dynastie, und wir haben die Ueberzeugung, daß die Bedingungen des projectirten Anlehens so entworfen sein werden, daß sie die volle Freiheit und Autonomie unseres Staates und Kaiserhauses in keiner Weise für die Zukunft compromittiren; aber eben so überzeugt sind wir, daß ohne politische Zugeständnisse Rußland seine Kassen nicht öffnen wird, und hier stehen wir allerdings auf dem Scheidewege principieller Anschauungen. Das russische Anlehen soll Oesterreich zur Aufrechthaltung seines Einflusses in Italien dienen. Dieser Einfluß und seine Wiedereroberung sind jetzt stark in Frage gestellt. Ob Oesterreich in der Halbinsel mit den bisherigen Mitteln wiedererobern kann, ist sehr zweifelhaft; die Zugeständnisse an Rußland, der gefährliche Einfluß, den es auf unsere Zukunft gewinnt, sind jedoch gewiß. Es ist also ein rein mathematisches Exempel: ist jener höchst unsichere Gewinn werth des großen Einsatzes?

† †

VI.

Aus Leipzig.

Theater und Concerte.

Unser Repertoir ist mit einem Berliner-Königstädter Erzeugniß bereichert: „100,000 Thaler." Es ist so gut und so schlecht, wie die andern in dem Genre des Lumpacivagabundus u. s. w.; unser Sonntagspublikum war befriedigt, und Frau Günther-Bachmann gab die liebenswürdige Berliner Köchin so reizend als möglich.

Die „Valentine" wurde uns diesmal von Fräul. Erck dargestellt. Sie ist eine der glänzendsten Parthien für geniale Schauspielerinnen, aber — sie verlangt auch eine geniale Darstellerin. Wenn Valentine den kaum eingetretenen Georg für „bedeutend" erklärt, so wird eine solche Erklärung je nach der Persönlichkeit der Schauspielerin gleichfalls bedeutend oder — lächerlich. Eine andere Ungeschicktheit, von der auch Herr Wagner nicht ganz freizusprechen ist, ist die Neigung, die Sache in's Larmoyante zu ziehen. Ein Anflug davon ist in der Valentine, und vielleicht hat diese Concession, die Freytag dem thränenbedürftigen Publikum gemacht hat, ihm eben so viel Verehrer verschafft, als seine wirklichen Verdienste. Aber es ist eben die Pflicht der Schauspieler, dagegen den künstlichen Humor, die geistige Freiheit jener Charaktere hervorzuheben. Wie herrlich war der Ausdruck, den Fräul. Unzelmann in jenes Geständniß zu legen wußte: Die Demüthigung vor den Schranzen u. s. w. — „sie that mir doch wehe!" Fräul. Erck fing laut an dabei zu schluchzen, und Herr Wagner begleitete dieses Schluchzen mit einem Tone des Mitgefühls, der mehr gefühlvoll als ästhetisch war. In der Scene im Gefängniß hebt der Dichter mit Recht so dreist als möglich den Humor seines Helden hervor — der beiläufig nothwendiger Weise sein Geständniß in der ersten Scene, er könne auch wohl ein Bruder Liederlich werden, wenigstens einigermaßen in seinem ganzen Wesen durchblicken lassen muß — in diesem Sinne ist auch seine Bemerkung über das Wetter draußen, und das Lied, das er summt, aufzufassen.

Herr Wagner spielte die Scene zu ernst. Die Bemerkung über die untergehende Sonne sagte er mit einem Tone, als käme er sich wie der sterbende Sokrates vor, der durch das Abendroth an sein Ende gemahnt wurde. — Das Publikum war übrigens mit der Aufführung, sowie mit dem Stück sehr zufrieden, und brach bei mehrern Gelegenheiten in lang anhaltenden Jubel aus.

Wir haben in Kurzem mehrere bedeutende Novitäten zu erwarten. Herr Marr hat zu seiner Benefizvorstellung ein neues Drama der Fräul. Sangalli gewählt, das seinem Titel nach ein Tendenzstück zu sein scheint. Von Laube liegt ein Drama — Prinz Friedrich — der Berliner Theatercensur vor, wie wir aus den Berliner Zeitungen ersehen; eben so von Hebbel die Judith, aus der in Ruge's poetischen Bildern eine greuliche Scene mitgetheilt wird, ein Monolog, in dem sich der Held über die Annehmlichkeit ergeht, in dem Schooß eines schönen Mädchens zu erwachen, das die aus seinem Leichnam hervorkriechenden Würmer mit ihrem süßen Athem wegbläst!! Unser Theater wird sich es wohl nicht nehmen lassen, in beiden Fällen mit den Berlinern in die Schranken zu treten. Freytag's Waldemar wird in einigen Wochen gegeben. Ob Gutzkow's Wullenweber sich halten wird, ist mehr als zweifelhaft.

Die zweite Serie der Quartett-Concerte, von den Herren David, Gade, Klengel und Kosmann mit Auszeichnung ausgeführt, wurde mit drei classischen Werken eröffnet; dem D-moll-Quartett von Haydn, das durch die Vereinigung der lieblichsten Melodie und des reizendsten Humors eine allgemeine freudige Theilnahme erregte, dem Es-dur-Quartett von Cherubini, einem der glänzendsten Werke dieses großen Meisters, den uns in dieser Saison das Gewandhaus nach allen Richtungen hin vorgeführt hat, und dem B-dur-Quartett von Beethoven (Op. 130), einer der tiefsinnigsten aber auch dem Laien am wenigsten zugänglichen Compositionen seiner spätern Jahre, von der man wenigstens beim ersten Mal mit Recht sagen kann, was die Romantiker so oft bei ihrer mehr gutgemeinten als eindringenden Kritik poetischer Werke anwendeten: man ahnet wohl hin und wieder, was der Dichter sagen will, aber man versteht es nicht; man fühlt sich mächtig ergriffen, aber mit einer Art von Furcht. Diese Reihe von Concerten hat denn doch eine bedeutend geringere Zahl von Zuhörern, denn ein großer Theil des Gewandhaus-Publikums wird mehr von den hübschen Gesangstücken und den Leistungen der Virtuosen angelockt, als von den Symphonien. Jedenfalls ist in musikalischer Beziehung der Genuß, den die Quartette gewähren, der reinere.

VII.

Notizen.

— Eine Oper von Friedrich Kittl, Director des musikalischen Conservatoriums in Prag, „die Franzosen vor Nizza", hat bei ihrer ersten Aufführung dort einen Succeß erlebt, wie man sich eines ähnlichen nur allenfalls bei den ersten Aufführungen von Meyerbeer's „Robert" oder „Hugenotten" erinnert. Dieses Werk voll Feuer und Leben wird unbezweifelt die Runde durch ganz Europa machen. — Das Libretto ist vom Kapellmeister R. Wagner in Dresden nach König's Roman „die hohe Braut" bearbeitet.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Plaudereien aus London.

Häuslichkeit und Ceremoniell. — Die Emancipation der Juden. — Aufklärung und Reformen. — Einkommensteuer. — Sklaverei und Menschenrechte. — Irland. — Freihandelsdebatten. — Der Herzog von Braunschweig. — Die Soireen, die Löwen und die Literatur.

Mildere Lüfte wehen, die Wolken hängen weniger tief, die graue Winterfarbe des Himmels verwandelt sich zu Zeiten in ein lichtes Blau und der Flieder treibt schon dicke Knospen. Das schmeckt nach Frühling, und Hoffnung, wie auf ein unbekanntes Etwas, zieht in jedes Herz ein, das für dieses Erwachen der Natur einen Sinn mitbringt. Aber auch die Zeit ist erforderlich, um der Mutter Natur in ihrem Walten nachzuspüren, und diese gehört nun freilich unter die kostbarsten Artikel auf diesem Markte der Welt. Wenn Goethe in seinem kleinen Weimar sagen konnte: „Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt," was würde er dann erst ausrufen, wenn er sich unter diese zwei Millionen rasend geschäftiger Menschen versetzt fände!

Alles gewinnt jetzt neues Leben, neue Bewegung, neuen Schwung! Die kleine Königin ist von Windsor zurückgekehrt und die Fahne auf Buckingham Palace verkündet ihren getreuen Unterthanen, daß die kleine Frau ihre neue Kinderstube eingerichtet, deren äußerer Effect, als dem Schloß seine Façade nehmend, schon lange vom architektonischen Geschmack verdammt wurde. Was hilft aber Geschmack, wo die Nothwendigkeit schreit, und die Kleinen untergebracht sein wollen! Jetzt logiren sie bequem mit Vater und Mutter unter einem Dache und was gilt da das Aussehen. Allen Kindern wird es wahrlich nicht so wohl! — Während Ihre Majestät sich diesen häuslichen Sorgen hingibt, sind ihre getreuen Unterthanen auf einem sehr viel weiteren Feld beschäftigt, und rechnen auf andern Segen. Der weibliche Theil derselben denkt an die Drawingrooms, und die jungen Mädchen, die zum ersten Male ihr Début machen sollen, haben schon lange den Schlaf eingebüßt. Eine Schleppe zu tragen, den Kopf mit Straußfedern zu bestecken, sich überhaupt wie ein Pfau zu spreizen, hat einen ungemeinen Reiz für das schöne Geschlecht. So aufgeputzt gehen sie in das Zimmer, wo Ihre Majestät auf dem Throne sitzt, machen eine tiefe Verbeugung, und gehen dann rückwärts zur andern Thüre wieder hinaus. Voilà tout! — Im Lande Sinde war von so etwas nicht die Rede. — Man kann dann aber sagen, ich bin zum Drawingroom gewesen und das ist viel, unendlich viel, ganz über die Maßen viel, in dieser kleinen

Welt, wo der Mensch so ungerne etwas durch und in sich selbst ist, aber alles den Umständen entnehmen, den Verhältnissen verdanken will. — In England kann Jede zum Drawingroom gehen, die eine Dame kennt, die sie vorstellen will; diese Möglichkeit macht das Drängen nach dieser Ehre nur um so größer. Auch Mrs. Hudson, die „Eisenbahnkönigin," obwohl sie noch vor ein paar Jahren die Frau eines Krämers war, ist hoffähig. Glückliche Sterbliche! — So geehrt die Welt zu verlassen, da muß das Leben wirklich wie ein schöner Traum hinter ihr liegen! Jetzt ist sie noch in demselben befangen und mit ihr eine große Anzahl hoffsüchtiger weiblicher Herzen, denen man zu diesem Zenith ihres Lebens jeglichen Glückwunsch mitgeben kann.

Die Männer haben sich indessen an die Politik gemacht, und reden für und gegen die „Disabilities of Jews," bevor diese einen Sitz im Parlamente einnehmen. Die Sache wird nun sobald noch nicht entschieden werden, da Herr Anstead, ein neues Parlaments-Mitglied, am Dienstag den 8. Februar, wo die Frage abgestimmt werden sollte, mit einer „Bill" kam, und durchaus nicht davon abstehen wollte, dieselbe, die dem Gesetz nach vorging, an einem folgenden Tage einzureichen. Als die Herren sahen, daß er beharrlich auf seinem Kopfe bestehe, liefen sie alle davon, und die Journale haben ihn nun den Ventilator genannt, weil er das Haus so schnell zu reinigen vermochte, wie kein künstlicher Apparat. Für diese Tempelreinigung wird Herr Anstead noch manchen Spott dulden müssen. Ob die Frage zu Gunsten der Juden entschieden werden wird, ist noch zweifelhaft. Unter den Gründen, die dagegen vorgebracht werden, ist der, daß England dann kein christliches Parlament mehr haben, kein christliches Land mehr sein würde, der bedenklichste. Andere wenden dagegen ein, es sei auch kein christliches Land, denn die erste Bürgertugend heiße Duldsamkeit, und diese vergesse man zu üben. Ueberdem mache der Name keine Sache, und der Eid „Upon the true faith of a Christian" sei eine Formel, oder wenn mehr als das, eine schreckliche Blasphemie, und das Nadelloch, durch welches jeder Elephant von Irrglauben in das politische Walhalla Englands seinen Weg finde, und, der seinen Weg nicht auf diese Weise finden wolle, sei der Jude, und der Jude somit der einzige ehrliche Mann in England. Diese Ansicht ist von sehr bedeutenden Männern ausgesprochen worden. — Herr Monckton Milnes, der Staatsmann und Dichter, und Freund der Deutschen und deutscher Literatur, legte in die Wagschaale, daß England verbunden sei, der Welt ein Beispiel liberaler Denkweise zu geben, und daß der hier gefaßte Beschluß besonders für Preußen wichtig sein würde, wo die Juden nur durch drei Stimmen Mehrheit von politischen Rechten ausgeschlossen worden. Stolze Engländer! Warum sollen sie uns ein Beispiel geben, warum können wir ihnen nicht, auf dem Felde der Toleranz wenigstens, vorangehen? Schämen müssen wir uns, daß wir auch in diesem Punkte überboten werden sollen! Wie Bettine den Magistrat von Berlin durch ihre rothe Tinte mit Scham bedecken wollte, so

sollten jene Worte des englischen Parlamentsgliedes, daß man uns in religiöser Toleranz vorgehen müsse, eine tiefe Röthe des Unwillens in jeden Deutschen heraufbeschwören. — Acht Broschüren sind in dieser Zeit zu Gunsten und Ungunsten dieser Judenfrage erschienen, unter denen jene von Herrn Francis Goldsmid, dem ältesten Sohn von Sir Isaac Goldsmid, Baron von Palmira, die beste ist. Zu gleicher Zeit hat dieser junge Mann eine Bill eingereicht, zu beweisen, daß die Wahl von Lord Arthur Lennox als Deputirter für Yarmouth ungültig sei, weil er seine Veto's gekauft habe. Die Untersuchung dieser Angelegenheit geht jetzt vor sich, es sind Advocaten und Richter ernannt, und Angeklagter und Ankläger sehen mit gespannter Erwartung dem Ausgang dieser Angelegenheiten zu. Daß die Wahl des Lord Arthur Lennox durch Geld bewerkstelligt wurde, ist ein Punkt, der außer Frage steht, darum aber bleibt der Beweis vor dem Stuhle des Richters nicht minder schwer. Denn was er nicht selbst und mit eigner Hand gethan, dafür ist er nicht verantwortlich; wie seine Freunde für ihn handelten, welche Mittel sie in seinem Interesse anzuwenden für gut fanden, das darf ihm nicht zugerechnet werden. So kann die Bestechung bewiesen dastehen, und er, der seinen Sitz im Parlamente dadurch gewann, dennoch unantastbar bleiben. Das sind die Gesetze dieser Welt. Die kleinen Fliegen werden in unserm Utopia gefangen, die großen brechen sich immer ein Loch, und die Mittel vergißt man, sobald ein günstiger Erfolg dieselben rechtfertigt. Die Frauen sind darum auch so nützlich bei den Wahlen, denn das englische Gesetz hat nichts mit ihnen zu thun, und so können sie schmeicheln, küssen und Veto's kaufen, so viel sie nur wollen.

Schade übrigens, daß unter den Juden hier keine Einigkeit herrscht! Ein gemeinsames Streben würde weit eher einem Ziele zuführen, wie sie es alle wünschen; denn an Jerusalem denkt doch auch selbst ein Talmudist in heutiger Zeit nur selten. Die drei großen Familien Montefiore, Rothschild und Goldsmid, bilden jede ihre Coterie. Die letzteren stehen sogar beinahe vereinzelt da, indem sie sich durch die Einführung einer reformirten Synagoge von den übrigen getrennt haben. Und diese Reform, — daß sich Gott erbarme! wie orthodox ist sie. Sieht man dagegen Dr. Holdheim in Berlin in seiner Synagoge, so hat das freilich ein rationelleres Ansehen. In England ist es ein Fortschritt, daß man predigt und auch, daß der englische Text neben dem ebräischen steht; die Frauen sitzen abgesondert und die Männer tragen einen grauen Shawl mit einer blauen Borte und Franzen, weil Moses etwas von solchem Besatze gesagt, und diese Toilette sieht wirklich sehr abgeschmackt für ein vernünftiges Wesen aus. Auch ist der Sabbath ihnen ein Tag gänzlichen Müßigganges, an dem sie keine Feder eintunken, in keinem Wagen fahren und sich in jedem Sinne zu Sclaven ihres Gesetzes machen, ohne der gesunden Vernunft zu erlauben, auch nur das leiseste Wörtchen mitreden zu dürfen. Ihr Fleisch muß durchaus kauscher sein und keine verbotene

Speise wird angerührt. Das sind die liberalen Juden; der Wiederschein des orthodoxen England. Es ist interessant, zu beobachten, welchen Einfluß das Land, das sie bewohnen, auf dies seltsame Volk hervorbringt. Cosmopoliten durch Nothwendigkeit, sind sie Separatisten durch ihre Religion, und wollen sich nur aus Interesse und Ehrgeiz naturalisiren. Diese drei Elemente setzen ihren Bestrebungen jene Hindernisse entgegen, die sie beklagen, ohne doch aus dem Wege räumen zu wollen, was den Stein des Anstoßes bildet. Was sich aber auch so durch Ausdauer und ernstes Streben erreichen läßt, sieht man an Sir Isaak Goldsmid. Alle Vortheile, die die Juden in England genießen, sind sein Werk. Unermüdlich hat er gearbeitet, ihnen die Rechte und Freiheiten zu verschaffen, die sie in den Stand setzten, eine bessere Erziehung zu genießen und andere Geschäfte zu betreiben als den Handel. Er hat dies Ziel erreicht, und zugleich ist ihm für sich selbst, zur Ehre und Anerkennung seiner Verdienste, der Titel eines englischen Baronet's, erblich auf Kind und Kindeskind, zuertheilt, wodurch er an Rang über den Rothschild's steht; außerdem hat die Königin von Portugal ihm noch den Titel eines Baron von Palmira mit Ländereien gegeben, so daß er an weltlicher Ehre eine doppelte Portion besitzt, und jede Tochter sich eine Baronesse nennen kann. Aber neben dem allen — droht ihm der Bannfluch von seinem eignen Volk. Was Uriel Acosta nicht erlebte, führt das neunzehnte Jahrhundert, — wer sollte es glauben? — in England auf. Und ein Deutscher muß es sein, der das Organ der jüdischen Theocratie wird, und Verwünschungen auf diejenigen seines Volkes hervorruft, die den Talmud und den Misrah und die Gemahra zurücklegen. Dr. Adler heißt dieser würdige Mann, der mit pharisäischem Hochmuth jeden Buchstaben des Gesetzes gehalten haben will und der in seiner Gemeinde keine Vernunft, als die der Kirche und die kleine eigene, dulden will.

Noch in diesem Jahre verweigerte er einem würdigen Manne den Begräbnißplatz neben seiner Frau, weil derselbe die reformirte Synagoge besucht hatte. — So wiederholt sich das Vergangene in der Zeit! Und diesem Manne und seiner Glaubensneigung gehört Sir Moses Montefiore an, von dessen jüdischer Philanthropie die Welt so viel Aufhebens machte, weil er Geld genug hatte, mit seinem Schächter nach Rußland und nach Damaskus zu gehen, um sich dort nach seinen armen Genossen umzusehen. Der Schein war für ihn und nach diesem urtheilt die Welt. Vielleicht genügte ihm das. Hier weiß man nur von seiner Unduldsamkeit zu erzählen, und wer solche an seinem eignen Volke übt, sollte sich kaum berechtigt glauben ein anderes von einem Christen zu erwarten. Um die Politik kümmert Sir Moses Montefiore sich nicht; auch nicht um Erziehung. Er lebt hier, reich, still, ruhig und freuet sich der gewonnenen Glorie. Kinder hat er nicht, sorgt also weiter für keine Nachwelt. Baron Lionel Rothschild möchte eben so leben, wenn seine Frau nicht wäre. Sie, schön, klug, ehrherzig und stolz, weiß ihn zu treiben; sie bewohnt ein schönes Haus in Piccadilly, wo sie die

glänzendste und höchste Gesellschaft um sich versammelt. Sie weiß ein Haus zu machen und auf diese Kunst kommt alles an. Sie führt den Reigen, und ihr Mann hat nur das Nachfolgen zu thun. Wenn er je im Parlamente eine Rede versuchen sollte, so kann man gewiß sein, daß die Frau sie ihm einstudirt.

Das Parlament war dieser Woche gedrängt voll, weil die Juden natürlich das größte Interesse an der vorkommenden Frage nahmen; auch das kleine Loch, in welchem die Damen unsichtbare Zuhörerinnen der Verhandlungen sein können, war überfüllt. Das englische Parlament behandelt die Frauen am Ende noch schlimmer, als die jüdische Synagoge. Nichts von Emanzipation für diese! Sie sind null.

Die Fragen, die sonst am meisten im Publikum verhandelt werden, sind erstlich die neue „Income Tax," die auf 5 pCt. erhöht werden soll. Dies erregt allgemeine Klagen, und viele Damen haben deshalb die gewässerte Seide zu ihrer neuen Schleppe einen Shilling die Elle billiger gekauft, als sonst, weil sie — so sehr arm sind! Trotzdem ist diese Taxe eine sehr gerechte, und jeder indirecten Abgabe bei weitem vorzuziehn.

Die Gesetzgeber sind durch eine Deputation von Westindien erschreckt worden. Durch eine sonderbare Seelenwanderung, heißt es, sind die Seelen der Sclaven in die der Herrn gefahren, und eine Deputation erscheint, aus bleichen Männern bestehend, in Caliko-Jacken, weiten Plunderhosen, einen Panama-Hut auf dem Kopf, die mit dem mächtigen Aufruf: „Ich bin ein Christ und Dein Bruder!" um Abstellung der gegenwärtigen Uebel bittet. Diese bestehen darin, daß die Herrn Pflanzer den Zucker, den sie mit freien Arbeitern bauen, nicht so billig liefern können als jene, die Sklaven anwenden, und daß daher ihre Waare auf keinem Markte gilt. England hat durch seine „Abolition of Slave trade" das Uebel gestiftet, so sei England nun auch der heilende Arzt und gewähre seinen folgsamen Söhnen den verdienten Schutz. Mutter England ist nun in einiger Verlegenheit, wie es einer so gerechten Anforderung entsprechen soll. Das „wie" ist nicht leicht. Sclavenhandel erlauben darf es nicht, das hieße gegen sein Princip sündigen; andere bewegen gleichfalls keine Sclaven anzuwenden, ist eben so wenig möglich. In dieser Verlegenheit werden nun allerlei höchst einfältige Rathschläge gegeben, wie z. B. alle Jahre von Afrika 4000 Meilen breit die nöthigen Arbeiter herüber zu holen, u. dgl. mehr, die man dem guten Willen einer Mutter zu Gute halten muß; Lord George Bentinik aber will mit einem Hiebe den gordischen Knoten zernichten, und proponirt, man solle Cuba den Spaniern wegnehmen, und so eine gänzliche Abschaffung des Sclavenhandels erzwingen. Dann müßte man auch Brasilien wegnehmen u. s. w. u. s. w. — bis man am Ende nur noch einen Herrn und einen Sclaven auf der Erde fände. Da wäre es doch noch besser, unter dem Volk der Severamben zu leben, von denen Theodor Wehl so hübsch berichtet. Besonders gut würde es den Frauen dort gefallen, weil ihnen das Wählen zusteht. —

Aber zur Politik zurück und — zum hungernden Irland. Man will dort eine Grundsteuer einführen; das mag gut sein. Wie aber dem Uebel im Ganzen steuern, das weiß noch Niemand. Es ist zu traurig, an die armen Leute zu denken! Obwohl man alle Tage in den Straßen Londons verhungernde Menschen antrifft und zwar solche, die gerne arbeiten wollten, so macht ein gesammtes Volk, das vor Elend umkommt, doch einen tieferen Eindruck noch, als das Leiden Einzelner. — Auch entdeckt man jetzt, daß die Sterblichkeit bedeutend zunimmt, ja, daß seit drei Jahren schon die Zahl der Geborenen die geringere ist. Es muß also irgend ein Radikal-Uebel da sein, das an der Nation zehrt. Man will nun versuchen, alles das aus dem Wege zu räumen, was der Gesundheit des Volkes schaden kann; man denkt an die Verbesserung der Luft durch Ableitung des Wassers, die öffentlichen Badeanstalten für die Armen und endlich auch die Aufhebung der „Fenstertaxe." Die letztere war wirklich zu unvernünftig für ein Volk, das im Allgemeinen so sehr auf das Gemeinwohl sieht. Aber die Finanzen — das ist der kitzelige Punkt, vor dem jede andere Stimme schweigen muß. Und auch in diesem Jahre sieht es schlimm damit aus. Die Post hat immer noch nicht das frühere Einkommen realisirt. Im Jahre 1839 wurden 76 Millionen Briefe befördert; 1847 322 Millionen; der Zuwachs ist bedeutend und wohlthätig für den Verkehr des Handels und die Verbindung mit den Colonien; aber die dadurch gewonnene Revenüe zeigt ein immer noch bedeutendes Deficit auf. — Sonderbar ist es, daß 40,410 Pfd. St. an Banknoten, die durch die Post gesandt worden, nicht abgefordert sind. Das Gesetz ist, ein Jahr zu warten, und dann die Summe einzuziehen; so ist hieraus eine neue Revenüe erwachsen. — Viel Redens wird über die Thee-Taxe gemacht, die das Gewicht trifft und nicht die Qualität, so daß also der Reiche eben so viel für seinen guten Thee an das Gouvernement zahlt, als der Arme für seinen schlechten, dessen Ankauf er mit Mühe aus seinen geringen Mitteln bestreitet. Wenn man aber nach der Qualität taxirt, so wird aller Thee als schlechter eingeführt und man befördert nur den Betrug. Solche Fragen sind also schlimm zu entscheiden und man kann immer leichter tadeln als besser machen. Die Kaufleute von Liverpool dringen aber jetzt auf eine Aenderung, sie fragen, wo denn der Freihandel sei, von dem Cobden der Welt vorgeredet? — England nehme von 2—300 pCt. vom Thee, und die Söhne des Confucius begnügen sich mit 5 pCt. Ob das billig sei? Sie würden am Ende ganz von dem Handel mit China ausgeschlossen werden, wie das jetzt schon fast der Fall sei. Es heiße also auch mit ihrem Free trade: Richtet Euch nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten. Vom Tabak nimmt man gar von 600 bis 1200 pCt. Dies hat ein System der Schmuggelei veranlaßt, das keine Grenzen kennt; ja bei einer Comité wurde sogar der Rapport gemacht, es sei eine Schule etablirt, worin junge Leute im Schmuggeln unterwiesen würden und zwar von einer Dame. — Mit dem Weinhandel steht es eben so schlecht. Dänemark

trinkt so viel Wein als ganz England, und seine Einwohnerzahl übersteigt doch kaum die von London; Holland trinkt 60 Mal so viel. So wird also durch diese Auflagen jeder Genuß erschwert, und wo der arme Mann sich an einem leichten Glase Wein erfrischen könnte muß er zu starken Getränken seine Zuflucht nehmen, die ihn zum Thiere herabwürdigen. Man sieht nirgends in der Welt mehr Trunkene, als an einem Sonntag Abend in den Straßen Londons. Wohin sollen die arbeitenden Klassen auch wandern, als in die Schenken, die ihnen jetzt unter dem liberalen Parlament geöffnet sind! Und womit sollen sie sich da unterhalten, als mit dem Trunk! — Gewiß könnte man die Moral des Volkes nicht besser befördern, als indem man allsonntäglich Volksfeste anstellte. — Was sollen die Leute thun, womit sich unterhalten, womit ihren Feiertag hinbringen? Mit Beten? Kein Bischof kann den ganzen Tag beten und auch kein Erzbischof. Dazu betet der Arme die ganze liebe Woche lang: Herr leihe mir Geduld und Muth, und bewahre mich vor der Versuchung, den faulen Reichen todt zu schlagen; er hat also an jedem Sonntag schon viel vor seinem glücklichern Bruder voraus, und kann also wohl einmal müßig sitzen und feiern. Aber so ein frommer Mann mit der Schürze begreift das nicht, und auch nicht, wie viel er fordere, wenn er von dem Armen verlangt, sich sein ganzes Leben hindurch auf den Himmel zu freuen, in dem er ihm nicht einmal die Genüsse zu zeigen weiß, die eine rohe Natur allein zu begreifen vermag — die Befriedigung der sinnlichen Natur. Für den, der genießt, ist das Leben kurz, für den, der entbehrt, ist jeder Tag eine Ewigkeit. Was weiß aber so ein frommer Mann von den Leiden und Freuden, dem Wünschen und Hoffen der Armuth! Er hat seine Bibel in Oxford studirt und daraus gelernt, was er braucht, um wohl zu leben. Nun sollen andere desgleichen thun. Und wer ihn am Sonntag hört, der hat Genuß genug für den Tag. Der gute Bischof von London verbot in der letzten Woche die Badehäuser am Sonntag vor der Kirche zu öffnen. Er vergaß, daß die arbeitende Klasse keinen andern Tag hat, um sich mit Seife und Wasser zu befreunden, und daß das Sprichwort sagt: **Cleanliness comes to Godliness.** Er handelte als Priester und nicht als Mensch, und sollte doch beide vertreten. Fremde fürstliche Häupter kehren sich nicht an solche orthodoxe Machtsprüche, wie Dr. Adler und der Bischof von London sie auf die schwache Menschheit der Metropolis herabdonnern, und zur großen Ueberraschung der Bewohner fuhr das herzogliche Paar von Coburg am letzten Sonntag mit der Eisenbahn nach Windsor. Dieser Besuch kostet Prinz Albert eine kleine Summe; man weiß das, seit der Herzog von Braunschweig ihm nachgerechnet, wie viel die Ueberfahrt und Beköstigung aller seiner fürstlichen Verwandten dem Staate schon gekostet. Er schickt ihnen jetzt das Reisegeld heimlich zu, damit es nicht wieder öffentlich gesagt werde, sie könnten die Summe nicht selbst bestreiten, was für deutsche Fürsten eben nicht sehr respectable aussieht.

A propos! beim Herzog von Braunschweig darf man nicht übergehen, wie sehr gut er das Publikum kürzlich durch seine Erscheinung vor den englischen Gerichten amüsirt hat. Er hatte erstlich einen zehnjährigen Prozeß gegen den Satyristen zu beendigen. Dies Journal griff seinen Charakter bei seinem ersten Erscheinen in England sehr stark an, und der Herzog machte deshalb eine Klage gegen ihn anhängig. Man sieht, daß Prozesse hier eben so lang ausgesponnen werden, als bei uns, denn erst jetzt kam es zu einer Endentscheidung. Ferner hatten Se. Königl. Hoheit sich über ein verletztes Hausrecht zu beklagen. In England gilt das eigene Dach für eine beinahe heilige Zufluchtsstätte. Jeder, auch fast der kleinste Mann hat ein Haus für sich und ist der Herr seiner Schwelle. Das Nationalgefühl stimmt also immer gegen jeden Eingriff in die Rechte eines Hausbesitzers und alle gemachten Gesetze würden vor diesem schwinden. So war es auch diesmal. Der Herzog hatte eine kleine zarte Ehrenschuld zu entrichten vergessen, und sein Gläubiger faßte den Muth nach England zu kommen und auf die Entrichtung derselben zu dringen. Hier gilt kein Ansehen der Person; die vorgezeigten Papiere wurden richtig befunden und ohne Verzögern auf eine Execution gedrungen. Es war gegen 7 Uhr Abends, als eben ein leckeres Diner von Gordino, dem Restaurant, für Se. Königl. Hoheit gesandt wurde, als die Agenten des Gerichts mit einer Anweisung auf 210 Pfd. St. vor dem Thore von Brunswick-Haus erschienen. Sie fanden sich abgewiesen. Aber so handelt man nicht mit dem Diener der englischen Polizei. Sie drangen auf Gewährung, und wollten, was ihnen nicht in Güte geleistet wurde, mit Gewalt erzwingen. Dazu kam es denn auch, und eine schöne Anzahl des silbernen Tischservices, das eben zu dem Mahle aufgesetzt worden, wurde mit hinweggeführt. Dies gewaltsame Eindringen veranlaßte den gegenwärtigen Proceß, und der Richter meinte, die Penaten seien freilich heilige Schutzgötter der Schwelle, aber schlimm auch wieder für die Creditoren, denen kein anderes Mittel übrig bleibe zu ihrem Recht zu gelangen. — Der Herzog ist noch immer ein schöner Mann und erfreut sich einer blühenden Farbe der Gesundheit. Gewiß könnte er als Souverän nicht so unabhängig und ruhig lieben und leben, wie hier im großen London. Er weiß das auch und sehnt sich gar nicht zurück.

Die Soireen haben noch nicht angefangen, auch die Lion-parties noch nicht. Es läßt sich daher über ein „on dit" der Stadt noch wenig berichten. Lytton Bulwer befindet sich auf seinem Landgute und dichtet, und man weiß noch nicht, ob seine Gesundheit ihm erlauben wird zur Saison nach London zu kommen. Er hat sein Haus hier vermiethet. Das Gedicht „King Arthur," von dem Verfasser des „New Timon" wird ihm zugeschrieben. Der König soll das Portrait eines Nachbarkönigs sein, den er sammt seinem Minister zum Stoff gewählt und ergiebig genug gefunden hat. —

Freiligrath sitzt leider ganz stille und singt nicht mehr. Einige seiner Gedichte sind so eben im „Literary Prospectus“ mit einer kurzen Charakteristik über ihn erschienen, und zwar mit Herwegh zusammengestellt. Die Uebersetzerin ist Miß Swanwick, die sich schon durch eine metrische Uebertragung von Goethe's „Tasso“ ausgezeichnet hat. Beide Dichter hätten nicht leicht in bessere Hände fallen können. Für die nächste Nummer wird sie Carl Beck und Moritz Hartmann vornehmen, d. h. wenn ihre Dichtungen hier zu haben sind. Es ist wirklich schade, daß die Herren Literaten nicht zur Ehre ihres Volkes und ihres Namens ein Exemplar an die „London Library“ schenken. So kann man nie bekommen was man sucht, und ob ein Schriftsteller bekannt werde, das bleibt dem reinen Zufall überlassen. Der bringt denn freilich wunderliche Dinge, wie z. B. in der letzten Nummer von „Fraser's“ Magazin eine lange Besprechung von „Das große Malefizbuch“ von Wilhelmine von Chezy. Wie ist das nun zu dieser Ehre gelangt, möchte man fragen, und mit Recht. Die Romane von Ida von Düringsfeld sind in jeder Bibliothek, die von Fanny Lewald nirgends. Diogena ist viel gelesen und auch besprochen worden, aber ohne die Verfasserin zu kennen. Ja in einem Catalog stand sogar ein erfundener Name, faute de mieux, wie der Bibliothekar sagte. Ihr italienisches Bilderbuch wird jetzt übersetzt erscheinen und ihr hier die Bahn brechen; einmal bekannt, wird ihr ohne Zweifel die Anerkennung werden, die ihre Leistungen verdienen, das läßt sich von dem guten Geschmack erwarten.

Amely.

Hannöversche Skizzen.

Es gab eine Zeit, und sie liegt uns nicht sehr fern, da war das Königreich Hannover eines derjenigen Länder unseres deutschen Bundes, auf welches man allgemein mit Hoffnung, ja selbst mit einigem Stolz blicken konnte. Im ruhigen, aber kräftigen und auf dem festen Boden des Gesetzes fußenden Widerstand schien ein Volk das behaupten zu wollen, worauf es ein heiliges Recht hatte, und kein Mittel schien hinreichend zu sein, um es von jener schönen Bahn verdrängen zu können. Sieben Professoren von jener einst so hochberühmten, jetzt so sehr gesunkenen Universität Göttingen, verließen Haus und Heerd und zerstreuten sich in alle Gauen unseres Vaterlandes, damit sie ihrer Ueberzeugung nicht untreu zu werden brauchten, feurige Kämpen, die mit dem blitzenden Schwert ihrer Rede die Verfassung zu vertheidigen vermochten, sandte das Volk in seine zweite Kammer, dort dieselbe zu schützen, und mit Theilnahme folgte das ganze gebildete Deutschland den Verhandlungen derselben. Damals war der hannöversche Landtag mit der bedeutendste, den wir besaßen, seine Opposition die kräftigste, festeste, an hervorragenden Talenten zahlreichste, und was am Wichtigsten ist, am Festesten im Volke selbst wurzelnde. Viel reges politisches Leben herrschte in allen Kreisen des Volkes, ein reger Drang nach zeitgemäßem Fortschritt machte sich überall bemerkbar. Hannover war dem Norden Deutschlands damals, was Baden jetzt noch dem Süden desselben geblieben, ein Land, was in seiner politischen Entwickelung den Nachbarn vorausging, was man mit Recht ihnen als Muster aufstellen konnte. Es war dies zwar eine unruhige, an mancherlei unangenehmen Verwickelungen nicht arme, und mit verschiedenen Bedrückungen überhäufte, aber dennoch in ihrer Gesammtheit schöne, wohl wieder zurückzuersehnende Zeit, und hätte ihr Ende nur einigermaßen ihrem Anfang entsprochen, hätte man nur noch etwas länger darin fortgefahren, worin man so gut begonnen, wahrlich das Land hätte Ursache gehabt, für alle ferne Zukunft stolz darauf sein, mit Recht darauf hinweisen zu können. Schöne Früchte wären den harten Mühen gefolgt. Hannover hätte mit das am Weitesten ausgebildetste, am Tiefsten alle Glieder des Volkes durchdringende constitutionelle Leben erhalten, und sein Einfluß wäre von unberechenbarer Wirkung auf das ganze übrige Norddeutschland geworden. Und nun, was ist

jetzt daraus entstanden?! Eine tiefe Grabesruhe herrscht in politischer Hinsicht im Lande, kein Leben, kein Antheil aller Stände an den Handlungen des Gouvernements macht sich bemerkbar. Die Koryphäen jener Epoche leben entweder zerstreut in andern Gegenden Deutschlands, oder haben sich müde und enttäuscht in ihren Hoffnungen auf kräftigen Beistand ihrer Mitbürger in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen, oder auch aus schnödem Ehrgeiz oder Eigennutz ihre Ueberzeugung gewechselt, ihre Stimmen verkauft, ja Einer derselben mißbraucht sogar sein unbestreitbares Talent, um ein deutsches Brudervolk unter dem Joche einer fremden Nation zu ketten und deutsche Gesinnung zu bekämpfen. Nur ein kleiner Theil wackerer Männer harret und streitet noch mit festem Muthe, mit unerschütterlicher Treue fort und läßt sich weder irre machen durch die von allen Seiten drängende Uebermacht der Gegenpartei, oder was noch entmuthigender wirken muß, durch die Feigheit oder Gleichgültigkeit der frühern eigenen Genossen. Aber isolirt stehen diese wackern Kämpfer in der zweiten Kammer, wie in den größern Kreisen des Volkes. Was man jetzt in politischer Hinsicht von Hannover vernimmt, ist mit geringen Ausnahmen traurig. Selten hört man von einem frischen Leben in der zweiten Kammer, von einer nur einigermaßen zahlreichen selbstständigen Partei in derselben, von einem Antheil des Volkes an deren Verhandlungen. Was die Regierung will, das geschieht, gleichviel was es auch sei, man wagt kaum eine andere Meinung zu haben. Diese damals so kräftig opponirenden Hannoveraner wagen jetzt kaum einen andern Abgeordneten zu senden, als den der gestrenge Landdrost ihnen vorschreibt, und von dem sie gewiß sein können, daß er in Hannover mit freundlicher Miene empfangen wird. Nur das freie, kräftige, noch nie gedemüthigte Ostfriesland und sonst nur noch einige wenige Orte machen eine Ausnahme hiervon, zeigen doch noch etwas politische Selbstständigkeit. Wären diese nicht vorhanden und wollte man sich nicht ein gesetzliches Mittel für diese erhalten, man thäte jetzt eben so gut, den Ständesaal in Hannover zu schließen und den Abgeordneten die unnütze Reise dahin und dem Lande die Kosten für die Diäten zu ersparen. Jedenfalls ist es keine erfreuliche Arbeit, sich umständlicher mit den politischen Zuständen dieses Landes zu beschäftigen und sie näher zu berühren, als gerade unumgänglich nothwendig ist. Mit Ausnahme Ostfrieslands, was einen sehr scharf ausgeprägten, nationalen und ganz von dem übrigen abweichenden Charakter an sich trägt, und des Harzes, dieses echt deutschen Gebirgslandes, ist das übrige Königreich mit kleinen Nuancen so ziemlich in seinem ganzen Typus sich gleich, und wer eine Gegend, eine bedeutendere Stadt desselben kennt, kennt sie so ziemlich auch alle. Nur unter dem eigentlichen Bauernstande machen sich größere Unterschiede bemerkbar, und der Bewohner der fetten Elbe- und Weser-Marschen weicht in manchen Dingen nicht wenig von denen der Haiden ab.

Betritt man von Hamburg aus die Grenzen des Königreichs, so ist Harburg

die erste Stadt, die sich dem Auge des Reisenden zeigt. Harburg ist ein vorgeschobener Posten von Hamburg, ein Speditionsort desselben, ganz von dem Wohle und Wehe ersterer Stadt abhängig; die Spedition für alle die Gütermassen, welche aus dem südwestlichen und und mittleren Deutschland nach Hamburg kommen und umgekehrt von dort wieder dahin zurückgehen, zu übernehmen, ist die Hauptbeschäftigung dieses Ortes. Sie ist nicht uneinträglich und eine Menge Speditionshäuser von zum Theil ansehnlicher Bedeutung lebt von diesem Erwerb, ja man hat besonders früher, wo die Concurrenz nicht so groß und die Spesen daher viel höher waren, ansehnliche Summen damit verdient. Sonst sind noch eine unverhältnißmäßige Menge vornehmerer und geringerer Miethshäuser daselbst, alle bereit, den vielen Reisenden verschiedenen Standes, welche die Elbüberfahrt nach Hamburg hier fesselte, gegen möglichst theure Preise Unterkommen und Nahrung zu spenden. Wie gewöhnlich an solchen Vororten, ist hier auch Alles theurer und schlechter, als in Hamburg selbst. Ein großes Zollamt, mit weitläufigen Packhöfen, ein Oberpostamt, dem sonst die Reisenden sich zur langweiligen Beförderung durch die Haide anvertrauen mußten, was jetzt aber nur noch für den Verkehr nach Bremen Wichtigkeit hat, sind sonst noch die Hauptgebäude des langen, nicht unfreundlichen Städtchens. Jetzt hat der Ort durch die seit einem halben Jahr vollendete Cöln-Hannover-Hamburger Eisenbahn ein anderes Ansehen erhalten. Die vielen Frachtwagen, die man oft sonst in langen Reihen vor den Thüren der Ausspannhäuser halten sah, sind gar sehr verringert, die Gasthäuser verödet, alles, Waaren wie Menschen, eilt dem großen Bahnhofe zu, sobald als möglich fort von hier zu kommen. Wozu hier weilen, da man in bequemen Wagen in wenigen Stunden Hannover oder Braunschweig erreichen kann, oder den von dort Kommenden das Dampfschiff in dreiviertel Stunden nach Hamburg hinüberführt. Daher sind die Harburger Fuhrleute, Wirthe und Spediteure auch gar nicht gut auf die Eisenbahnen zu sprechen. Damit aber doch auch sie einigen Nutzen davon haben und ihnen auf der einen Seite ersetzt werde, was ihnen auf der andern entgehe, haben einige Harburger den Entschluß gefaßt, eine directe Dampfschifffahrtsverbindung mit England, die schon Ende dieses Jahres wahrscheinlich in's Leben treten wird, anzulegen. Man will die Waaren, die in das mittlere Deutschland bestimmt sind, gleich direct nach Harburg bringen, um sie dort auf die Bahn zu verladen, ohne sie erst den theuern und nutzlosen Umweg nach Hamburg machen zu lassen. Die hannöversche Regierung sucht im wohlverstandenen Interesse des Ortes und ihrer Cassen dies Unternehmen sehr zu fördern, was besonders auch durch Verbesserung des hiesigen Hafens geschieht. Nur ist mit Recht zu fürchten, man bringt gleich zu viel bureaukratische Bevormundung, wenn vielleicht auch in bester Absicht, mit in das Ganze hinein und verdirbt dadurch gleich anfänglich den Plan.

In Hamburg betrachtet man zwar diesen Plan Harburgs, sich mehr eine eigene selbstständige Handelsthätigkeit zu schaffen, jetzt noch mit spöttischen Blicken, und die einzelnen Localblätter daselbst gefallen sich Witzeleien über Witzeleien darüber zu machen, man ist aber für die Zukunft doch nicht ganz ohne Besorgnisse und zwar mit Recht. Macht die hannöversche Regierung Harburg zum Freihafen und enthält sich möglichst allzu vieler Einmischungen in den dortigen Verkehr, so kann gar leicht Harburg ein nicht unerheblicher Nebenbuhler von Hamburg in der Vermittelung des deutschen Verkehrs mit den übrigen europäischen Seestaaten werden. Jedenfalls würden Hamburgs große Häuser eigene Comptoirs und Speicher dort anlegen und so die Thätigkeit ersterer Stadt mannigfachen Abbruch erleiden. Namentlich aber, wenn Hannover sich entschlösse dem deutschen Zollverein beizutreten, Hamburg aber es vorzöge in seiner bisherigen Isolirtheit vom übrigen Deutschland, in welcher es neuerdings noch wieder so schroffe Schritte gethat hat, zu verbleiben, könnte Harburg ein wichtiger Platz werden und ein bedeutender Theil unseres Seehandels sich dahin ziehen. Sind doch schon im letzten Jahre über 60 Seeschiffe dort angekommen.

In einer Stunde führt die Eisenbahn von Hamburg nach Lüneburg, der ersten größeren hannöverschen Stadt auf dieser Seite des Königreiches. Auf der Hälfte des Weges kommt man bei der alten Stadt Bardowieck vorbei. Einst war Bardowieck die reichste, mächtigste Stadt von ganz Norddeutschland, nahm den jetzigen Platz von Hamburg, was damals nur ein ganz unbedeutendes Fischerdörfchen war, ein. Seine Handelsherrn trieben Land- und Flußhandel, wohin sich die damaligen Verbindungen nur erstreckten, sein Name war hochgeachtet an allen Orten, und mit fabelhaften Erzählungen von dem Glanz und der Ueppigkeit, die in den Mauren dieser Stadt geherrscht, trägt sich das Volk noch jetzt. Aber die übermüthig gewordenen Einwohner erzürnten dem damaligen Sachsen-Herzog, Heinrich den Löwen, der sie früher auf alle Weise begünstigt hatte, und in wildem Grimm zerstörte der harte Krieger den ganzen Ort und trieb dessen Insassen von dannen. Größtentheils siedelten sie nach dem nicht weit gelegenen Lübeck über, und legten mit den Grund zu dem spätern Ansehen dieses Ortes. Bardowieck hat sich aber nie wieder zu erhohlen vermocht, nur unbedeutend ist es seit jener Zeit geblieben. Jetzt treiben die wenigen Einwohner des kleinen Landstädtchens Gartencultur und haben sich besonders in feinem Gemüsebau und Handel mit Gartensämereien vielen Ruf in der Umgegend erworben. Auf den Tafeln der Hamburger Gourmands und großen Hotels, nimmt Bardowieck's Gemüse einen nicht unbedeutenden Rang ein. Als einziges Denkmal der früheren Größe, ragt aber hoch über die niederen Hütten der Jetztzeit herüber, der gewaltige Dom, der bei der erwähnten Zerstörung erhalten blieb. In seinem weiten Schiff, einem der räumlichsten in ganz Norddeutschland, scheinen nicht allein alle Einwohner, sondern fast auch alle Häuser des ganzen Ortes jetzt Platz finden zu

können. Sonst deuten noch manche Spuren von Ringmauern, Thoren, freien Plätzen u. s. w. auf die frühere Größe hin.

Lüneburg, von dem hohen, schattigen Lindenkranz, der in seltener Pracht sich um die zu Spaziergängen verwandelten Wälle des ganzen Ortes zieht, auch wohl mit dem Beinamen „Stadt der Linden" geschmückt, ist in seinem ganzen Typus eine echt hannöversche Stadt, während Harburg schon viel mehr Nachahmung von Hamburg zeigt. Wenn wir daher das Leben und Treiben von Lüneburg schildern, so ist dies mit einigen kleinen Schattirungen auch von Celle, Stade, Verden, Nienburg, Osnabrück und den andern größern Städten dieses Landes geschehen. Nur die ostfriesischen Städte, Aurich, Emden und Lingen, dann Göttingen als Universität, die Hauptstädte Goslar und Clausthal, das katholische Hildesheim, von dem diese Blätter erst kürzlich eine Skizze brachten und dann Hannover selbst, haben ein anderes Leben und Treiben.

Was dem Fremden, besonders wenn er aus Hamburg kommt, vor allen in diesem hannöverschen Städten auffällt, ist die große Menge von Uniformen aller Art, die er beständig daselbst erblickt. Wohin man kommt, sei es im Gastzimmer oder im Theater, an einem öffentlichen Orte oder in einer Privatgesellschaft, all' und überall wird man von zweifarbig gekleideten Individuen umringt sein. Der Postbeamte, der Amtsassessor, der Steuerbeamte, hohen und niederen Grades, sind nicht blos in ihren dienstlichen Funktionen, sondern überall bei ihren Vergnügungen und sonstigen Treiben in Uniform. Ganz militärisch sind Schnitt und Abzeichen derselben, und der Postsecretär, der am Briefschalter sitzt, ist mit oft Epauletts geziert, wie sie in andern Staaten kaum der auf Wache kommandirte Offizier trägt. Der jetzige König hat dies eingeführt, er wünscht alle seine Beamte, vom Landdrosten bis zum Lampenanzünder, so viel als möglichst stets in Uniform zu sehen und ist sehr ungehalten, wenn er erfährt, daß sie außer ihren Dienststunden bisweilen sich erlauben den bequemen Civilrock anzulegen. Sonst gebraucht man als zweckmäßig anerkanntes Mittel des Absonderungssystems auch möglichst viele Versetzungen, so viel und weit als es die nicht zu große Ausdehnung des ganzen Königreichs nur irgend möglich macht. Ist ein Beamter in Ostfriesland beliebt und heimisch geworden, hat er sich das Vertrauen seiner Mitbürger errungen, sich in die Eigenthümlichkeiten derselben hineingefunden, und man hat dies in höhern Kreisen erfahren, so kann er sicher sein, so bald als möglich nach dem Harz oder in das Lüneburgische versetzt zu werden, und so wieder umgekehrt. Daher ist denn in diesen Städten, wo Landdrosteien oder andere hohe Behörden sich befinden, bei denen eine große Zahl von Beamten hohen und niederen Grades angestellt sind, ein ewiges Kommen und Gehen, ein beständiger Wechsel, so daß Niemand recht warm und heimisch und in seiner Umgebung bekannt wird.

Zeichnet sich schon das Civil durch strenge und mannigfaltige Uniformirung

aus, so ist dies natürlich mit dem Militär in noch viel höherem Grade der Fall. Selbst alle längst verabschiedeten Offiziere, die jetzt oft ganz friedliche Beschäftigungen trieben, sieht man mit steifem Kragen, vorschriftsmäßig zugeknöpften Oberröcken, den Degen an der Seite, herumwandeln. Um aber ja recht viele Abwechselung in diese Uniformen hineinbringen zu können und möglichst viele verschiedene Truppen und Oberoffiziere zu haben, hat man die einzelnen Regimenter so klein als möglich gemacht und ihnen die verschiedenartigsten Namen gegeben. Besonders die Kavallerie zeichnet sich in so hohem Grade dadurch aus, wie in keinem andern deutschen Staate der Fall. So sind die 24 schwachen Schwadronen, die Hannover besitzt und die in Oesterreich nur drei Regimenter ausmachen würden, in acht verschiedene Regimenter eingetheilt, und darunter gibt es Garde du Corps, Garde-Kürassire, Garde-Husaren, König-Husaren, Leib-Dragoner, Kronprinz-Dragoner und wie noch fast ihre Namen alle sein mögen. Hat man es doch dadurch erzielt, bei 1200 Mann eben so viele Uniformen und Waffengattungen heraus zu bekommen, als Frankreich und Oesterreich sie etwa besitzen. Freilich kommt dieser Militär-Luxus, der hier getrieben wird und die fast unerschwinglichen Abgaben, die derselbe dem Lande kostet, in jeder Kammer zur Sprache und wird von der Opposition heftig getadelt. Doch frägt man jetzt in Hannover nicht viel nach Kammer und Opposition; gezahlt wird am Ende von der Majorität doch so viel, wie nur das Gouvernement es verlangt.

Uebrigens muß man dem hannöver'schen Militär im Allgemeinen zu seinen Ruhm nachsagen, daß besonders seine Offiziere sich durch Bildung, anständiges Betragen und Umgänglichkeit gegen andere Stände, vor ihren Kameraden in manchen andern deutschen Ländern rühmlichst auszeichnen. Der alte gute Geist, der noch aus jenen rühmlichen Zeiten stammt, da ein großer Theil der jetzigen höheren Offiziere, unter der englisch-deutschen Legion, fortwährend in Spanien gegen Napoleon kämpfte, ist trotz aller Bemühungen des jetzigen Gouvernements noch nicht ganz zu verdrängen gewesen, ja er hat sich mit auf die jüngere Generation übergepflanzt. Von jener Legionszeit her stammt es auch noch, daß ein so großer Theil der höhern Offiziere in der hannöverschen Armee bürgerlicher Geburt sind, was in einem Lande, wo sonst der Adel so überwiegend bevorzugt wird, doppelt auffällt. Aber freilich auf den Schlachtfeldern von Talavera und Victoria, wo diese sich ihr Patent erkämpften, fragte man nicht nach vornehmer Herkunft und vielen Ahnen. Ein großer Theil des Adels aber, wenn es auch manche rühmliche Ausnahmen hievon gibt, und viele seine Söhne auch dort ihr Blut verspritzten, zog es damals vor, statt sich lange Jahre in spanischen Feldlagern herumzutreiben, lieber reich dotirte Hofstellen am üppigen Hofe des Jerome zu Kassel anzunehmen und der schönen Königin, die deutscher Männlichkeit nicht gar abgeneigt gewesen sein soll sich zu widmen, seine Frauen und Töchter aber wieder dem Könige selbst, der gern mit deutschen Mädchen koste, zuzuführen.

Grade eine Menge von dem in jüngsten Jahren sich besonders bemerkbar machenden Würdenträgern des Reiches, hat ihre Laufbahn an jenem westphälischen Hofe begonnen, und es leben im Lande manche sehr vornehme Frauen die aus eigner Erfahrung ihrer Jugend erzählen könnten, wie glühend, wenn auch grade nicht treu, der lebendige Franzosenkönig zu lieben vermochte. Diese alten Feldofficiere der Legion aber, wenn auch später oft mit ungünstigen Blicken angesehen, wußten sich auch nach der Heimkehr in's Vaterland, durch Verdienste und Tüchtigkeit bis zu den höchsten Stellen hinaufzuschwingen, und der frühere Vice-König des Landes, der edle Herzog von Cambridge, dachte viel zu großartig und aufgeklärt, als daß bei ihm der Unterschied der Geburt etwas gegolten hätte. Jetzt freilich trachtet man nach Kräften dahin, die Armee von allen Bürgerlichen möglichst zu purificiren und wenigstens neu Eintretenden, wenn sie nicht als Söhne von Offizieren unabweisbar sind, dies auf alle Weise zu erschweren. Hat man es doch jetzt endlich durchgesetzt, bei der Garde-Kavallerie in Hannover wenigstens, nachdem man den letzten bürgerlichen Offizier, einen Rittmeister, zu einem andern Regimente versetzte, nur lauter Edelleute aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes zu besitzen. In einigen Kreisen der Residenz soll dieser Tag festlich gefeiert worden sein und die Garde du Corps in Potsdam beschlossen haben, jetzt ihre hannöverschen Kameraden als ebenbürtig anzuerkennen, und wo möglich bald ein gemeinsames Ritterbankett ganz nach Art und Weise wie vor der Schlacht bei Jena, mit denselben zu feiern.

Um aber das Offizierkorps möglichst vor jeder nahen Verbindung mit allen übrigen Ständen zu schützen, erschien vor einiger Zeit ein Befehl wegen der Verheirathung der Offiziere, der seines Gleichen in ganz Europa nicht hat. Jeder Lieutnant der heirathen will, muß in sicheren Papieren nachweisen können, daß entweder er oder seine Braut ein Vermögen von jährlich mindestens 800 Thaler Zinsen aufzuweisen habe, jeder Hauptmann von 1000 Thaler, jeder Stabsoffizier aber von 1200 Thaler. Dann soll eine eigene Commission noch genau darauf wachen, daß jeder Offizier sich nur standesmäßig verehelicht und keine Mißheirath eingehe. Als Mißheirath wird aber betrachtet, wenn ein adeliger Offizier ein bürgerliches, ein bürgerlicher Offizier aber ein anderes Mädchen als die Tochter eines höheren Beamten, Militärs, kurz eines durch seine Stellung hoffähigen Mannes heirathet. So soll z. B. es zu den ganz besonderen Ausnahmen gehören, wenn ein Lieutnant die Tochter eines angesehenen Kaufmanns, Fabrikanten u. s. w. heirathen darf, und noch kürzlich ist ein junger Offizier, dem es nach langen Harren endlich gestattet worden, die Tochter eines der reichsten und vornehmsten Banquiers in Wien zu heirathen um ihn die Ungnade über diesen Schritt fühlen zu lassen, in eine kleine entfernte Garnison versetzt worden.

Diese Ordre hat tief in alle Verhältnisse der Gesellschaft eingeschnitten, und darin wenigstens ihren Zweck nicht verfehlt, dem Militär eine möglichst isolirte

Stellung zu geben. Jede Familie, die erwachsene Töchter hat, muß ja jetzt ihr Haus sorgfältig vor dem Officier verschließen, in der Furcht, daß eine unglückliche, niemals zum Ziele führende Neigung, die gerade dadurch gar leicht zu einem sträflichen Verhältnisse übergehen kann, daraus entstehen könnte.

Auch beim Civil tritt diese auffallende Bewegung des Adels in letzter Zeit immer mehr und mehr hervor. Daß zu den höchsten Staatsstellen ein Bürgerlicher gelangen sollte, davon hat man seit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs kein Beispiel mehr. Nur bis zu solchen Stellen, die viel Kenntnisse und Fleiß erfordern und auf denen die Last aller Geschäfte ruht, als z. B. Regierungsräthe oder Oberförster, dürfen sie avanciren, die höheren aber, die Ansehen und Titel und hohes Gehalt bringen, als Landdrosten und Oberforstmeister sind ihnen unerbittlich verschlossen, zu diesen kann nur eine Reihe von Ahnen den Eintritt öffnen.

Abgesehen von diesen Begünstigungen der Regierung und dem Gefühl des eigenen Stolzes, was er für sich selbst hat, kann man sonst gerade nicht sagen, daß der hannöversche Adel sich besonderer Vorzüge vor anderen Ständen erfreuete. Er ist im Allgemeinen schon zu arm, als daß ihm dies nicht in manchen Beziehungen eine sehr unbedeutende Stellung verleihen sollte. Es gibt in Hamburg gewiß einzelne Kaufleute, die für sich allein mehr Vermögen besitzen, als der gesammte, sehr zahlreiche Adel von ganz Lüneburg zusammengenommen. Daher herrscht hier in Allem auch eine gewisse Einfachheit, ja selbst Aermlichkeit, die so recht auffallend ist, wenn man von Bremen oder Hamburg, diesen reichsten Orten von ganz Deutschland, die hannöverschen Lande berührt. Sonst hat aber die Geselligkeit hier wieder manche Vorzüge vor denen der Hansestädte, in denen dieselbe so vorwiegend auf rein materiellen Genüssen basirt ist. Im Allgemeinen trifft man viel tüchtige, gediegene Bildung in allen Kreisen der Gesellschaft, auch in den vornehmeren, verbunden mit angenehmen Formen und herzlicher Gastfreundschaft. Daher wird ein Fremder sich leicht in allen diesen hannöverschen Städten gefallen und manche Vorzüge größerer Orte in ihnen nicht allzusehr vermissen. Freilich vom Rhein darf er dann nicht kommen, das dortige lebendige, rege Leben nicht zu sehr kennen gelernt haben.

Dieses Bild, was wir hier in allgemeinen Umrissen gaben, paßt, wie gesagt, so ziemlich auf alle diese erwähnten hannöverschen Städte. Nun zum Schluß aber noch Einiges über Lüneburg selbst. Die Stadt hatte sich in den glänzenden Zeiten des hannöverschen Volkes auch einen glänzenden Namen erworben, ward gar oft mit Lob und Ehre im deutschen Vaterlande genannt. Hatte doch ihr Mitbürger Christiani sich als begeisterter Redner der zweiten Kammer den Beinamen des „Mirabeau der Lüneburger Heide" erworben, war er doch mit der Hauptkoryphäe der damaligen Opposition, ein Mann, der einem v. Itzstein an die Seite gesetzt ward. Jetzt freilich, wie hat in den letzten Jahrzehenden sich Alles geändert! Christiani hat seine scharfe Feder dem Dänenkönig verkauft und sitzt im

Schlosse zu Christiansburg und schmiedet Angriffe gegen die holsteinischen Patrioten und hilft wacker mit, deren heiliges Recht schmachvoll mit Füßen zu treten. Aber auch Lüneburg selbst ist wieder recht zahm und geduldig geworden, hat sich die Schlafmütze, die es einmal zu rücken anfing, wieder gar tief über die Ohren gezogen. Oder sollte diese Ruhe nur eine äußere sein, sollte man sich jetzt von dem Kampf nur etwas erholen und sich im Stillen rüstend nur bessere Zeiten abwarten wollen, um ihn dann mit neuen Kräften, mit frischem Muthe wieder zu beginnen? Manche Anzeichen eines ohne viel äußere Worte und lärmende Demonstrationen im Stillen immer mehr erwachenden kräftigen Bürgersinnes, scheinen darauf hindeuten zu wollen. Sonst herrscht viel Oede und Ruhe in Lüneburg, wie in allen hannöverschen Städten. Der Speditionshandel von Waaren in das Innere von Deutschland, der früher einiges Leben hier verbreitete, hat auch den Ort immer mehr umgangen und sich andere Wege aufgesucht. Große Industrie und lebhafter Handel ist gerade nicht vorhanden und so kann denn natürlich viel Leben und Regsamkeit sich nicht zeigen. Auch die Eisenbahn, deren großartiger Bahnhof in sehr günstiger Lage dicht an der Stadt gelegen ist, verbreitet gerade nicht viel Lebendigkeit, so mannigfachen anderen Vortheil der Ort auch sonst von derselben hat. Fast der ganze Strom der Reisenden zieht vorüber, denn wen nicht besondere Interessen hier fesseln, der wird gerade Lüneburg, was ihm sonst gerade nichts Bemerkenswerthes darbieten kann, nicht vorzugsweise aufsuchen. Sonst ist die Stadt zwar alterthümlich, aber freundlich gebaut und auch gut erhalten und gewährt einen ganz stattlichen Anblick. Die durchgängig massiven Giebelhäuser, ohne Anstrich zwar, aber die Fugen zwischen den rothen Steinen sorgsam mit weißem Kalk ausgeputzt, mit vielen Zinnen und Erkern und kleinen und großen Fenstern, sind ganz auf die Weise gebaut, wie man sie in Lübeck, Augsburg oder anderen alten Reichsstädten findet, und geben den Straßen etwas Ehrwürdiges, Festes, Wohlhabendes; „der sogenannte Sand,“ der Corso von Lüneburg und der Markt mit dem Rathhause könnten auch in größeren Städten ihren Platz behaupten. Man hat versuchen wollen, der sinkenden Lebendigkeit des Ortes durch einige Messen zur Hülfe zu kommen, und dadurch auch nach echter Sitte unserer kleinen deutschen Staaten einige Chikane gegen das benachbarte Braunschweig auszuüben, aber wie leicht vorauszusehen war, mit sehr geringem Erfolg. Unsere Zeit mit ihrem schnellen Verkehr, mit ihren beflügelten Verbindungen nach allen Seiten hin, ist nicht mehr für Messen und Jahrmärkte geeignet. Nur die Leipziger Messe als Handels-Rendezvous der ganzen Welt ist noch von einiger Bedeutung, alles Andere, selbst Frankfurt und Braunschweig sinkt alljährlich mehr zu bloßen unnützen Märkten herab. So konnte denn auch diese neue Lüneburger Messe nie zu der mindesten Bedeutung gelangen und ist kaum ein etwas belebter Jahrmarkt geworden, von dem die ganze Stadt eher Schaden wie Nutzen hat.

Aber auch die Umgebung Lüneburgs ist freundlicher, als man bei dem in

ganz Deutschland übel berüchtigtem Worte „Lüneburger Heide" erwarten sollte. Sehr schöne Linden umgürten in dunkelem Kranze den ganzen Ort, und das Flüßchen Lüne bringt manche ganz hübsche Parthien mit grünen Wiesen und hohen schattigen Eichen hervor. Freilich allzu hoch darf man seine Ansprüche nicht spannen! —

Wie aber mancher Mensch besser ist, als sein Ruf, so ist es auch mit der großen, viele Meilen langen weiten Heide, die hier beginnt, und von Lüneburg ihren Namen erhalten hat, der Fall. Es gibt manche Gegenden in Deutschland, die weit öder und trauriger aussehen, als diese Heide. So z. B. die Hochebene zwischen München und Augsburg, das Steinfeld bei Wienerisch-Neustadt, die Ebenen der Eiffel in Rheinpreußen und manche märkische und mecklenburgische Landstriche. Die Heide hat oft im Sommer, wenn das Heidekraut blüht, etwas Romantisches, Anziehendes. Passend eint sich dazu das Summen unzähliger Bienen, die aus der ganzen Gegend in diese Heide gebracht werden, dort sich Nahrung zu suchen und den würzigen Stoff einzusaugen, der den Heidehonig so gesucht macht. Nichts unterbricht die großartige Einförmigkeit dieses Anblickes, gleich wie auf des Meeres unermeßlichem Spiegel hat der Blick keinen besonderen Gegenstand, auf den er ruhen könnte. Nur zuweilen oft in stundenlanger Entfernung tauchen am Horizont einzelne hohe Bäume auf. Kommt man denselben näher, so erblickt man gleich einer Oase in der Wüste, Spuren menschlicher Ansiedelung. Einige Häuser liegen zerstreut unter hohen Eichen, die sichtlich noch aus Deutschlands ältester Zeit stammen, ein klarer Quell, dem Ganzen Leben und Fruchtbarkeit verleihend, sprudelt hervor, einige Gärten und Felder mit Buchweizen, Kartoffeln, Roggen und Hafer bepflanzt, zeigen von der Thätigkeit des Menschen, der selbst dem Boden der Heide Früchte abzuzwingen verstand. Das Ganze gewährt einen freundlichen Anblick, ja macht den Eindruck großer Wohlhabenheit und eines stillen friedlichen Glückes. Und wahrlich derselbe wird nicht getäuscht, sondern noch im höhern Grade vermehrt, tritt man in das Innere dieser Häuser, in denen sich große Reinlichkeit und Sauberkeit in Allem bemerkbar macht; das Gepräge der Wohnlichkeit und eines zwar bescheidenen und arbeitsamen, aber stillfriedlichen Glückes trägt die ganze innere Einrichtung. Diese Heidebauern, die sehr zerstreut in kleinen Weilern leben, sind in der Regel auch ein wackerer Schlag Menschen, in allem Guten treu der Väter Sitte folgend, in deren ganzer Lebensweise sich viel Patriarchalisches, Ansprechendes findet. Von dem Erlös, den ihnen ihre vielen Schafe, diese kleinen, halb wilden, schwarzen Thiere, unter dem Namen „Heidschnucken" bekannt, und weniger ihrer groben Wolle, als ihres zarten aromatischen Fleisches wegen sehr beliebt, dann die ausgedehnte Bienenzucht und etwas Ackerbau und Anbau und Fabrikation von Flachs geben, haben sie ein sorgenfreies, ihnen genügendes Auskommen.

Was freilich früher dem Reisenden in hohem Grade einen ermüdenden Ein-

druck machte, sind die langen Stationen, die er überall hier traf, die weite Entfernung zwischen allen Orten. Vier bis fünf Meilen liegen bisweilen die Poststationen von einander entfernt, und wenn auch die Wege meist gut waren, und die Postpferde fast immer aus muthigen Hengsten von der eigenen schwarzen Rasse, die man hier trifft, bestanden, so konnte doch leicht Zeit und Weile sehr lang werden und eine gerechte Ungeduld den Reisenden überkommen, bevor eine Wechselung wieder geschah. Jetzt führt die brausende Locomotive uns in raschem Flug mitten durch die Heide der Residenzstadt Hannover zu, und was früher eine sehr lange beschwerliche und deshalb gefürchtete Tagereise war, das legt man jetzt bequem in einigen Stunden zurück.

Später einmal etwas über die Stadt Hannover selbst, wie über die ostfriesischen und Harz-Gegenden des Reiches.

... e . e.

Ein Blick auf Rostock.

Schwerin ist schon zu wiederholten Malen in Ihren Blättern erwähnt worden, den Namen Rostock dürfte aber kaum der Leser jemals darin gefunden haben. Und doch verdient diese alte Hansestadt wohl einmal eine flüchtige Beachtung darin, wenn sie auch in mancher Beziehung hinter der glänzenderen Residenz zurückstehen muß. Das Gepräge von Rostock ist das einer wohlhabenden sich von jeder Schwindelei und künstlich gesteigerten Thätigkeit fern haltenden Handelsstadt. Man liebt hier noch, wie sonst wohl nirgends mehr in Deutschland, der Väter Art und Weise und sucht möglichst deren Sitten und Lebensgewohnheiten beizubehalten. Freilich bleibt da Manches, was unsere Zeit längst als Lächerlichkeit, ja selbst Unwürdigkeit erklärt hat, zurück, und der Zopf und zwar oft ein recht dicker, langer, sieht aus allen Ecken und Winkeln hervor, aber auf der andern Seite ist doch auch wieder manches Gute noch vorhanden, was man oft anderswo schmerzlich vermißt. Den Fluch unserer Zeit, das Proletariat, kennt man hier kaum den Namen nach, und wie es hier keine besonders reichen Menschen gibt, so auch wieder keine, oder doch nur äußerst wenige Arme. Als man im vorigen Winter auch hier eine Suppenanstalt errichtete, meldeten sich unter den 20,000 hiesigen Einwohnern nur zwei, die Suppe verlangten, und auch diese blieben bald weg, da man ihnen kein Pfund Fleisch mit dazu geben wollte. Auch von einer schroffen Bureaukratie, die sich für mehr wie das übrige Volk hält, einer übermüthig auftretenden Polizei, die sich in Alles mischt, ist hier kaum eine Spur vorhanden. Freilich bleibt dafür im Winter der Schnee Tage lang in den Straßen liegen, und wenn sonst gerade viel Neigung zu Diebstählen vorherrschte, was aber keineswegs der Fall ist, die Polizei würde wenig daran finden.

Das Aeußere der Stadt ist ein ganz stattliches. In ziemlicher Länge streckt sich dieselbe neben der breiten, oft ganz von Schiffen belebten Wannow hin, und vier große Kirchen mit theilweise ganz hohen Thürmen lassen sie schon aus weiter Ferne erkennen. Die Straßen sind zwar nicht gerade, gut gepflastert, oder mit vielen architektonisch beachtenswerthen, öffentlichen wie Privatgebäuden geziert, haben

aber fast durchgehends wohl erhaltene, sehr solide erbaute Giebelhäuser mit oft so wunderlichen Verzierungen, daß sie jedem Fremden auffallen müssen. Ließ doch noch der jetzige König von Preußen einige derselben, die ihm bei der Durchreise besonders gefallen hatten, von einem eigends hierher gesandten Architekturmaler aufnehmen. Auch mehrere große freie Plätze, unter denen besonders der „Blüchers Platz", nach der hier aufgestellten schönen Statue von Blücher, dessen Vaterstadt Rostock ist, so genannt, und der „Neue Markt" zu erwähnen sind, besitzt der Ort, wie auch seine abgetragenen und mit hohen Bäumen bepflanzten Wälle einen angenehmen Spaziergang bilden. Auch die jetzige Zeit hat ihr Recht bei dessen äußeren Gestaltung nicht ganz aufgegeben, und es ist vor dem Steinthor ein eigenes Quartier moderner, freundlich mit Blumengärten umgebener Häuser entstanden, was auch in der größten Stadt Beachtung finden würde. Da nun auch der Bahnhof zu der Eisenbahn von hier über Schwerin nach Hamburg und Berlin zu liegen kommt, so wird sich voraussichtlich viel Regsamkeit entwickeln, und dieser neue Stadttheil, das Bild unserer Jetztzeit bald das Alte zu überflügeln drohen. Mit der Eisenbahn sieht es leider für jetzt noch schlimm aus. Das Geld ist der Gesellschaft ausgegangen, und obgleich sonst die Fahrten schon in einigen Monaten beginnen können, weiß man doch noch nicht, wenn dies geschehen wird. Wie kleinlich und in engherzigen Sonderinteressen befangen, sich unsere Landstände und besonders der adelige Theil derselben bei dieser Gelegenheit benommen hat, ist in allen politischen Zeitungen schon zu umständlich abgehandelt worden, als daß ich hier noch auf dieses wahrlich nicht erfreuliche Thema zurückzukommen brauche, die Entrüstung darüber ist, wie in allen Städten des Landes, mit Recht sehr groß, und der Adel hat dadurch auf's Neue gezeigt, daß, so lange er nur noch einigen politischen Einfluß in Mecklenburg hat, keine wohlthätigen Reformen erreicht werden können. Doch es geht jetzt in politischer Hinsicht auch stark bergab mit ihm, und von Jahr zu Jahr wird seine Geltung schwächer.

Sonst hat Rostock in letzterem Jahr eine günstige Zeit gehabt, und was anderen Ländern Noth und Elend brachte, hat hier sehr vielen Einwohnern reichen Gewinn geschafft. Durch die vielen Getreide-Transporte aus Rußland und besonders aus Odessa waren die Schiffsfrachten so hoch gestiegen, wie seit langen Zeiten nicht mehr, und alle Rheder haben ungemein günstigen Ertrag von ihren Schiffen gehabt. Nun hat aber keine Stadt in ganz Deutschland, selbst Hamburg und Bremen nicht, eine so ausgedehnte Rhederei wie Rostock, was allein an 260 größere Seeschiffe, die fast alle von fremden zu fremden Häfen Fracht fahren, besitzt. Es läßt sich also denken, welch' reicher Gewinn der Stadt dadurch im letzten Jahre wurde, und da hier oft ein Schiff 60—80 Besitzer, die alle nur einen Theil daran haben, hat, so geht dieser Gewinn in alle Klassen der Bevölkerung über und selbst kleinere Gewerbsleute haben ihren Theil daran. In anderer

Beziehung freilich hat der Kornhandel Rostocks im letzten Jahr sehr gelitten, und da er mit einen Hauptzweig der hiesigen Handelsthätigkeit bildet, so war dieser reiche Ertrag der Rhederei nur ein Ersatz für seine Verminderung.

Auch von dem geistigen Leben der Stadt läßt sich manches Gute berichten. Einzelne Professoren halten populäre Vorträge über Gegenstände ihrer Wissenschaft, die auch von Damen zahlreich besucht werden und manche Anregung zu einer weiteren geistigen Thätigkeit verbreiten. Mehr vielleicht noch thut dies die vor mehreren Jahren hier gegründete „philomathische Gesellschaft," die schon weit über 100 Theilnehmer aus allen gebildeten Ständen zählt, und deren Sitzungen, in denen von besonders dazu geeigneten Mitgliedern Vorträge über wissenschaftliche und politische Gegenstände, die gerade augenblickliches Interesse erregen, gehalten werden, stets sehr zahlreich besucht sind. Sonst besteht hier noch ein naturwissenschaftlicher Verein, größtentheils von Professoren gebildet, wie auch mehrere andere philologische und andere Vereine unter den Studirenden der hiesigen Universität. Letztere hat übrigens nur wenig zu bedeuten und sinkt immer mehr und mehr zu einer bloßen Landes-Universität herab. Es ist selten, daß sich einmal ein anderer Student als ein geborner Mecklenburger, den mancherlei Rücksichten dazu zwingen, hierher verirrt, und die Zahl der Studenten, unter denen stets viele Theologen sind, die hier Stipendien genießen, beträgt kaum an 100. Manche Collegien, die regelmäßig jedes Semester angekündigt werden, kommen daher niemals zu Stande, andere werden vor drei bis vier Zuhörern gelesen, und wenn ein Professor eine Zahl von 16—18 erhält, wundert er, wie die ganze Stadt, sich ein halbes Jahr darüber. Es sind theilweise reine Sinecuren, die hiesigen Professorstellen, die ihren Inhabern sehr geringe Verpflichtungen, aber ganz gute Einnahmen verschaffen, da die Universität selbst aus alten Zeiten noch recht gut dotirt ist, deshalb nehmen auch oft junge Professoren von fremden Universitäten einen Ruf hierher an, benutzen ihre hiesige Muße, sich durch ein größeres Werk Ruf und Anerkennung in der gelehrten Welt zu verschaffen, und dadurch bald wieder an einer andern Universität einen größeren Wirkungskreis zu erhalten. So ist denn auch ein beständiges Kommen und Gehen unter den jüngern Professoren bemerkbar. Nur einige alte stumpfe Greise, die sich ganz wohl dabei befinden, wenn sie vor leeren Wänden oder gar keine Collegia zu lesen brauchen, bleiben beständig hier und bilden gleichsam den Stamm der Universität, der aber wenig grünes Laub trägt.

Das gesellige Leben ist ziemlich angenehm und hat lange nicht die Spuren von Kleinlichkeit und Kastengeist, wie in den meisten anderen Städten Mecklenburgs. Der Adel ist in zu geringer Zahl vorhanden, um selbstständig auftreten und schroff sich abschließen zu können, und lebt daher mit den anderen höheren Beamten, Professoren, Offizieren und wohlhabenderen Kaufleuten in gutem Einvernehmen. Diese bunte Mischung der Gesellschaft macht, daß kein Stand vorherrscht,

und sich auch der Kaufmannsstand nicht auf so unangenehme Weise hervorthuen kann, wie sonst oft wohl in Handelsstädten der Fall ist.

Besonders wird viel Musik als geselliges Unterhaltungsmittel getrieben, und sowohl von Virtuosen als Dilettanten werden größere wie kleinere Concerte in Menge gegeben, die oft wirklich Treffliches bringen. Das Theater ist mittelmäßig, wie jedes kleinere Stadttheater, das ganz auf sich selbst angewiesen ist, und findet auch bei den höhern Ständen nur geringen Anklang, außer daß hie und da eine beliebte Modeoper ein volles Haus macht. Mitglieder, die irgendwie einen Namen in weiteren Kreisen verdienen, befinden sich augenblicklich nicht bei demselben, obschon es sonst oft die Pflanzschule junger weiter strebender Talente, die später sich großen Ruf erwarben, gewesen ist.

△

Tagebuch.

I.

Aus Paris *).

Den 20. Februar.

er Papst und seine gegenwärtige Stellung. — Die Liebe, der Glaube und die Politik. — Aussicht in die Zukunft.

„Der Papst wird den Souverain retten;" sagte Herr Guizot in der letzten Ver-andlung über die Angelegenheiten Italiens. Und es scheint uns, als ob selten Herr Guizot so klar als in diesem Ausdrucke bewiesen habe, daß er nicht auf der Höhe nserer Zeit steht und nicht begreift, was um ihn herum vorgeht. Er hatte seit 15 Jahren zu viel damit zu thun, wie er das Aemtchen, das er jetzt besetzt hält, erobern nd dann, wie er es vertheidigen könne. Er ist kein Feldherr, sondern nur ein mini-terieller Platzmajor. —

Nicht der Papst wird den Souverain retten, sondern im Gegentheil, der Sou-erain soll dem Papste wieder aufhelfen. Darauf arbeitet nachgerade die aufgeklärte Geistlichkeit der katholischen Kirche hinaus. Fast ein Jahrtausend haben die Päpste ersucht, den Staat in der Kirche aufzulösen; sie waren eine Weile ihrem iele ziemlich nahe gerückt, als Luther und die Reformation auf einmal der ganzen Welt eine neue Richtung gaben. Von da an gewann der Staat überall die Oberhand ber die Kirche, bis in den letzten Tagen Pius IX. eine neue Richtung einschlug. urch die Reformation wurden die Könige zu Bischöfen; durch die neuen Bestre-ungen des Pabstes scheint der Bischof der Bischöfe darauf hinauszuwirken, zu einem „onstitutionellen Könige" zu werden. Es hat das Ansehen, als ob die Kirche ch im Staate auflösen wolle, wenigstens scheint darauf das politische Streben der ufgeklärten Geistlichkeit Roms hinauszugehen.

Ein Vorfall, der in der neuesten Zeit in Paris stattfand, rief die obigen Ge-nken in mir hervor. Ein Benedictiner-Mönch, der Pater Lacordaire, hat vor n paar Tagen dem Agitator O'Connell eine Lob-Leichenrede in der Notre Dame Paris gehalten. Die jeunesse dorée der höhern katholischen Aristokratie, gab dann bends dem Sohne O'Connells ein Fest im jardin d'hiver. Das Streben der ländischen Geistlichkeit ging stets darauf hinaus, die Kirche in Irland zum Staate bst zu erheben. O'Connell war für sie am Ende nur noch ein Instrument, und

*) Es wird von Interesse sein, auch nach der neuen großartigen Wendung, welche die achen genommen haben, die Berichte eines Beobachters aus den Tagen zu hören, in denen r Sturm erst von weitem brauste. D. Red.

sein Sohn ist nichs als ihr ergebener Diener. Die Lobrede Lacordaire's sollte zeigen, wie O'Connell in seiner Conciliations-Halle die Religion mit der Freiheit ausgesöhnt, oder, wie uns scheint, die Religion und den Staat wieder verbündet habe.

Dies Streben ist ziemlich allgemein, es hat in Papst Pius IX. einen neuen und durchdringenden Anstoß erhalten; wie weit der Souverain den Papst, der Staat die Kirche, der König den Bischof, die Politik die Geistlichkeit führen wird, kann nur die Zukunft lehren; aber für die Gegenwart ist es gut, sich darüber klar zu werden, daß nicht der Papst den Souverain, sondern der Souverain den Papst zu retten versucht, und daß von Rom aus ein allgemeiner Anstoß ausgegangen, dessen Folgen heute noch nicht zu berechnen sind, aber der schon heute nothwendig macht, an die möglichen Folgen zu denken.

Wir sind vielleicht zu engherziger Natur; es widerstrebt uns, wenn die Frauen sich um die Politik kümmern, so lange nicht alle Gefühle eines Volkes durch den äußern Anstoß in die höchste Bewegung und Empörung gerathen sind. Die Familie und nicht das Forum sind der Schauplatz, auf dem das Weib seiner Natur nach angewiesen ist, auf den es des Guten und Schönen so unendlich viel zu schaffen vermag. Und ebenso widerstrebt uns der Priester, wenn er mit seinem Heiligthum, mit dem Segen oder dem Fluche Gottes aus der Kirche hervortritt. Der Gott ist für Alle, Freund und Feind, derselbe; ihn zwingen, sich in das alltägliche Getriebe der politischen Leidenschaften mischen, heißt ihn von seinem hohen Throne herab in den Koth der Straßen hineinstoßen. Es war ein großer und schöner Symbol-Gedanke, der mit einer einzigen Sprache, der des Gebets, alle andern zu verdrängen suchte. Aber nicht in der Sprache, sondern im Geiste liegt der „Katholicismus," liegt der Gesammtglaube, oder besser die Gesammtliebe. Das letzte Wort Christi war: „Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!" Und in diesen Worten liegt das Urtheil über die Blindheit des politischen Treibens des Tages und auch die Aufforderung der Versöhnung an der Thüre der Kirche. In diesem Gedanken wurden alle Kirchen geheiligte Schutzörter, selbst für den Verbrecher. — Wir haben eine feste, politische Ueberzeugung, wir sind bereit für sie das Letzte zu opfern, zu kämpfen und zu sterben; — nur wenn wir beten, denkt unser Herz nicht mehr an die Farbe unserer Fahnen; in der Kirche herrscht Friede für alle Parteien, denn alle beten zu demselben Gotte. Der Priester, der zum Schwerte greift, sollte den Kelch zur Seite stellen. Es überläuft uns wie die Ahnung eines kommenden Weltunglücks, wenn wir die Kirche die Fahne einer politischen Partei aufstecken sehen.

Durch alle Zeiten durch schleicht der Schatten der politischen Bethätigung der Kirche nach. Und er hatte stets die Folge — die Kirche, das heißt Liebe und über allem Menschenzwiste liegende Ausföhnung in einem Gedanken an Gott — unmöglich zu machen. Die Folge jeder politischen Bethätigung der Kirche war stets eine Saat unauslöschlichen Hasses. Und es ahndet uns Aehnliches für die Zukunft. Die Vergangenheit aber spielt diesen Haß und seine Folgen noch heute in das Getriebe der Gegenwart hinein. Der grausenhafte Proceß in Toulouse ist ein Beweis dafür. Die Sache ist noch schwebend und wir enthalten uns also jedes Urtheils über die Anklage und den Angeklagten selbst. Aber das Benehmen aller Betheiligten, und insbesondere das des Gerichts und das der geistlichen Vorsteher des Angeklagten, sind ein lebendiger Beweis, wie gehässig sich die Leidenschaften im mittäglichen Frankreich gegenüberstehen. Die Kirche war hier fast zu allen Zeiten politisch; sie lieh dem Staate ihren Arm und der Staat ihr den seinigen zu allen ihren wechselseitigen

Zwecken. Die Albingenser waren zugleich religiöse und politische Reformatoren, und die Kirche stand im Bunde mit den nordfranzösischen Baronen, die der südfranzösischen halbphilosophischen Toleranz ein Ende machen, und zugleich sich und der Kirche eine neue Herrschaft begründen wollten. Die Inquisition in Toulouse war politisch; die geistlich politischen Bestrebungen der Restauration fanden hier ihre festeste Grundlage.

Erst das erklärt die blinde Leidenschaft, mit der dieser Prozeß betrieben wird. Die Geistlichkeit fürchtet, daß das Verbrechen eines Geistlichen ihr zu Last gelegt werden könne, und bietet so Alles auf, um wahrscheinlich einen Verbrecher unschuldig zu waschen. Anstatt ihn ruhig dem Arme der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern, sucht sie falsche Zeugnisse hervorzurufen, und kommt so in den Verdacht der Mitschuld. — Und während die Geistlichkeit auf der einen Seite für den Angeklagten Partei nimmt, hetzt sie das Gericht in eine Leidenschaftlichkeit hinein, die nicht mehr zu verhehlen vermag, daß sie nicht nur gegen den Angeklagten, sondern gegen die ganze Geistlichkeit Partei nimmt und gegen sie ihre Waffen richtet. Und die Folge ist dann, daß diese Leidenschaftlichkeit des Gerichts wieder die Schuld des Angeklagten eher zu verdecken, als offen zu legen geeignet erscheint.

Dieser Prozeß regt alle Gefühle auf; er ist eine Art Gegengewicht gegen den guten Eindruck, den die Nachrichten aus Italien vielfach hervorgerufen hatten. Und er würde noch ganz anders wirken, wenn nicht augenblicklich die Gemüther in ganz Frankreich von zwei andern Seiten hin auf's Höchste in Anspruch genommen wären.

Der ganze französische Handel, vor Allem in Havre und in Paris, ist in einer wahren Krisis begriffen. Alle Welt zittert vor dem nächsten Tage, und viele, die heute noch aufrecht stehen, wissen nicht, ob sie morgen nicht fallen werden. Alle Geschäfte stocken, die Politik ist daran nicht Schuld; aber sie kommt hinzu und thut ein Uebriges. Oder besser, die Handelskrisis und die politische Unzufriedenheit geben sich wechselseitig die Hand. Und so herrscht in der Politik vollkommen dieselbe Ungewißheit, wie in den Geschäften, keiner, der heute aufrecht steht, weiß, ob er nicht morgen fallen werde. —

Nie seit 1830 waren unsere politischen Zustände so geschraubt, als heute. Die Aufstände im Juni 1832 und April 1835 waren sehr bedeutend; aber die gegenwärtige Spannung ist durchgreifender, als was jenen Kampftagen vorherging. Es ist ein ganz anderer Theil der Nation, der in Bewegung gekommen ist. 1832 waren es die unzufriedenen Julikämpfer, die ihr eigenes Werk wieder zerstören wollten; 1835 war es die republikanische Partei, die einen letzten Schlag wagte. Heute ist es allgemeine Mißstimmung, allgemeines Unbehagen, die nach und nach einen sehr großen Theil aller Stände des Volks ergriffen haben. Bei dieser Stimmung haben dann die beiden Helden Guizot und Odillon Barrot wechselseitig so schön manövrirt, daß sie heute beide nicht mehr zurückkönnen, ohne wechselseitig selbst das Todesurtheil über sich auszusprechen. Das Geschick Frankreichs hängt an einem Haar, und es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß dies Haar in den nächsten Tagen reißen wird. Nur die Frage, wohin Frankreich dann fallen mag, bleibt zu entscheiden. Wir wollen dies ruhig der Vorsehung überlassen. Aber so viel ist sicher, daß die nächsten acht Tage die vollkommene Niederlage der Opposition oder den Sturz Herrn Guizots sehen werden. Ob dabei Kanonen und Bajonette mit in's Spiel kommen, wissen abermals nur die Götter. Aber so viel ist gewiß, daß für die Ruhe Frankreichs, für die ruhige Entwickelung seiner Institutionen und seiner Volkskräfte Herr Guizot viel — viel zu lange Minister gewesen ist, und zwar so lange, daß er wahrscheinlich nicht mehr stürzen kann, ohne Andere

nach sich in den Abgrund zu ziehen. Vielleicht liegt gerade hierin eine Rettung für ihn, denn Viele, die Herrn Guizot gerne aufgeben möchten, können, dürfen und mögen den König und das Königthum nicht mit ihm fallen sehen. Alles ist in Frankreich wieder in Frage gestellt, und die nächsten acht Tage müssen für lange Frankreichs Zukunft entscheiden.

J. —y.

II.

Aus Mannheim.

Veränderung der Jagdrechte. — Abschaffung der Todesstrafe. — Pauperismus. — Deutschkatholiken.

Mit Recht kann man in unserem „Lande“ sagen, „es tagt“; denn die Anregung so vieler Fragen beweist, wie sehr man allseitig darnach strebt, auf dem Wege der geistigen Entwicklung voranzuschreiten. Immer wankender wird das morsche Gebäude des Conservatismus, das bald vor den mächtigen Schlägen des Liberalismus und Radicalismus zusammensinken wird. Während die conservative Partei sich mit der letzten Kraft an das Bestehende klammert und sich da im Rechte glaubt, weil es „seit Jahrhunderten“ so gewesen, wird sie angegriffen mit den Waffen des Geistes, deren Recht sie entweder nicht versteht oder nicht verstehen will. Alle Fragen suchen sie mit geschichtlicher Herleitung zu umgehen, und glauben in diesem sogenannten „angestammten Rechte“ den gültigsten Grund des Festhaltens aufzustellen. In diesem Sinne müssen wir wenigstens die Diskussionen über „Jagdrechte“ und „Todesstrafe“ betrachten.

Die veralteten Rechte der Jagd, welche ehemals — in ganz früheren Zeiten — den Gemeinden gehörten, allein durch Kriege, Gewaltthat, Prozesse dem Adel oder dem Staate zufielen (resp. sich von diesen angeeignet wurden) werden nun dem Landmanne nachgerade sehr drückend. In dem Schweiße seines Angesichts muß er sein Feld bebauen, und soll zusehen, wie das Wild seine Saaten zerstört, ohne sich nur dagegen sträuben zu dürfen, während der Jagdinhaber auf seine (des Landmanns Kosten) das Wild hegt und pflegt. Was nützen die Wildschadengesetze? kann man jeden Halm, den das Wild verzehrt, ersetzen? und dann, wer hat das Recht das Wild sein zu nennen? frei eilt es über Wald und Flur und nährt sich da, wo es seine Nahrung findet, gehört also rechtlich dem, von dessen Nahrung es zehrt. Frankreich hat die Jagdrechte aufgehoben, weil es dieses „geschichtliche Unrecht,“ wie es der Abgeordnete Richter nennt, eingesehen — sollten wir nachstehen? Und dann, wer will noch jene schauderhaften Fälle der Wilderei erwägen, ohne dringend eine Aufhebung zu wünschen? Ein armer, hungernder Familienvater, welcher zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt wird, weil er, um Nahrung für seine Kinder zu bringen, ein Wild schoß! Freilich besteht einmal das Gesetz, und das Gesetz soll nicht übertreten, das Gesetz soll vollzogen werden; allein einer Ständekammer, welche berufen ist, jede gesetzliche Bestimmung nach den Grundsätzen des Fortschrittes zu bessern, liegt es ob, diese „Ueberreste des Mittelalters“ zu verbannen. Wir können daher dem Abgeordneten Straub, welcher diese Sache, auf Anregung mehrerer Gemeinden, zur Sprache brachte, nur dankbar sein und dürfen hoffen, daß unsere Kammer, so sehr auch einige „dieses Gesetz aufrecht halten möchten“, die Aufhebung zu Stande bringen werde. Die Sache soll als Motion behandelt werden.

Die Abschaffung der Todesstrafe, welche schon auf manchem Landtage besprochen wurde, kam nun auch, wie sich leicht denken läßt, vor unsere Kammer in einer Motion des Abgeordneten Rettig. Sie fand — wie Sie aus dem offiziellen Ab-

druck unserer Debatten gesehen haben werden — mächtige Gegner; einmal trat ihr der Regierungscommissair Trefurt dahin entgegen, daß er die Begründung derselben, wegen oft mangelhaftem Rechtsgrunde, deshalb für unstichhaltig erklärte, „weil man dann gegen jede Strafe sein müsse." Er sieht in der Todesstrafe nicht allein die „Vergeltung des Verbrechens", sondern betrachtet sie auch als abschreckend und glaubt, daß der Strafe der Ernst genommen werde, wollte man die Todesstrafe abschaffen; er erklärt sich entschieden gegen die Abschaffung und überzeugt, daß die Besserungstheorie zu nichts nütze sei. Der Abgeordnete Junghanns tritt auf die Seite des Justizministers und stützt sich — auf das Herkommen! „Weil ihm die Freiheit höher sei als das Leben, und der Staat ja doch über die Freiheit zu verfügen habe, so meint er das Recht des Staates da nicht antasten zu können. Wirklich ein logischer Satz, der ausgezeichnet ist — von diesem Volksvertreter sind wir derartiges schon gewohnt. Auch der Abgeordnete Knapp erinnert an die „alte Zeit." Der Abgeordnete Metz will nur dann (nach den Worten der Bibel: „Wer Blut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden") Todesstrafen, wenn ein Mord vorliegt; also bei Hochverrath nicht. Der Abgeordnete Zittel hingegen gibt dem Staate das Recht, die Todesstrafe zu verfügen, wünscht sie aber nur angewendet, wo es nothwendig sei, was er nirgend glaubt, indem sich der Staat ja nie im Falle der Nothwehr gegen Verbrecher befinde. Abgeordneter Welker ist vollkommen für Abschaffung und widerlegt den Abgeordneten Metz aus der Bibel selbst, wo es heißt: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet." Er glaubt nicht, daß die Todesstrafe abschrecke, und findet sie überhaupt bei einem „sittlich und rechtlich achtbaren Volke", für das er das badische halte, für unnöthig. Abgeordneter Knapp glaubt, daß es weit abschreckender für das Volk sei, die Verbrecher täglich mit Ketten beladen zu sehen (er führte ein Urtheil der Pforte an). Er will große Garantien für das Leben der Bürger. Die Motion wird in den Abtheilungen weiter berathen werden. —

Das hiesige „Journal" hat eine Sammlung für die armen Schlesier eröffnet und bereits in wenig Tagen sind schon über 400 Fl. eingegangen. Bei dieser Gelegenheit kommt auch zur Sprache, daß Rothschild der „deutschen Zeitung" 800 Fl. geschickt habe und zwar zu demselben Zwecke; man sieht darin einen Bestechungsversuch, indem, wie Ihnen ohne Zweifel bekannt sein wird, die „deutsche Zeitung" bei der bekannten Frage der badischen Fabriken dem Hause Rothschild vorwarf, „es habe im Einvernehmen mit England auf den Fall der Banquierhäuser gewirkt, um damit die deutsche Industrie zu stürzen."

In unserer deutschkatholischen Gemeinde haben nun die Frauen wieder ihr Stimmrecht erhalten, was man ihnen vor nicht sehr langer Zeit genommen hatte. Was den Deutschkatholicismus betrifft, so ist hier alles so ziemlich ruhig, was wahrscheinlich eine Spannung auf die kommenden Ereignisse ist, da auf dem diesjährigen Landtage die Petition um gleiche Rechte derselben mit den andern Confessionen zur Sprache kommt, und vielleicht, ja sehr wahrscheinlich, Berücksichtigung finden wird. In gleichem wird auf Emancipation der Juden angetragen werden. Mannheim hat in der Sache der Juden voriges Jahr den ersten merklichen Schritt gethan, indem es Juden in die „Harmonie" aufnahm, während seine „mittelalterlichen Statuten" einen Paragraph enthielten, der sich entschieden gegen die Aufnahme der Juden aussprach.

In kurzer Zeit wird bei uns „Dorf und Stadt" zur Aufführung kommen. Bereits war die erste Leseprobe darüber.

W.

III.

Rückblick auf die Universität München.

Bald nach seinem Regierungsantritt verlegte König Ludwig die Universität aus Landshut in seine Hauptstadt, in das große Gewächs- und Treibhaus der Kunst und Wissenschaft. Die Universität sollte der Akademie der Wissenschaften nahe stehen, ihr neue Belebung einhauchen. Als die Studenten nach München kamen, brachten sie nicht eben den besten Ruf, wohl aber ihre Collets, Kanonen und großen Hunde sammt mächtigen Pumphosen mit.

Den Landshuter Bürgern ließen sie ihre Schulden und die verführten Töchter, und gedachten in München das alte Leben zu beginnen. Allein das ging nicht so von Statten; der Münchner Philister hatte noch keine Dressur und wollte auch keine annehmen. Während der Bürger zu Landshut vor dem Studiosus, dem Herrn der Stadt und ihrem Ernährer ehrerbietig die Mütze lüftet, erkühnten sich einige Münchner Bürger, den sogenannten Finessensepperl (le Joseph des Finesses, wie er in einen zu jener Zeit erschienenen Schilderung eines Franzosen von München genannt ist), einen herumziehenden Bettler, in ein Collet mit Schnüren und Pumphosen zu stecken und so die burschikose Tracht dem Gelächter der Gassenbuben preis zu geben.

Der König empfing die Landsmannschaften freundlich, als sie ihm einen Fackelzug brachten. Er versprach, ihre akademischen Freiheiten schützen zu wollen: denn „er wolle keine Obscuranten." Hatte er sich doch kurz vorher für einen von den äußersten Linken erklärt. Dies Wort des Königs veranlaßte damals ein allgemeines Zuströmen in die Landsmannschaften.

Obscurant heißt hier nämlich derjenige, den man anderwärts Fink, Cameel nennt, ein Student, der keiner der Studenten-Verbindungen angehört. Ob die diesen Verbindungen Angehörigen ein Recht hatten oder erwarben, sich im Gegensatze hiezu für die Illuminaten etwa zu halten, wird aus dem Folgenden unschwer zu beantworten sein.

Es ist bei Gelegenheit der jüngsten würtembergischen Ständeverhandlungen wiederholt in Erinnerung gebracht worden, daß Baiern sich den zu Carlsbad gestellten Anträgen, welche später in Frankfurt zu Bundesbeschlüssen erhoben wurden, nicht angeschlossen, und darum sowohl bezüglich der Presse, als der Einrichtung seiner Universitäten freie Hand behalten hat.

Während nun alle anderen deutschen Regierungen die Verbindungen auf den Universitäten sammt und sonders aufhoben und gegen heimliche Verbindungen mit der größten Strenge einschritten, machte Baiern eine Ausscheidung. Die Regierung ertheilte denjenigen Verbindungen, welche ihr Ehrenwort dahin gaben, keine burschenschaftlichen Tendenzen zu hegen, ausdrücklich ihre Genehmigung, ihre Garantie, während alle anderen aufgelöst und ihre Farben für verboten erklärt wurden.

Landshut ist, so viel mir erinnerlich, die einzige Universität gewesen, welche zu dem Feste auf der Wartburg keine Abgesandte geschickt hat. Das burschenschaftliche Element drang erst ein, als die Universität nach München verlegt worden war. In Landshut waren zum größten Theile nur die Niederbaiern und Oberpfälzer sammt einigen Schwaben vereinigt, lauter Völklein, denen bekanntlich Politik noch so ziemlich eine terra incognita ist. Die Münchner selbst bezogen nicht die ihrer Rohheit wegen verschriene Universität Landshut, sondern größtentheils Würzburg.

Die Morgenröthe, welche man damals an Baierns Horizont aufsteigen sah führte die Musenjünger aus allen Theilen Deutschlands nach München. Sie brachten

von den Hochschulen, denen sie früher angehört, auch alle jene Tendenzen mit, die auf so geraume Zeit das wissenschaftliche Streben der deutschen Jugend durch das Jagen nach Idealen verdrängten, die sie leider nie erreichen sollte. Jetzt liegt wie ein wüster Traum jene Zeit hinter uns, wo die schwarz-roth-goldnen Männer zur Wiederaufrichtung des alten deutschen Reiches zusammenschworen, wo die Inquisition in Gestalt einer Bundescentralcommission zu Mainz ihre Späher durch ganz Deutschland sandte, die Gerichte ihre Todesurtheile gegen die „Hochverräther" sprachen, bis es endlich „Gott und dem Kaiser von Oesterreich gelang, diese Burschenschaften auszurotten," wie ein erst mit dem Minister v. Abel gesprengter Professor des Staatsrechts sich in seinem Collegium über deutsches Staats- und Bundesrecht auszudrücken beliebte.

In den Jahren 1826—1834 bildeten sich in München neben den bestehenden vier Landsmannschaften, den Baiern, Schwaben, Isaren und Pfälzern mehre andere Verbindungen als Rhenanen, Markomannen, Germanen, Arminianer, die je nach den Ansichten der zeitweisen Mitglieder bald burschenschaftlichen, bald landsmannschaftlichen Tendenzen mehr oder weniger huldigten.

Wenn ich hier von landsmannschaftlichen Tendenzen spreche, so muß ich mich berichtigen und verwahren, als wollt' ich den damaligen Landsmannschaften Tendenzen in die Schuhe schieben, ihr Wesen bestand ja darin, keine Tendenz zu haben. Das verschaffte ja gerade ihren Farben den Geleitsbrief, daß die Träger derselben ihr Ehrenwort gegeben hatten, „keine burschenschaftlichen Tendenzen unter sich zu dulden." Dafür ließ ihnen die Regierung die Spielerei mit den Farben und dem Schläger, der ja jedoch für nichts anderes aus der Scheide fuhr, als einem dummen Jungen die Paukmütze auszuklopfen.

Man kannte recht wohl die innere Einrichtung dieser Landsmannschaften; wie zuerst die Füchse als die Pudel ihren Leibburschen herumgezerrt werden; dann die Renoncen in Intrigue und Kriecherei sich übertreffen, um bald mit dem dreifarbigen Bande sich umzogen zu sehen, und dann als Corpsburschen allen den Unfug und die Gewaltthätigkeiten, die sie einst von andern geduldet, nun an dem jüngern Theile der Verbindung selbst wieder auszuüben. Das war gerade die Erziehung, wie man sie wünschte. Man dachte: Duckt ihr da, so duckt ihr anderswo auch. — Es gibt jetzt noch Leute, die sich rühmen, durch ihr despotisches Auftreten damals, ihre Landsmannschaften „rein" von dem Burschenschaftergeist erhalten zu haben. Das ist jene Sorte von Leuten, die ihre Uebungen im Gehorsam als Füchse damit anfingen, den Burschen die Pfeifen zu stopfen und jetzt damit enden, dem Serenissimus sich zu Füßen zu legen.

Die bairische Regierung hat ihren Zweck, den Verbindungen politische Tendenzen fern zu halten, durch deren ausdrückliche Garantie besser erreicht, als die andern deutschen Staaten durch ihre beständige Verfolgung. Das bequeme Leben der „allerhöchst genehmigten Verbindungen" wirkte wie ein narkotisches Mittel, während die beständigen Untersuchungen und Verurtheilungen, wie wir sie zu Berlin und Leipzig gegen geheime Verbindungen heut zu Tage noch vorkommen sehen, den Reiz an denselben nur erhielten und vermehrten.

Das Studentenleben war in den Jahren 1827—34 ein reich bewegtes und viel gegliedertes. Wie in den Parteikämpfen der italienischen Freistädte mußte jeder einzelne sich unter den Schutz irgend einer Fahne stellen, zu einer „Couleur" sich halten, die bei vorkommenden Händeln sein Rückhalt war. Die Regierung begünstigte die Landsmannschaften; die Burschenschaften hingegen hatten das numerische und moralische Ueber-

gewicht. Während die Landsmannschaften sich durch ihren Cynismus auszeichneten und eine neue Mütze nie anders aufsetzten, als nachdem sie dieselbe ein paar Mal auf dem schmutzigen Boden herumgerieben, um ja für keinen „Pomadehengst" zu gelten — wußten die, ohnedies aus den bessern Familien hervorgegangenen Antipoden derselben in den besten Gesellschaften Fuß zu fassen und hier den von Landshut her den Studenten anhängenden Ruf des Mangels an savoir vivre allmälig zu verdrängen.

Diejenigen Verbindungen, welche die äußern Abzeichen der Landsmannschaften als Sicherheitsmaske für ihre burschenschaftlichen Tendenzen gebrauchten, lösten sich bald, eine nach der andern auf. Die reichen Ausländer, namentlich Norddeutsche, blieben aus. Der Münchener Philister und die Polizeiplackereien der Residenzstadt sagten ihnen nicht zu. Sie zogen es vor, in Heidelberg ihre Thaler zu verzehren und sich dafür in Neckarstein einmal das Vergnügen zu machen, beim Commerce dem Wirth Alles kurz und klein zu schlagen.

Im Jahre 1834 löste sich die Verbindung Isaria freiwillig auf, da ihr von Seite der Behörden Zumuthungen gemacht wurden, die sie nicht erfüllen zu können glaubte. Damit konnte die Existenz der Burschenschaften zu München als beendigt angesehen werden, und das akademische Leben versank in einem mehr als zehnjährigen Schlummer, sorgsam gehegt durch die allmälige Dämmerung, welche über Baiern mit dem Ministerium Abel hereinbrach.

Wenn diesem Ministerium ein Vorwurf mit vollem Rechte gemacht werden kann, so ist es der, das Unterrichtswesen auf das gräulichste vernachlässigt zu haben. Das beste, was man den Urhebern der hierin ergriffenen Maßnahmen nachsagen kann, ist, daß sie die Folgen dieser verkehrten Einrichtungen nicht einsahen, denn so weit zu gehen, und ihnen all' das herbeigeführte Unheil als ein von ihnen gewolltes und wohlberechnetes zur Schuld anzurechnen, ist man wohl nicht berechtigt; es wäre ja ein Hochverrath an der Nation gewesen.

Die Landsmannschaften hatten der Regierung als Bollwerk gegen die Burschenschaften gedient. Als man glaubte, die letztern mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu haben, ging die mittlerweile zur Herrschaft gekommene Reaction auch daran, die letzten Barrikaden, innerhalb welcher die akademische Freiheit sich noch vertheidigte, niederzureißen.

Es ist bekannt, daß der Universitätscommissär, Regierungsrath von Braunmühl, entschieden der Ansicht huldigte, und selber auch bei jeder ihm gebotenen Gelegenheit in seinen Maßregeln zur praktischen Geltung brachte, alle Studentenvereine, sie mochten politische Tendenzen haben oder keine, seien auseinander zu sprengen. Die Studenten sollten untereinander ferngehalten werden, damit man nicht beim Vollzug der die akademische Lehr- und Lernfreiheit im Wesen vernichtenden Maßregeln auf Widerstand stoße. Aber hier traf er plötzlich ein unerwartetes Hinderniß. Nach der Auflösung der Burschenschaften war in dem Geiste der Landsmannschaften in wenigen Jahren eine entschiedene Veränderung vorgegangen. Die akademische Jugend trat zunächst dem unabweisbaren Bedürfniß der Geselligkeit folgend in großer Anzahl in die vier damals bestehenden Corps Bavaria, Suevia, Palatia und Frankonia ein. Sie bezeichneten sich jetzt als Corps, als der ausschließende landsmannschaftliche Charakter ihnen längst abhanden gekommen war.

Man war davon zurückgekommen, aus den Studentenvereinen revolutionäre Clubbs zu machen, die jeden Augenblick zum Losschlagen für die damals umwühlenden Parteiführer bereit sein sollten. Aber man wollte das alte deutsche, specifische Studententhum,

dies ureigne Gewächs nicht ganz verkümmern lassen; man wollte sich nach seiner Art im Kreise der Commilitonen vergnügen und konnte sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß eine erlittene Beleidigung durch eine Abbitte vor dem Universitätspolizeicommissär eben so gut zu tilgen wäre, als mit dem Schläger auf der Mensur.

Man wollte dem Erziehungs- und Beaufsichtigungssystem nicht das Wesen der Universität, als einer nur um der Wissenschaft, nicht der Examina und des Staates wegen vorhandenen Gesammtheit von Lehrern und Lernenden, geopfert sehen.

Die Behörden erkannten bald in den Corps die Träger und Pfleger dieser Ansichten und suchten ihnen den Lebenskeim auszutrocknen. Unter Androhung strenger Strafen wurde den Theologen, den Angehörigen der cameralistischen Facultät und eben in den zwei ersten Jahren ihres Universitätsstudiums Begriffenen, die Theilnahme an den Verbindungen untersagt.

Die Feier der Burschenfeste, Commerce und Fackelzüge wurden von der nicht selten verweigerten Erlaubniß der Universitäts-Polizei abhängig gemacht, und noch andere Plackereien erfunden, die jedem Studenten die Betheiligung an den Corps verleiden sollten.

Die Corps reichten hingegen unmittelbar bei dem Könige Beschwerde ein und erwirkten wenigstens so viel, daß die angedrohten Strafen, obwohl die Verbote vor den Augen der Behörden stets übertreten wurden, unvollzogen blieben.

Aus diesem gedrückten Zustande wurde die Universität erst durch den Sturz des Ministeriums Abel befreit. Wenn wir gleich der Ansicht sind, daß die Veranlassung zu der Entfernung nur für ihn und seinen Charakter rühmlich war, so muß doch das Gebahren jener Professoren dem gründlichsten Tadel unterliegen, welche ihm eine Dankadresse bringen wollten für seine Verdienste um die Hochschule.

Die nächsten Vortheile aus dieser Veränderung zogen die Corps, indem die ihre Existenz so bedrohenden Verbote zurückgenommen und einem neu entstandenen unter dem Namen Isaria nunmehr die seit Jahren schon nachgesuchte Genehmigung ertheilt — zugleich auch die Triebfeder alles des Schlimmen, was sie bisher erfahren, Universitätscommissär von Braunmühl entfernt und durch einen sehr liberalen Mann, Ministerialrath von Zwehl, ersetzt wurde.

Daß die Corps an den im März vorigen Jahres gegen das Haus der Lola Montez verübten Angriff einen Antheil nicht nahmen, ist bekannt. Der Haufe Studenten, welcher damals die Fenster einwarf, bestand aus der durch Aufreizung aller Art in Bewegung gesetzten Hefe der Studentenschaft; es war dies die schlimme Frucht, zu der das angenommene Unterrichtssystem den Samen so reichlich in den von unwissenden Geistlichen besetzten Gymnasien gelegt hatte, während die besten weltlichen Professoren, wir erinnern hier nur an Professor Dr. Spengel, jeder Bevorzugung entbehrten. Die Jugend, der menschlichen Neigung zur Trägheit nachgebend, weil die Lehrer ihr keine Anregung zu bieten wußten, versank in den Schlamm der Gemeinheit. Aus ihm wuchs jene Sorte von Studenten heran, die nicht mit Unrecht als Obskuranten bezeichnet werden.

Derjenige Theil der akademischen Jugend, welcher, dem Corpsleben abgeneigt, doch das Bedürfniß des gegenseitigen Anschlusses und des gemeinsamen Wirkens unter gewissen Formen fühlte, war von der Einwirkung des bereits in Heidelberg und andern Universitäten zu Resultaten gelangten Reformgeistes ergriffen worden und suchte, „den Bedürfnissen der Zeit gemäß," das Studentenleben zu reformiren. Zuerst machte sich diese Coterie geltend durch Veranstaltung des glänzenden Studentenballes im

Carneval 1846, sowie in mehren allgemeinen Studentenversammlungen, wo über Einsetzung eines Ehrengerichtes und Beseitigung des Comments berathen wurde.

Allein diese Reformers waren in ihren Ansichten untereinander zu sehr verschieden, als daß die Vorsteckung, geschweige die Erreichung eines gemeinsamen Zieles gelingen konnte.

Erst in der jüngsten Zeit haben sich eine Anzahl derselben consolidirt und sich in eine Verbindung unter dem Namen Rhenania vereinigt, deren Genehmigung von Seite der Behörden aber nicht erfolgte und jetzt wohl auch nicht nachgesucht werden wird, da den Studenten das freie Associationsrecht in Clubbs verliehen worden ist. Ob es ihnen gelingen wird, in dieser Organisation ihre Reformen durchzuführen, wird die Zeit lehren. Wir müssen gestehen, daß eine Fortbildung des unter den Studenten bisher geltenden Gewohnheits-Rechtes, das im Comment enthalten ist, höchst wünschenswerth und auch unausbleiblich ist. Es ist aber eben so sehr zu wünschen, daß man die schönen Grundsätze dieses Comments, die nur des Vollzugs bedürfen um selbst hochgesteigerte Anforderungen an die Bildung des socialen Studentenlebens zu befriedigen, nicht verlasse, sich innerhalb des gegebenen Raumes bewege und nicht die Thätigkeit der Studentenschaft auf das Gebiet der Politik hinüberzudrängen suche. Man verliere über die Theilnahme an den Fragen der Zeit nicht das ernste wissenschaftliche Streben, den festen Grund jedes künftigen Wirkens.

Fragen wir nach dem Antheil, welchen jeder der von uns ihren Tendenzen nach ausgeschiedenen Theile der Studentenschaft an der jüngsten Bewegung genommen hat, so lautet sie dahin: Eben jene Sorte, welche im vorigen Jahre der Lola Montez die Fenster einwarf, hat auch durchaus die Auftritte in den Hörsälen herbeigeführt und es über sich genommen, die Allemannen zu verhöhnen.

Die einzelnen zur Allemannia gehörigen Persönlichkeiten, fast alle aus der Oberpfalz gebürtig, sowie die allgemein bekannte Ursache ihrer Entstehung, hatte bisher den Corps Bürgschaft genug geschienen, daß ihr Treiben unmöglich lange der allgemeinen Verachtung gegenüber bestehen könne. Man kümmerte sich nicht um sie, vermied alle Berührung und diese Leute waren sich selbst ihres Wesens so sehr bewußt, daß sie kaum die Augen aufzuschlagen wagten, und es kann nur durch höchste Aufreizung von Seite der Gräfin Landsfeld selbst geschehen sein, daß einer derselben endlich den Muth faßte, mit dem Dolch um sich zu stoßen.

Zur selben Stunde, Mittwochs den 9. Februar Mittags, wo die bekannte Scene im Bazar vorfiel, veranlaßt durch die verweigerte Arretirung des Grafen Hirschberg, hatten aber bereits die Corps ein auch zugleich in mehre Zeitungen eingerücktes Memorandum dem Minister Fürst Wallerstein, sowie dem Rector Thiersch, überreicht, worin sie unumwunden erklärten, daß die Ruhe an der Universität nicht hergestellt werden würde, bevor diese Allemannia aufgehoben werde. Sie erklärten sich zugleich ihres früher gegebenen Wortes, gegen diese Leute nichts unternehmen zu wollen, für entbunden, legten ihre Farben ab und handelten nun gemeinschaftlich mit der gesammten Studentenschaft.

Die hervorragendsten Leiter der Letzteren, denen man diese musterhafte Ordnung und das Verbleiben in den Schranken der Gesetzlichkeit zu verdanken hat, gehörten jenen Kreisen an, die wir eben als die schon lange nach Reform des Studentenlebens ringenden bezeichnet haben.

Wenn aber dieselben jetzt an der Spitze der neugebildeten Clubbs stehen, so ist von hieraus wohl nur Gutes, der Bildung der akademischen Jugend Förderliches zu

erwarten. Zweifelhaft ist, ob die gewählte Form zu Erreichung ihrer Ziele die zweckmäßige sein wird.

Die Münchner Corps sind vielleicht unter allen Studenten-Corps diejenigen, welche dem das Studentenleben jetzt nicht minder als das politische Leben ergreifenden Reformgeiste am meisten gehuldigt haben. Der Biercomment ist längst unter ihnen abgeschafft, die Plackereien der Füchse kennt man nun mehr aus der Ueberlieferung und das Paukwesen ist in die Grenzen, welche solchen Kampfspielen ihrer Natur nach angewiesen sind, zurückgeführt.

Ihre feste Organisation, die gleiche Gesinnung, welche die Mitglieder derselben zusammengeführt hat, und ihre den Reformen auf der Grundlage des durch die Natur des deutschen Studententhums Gegebenen durchaus geneigte Tendenz möchte sie am geeignetsten machen, diese Bewegung in der Hand zu behalten und zu leiten; jedenfalls wär' es ihrem Bestehen gefährlich, die Erscheinungen, welche die Zeit hervorgerufen, zu verkennen, bis am Ende die hochgehenden Wellen der Zeit über ihnen zusammenschlagen würden *).

IV.

Aus Breslau.

1.

Abspannung und Aufregung der Gemüther. — Gesellen-Turnverein. — Eine Verschwörung. — Elend in Oberschlesien.

Meine liebe Stadt Breslau ist seit der Krakauer Affaire nervenschwach geworden, und wenn es irgend in einem Gliede der alten Jungfer Europa krampft und juckt, fühlen wir uns davon unangenehm berührt. So zähe das schlesische Bürgerthum auch ist, so hat es den letzten Schlag doch bitter empfunden und scheint zu glauben, daß es beinahe jenem Knaben gleiche, der mit einem Prinzen erzogen, geprügelt wird, wenn dieser strafbar ist. Wir vermuthen für den erhabenen Beruf eines Blitzableiters von Europa bestimmt zu sein, und bereiten uns vor den nächsten Schlag mit dem eines so erhabenen Amtes würdigen Ernst zu empfangen. Trotzdem ist es wahr, daß noch Menschen existiren, die das Große dieser Aufgabe verkennen und unsere Zustände unaufhörlich zu untergraben trachten. Neue Versuche der Art, welche hier entdeckt worden sind, bilden seit acht Tagen das Stadtgespräch. Die Aufregung ist dadurch um so mehr gestiegen, als die Polizeibehörde mit gewohnter Geheimnißthuerei dabei verfuhr. Die übertriebenen, oft abenteuerlichen Gerüchte, welche verbreitet waren, fanden demnach erst gestern in Folge einer an den Oberbürgermeister gesandten Bürgerdeputation durch amtliche Mittheilung des Magistrats an die Stadtverordneten, ihre Berichti-

*) In einem andern Briefe aus München schreibt man uns folgendes: „Einige haben versucht, die ganze Affaire den Ultramontanen in die Schuhe zu schieben, aber diesmal sind sie wohl unschuldig. Daß sie nicht die Hände in den Schooß legten, als die Sache im Gang war, versteht sich und der Graf Arco-Valley, diese Hauptstütze der Geistlichkeit in der Kammer der Reichsräthe, hat einen guten Zeitpunkt gewählt, um dem hiesigen Magistrate 5000 Fl. zur Vertheilung unter die Armen zu geben; aber die Mehrzahl der Bürgerschaft will nichts von den Ultramontanen wissen, und einem Redner, der nur den Tod des Görres berührte, ward Schweigen geboten, denn Görres sei ein Ultramontaner gewesen. Es war die Stimme des ganzen Volkes, die zum Throne sprach, kein Parteigetriebe. Die übrigen deutschen Staaten aber mögen sich ein Beispiel daran nehmen, sowohl an der Mäßigung des Volkes, als auch an dem musterhaften Betragen des Militärs, das ohne Brutalität den Dienst vollzog und nie vergaß, daß es und die ihm Gegenüberstehenden die Kinder Eines Vaterlandes sind."

gung. Dadurch reducirt sich der Thatbestand auf Folgendes: Im vergangenen Jahre bildete sich hier ein Gesellen-Turnverein, welchem der Magistrat die Benutzung des städtischen Turnplatzes gestattete, unter der Bedingung, daß die Verbindung keinen andern Zweck verfolge, als den körperlicher Ausbildung. Ich muß dahingestellt sein lassen, ob die Gründer von vornherein wirklich blos dies beabsichtigten, oder ob man nur einen Deckmantel für andere Zwecke suchte, gewiß ist, es fanden sich bald Männer bei den Uebungen ein, die keineswegs dem Gesellenstande angehörten. In Folge davon begnügte man sich bald nicht mehr mit den Zusammenkünften auf dem Turnplatze. Man traf sich in Privatwohnungen und sprach da über Gegenstände, welche die Polizei nicht gern besprochen sieht, in Ausdrücken, die der feingeöhrten noch viel mehr zuwider sind.

Wie lange dieses Wesen bereits gedauert, weiß ich nicht, aber erst beim Beginn voriger Woche verbreitete sich plötzlich das Gerücht, es sei eine Verschwörung entdeckt worden. Bekanntlich sind in Breslau die Handelsinteressen vorherrschend, wodurch es leicht erklärlich ist, daß jedermann in dem so selten gewordenen Artikel „etwas machen" wollte. Kein Wunder also, wenn man bald erzählte, es wäre eine Waffenniederlage nebst dem Namensverzeichniß der Verschworenen aufgefunden und mehr als 50 derselben bereits verhaftet worden u. s. w. Diese Angaben schienen kaum übertrieben gegenüber der Thätigkeit, welche die Polizei für nöthig erachtete, denn es ist Thatsache, daß ihr ganzes Personal dreimal 24 Stunden ununterbrochen Tag und Nacht auf den Beinen war. Die Resultate dieser großartigen Anstrengung beschränken sich jedoch auf die Verhaftung zweier Brüder Hoffmann, welche dem Handwerkerstande angehören. Beide sollen sich angeblich der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht haben.

Sie sehen aus den Allem, daß wir keineswegs darüber klagen können zu wenig berücksichtigt zu werden, man schenkt uns vielmehr alle die Aufmerksamkeit, welche die zweite Residenzstadt des Reiches von den Königl. Behörden nur fordern kann. Ja, wenn wir unsern Blick nach Oberschlesien wenden, möchte es uns fast bedünken, man habe aus allzugroßer Sorge für die Hauptstadt die Provinz fast ganz vergessen. — In der That, wie wäre sonst diese erstaunliche Unwissenheit zu erklären? Wie war es möglich, daß die Behörde, der kein freies Wort, kein verbotenes Buch verborgen bleibt, von diesem schrecklichen Elend erst etwas erfuhr, als die Noth den höchsten Grad bereits erreicht hatte?! Oder, wenn es wahr ist, was der Oberpräsident erklärte, daß man schon vor einem Jahre gewußt hätte, die vom Staat angewiesenen Mittel könnten nicht genügen, warum hat man so lange mit Anrufung der Privathülfe gewartet, bis es zu spät war?

Was Preußen, was Deutschland jetzt thut ist groß, ist erhaben — es sind in nicht 14 Tagen mehr als 30,000 Thl. baares Geld gesammelt worden — aber, was vor einem halben Jahre vielleicht das Uebel im Beginn unterdrücken konnte, genügt jetzt kaum die schrecklichen Folgen in etwas zu mildern! handelte es sich nur um eine Rede, die den Herren staatsgefährlich erschiene, sie hätten mit ihren Maßregeln gewiß nicht gefehlt; aber so — — —! Ach, wie blind! Sie leben im 19. Jahrhundert und wissen noch nicht, daß nicht die Redenden, sondern die Hungernden Revolutionen machen!

Und nun zum Schluß noch ein ernstes Wort: Ich schreibe Ihnen aus Schlesien, aus dem Schlesien, dessen Handel vor kurzem einen herben Verlust erlitten, dessen Gauen im Augenblick ein gellender Nothschrei durchzieht; wir bedürfen der Hülfe gar sehr! dennoch glaube ich aus dem Herzen der Schlesier zu sprechen, wenn ich den deutschen Brüdern zurufe: vergeßt nicht derer jenseits unsrer Grenzmarken; gedenket der Unsrigen

in Flandern, die, nicht minder heimgesucht von Hunger und Seuche, gleichfalls eures Beistandes dringend bedürfen. Wollet auch ihnen eure hülfreiche Spende senden. Beweist Europa, daß die Bürger Deutschlands, wenn auch keine politische Agitatoren, so doch treue Helfer sind zur Zeit der Noth!

Möchte dieser Ruf in der deutschen Presse einen kräftigen Wiederhall finden.

M. S.

2.

Die Polizei und die Volksverführer. — Die „Zeitungshalle."

Von unserer Noth will ich Sie nicht unterhalten; seitdem unsere Zeitungen die Erlaubniß erhalten haben, davon zu sprechen, thun sie dies mit außerordentlicher Redseligkeit. Die Schlesische schiebt alle Schuld auf die Indolenz und Trägheit der oberschlesischen Bevölkerung, eine Behauptung, die von gewisser Seite her sehr gern gehört werden wird. Sie sympathisirt in dieser Beziehung mit dem Grafen Zieten, der sich in der Herrencurie zu sagen erlaubte, die Noth der Weber rühre von dem starren Eigensinn und der Faulheit derselben her. „Ihr seid selbst Schuld" — das ist die Phrase, hinter die sich die Denkfaulheit birgt. Umgekehrt wird diese Redensart oft von gouvernirenden Herren angewandt, wenn sich Unzufriedenheit im Volke regt. Dann ist das Volk gut und nicht Schuld an seiner eigenen malcontenten Stimmung — „Schuld sind nur einige Schreier und unruhige Köpfe." O diese Volksverführer! Sie werden von dem Treibjagen gelesen haben, das die Polizei hier vor wenigen Wochen nach communistischen Klubbs, Verschwörungen, verbotenen Büchern u. s. w. anstellte. Es wurde ein gewaltiger Lärm hergemacht und Kräfte in Bewegung gesetzt, als gälte es, ein ganzes Wolfslager auszunehmen. Und die Beute? Ein armes Häslein, das mitunter seinen Lesehunger an uncensirten Kohlblättern Heinzenscher Broschüren gestillt zu haben im Verdachte steht. Wer hat aber diese fette Speise in den Aschermittwoch unserer Zustände verschleppt? Die Wahrheit ist: sie regnete vom Himmel; der Südwind hat sie herangeweht. Die Polizei dagegen behauptete: die Volksverführer, exaltirte Menschen haben sie verbreitet. Das d a ch t e sie nicht allein, sondern sie sprach es auch officiell vor den ständischen Behörden aus, um gleichsam ihren Jagdlärm dadurch zu entschuldigen. Die auf diese eigenthümliche Weise angeklagten „Volksverführer" suchten sich nun vor den Stadtverordneten zu rechtfertigen und reichten schriftliche Darlegungen des Sachverhältnisses ein. Der Vorsitzende, Dr. Regenbrecht, verweigerte die Mittheilung derselben, die Versammlung verlangte sie in ihrer größeren Majorität zu hören. Das Verlangen und die Verweigerung spann sich zu einer ziemlich lebhaften Debatte fort und gab uns ein kleines Bild einer französischen Kammersitzung. Der Vorsitzende in starrer Opposition gegen die Majorität der Versammlung — das kommt zwar in Frankreich nicht vor, das kann nur da passiren, wo man die Oeffentlichkeit noch nicht ordentlich zu handhaben versteht, wie bei uns.

Seit einigen Wochen haben wir hier eine „Zeitungshalle." Leider ist ihr Begründer von der corrupten Idee ausgegangen, diesem Institut eine politische Parteifarbe zu geben. Man findet die unbedeutendsten conservativen Blätter, ja selbst solche, die ein ehrlicher Mensch nicht ohne gemslederne Handschuhe anfaßt, dagegen fehlen die entschieden liberalen Zeitungen, der deutsche Zuschauer, die Mannheimer Abendzeitung, die oberrheinische, ja selbst die Triersche Zeitung. Man hat dem Begründer, der übrigens von der ganzen Sache nichts zu verstehen scheint und nur eine Marionette ist, deren Fäden ein gaukelnder Apostat dirigirt, die Vorhaltung gemacht, er möge doch

durch eine so bestimmt ausgesprochene Richtung der Anstalt deren Existenz nicht gefährden, er entgegnete jedoch, es müßte ihm zuvor eine lohnende Anzahl von liberalen Lesern garantirt werden, sonst berücksichtige er diese Richtung nicht. Die Liberalen werden also fortan nicht allein dahin zu trachten haben, ihr Princip bei der Regierung durchzusetzen, sondern sie müssen auch bei dem Besitzer der Zeitungshalle um die rechtliche Anerkennung ihrer Bestrebungen petitioniren. Schlimme Aussicht, zumal die hiesige Schützengilde, eine lebendiges Stück Abdera, sich neulich bei einem Festessen als schroffer Gegner der liberalen Ideen erklärt hat. Die Breslauer wollten sich ausschütten vor Lachen, als sie in unseren Zeitungen die Reden — der Berliner würde sagen, die Quackeleien — dieser Leutchen lasen. Und der Polizeipräsident konnte sich dazu hergeben, dieser Carricatur als Staffage zu dienen?!

§.

V.

Aus Prag.

Ankunft des Oberstburggrafen. — Ständische Anträge. — Zeitweilige Suspendirung des bürgerliche Grenadiercorps.

Vor drei Tagen ist der sehnlichst erwartete neue Oberstburggraf, Graf Rudolph Stadion hier eingetroffen. Den neuesten Nachrichten zufolge hat der mit einem allerhöchsten Verweise bestrafte Fürst Lamberg sich dort des freundlichen Entgegenkommens und des tiefen Bedauerns sogar des Haus-, Hof- und Staatskanzlers zu erfreuen. Auch hier ist seit der Ankunft des Oberstburggrafen in vertrauten Zirkeln die Nachricht laut geworden, daß die nach der letzten Geldkrisis-Staatsconferenz ihm zugekommene Instructionen einen versöhnenden Eingang für die nun zu gewärtigenden ständischen Berathungen bilden sollen.

Für diese liegen übrigens so manche wichtigen Anträge vor, von denen ich Ihnen vorläufig nur drei unseres hochgeschätzten und freisinnigen Grafen*) nennen will. Der erste betrifft die auf früheren Uebung, Gesetz und Billigkeit basirte Erweiterung der Städtevertretung, ausgedehnt auf alle 55 Städte des Landes; der zweite, ein geregelteres Straßenbau-Concurrenzsystem, der dritte endlich, die Einführung von Lehrern der böhmischen Sprache auf ständische Kosten für alle Haupt- und Realschulen und Gymnasien des Landes, wobei der Antragsteller von dem leitenden Gedanken ausgeht, daß die Cultivirung der Sprache die Nationalität befördert, diese aber ein eben so kostbares Gut, als die Freiheit und die Grundbedingung alles Fortschrittes für ein Volk sei.

Das Prager bürgerliche Grenadiercorps hat gegen den Befehl seines Obersten des Prager Bürgermeisters Ritter v. Müller (durch einige uniformirte Grenadiere repräsentirt) bei der Leichenfeier eines in einem andern Corps gedienten Mitbürgers sich betheiligt und auch die Ausfolgung seiner alten, dem k. Magistrate aber nicht mehr beliebigen Fahne verweigert. Mit hohem Präsidialerlaß des Prager Magistrats vom 10. Februar 1848 Z. 8680 wurde bis zur endlichen Entscheidung über die diesfalls eingeleitete Untersuchung das Grenadiercorps suspendirt und ihm jede Ausrückung unter was immer für einem Namen, so wie auch jede Conferenz und jede wie immer geartete Versammlung schärfstens untersagt.

X. Y. Z.

---

*) Der Name fehlt im Manuscript. D. Red.

VI.
Aus Brüssel.

Den 27. Februar.

Louis Philipp's Familie. — Die Festungen im Vertheidigungszustand. — Aufhören aller Opposition. — Die Stimmung der Armee.

Brüssel wird in diesem Augenblicke das Coblenz des neunzehnten Jahrhunderts. Viele, welche gegen die neue Ordnung der Dinge in Paris protestiren, flüchten sich hieher. Ein Theil der Familie Louis Philipp's befindet sich in Laeken bei seinem Schwiegersohne. Er selbst, den man im ersten Augenblicke hier dachte, hat sich bekanntlich nach England eingeschifft. Brüssel, sonst fast wie eine Vorstadt von Paris, wohin man mit der Eisenbahn zwei Mal des Tages reisen kann, ist vier Tage ohne eigentliche Correspondenz mit der französischen Hauptstadt geblieben, weil die Schienen in der Nähe von Paris und auf manchen Zwischenstationen von dem Volke zerstört wurden, zur Verhinderung der Truppenbewegung. Einzelne Reisende, die auf Umwegen in diesen Tagen hieher kamen, wurden von Hunderten von Menschen umringt, vor Allem von Personen aus dem königlichen Palais, da man dort fast eben so wenig Nachrichten hatte als im Publikum. Die Königin wollte in dem ersten Augenblicke nach Paris in Begleitung Leopold's; aber der Ministerrath widerrieth die Entfernung. Gleich in der Nacht des 28. Februar schickte der Kriegsminister Ordonanzen nach allen Festungen um sie in Vertheidigungszustand zu setzen, da man von der Geschichte früherer Epochen belehrt, einen Handstreich von Seiten der Franzosen fürchtete. Alle Truppen sind in den Casernen consignirt, und die Obersten und Bataillonschefs hielten Rath und vertrauliche Unterredungen mit den Offizieren. Der öffentliche Geist ist diesmal keineswegs für Frankreich, wie im Jahre 1830, und die Worte Indépendance nationale de la Belgique ist in aller Munde. Im vorigen Jahre, unter dem Ministerium de Theux, wäre ein Pariser Ereigniß dieser Art von den revolutionärsten Folgen für Belgien gewesen. Aber das liberale Ministerium Rogier hat die Sympathien für sich und die beiden ihm feindseligen Parteien, die clericale (katholische) und die radicale (l' alliance) hat in wiederholten Sitzungen beschlossen, das Ministerium aus allen Kräften zu unterstützen. So bildet Belgien in diesem Augenblicke der gefährlichsten Aufregung das wunderbare Schauspiel der größten Eintracht, und inmitten der freiesten Presse Europa's findet das Gouvernement im Augenblicke der Prüfung nicht Ein oppositionelles Journal. Das sind die Segnungen wahrer Freiheit und einer Regierung die sich nicht weiser und mächtiger als die Stimme der Nation dünkt. Weil das Gouvernement offen, öffentlich, national handelte, weil es zur Zeit die Concessionen machte, die ein großer Theil wünschte, weil es dem öffentlichen Geiste entgegenkam, ist das Land jetzt sicher.

Wir wollen damit keineswegs die Sicherheit Belgiens gegen einen Stoß von außen prophezeihen; eine wirkliche Invasion einer französischen Armee kann Vieles ändern. Das belgische Heer, das 100,000 Mann zählt, wird im ersten Augenblicke sicher widerstehen; indessen ist es von zu viel französischer Tradition durchzogen, um auf die Länge zu einem Kriege gegen Frankreich gestimmt zu sein. Die reiche Industrie und Handelswelt wird nicht Lust haben, das Land lange zu einem Schauplatz des Krieges zu machen und die Fransquillons und die Partei der Union Douanière würden in einem solchen Augenblicke mächtig ihr Haupt erheben. Aber von Innen heraus ist in Belgien keine Tendenz zu einer Revolution vorhanden, und der leider noch so junge Nationalsinn würde jedenfalls keine unwichtige Barrière bilden.

† †

VII.

Die Pariser Revolution.

Den 26. Februar.

Frankreich hat eine dritte Revolution gemacht: hastiger, plötzlicher, als die beiden früheren Male. Um so weniger ist ihr Ausgang abzusehen.

Die erste französische Revolution war eine weltgeschichtliche; eine nothwendige Folge der feudalen Sünden vergangener Jahrhunderte; ihre Einwirkung erstreckte sich auf die ganze Welt.

Die zweite, die Julirevolution, war eine nationale. Die Nation protestirte gegen eine reactionäre Dynastie, welche weder den Freiheitstraditionen der Republik noch der „Gloire" der Kaiserzeit Rechnung hielt. Ihre Einwirkung auf Europa war nur eine theilweise.

Was ist die dritte Revolution? Wir sind versucht, sie eine locale zu nennen, ihre Einwirkung auf die übrige Welt kann höchstens eine mittelbare sein, ein Weltkrieg mit seinem Gefolge von innern und äußerlichen Veränderungen. Eine große Idee, wie im Jahre 1789, ein edler Schwung, wie im Jahre 1830 liegt ihr nicht zu Grunde. Louis Philipp ist vom Throne gestoßen! Es ist nicht dessen Schicksal, was wir bedauern. Die Revolution hat es ihm gegeben, die Revolution hat es ihm genommen. Er hat sein Reich auf einen Vulkan gebaut, warum vergaß er, daß es ein Vulkan ist? Louis Philipp hat sein Programm nicht gehalten, die Charte ist keine Wahrheit geworden; aber er ist nicht der einzige Schuldige, sondern neun Zehntel der Nation sind es mit ihm. Er war nichts als der Ausdruck der französischen Corruption, er hat der Münze den Stempel gegeben, aber das Metall hat er nicht gemacht. Zur Corruption, zur Bestechung gehören zwei Personen, und der Bestechende ist weniger verächtlich, als der sich bestechen läßt! Louis Philipp hat sein Schicksal verdient, weil er von der Welt noch schlechter dachte, als sie ist, weil er Alles für käuflich, Alles für bestechlich hielt, weil er wie Cobden glaubte, daß

Pound, Shilling and pence
Are the best national defence.

Dieser Unglaube an den Gott im Menschen hat seine Nemesis gefunden. Aber die Nation ist darum nicht gereinigt worden, weil jetzt das Gepräge der Münze ein anderes sein wird. Die Nation hat keinen Läuterungsprozeß gemacht, wie der, dessen Ausdruck 1789 war, sie hat keine politischen Erfahrungen zur Geltung gebracht, wie jene, welche die Charte dictirte, welche eine Wahrheit hätte werden sollen. Ueber Nacht hat sie die Decke von sich geworfen, um nackt in die Welt zu springen. Ein Piquet Soldaten, das das Hotel Guizots vor einem ungesetzlichen Angriffe schützen wollte, und sei es unnöthig, sei es nothwendig, auf die Angreifenden schoß, hat innerhalb 24 Stunden Frankreich umwälzt, die Staatsverfassung vernichtet, Tausende von Leichen gehäuft, Millionen in's Unglück gestürzt, Frankreichs Zukunft in Frage gestellt und die Fackel eines europäischen Krieges in die Welt geworfen.

Wir beugen uns vor der großen Idee, die ein Volk beseelt, wir beugen uns vor dem Gesammtwillen einer großen Nation. Aber vor der leichtsinnigen Leidenschaftlichkeit eines Hazardspielers haben wir keine Achtung. Die Sympathien, mit welchen alle freiheitsliebende Männer die Geschichte der Constituante und der Julitage lesen, fehlen uns vollständig bei dieser neuen Revolution, in der wir weder Größe noch Schwung erblicken, vor Allem aber die Nothwendigkeit nicht auf solchem Wege zum Ziel zu gelangen, zu einem Ziel, das noch nicht einmal aufgesteckt ist.

Den 27. Februar.

Frankreich ist wieder Republik, die Schlange beißt sich in den Schwanz. Millionen werden es nicht begreifen, Tausende es Wahnsinn, Unsinn, Unmöglichkeit nennen. Sei's! Aber in diesem Wahnsinn liegt eine furchtbare Nemesis, die König und Volk der Franzosen mit gleichem Schwerte trifft. Louis Philipp's Pfiffigkeit überspannte die Sehne, das offizielle Frankreich schloß die Augen, Niemand wollte sehen, was in der Tiefe des Volkes vorging, und das gebildete Europa redete sich ein, die Franzosen seien zahm und nüchtern geworden. Ja, in gewissen Regionen wünschte man sich Glück dazu, daß der schlaue Bürgerkönig das constitutionelle Wesen in Verruf gebracht, daß die letzten Strahlen der Julisonne so matt und ruhmlos blinzelten, daß die Corruption für ein nothwendiges Attribut der repräsentativen Regierung galt, daß der parlamentarische Widerstand an der verstockten Stirn einer feilen und höhnischen Majorität abprallte — wie fein ausgeklügelt! — jetzt habt ihr die Bescheerung! An einem Sandkorn ist das stolze Staatsschiff gescheitert, ein Tropfen brachte das Maaß zum Ueberfließen, aus einem Zweckessen ward ein blutiges Nationalbankett.

Malheureuse France! Begreift man es, daß die Franzosen nicht weiter sind, als 1792? — Ich bin kein Franzosenfresser, aber hundertmal kam ich zur Ueberzeugung: dieses Volk weiß nicht, was Freiheit ist! Es sind Virtuosen im Revolutioniren, Stümper in der Politik. Glänzende Soldaten und durchtriebene Diplomaten, aber miserable Politiker! Sie haben zu viel Esprit und zu wenig gesunden Verstand. Großartig in der Leidenschaft, ohnmächtig in der hausbackenen Alltagsarbeit. Derselbe Franzose, der am Tage der Schlacht oder im Straßenkampf ein Held ist, wird ein Intriguant als Beamter; der schwärmerische Menschheitbefreier, der Propagandist, der sein Leben auf der Hand trägt, diplomatisirt à la Louis XIV. mit fremden Völkern. Geben Sie dem Volk der Hanaken, geben Sie den Serben eine Constitution, wie die französische von 1830, mit allen Hinterthüren und Clauseln zu Gunsten der Krone, und wir wollen sehen, ob es nicht im Stande ist, auf parlamentarischem Wege seine Freiheiten zu sichern und zu entwickeln. Frankreichs Volk ist darin impotent. Es ist Held oder Bedienter. Es gefällt sich nur in der Rolle des Sklaven, der fortwährend „die Kette bricht." Und, leider, nach jedem Aufruhr schafft es sich neue Ketten. In gewissen Gegenden Italiens bricht täglich zu einer bestimmten Morgenstunde ein Gewitter los, welches den Rest des Tages angenehm kühlt. So wäre Frankreich frei und glücklich, wenn es täglich von 6 bis 9 Uhr sein Revolutiönchen hätte; denn sobald die Sturmglocke verstummt ist, legt sich der kriegerische Leu wieder heiter und sorglos hin, um sich in seiner glorreichen Sonne zu wärmen und verläßt sich auf die Drohung, die in seinen gewaltigen Tatzen liegt, verläßt sich auf den Nachhall der Sturmglocke, auf die Traditionen seines Heldenmuthes, und meint, von nun an müsse das goldene Zeitalter herrschen, der Fuchs seine Hinterlist, das Krokodil seine heuchlerischen Thränen lassen und alle Schlangen müßten fortan aufrecht einherwandeln. Seinen Führer macht er zum Herrn unter der Bedingung, daß derselbe ein Inbegriff von evangelischer Ehrlichkeit sei. Jahrelang dient er ihm — wie ein zahmes Hausthier und läßt mit sich Parade machen an allen Höfen Europa's. Zuweilen brummt er und bei der geringsten Willkür beruft er sich auf 89 und 93. Alte Phrasen, sagt der Führer und lächelt zuversichtlich, bis sich unversehens der Löwe erhebt und ihn zerreißt. —

Also Frankreich eine Republik! Inhaltreiches, furchtbares Wort! Auf wie lange? Darauf kommt es hier nicht an. Die Republik bedeutet in Frankreich eine lange,

lange fieberische Anstrengung, auf die eine furchtbare Erschlaffung folgen muß. Aber dieses kurze Fieber ist hinreichend, eine Welt zu erschüttern. Europa hat sich seit 1792 sehr geändert; die Revolution wird nicht mehr von geknechteten Nationen als eine Erlösung begrüßt, sondern von halbfreien Völkern mit ängstlicher Vorsicht beobachtet werden. Es sind keine fanatischen Schwärmer für das Scepter Ledru Rollin's und Louis Blanc's zu fürchten, aber auch die reactionären Bannstrahlen, die einst der Absolutismus gegen die Jakobiner schleuderte, sind heute unmöglich. Dagegen, wo wir hinsehen, politische, nationale und andere europäische Fragen — ohne Antwort. Was wird Europa thun?

Den 27. Februar.

Die ganze aufgeregte Masse des Pariser Volkes theilt sich in zwei Parteien, die noch ziemlich ineinander schmelzen, aber nicht verfehlen können, sich mit der Zeit scharf zu scheiden. Es sind National und Reform, deren Redacteurs, Armand Marrast und Flocon, zu den Mitgliedern der provisorischen Regierung gehören. Der National will eine gepanzerte Republik, die Reform eine fourieristische; jener wird aus Europa ein militärisches Lager, eine revolutionäre Kaserne, die Reform wird daraus ein Phalanstere, ein socialistisches Kloster machen wollen. Jener kommt mit der brennenden Lunte, dieser mit dem Lilienstengel in der Hand. Es ist allerliebst zu sehen, wie die Demokratie pacifique den Trommelwirbel des National und das Hirtengeflöte der Reform in einem und demselben Orchesterstück harmonisch zu vereinigen weiß. Die Demokratie pacifique veröffentlicht nämlich ein Programm unter dem Titel: Voeux du peuple. Volkswünsche! Darin kommen Sätze vor wie folgende:

La propriété respectée — mais le droit du travail garanti. Le travail assuré au peuple. Das kommt von der Reform und heißt der Staat muß wie die Vorsehung sein, welche die Raben speist; wenn eine Volksklasse keine Arbeit hat, so hört die Achtung des Eigenthums auf. — Protection pour tous les faibles, femmes et enfants — Großmuth und gutes Herz werden vorgeschrieben, der Mangel daran wird vermuthlich vom Code penal mit der verhältnißmäßigen Strafe belegt werden. — Die Reform ruft: Abolition de la guerre, ou le peuple sert de chair à canon (Abschaffung des Krieges, wo das Volk als Kanonenfutter dient) und der National setzt hinzu: La France gardienne des droits des peuples faibles! übrigens Indépendance pour toutes les nationalités — und paix et Sainte-Alliance, d. h. allen Völkern wird in Güte und Sanftmuth die Republik angetragen, wenn sie's aber nicht annehmen, dann — quos ego! Die Demokratie pacifique schließt ihr Programm mit den Worten: „Es ist ein (!) Mann in Frankreich, der diese Principien annimmt ... der sie schon proclamirt hat: Herr von Lamartine." Das wollten wir meinen. Ein glänzender Declamator, wie Lamartine, kann noch schneidendere Gegensätze als diese mit der gerühmten logique française aussöhnen. Wir glauben nur, daß er nicht der einzige Mann in Frankreich ist.

Den 28. Februar.

Unter den Häuptern der provisorischen Regierung — ganz am Ende der Liste — befindet sich Herr Albert*) „ouvrier." Der „National" nennt ihn nicht. Es ist sicherlich ein Mann der „Reforme" und „Demokratie pacifique." Wer ist dieser geheimnißvolle, von einer einzigen Volkswoge plötzlich so hoch emporgeschnellte Unbekannte? Leute, die ihn zufällig kennen, sagen, es sei ein ouvrier, der kein ouvrier

*) Der Moniteur rectificirt den Namen und nennt ihn Aubert.

ist; ein Arbeiter, der eben nicht mit der Hand arbeitet. Die Einen halten ihn für einen mecanicien, die Andern für einen ehemaligen Redacteur eines kleinen Volksblattes. Genug, Albert „Ouvrier" figurirt neben Lamartine und Arago, als eine Schmeichelei, als ein Zugeständniß und Unterpfand für die Nation der Proletarier, welche die Zeit ihrer Herrschaft gekommen glaubt, und die ganze Zukunft für den vierten Stand, wie sie sich nennt, in Beschlag nehmen will. Also ein Versuch, Louis Blanc's Theorien zu verwirklichen!

Aber die Nationalgarde ist dadurch beunruhigt. Trotz oder vielleicht wegen der zweideutigen Sätze, mit denen die sentimentale, vor ihrer eignen Doctrin zitternde „Demokratie pacifique," unter Betheuerungen ihrer vollkommensten Hochachtung, um die propriété herumschleicht, beginnen der Nationalgarde die Augen aufzugehen. Sie besteht ja meistens aus Bürgern, aus jener Klasse kleiner und großer Besitzenden, die vom heutigen Republikaner nicht Citoyens, sondern Bourgeois gescholten werden. Sie fürchtet, daß über kurz oder lang der Terrorismus seine Mähne schütteln wird. Nicht à la lanterne les aristocrats! wird der Schrei des Tages sein, sondern mort aux bourgeois! mort aux riches! und die Guillotine muß, nach den Gesetzen „französischer Logik" sich bald in Permanenz erklären für die Egoisten, die Besitzthum und Weib und Kind nicht aufgeben wollen.

Die Nationalgarde besinnt sich. Eine Republik hätte ihrer Nationaleitelkeit gegeschmeichelt, denn der Name hat etwas Adlerhaftes und bedeutet auf französisch nichts weniger als jenes einfache, frugale und schlichte „Gemeinwohl," wie man es in wirklichen Republiken, wie man es in holländischen und belgischen Städten kennt: es bedeutet Eroberung, Weltherrschaft und Gloire mit dem obligaten Gefolge von Titeln und Spolien jeder Art. Für eine Republik ist daher auch die Armee und an ihrer Spitze Lamoricière, der sich erboten hat gegen die Grenzen zu marschiren! trotzdem daß es im Program heißt: Abolition de la guerre ou le peuple sert de chair à canon! Ja, für eine Republick wären beide gewesen, obgleich der Pariser ohne Hof und Luxus nicht leben kann, — aber das Wort: Communismus überläuft sie wie die Gänsehaut. —

Die Nationalgarde schwankt und arbeitet, im Verein mit einem Theil der provisorischen Regierung, mit Verzweiflungskräften daran, das Rad der Revolution aufzuhalten. So rasch jagen sich hier die Ereignisse, so plötzlich wechselt die Bewegung Farben und Gestalten. Und bei jedem Schritt wird man an die Zeit der ersten Revolution erinnert, man möchte mit aufgeschlagenem Geschichtsbuch durch die Straßen gehen; denn man täusche sich darüber nicht, die Masse der Franzosen hat Nichts gelernt und Nichts vergessen; Phrasen, die in aller Welt abgestanden und in ihrer Nichtigkeit oder Sophisterei durchschaut sind, haben hier Zauberkraft. Die Traditionen von 1790 sind der Katechismus des untern Volkes, selbst ein Louis Blanc und Ledru Rollin studiren die Beredsamkeit Robespierres wie ein Evangelium.

Bezeichnend ist für den französischen Charakter, mit welcher Heiterkeit und welch' leichtem Herzen man Geschichte macht. In dem Augenblick, wo die Zukunft Frankreichs und Europa's auf's Spiel gesetzt ist, vergessen sie die ästhetische Seite der Affaire nicht. Lamartine hatte kaum die Geschichte der Revolution geschrieben, als er eine zu machen anfing, und in diesem Augenblick melden die Blätter, daß der berühmte Verfasser der Girondins bereits eine Hymne auf den 24. Februar gedichtet hat, in Mitten aller Regierungsgeschäfte solcher Tage. — Alex. Dumas wurde vorgestern von einer Volksmasse auf dem Boulevard angehalten und mit Vivatrufen überschüttet. Es lebe

der Verfasser der Girondins! — Ja, meine Freunde, sagte er, sich umdrehend, ich bin Verfasser des Stückes die Girondins. Aber laßt mich nur gehen, damit ich Euch bald ein zweites schreiben kann. — Der zweite Regierungsact der provisorischen Regierung, den der Moniteur enthält, betrifft schöne Künste und Museen. Ledru Rollin, Minister des Innern, kündigt an, daß nächstens die Künstler zusammenberufen werden sollen, um eine Wahljury zur Aufnahme von Gemälden bei den jährlichen Ausstellungen zu bilden. Wer weiß, ob nicht jetzt schon Maler beschäftigt sind, brillante Scenen aus den letzten Februartagen zu malen.

VIII.

Die Pariser Ereignisse.

(Von einem andern Correspondenten.)

Ich will Ihnen in Kürze die Geschichte der drei Tage beschreiben, wie ich sie gesehen habe. Andere haben Anderes gesehen, und wohl auch andere Eindrücke davongetragen; eine Zusammenstellung dieser Einzelnansichten und Einzelneindrücke wird erst das Gesammtergebniß liefern. Ich habe mir übrigens Mühe gegeben, so viel als möglich — ohne die Kugeln zu suchen — die Ereignisse dort anzusehen, wo sie entscheidend werden konnten und mußten. Doch genug der Einleitung.

Den 22. Februar.

Das Verbot des Reformessens kam aller Welt höchst unerwartet; es setzte Jedermann in Erstaunen, und rief überall die Frage hervor: Was wird nun geschehen?

Diese Frage selbst trieb sicher die unendliche Mehrzahl aller Pariser am 22. in die Straßen. Gegen zehn Uhr aber fingen die Boulevards an, ein ganz außergewöhnliches Ansehen zu bekommen. Die Blouse, die Arbeiterjacke begannen um diese Zeit vorherrschend zu werden; unablässig strömte die Volksmenge aus den Stadtvierteln der Faubourg St. Martin, St. Denis, St. Antoine, — formidabeln Andenkens — auf die Madeleine zu. Die Leute sahen Alle aus, als ob ein ernster Gedanke sie beschäftige; aber nichts Herausforderndes lag in ihrem Wesen. Sie gingen, wie alle Welt, zu dem Rendezvous-Platze des Bankets, um zu sehen, was nun geschehen werde.

Zu derselben Zeit strömten ähnliche Massen über die Brücken aus den Stadtvierteln St. Jacques und der Faubourg St. Germain an den Tuilerien vorbei über den Place Caroussel und über den Place de la concorde ebenfalls auf den Place de la Madeleine. An der Spitze eines Theiles dieser stand eine Colonne Studenten.

Sehr bald war der weite Raum um die Madeleinenkirche gepfropft voll, und es entstand dann hier ein Pfeifen, ein Schreien, ein Jubeln, das endlich in die Marseillaise überging.

Aux armes citoyens!
Formez vos bataillons!

klang es durch die Lüfte. Aber es dachten wohl nur sehr wenige Leute daran, daß der Ruf sobald in Erfüllung gehen sollte. Der Marseillaise folgte das Lied der Girondin's:

Mourir pour la patrie
C'est le sort le plus beau,
Le plus digne de la vie.

Aber auch dies Lied war vorerst nur noch eine unverstandene, unbeabsichtigte Demonstration zum Besten der Reform und gegen das Ministerium. Ja, die vereinzelten Ge-

waltthätigkeiten, die Barrikadenversuche hatten fast das Ansehen — als ob sie Sache der Polizei gewesen. Ich sah einen dicken, feisten Mann mit rothem, unedelm Gesichte, der das Volk hetzte. „Die Municipalgarde hat bereits vierhundert friedliche Bürger zusammengehauen und gestoßen," sagte er, und forderte die Umstehenden zur Rache auf. Ich mag mich irren, aber ich würde diesen Menschen als Polizeispion verurtheilt haben, wenn man mich auf dem Flecke zum Richter über ihn gemacht hätte.

Mit der Nacht wurde es in den Straßen stiller; aber auf den Boulevards sah man bald schweigend Regimenter zu Fuß und zu Pferd mit Kanonen wie gespenstige Heere im Zwielicht der Gasbeleuchtung vorüberziehen.

Den 23. Februar.

Der große Fehler der Regierung war, daß sie gestern die Nationalgarde nicht zusammenberufen, und daß sie ihrer Municipalgarde allein das Feld gelassen hatte. Das war ein positives Unrecht, und zeigte überdies ein Mißtrauen in die Bürgergarde, das diese selbst verletzte, und allen Gegnern Guizot's neuen Muth geben mußte.

Gleich am Morgen zeigte sich, daß die „Emeute", die gestern nicht in der Rue St. Honoré zu Stande kommen konnte, sich in die engern und volkreichen Straßen des Viertels St. Denis, Montorgueil und der Halle zurückgezogen hatte. Ich sah solche Barrikaden und die „Ementiers" hinter denselben. Und noch einmal hatte ich das Gefühl und die Ueberzeugung, daß hier nur die Polizei im Spiele sei. Die Barrikaden waren nicht des Redens werth; die Ementiers Kinder und ein paar verdächtige Spitzbuben und Polizeigesichter. An der Porte St. Martin hat dies Gesindel Boutiken gestürmt, und in einer sich mit Geld absinden lassen. Ich sah am 24. wahre Barrikaden und Barrikadenkämpfer hinter denselben, und diese bestätigten mich nur um so mehr in der Ansicht, daß das, was ich am heutigen Morgen gesehen, nur Nachdruck und falsche Münze des Volkes war. Dennoch wurden einzelne der Barikaden heute nicht ohne Blut genommen; auf dem Place de Grève soll es sogar scharf hergegangen sein. Es waren aber sicher nur verlorene Posten der einen oder andern Partei.

Unterdeß wurde endlich die Nationalgarde zusammenberufen. Sie kam langsam und mißgestimmt, ob des Mißtrauens, das man ihr gestern gezeigt. Gegen Mittag rückten die ersten Bataillone aus. Ueberall empfing das Volk sie mit dem Rufe: vive la Garde Nationale, vive la Reforme. Hinter jedem Bataillon bildete sich sehr bald eine Colonne Volks, mit Blousen und Arbeiterjacken, die mit der Garde umherzogen, die Marseillaise und das Lied der Girondin's singend. Erst einzeln, dann immer zahlreicher stimmten die Nationalgarden in diese Lieder und den Ruf: vive la Reforme! ein. Wer Augen und Ohren hatte, sah hier das letzte Gericht der Regierung; Viele begannen den Sturz Louis Philipp's zu ahnden. Ein Theil einer Legion der Nationalgarde zog vor die Deputirtenkammer selbst mit dem Rufe: vive la Reforme. Und sehr bald kündigte dann Herr Guizot selbst an, daß der König sein Ministerium verabschiedet und Herrn Molé zur Errichtung eines andern Ministeriums berufen habe.

Die Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch alle Straßen. Es war für alle Welt eine Freuden- und Friedensbotschaft. Als es Abend wurde erleuchteten die meisten Bewohner der Boulevards ihre Fenster unaufgefordert. Der Jubel war groß und allgemein. Von zwei Seiten nur war man nicht zufrieden. Die entschlossenern Conservateurs sagten offen ihre Ansicht über die „Feigheit" des Königs, der am Ende doch vor einer Emeute zurückgewichen sei. Sie sahen mit Recht vorher, daß dies nicht die letzte Concession sein werde; sie glaubten, daß mit ihr die ganze moralische Macht der Re-

gierung gebrochen sei. Von der andern Seite waren auch die Republikaner nur halb zufrieden mit ihrem Siege. „Molé oder Guizot, das ist weiß und schwarz — oder schwarz und weiß." Und auch sie hatten Recht.

Aber diese Gefühle würden sicher erst nach und nach und mit der Zeit zur That geworden sein. Die unendliche Masse des ganzen Volkes von Paris freute sich des Sieges; Arm und Reich, Hoch und Niedrig zogen freudig und festlich geschmückt über die Boulevards. Ein Zug Gamins, verdächtig aussehender Leute voran, zog mit Fackeln über den Boulevard. Gegen neun Uhr zwang dieser Zug die Bewohner der Chancelerie (Heberts) dieselbe zu erleuchten. Vom Place Vendome ging dieser Zug dann zum Hôtel Guizot's und wollte auch dieses beleuchtet sehen. Hier wurde denn, wie Sie wissen, ohne vorhergehende Aufforderung unter's Volk geschossen.

Das war der Wendepunkt. Diese Schüsse entschieden das Geschick der Familie Orleans, des Königthums in Frankreich. — — —

Ein Bundesgenosse des einen Politikers erhob sich bei diesen Leichen, und dieser Bundesgenosse hieß: Lug und Trug! Alle Welt fuhr mit dem Gedanken zurück: Trahison, Trahison, Man hat uns vorgelogen, daß Alles beendigt sei, um uns hier nieder zu schießen. „On nous trahit" lief es von Straße zu Straße, und mitunter der Ruf: aux armes citoyens!

Das waren die letzten Grüße der Nacht vom 23. Februar.

Den 24. Februar.

Die Nacht über hatten beide Theile gehörig ihre Pflicht gethan. Die Republikaner konnten sich darüber kaum täuschen, daß die Leichen auf den Boulevards und der allgemeine Ruf: on nous trahit, ihnen die tapfersten Bundesgenossen lieferten. Es wurde daher sowohl auf dem National als der Reforme jetzt beschlossen, harte Schläge zu thun. Man dachte nicht an einen schließlichen Sieg, kein Mensch hoffte ihn — aber man hoffte so durchgreifende Concessionen zu erlangen, daß sie die Regierung in die Hand der Reformparteien liefern werde. Als Ziel der Bewegung wurde die Deputirtenkammer bezeichnet, wo die Reformconcessionen erzwungen werden sollten.

Die Republikaner aber, jetzt vom Volke in Masse unterstützt, arbeiteten in der Nacht so rüstig, daß am andern Morgen ganz Paris mit Barrikaden durchschnitten war. Das Pflaster wurde aufgerissen, alle Bäume, alle Gitter, alle Wachthäuser, alles was nicht Mauer war, umgeworfen, und zu mannhohen Wällen aufgethürmt. An den Barrièren wurden die Alleen umgesägt und quer über die Straßen geworfen. Wer das nicht gesehen hat, kann's nicht glauben und nicht begreifen. Aber wo Hunderttausende von Einem Geiste beseelt sind, da geschehen solche Wunder, und Keiner weiß wie.

Die Regierung hatte in der Nacht ihre Soldaten auf die Boulevards und die größern Plätze ausrücken lassen. Noch ehe es Tag wurde, kam es zu heftigem Schießen, wenn die Soldaten an den Barrikaden vorbeirückten. Aber kaum waren sie vorgeschritten, als hinter ihnen wieder an den Barrikaden gearbeitet wurde. Bei anbrechendem Tage waren die meisten Soldatenkolonnen wie in enge Festen eingeschlossen.

So standen die Soldaten stundenlang von 6 bis 9 Uhr. In den Tuilerien hatte man gemerkt, daß die Gefahr von Minute zu Minute steige, und in Folge dessen den Kopf verloren. Man hoffte mit Thiers, Odillon Barrot und Bugeaud halbwegs zu beruhigen, halbwegs zu schrecken, — Juste-Milieu; und unterdeß blieben die Soldaten ohne Befehl.

Von fünf Uhr an wurde die Nationalgarde durch ihre Tambours zusammenberu-

fen, aber sie kam nur langsam und theilweise. „Man hat gestern auf die Nationalgarde geschossen“ hieß es überall. Es zeigte sich die größte Unentschlossenheit; Einzelne wollten vor Allem die Ordnung herstellen helfen, Andere wollten die Reform durchsetzen. Es kam oft zu harten Worten. Ich sah ein Bataillon, in dem zuletzt ein kräftiger, junger Mann vortrat, und einem Conservateur, der nur für Ordnung kämpfen wollte, sagte: „Wohlan, so treten sie auf jene Seite, wer für die Reform ist, komme hieher, vive la Reforme!“ Und fast die ganze Schaar trat zu ihm hinüber und rief mit ihm: vive la Reforme!

Hier sah ich unter der Nationalgarde auch viele Nichtnationalgardisten, und unter Andern zwei junge Leute, die ich malen möchte, wenn ich könnte. Der eine war eine starke, untersetzte Figur, mit rundem, freundlichem Gesicht; seine Wangen glühten, seine kleinen Augen sprühten Funken, das wallende Blut in seinen Adern ließ ihn nicht eine Minute stille stehen; er hatte ein Gewehr, aber kein Pulver, und klagte seinem Freunde jede Minute von Neuem seine Noth. Dieser Freund war größer, hager, bleich, mit starkem, scharfem Zuge, ein offenes Auge unter einer hohen, etwas engen Stirne. Auch an ihm sah man den Zorn und den Eifer, aber daneben eine Ruhe ohne Gleichen und voller Edelmuth. Er tröstete seinen ungeduldigen Freund: „Wir wollen schon Pulver und Blei bekommen!“ Und ich glaube es gerne; er hatte in der linken Rocktasche eine Pistole, die er mit der linken Hand streichelte, und in der rechten Hand einen kurzen Säbel, dessen Scheide er fortgeworfen hatte. Wenn ich diesen beiden Leuten in zehn Jahren wieder begegne, so werde ich sie erkennen.

Mourir pour la patrie
C'est le sort le plus beau
Le plus digne de la vie!

Endlich zog die Nationalgarde aus. Ihr Ruf war: Vive la Reforme. Auf dem Boulevard angekommen, fraternisirte sie mit den Soldaten, die sich ihnen dann anschlossen. An der ersten Barricade mußten die Soldaten ihre Kolben umkehren, die Offiziere ihre Hüte abnehmen, und die Fahne: Vive la Reforme! — begrüßen. Der General Bedeau, der diese Colonne führte, kam erst Schritt für Schritt zu dieser letzten Anerkennung. Aber was war zu thun? Die Truppen hatten Befehl, jetzt nicht mehr zu schießen, weil man in den Tuilerien es auf friedlichem Wege versuchen wollte. Die Folge war, daß sich das Volk, die Nationalgarde, die Soldaten mischten, und alle zusammen und durcheinander: Vive la Reforme, vive la Garde Nationale, vive la Ligne, vive le peuple! riefen. So goß sich dieser Strom dem Place de la Concorde zu. Hier stand Militair in Menge, und es ist leicht zu denken, welchen Eindruck dieser Zug auf dasselbe machen mußte. Der Zufall wollte dann, daß hier es abermals zu einem unvorhergesehenen Kampfe mit einem Posten Garde municipale kam, der noch einmal von dem höchsten Einflusse auf die Ereignisse des Tages war.

Das Volk, das in dieser Colonne war, forderte die Garde municipale auf, den Posten zu öffnen und sich zu ergeben. Als es zugleich über das Gitter des Postens klettern wollte, wehrte der Posten sich und schoß. Als dies der General Bedeau hörte, sprengte er auf das Wachthaus zu, um Blutvergießen zu verhüten, aber an solchen Tagen gehen die Ereignisse rasch; er konnte nicht verhindern, daß alle Soldaten, die in dem Posten waren, niedergemacht wurden, und gewann aus der Ferne nur das Ansehen, als ob er selbst sich an die Spitze der Stürmenden geworfen habe. So ging die Geschichte von Mund zu Mund, mit dem Zusatze, daß man noch einmal auf's Volk geschossen, daß diese Schüsse von der Tuilerienterrasse unterstützt worden.

Hier hörte ich den Ruf: aux Tuileries! zum ersten Male. Ich glaube, er ist hier zum ersten Male ausgestoßen worden. Ein Theil der Colonne, Nationalgarde und Volk, setzten sich unter diesem Rufe von Neuem in Bewegung und zog die Boulevards zurück.

Ich nahm einen andern Weg, ging durch die Rue Rivoli an den Tuilerien vorbei, sah im Garten viele Soldaten, und den Place Coroussel vollkommen in ein Feldlager mit Kanonen, Pulverkasten, Kavallerie und Infanterie besetzt. Von hier ging ich durch die Rue Richelieu, die überall mit Barrikaden durchschnitten war, hinter denen aber nur wenige Leute standen. In der deutschen Buchhandlung, gegenüber der königlichen Bibliothek, machte ich einen Halt. Und hier sah ich dann sehr bald dieselbe Colonne, jetzt zu Tausenden angewachsen, an der Spitze vielleicht hundert Nationalgardisten, hinterher das bewaffnete Volk, auf die Tuilerien zuziehen. Es kam bald zum Schießen, und fast nach den ersten Schüssen zogen sich die Soldaten vom Carousselplatze zurück in die Tuilerien. Ein Posten des Chateau d' Eau, gegenüber dem Palais royal, kostete Blut und Zeit; als dieser Posten genommen war, drang das Volk auf den Place Caroussel, wurde einmal zurückgescheucht, und drang beim zweiten Anlaufe in die Tuilerien.

Ich hatte dieses Ende nicht in der Rue Richelieu abgewartet, und es thut mir leid genug. Aber ich habe so wenig geglaubt, das Julikönigthum fast ohne Kampf fallen zu sehen, daß ich — einmal entschlossen, mich nicht in die Familienangelegenheit des Nachbarvolkes zu mischen — auch nicht Lust hatte, hier bei einem Vordringen der Königlichen „mit gefangen und mit gehangen" zu werden.

Ich ging nach Hause, müde, matt, an allen Nerven abgespannt. Aber es ließ mich nicht ruhen; und als ich nach einer halben Stunde wieder auf die Boulevards ging, begegnete ich der Botschaft, daß die Tuilerien erstürmt seien.

Sehr bald kamen die siegreichen Kämpfer einzeln und Truppweise zurückgezogen. Es war ein eigner Anblick. Jeder hatte einen Fetzen, einen Flitter der zerstörten Herrlichkeit an dem Bajonette hängen, am Hute, auf der Brust festgesteckt. Ein paar Leute kamen mit Weinflaschen; wieder welche mit eingemachten Früchten; Einer hatte einen gespickten Haasen, ein Anderer ein halbes Reh am Bajonette hängen. Das auffallendste aber war die Ruhe, die Kälte, die so lange der Kampf dauerte herrschte; überhaupt habe ich außer den Rufen: Vive la Reforme, vive la Ligne etc. und den beiden Liedern gar nichts gehört und gesehen, was an die furia francese erinnert hätte. Es wurde Alles mit einem Anstande, einem Ernste, einer Ordnung betrieben, die gewiß Niemand begreifen wird, der die Franzosen bei ihren Festen gesehen hat und weiß, wie leicht hier die Unordnung den höchsten Grad erreicht. Ich gestehe es, und gern, ich achtete das Volk stets, in diesen drei Tagen ist diese Achtung um das Dreifache gestiegen.

Ehe ich das Palais royal erreichte, begegnete ich einem Zuge Kämpfer, in deren Mitte ein alter „Officier du Chateau" — die Chatouille trug, die die Juwelen der Königin enthielt. Der arme, alte Mann lächelte — unter Thränen. Er that mir wehe, aber die zerfetzten, zerlumpten Arbeiter, die diesen Schatz in Sicherheit brachten, thaten in ganz anderer Art dem Mannesherzen wohl.

Im Hofe des Palais royal — nicht im Garten, der dem Volke gehört — verbrannte man das ganze bewegliche Gut dieses Schlosses. Es war Privateigenthum der Orleans; die Rache machte sich Luft. Das Volk wachte, daß Nichts gestohlen wurde. Hier wäre mir fast mehr furia francese lieb gewesen, als ein gewisser kalter Ingrimm,

der sich hier zum Barbarenwerke verleiten ließ. — „Le sang aussi énivre!“ sagte mir gestern ein Freund, mit dem ich dieses Unglück beklagte.

Ich zog mit dem Volk in die Tuilerien. Sie waren bereits gepfropft voll; und als ich den Versuch machte, hinauf in die obern Säle zu gehen, war dies vorerst kaum noch möglich, ohne den Rock zu wagen und eine Rippe mit. Hier war dann wieder eine Unordnung sonder Gleichen. Auch hier wurden kostbare Kupferstiche zerrissen, alle Fenster und Spiegel zerschlagen, was nicht nagelfest war zum Fenster hinausgeworfen. Aber auf dem Glockenthurme standen Leute, die Kirchweihglockenspiel läuteten; auf dem Dache waren Leute des Volks, die sich die königliche Form angelegt hatten, und sonst Alles, Röcke und Hosen, Hemden und Strümpfe, Mützen und Hüte der ehemaligen Bewohner dieser höchsten Geschosse des Palastes hinabgeworfen. In dem Saale der Marschälle war eine Lust. Dort lagen und standen Studenten in den Fenstern, und aus tausend Stimmen schallte es in die Weite:

Mourir pour la Patrie
C'est le sort le plus beau
Le plus digne de la vie.

Als ich aus dem Garten hinausging, kam ich an der Statue des Spartakus vorbei, er hatte eine rothe Jacobinermütze auf, die aus einem Fetzen des Thrones Louis Philipps zusammengesteckt war.

Den 28. Februar.

Vorgestern erschien die ganze Stadt in einer eigenen Stimmung. Die Boulevards waren beleuchtet, aber fast kein Mensch auf denselben zu sehen. Es hatte dies Schauspiel etwas von einer zu einer Todtenfeier geschmückten, einsamen Klause. Gestern Morgen herrschte noch dieselbe Stimmung vor. Man konnte nicht zum Vertrauen in den raschen unerwarteten Sieg und in die neuen Zustände kommen. Ja es schien der Saame des Zwistes, den man zwischen „Bourgeois“ und „Peuple“ gesäet hatte, in böser Frucht aufgehen zu wollen. An einzelnen Orten versammelte sich die Nationalgarde in Uniform, gesondert von der Nationalgarde des Volkes. — Aber gestern Nachmittag und gestern Abend nahm Alles ein anderes Ansehn an. Alle Welt fühlt das Bedürfniß des Zusammenhaltens. Ich begegnete alten Bekannten, höchst exaltirten Köpfen; ihr zweites Wort war: Modération! Modération! ist jetzt vor Allem nothwendig. Gestern Abend zog wieder ganz Paris im Feste über die Boulevards. Nicht den geringsten Lärm, nicht die geringste Unordnung. Ich begegnete Einem betrunkenen Menschen, und war nicht wenig erstaunt, bald zu bemerken, daß die gewöhnlichen Nachtvögel der Boulevards heute überall fehlten. Genug, alle Welt lebt auf in einem Gedanken schöner Hoffnungen; und wir wollen mit hoffen, daß sie in Erfüllung gehen werden.

J — y.

IX.

Aus Paris.

Scenen aus den innern Gemächern des königlichen Palastes.

Morgen ist der neun und zwanzigste Februar! Mit diesem Titel hat Zacharias Werner die Schicksalstragödien in Deutschland eingeführt. Die alte Sage von den Schaltjahren taucht wieder auf. Die Ahnfrau der Revolution steigt abermals aus ihrer Gruft mit geschwungenem Dolche, und manche Schuld wird blutig gebüßt werden.

Ich darf nicht darauf rechnen, daß dieser Brief zur rechten Zeit in Ihre Hände kommt, der bisherige Generalpostmeister ist abgesetzt worden. Die meisten Briefe in's

Ausland werden geöffnet, die Depeschen an die Behörden des Inlands werden zurückgehalten und mancher Privatbrief fällt wohl bei dieser Gelegenheit mit in die Brüche.

Die Zeitungen werden daher früher und ausführlicher, als ich es vermag, die Hauptereignisse erzählen, und ich will mich blos darauf beschränken, zusammen zu fassen und einige einzelne Punkte als Augenzeuge näher zu beleuchten.

Die Revolution, die Mittwoch ausbrach, begann ihre Einleitung schon Montag am 22., die Erklärung zwischen Odillon Barrot und Duchatel war auf Kenntniß der Thatsachen, die sich vorbereiteten, gegründet. Odillon Barrot hatte bereits, als er in die Kammer trat, die Beweise erhalten, daß er von der republikanischen Partei, an deren Spitze Marrast, der Redacteur des National, stand, dupirt und als ununterrichtetes Instrument vorgeschoben worden ist. Das Ministerium hatte in der Nacht Depeschen aus einigen Departementalstädten und namentlich aus Straßburg erhalten, daß am 23. in dem Moment, wo in Paris das Bankett stattfinden sollte, eine republikanische Revolution ausbrechen werde. Gleichzeitig erfuhr man, daß in Paris unter den Arbeitern Geld ausgetheilt wurde, und das Aktenstück, durch welches die Nationalgarde in Uniform, den Säbel an der Seite (wenn auch ohne sonstige Waffen) und die studirende Jugend zur Theilnahme an dem Bankett aufgefordert wurde und dessen Redaction Odillon Barrot aus den Händen gespielt wurde, bewies diesem selbst, daß er keineswegs den Faden des Ganzen in Händen habe. Darum sein rasches Nachgeben zur Abbestellung des Banketts, darum die Entschlossenheit des Ministeriums, das Bankett durch die Entfaltung der ganzen Militärmacht zu verhindern.

Die folgenden Scenen kennen Sie. Das Volk und die großen Massen der Bankettheilnehmer, uneingeweiht, daß das Bankett abbestellt worden sei, stellte sich Dienstag, (23.) Nachmittag doch auf dem Magdalenenplatz ein. Die Republikaner, welche das Losungswort schon lange hatten und nun unerwartet auf die bewaffnete Macht stießen, verbreiteten sich mit wildem Rufe durch die Straßen, errichteten Barrikaden, rissen das Straßenpflaster auf — aber immer noch unter dem Geschrei vive la reforme. Die Nationalgarde erschien spärlich, aber selbst die Guizotiner darunter, wohl einsehend, daß das Ministerium diesem Zornausbruch nicht widerstehen könne, riefen vive la reforme. Guizot dankte auch wirklich noch im Laufe des Abends ab, alle Fenster wurden erleuchtet, weil es eine alte Polizeivorschrift ist, daß bei Nachttumulten Lichter an's Fenster gestellt werden müssen. Diese improvisirte Illumination, die Menge der Nationalgarden und des jubelnden Volkes, machte diesen Abend zu einem wahrhaft phantastischen und steigerte die Aufregung der Menge zu der Höhe der Julitage. Das Volk drang in die Häuser und forderte Waffen, und überall, wo solche verabfolgt waren, wurde an der Mauer mit Röthel angeschrieben: donné oder armes donnés. Mittlerweile wurden in den Tuilerien mehrere Ministercombinationen versucht und endlich Thiers, Barrot, und Lamoricèire zu Ministern ernannt. Letzterer durchritt in der Uniform eines Unteroffiziers, auf welche er in der Eile die Generalsepauletten geheftet hatte, die Stadt, gefolgt von einem Adjutanten, der eine Brille und einen grünen Augenschirm auf hatte (Lasteyrie, ein Enkel Lafayette's).

Auch Thiers und Odillon Barrot ritten über den Boulevard und suchten zu beschwichtigen, indeß eine Proclamation in ihrem Sinne an den Straßenecken angeklebt wurde. Bugeaud wurde mittlerweile zum Commandanten der Nationalgarde vom König ernannt. Gegen 10 Uhr schien alles ruhiger werden zu wollen. Da fand jene unglückliche Scene vor dem Palaste der auswärtigen Angelegenheiten statt. Ein Haufe Volks wollte mit dem Rufe à bas Guizot in das Palais dringen; das Wachtpiquet stellte sich ihm entgegen. Da fiel ein Schuß auf die Soldaten, und der Offizier be-

fahl eine volle Charge. Die Folgen davon sind Ihnen wohl bereits bekannt. Die ganze Nacht über wurden Barrikaden errichtet, Waffen gesammelt und Casernen umringt. Doch sah man Morgens früh verhältnißmäßig noch wenig Waffen in den Händen des Volkes. Plötzlich übergab eine Caserne in der Fauburg Poissoniere ihre Waffen und nun gewann alles ein anderes Ansehen. Die Nationalgarde sah sich jetzt selbst bedroht und dachte an Weib und Kind, viele Gardisten blieben zu Hause, andere kehrten zurück, und noch andere schrien, um nicht selbst massacrirt zu werden, mit den Volkshaufen das eine Losungswort: plus de Bourbon! Wie gesagt, die Details hierüber werden von den Journalen hinlänglich geschildert werden. Dagegen wird aus einer leicht begreiflichen Politik von dem, was Louis Philipp betrifft, in diesem Augenblicke wenig die Rede sein. Aber grade in diesem Punkte bin ich im Stande einige Lücken zu füllen, da ich die Details von einem Augenzeugen, einem Adjutanten des Herzogs von Nemours, habe. Der alte König hatte die ganze Nacht gewacht. Guizot, Bugeaud, Thiers, Barrot, wechselten in beständigen Berichten ab. Centrum und Linke, in dieser Nacht waren alle einig, da alle fühlten, daß ihre Gesammtexistenz auf dem Spiele stehe. Erst zwischen 5 und 6 Uhr brachte man den König in sein Schlafzimmer, wo er angekleidet auf einem Lehnsessel eine Stunde schlummerte. Zu wiederholten Malen hatte er ausgerufen: „Was würde Adelaide sagen!“ — „Wäre nur Joinville da!“ Als der König um 7 Uhr erwachte, brachte ihm Montpensier zuerst die Nachricht von dem veränderten Zustand der Stadt, worauf er sogleich die Herzogin von Orleans zu sich rufen ließ. Als diese eintrat, war sie todtenbleich und küßte ihrem Schwiegervater lange und schweigsam die Hand. Hierauf begab sich die ganze Familie, in Begleitung von einigen wenigen Vertrauten, in das Gemach der Königin, die noch nicht das Lager verlassen hatte. Um 9 Uhr wurde der Conseil d'Etat und alle Großwürdenträger des Reiches, wie sie bei der Geburt eines Prinzen versammelt werden, zusammen berufen, und Louis Philipp unterzeichnete in ihrer Gegenwart die Abdankung zu Gunsten seines Enkels.

Mitterweile wurde der Aufstand immer ärger; die Wachen konnten die Stürmenden kaum mehr von den Tuilerien zurückhalten. Die Nachricht kam, daß der Stab des Artilleriebataillons, welches in der Nähe des Palastes stand, die Munition übergeben habe, und daß nun die Truppen mit dem Volke fraternisirten. Epargnez les enfans! rief die Königin aus und umarmte weinend ihre Enkel. Chacun à sa place, sagte der Greis mit Ruhe und nahm den Duc de Chartres auf den Arm, küßte ihn und übergab ihn der Mutter. Die Herzogin von Orleans zog sich in ihre Gemächer zurück, wohin ihr der Herzog und die Herzogin von Nemours folgten. Hier zeigte sich Nemours in wahrhaft edlem Sinne und bewies, daß in diesem stolzen aber hochherzigen Manne ein uneigennütziger und aufopfernder Geist wohnt. C'est vous seule, sagte er zur Herzogin, qui pouvez sauver la couronne, c'est vous qui devez être la regente; moi j'y renonce et de grand coeur. Thiers, der der Herzogin gefolgt war, brachte die Nachricht von dem Rufe plus de Bourbon, der allenthalben laut wurde. Die Herzogin, ohne darauf zu antworten, befahl, man solle ihren Wagen anspannen. Was wollen Sie thun? schrie ihr Alles entgegen. Einen Wagen! ich will mit meinen Kindern über den Boulevard fahren, Frankreich soll seinen König sehen. Aber die Dienerschaft war zerstreut, versteckt. Alors cherchez moi une voiture de place. Dem widersetzten sich aber alle Umstehenden. Si vous ne voulez pas que mon fils se montre au peuple, alors je lui chercherai une place au milieu des representants de la nation; je ferai ce que Marie Therese a fait. Der Muth

dieser edlen Frau beseelte die Uebrigen. In die Kammer! riefen Alle; die Herzogin ganz in Trauer gekleidet nahm die zwei Prinzen an die Hand und ging zu Fuße von Nemours, Montpensier und den Eintagsministern gefolgt, über die Brücke in das Palais Bourbon. Die hierauffolgende Scene in der Kammer ist eine der wichtigsten in der französischen Geschichte. Sie läßt sich in einer Correspondenz nicht beschreiben. Die Franzosen haben nicht Ursache, darauf stolz zu sein. Die Herzogin versuchte mehrmals zu sprechen; aber man ließ sie nicht zu Worte kommen. Sie hat mehr Muth, als Maria Theresia bewiesen, denn sie trat nicht auf einem Reichstage in einem friedlichen Kreise der Edelsten des Landes auf, sondern in der Mitte der Emeute, in der Mitte von bewaffneten Blousenmännern, von denen der eine mit der Flinte sogar auf Lamartine anlegte, als er auf die Tribune trat. Die französische Kammer hatte nicht den Muth der Magyaren, sie stob aus einander. Die Herzogin wurde durch eine Hinterthüre hinausgebracht. Der Comte de Paris ging keck neben der Mutter her; der kleine Duc de Chartres wurde vom Herzog von Nemours an der Hand geführt. In diesem Augenblicke tönte ein wildes Geheul hinter ihnen her. Einer der Deputirten bat Nemours, seinen Oberrock anzunehmen, um ihn über die Uniform zu ziehen, damit diese ihn nicht sogleich dem nachstürmenden Pöbel verriethe. Während er den ihm dargebotenen Rock anzog, wurde der kleine Prinz von seiner Seite gedrängt und verschwand, ohne daß man es sogleich merkte.

Unten an der Treppe angelangt, wurde die unglückliche Herzogin von einem andrängenden Haufen in die Seite gestoßen. — Die Nachricht kam, daß Feuer im Palais Royal angelegt und die Tuilerien erstürmt seien. Man brachte daher die Herzogin in das nebenstehende Haus eines jüdischen Negocianten Namens Cahen, oder Cachen, der sich unter dem kleinen Häuflein der sie begleitenden Nationalgardisten befand. Aber wer beschreibt das Entsetzen der armen Mutter, als sie jetzt bemerkte, daß ihr zweiter Sohn ihr fehle. Die ganze Familie des Hauses und das kleine Gefolge der Herzogin machte sich nun auf, das Kind zu suchen, und die Herzogin blieb fünf martervolle Stunden allein mit der Frau des Negocianten und einer deutschen Dame ihres Gefolges. Endlich brachte man das Kind, das mitten im Gedränge still auf eine Thürtreppe sich gesetzt hatte und weinte, aber keinem der ihn Befragenden seinen Namen nennen wollte! — — Louis Philipp hatte mit der Königin durch einen Seitengang der Tuilerien in einem Fiaker sich geflüchtet und den Weg nach Eu eingeschlagen. Nemours und Montpensier verließen die Stadt und nur die Herzogin wollte diese nicht verlassen. „Hier ist mein Platz, hier ist das Recht meines Sohnes und hier muß ich bleiben!" sagte die heldenmüthige Frau. Ob sie in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, noch in Paris ist, weiß ich nicht. Thatsache ist es, daß trotzdem das Gouvernement provisoire die Republik interemistisch proclamirt hat, kein Mensch an den Bestand derselben glaubt und die Regentschaft der Herzogin, vielleicht mit Joinville an der Seite noch viele Chancen hat. Thiers, Odillon Barrot und die übrigen Sommitäten der Kammer sind in diesem Augenblicke ganz in den Hintergrund gedrängt. Was werden sie thun? Was wird Joinville thun, der an der Spitze der Flotte steht, wird er dem Admiral Baudin, der zu seinem Nachfolger ernannt wurde, gutwillig das Commando übergeben? Was wird Aumale thun, der in Algier 66,000 Mann unter seinem Befehle hat? Dies sind Fragen, welche die nächsten Tage beantworten müssen. Z. Z.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Der Bundestag und das deutsche Volk.

Es gibt Menschen, die sich dadurch das Ansehn eines tiefen und feinen Kopfes zu geben wissen, daß sie bei Anlässen von Belang so bedeutungsvoll als möglich — schweigen. Diejenige Classe, welche die Kunst des Schweigens mit der bewundernswürdigsten Ausdauer, mit einer Virtuosität, die in ihrer Art Franz Lißt nichts nachgab, ausgeübt, welche sie bis in die feinsten Nuancen, die zierlichsten Modulationen vervollkommnet hatte, sind die Diplomaten. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts waren die Diplomaten, d. h. die Männer, welche mit Anstand zu schweigen wußten, die Herren der Welt, und die diplomatische Sprache, d. h. die Sprache, die mit möglichster Feinheit Nichts sagte, die allein courfähige. Aufgeschreckt wurde dieses diplomatische Wesen zuerst durch die preußischen Bajonette, die mit möglichst geringem Geräusch die nichtsthuenden Congresse und die nichtssagenden Diplomaten auseinanderstäubten; es wurde zum zweiten Male aufgeschreckt durch die dreiste Ironie der französischen Philosophen, die es der staunenden Welt zuerst begreiflich machte, daß Worte vom Geist beflügelt weiter treffen als Kanonen; es wurde in seinem Innersten erschüttert durch die Posaune des jüngsten Gerichts, die in der französischen Revolution dem alten, verrotteten Europa ertönte.

Aux armes, citoyens! —

Eine Phrase, die so wenig courfähig war, als die Männer, deren zornige Kehlen jenes blutige Lied der Freiheit anstimmten, und die doch von dem courfähigsten aller Diplomaten sanctionirt wurde. Talleyrand, Edelmann, Diplomat und Priester, segnete im Namen Frankreichs die Fahnen und Schwerter ein, die das neue Evangelium der Welt verkünden sollten.

Aber die Söhne der Revolution hatten selber keinen rechten Glauben an die Idee, aus der ihre Kraft hervorgegangen war, aus Befreiern wurden sie Räuber und Eroberer. Die Nationen erhoben sich gegen sie, ihr Stern fiel zur Erde, ihr Held starb auf St. Helena, ruhmlos und unbeweint.

Das alte Europa wurde geflickt und restaurirt, vor allem die Diplomatie, die Kunst des Schweigens. Talleyrand war wieder der mächtigste Mann des restaurirten Frankreichs und in Frankfurt a. M. wurde ein permanenter Areopag deutscher Diplomaten gebildet, die ihren französischen Vorbildern mit der einem Deutschen

zukommenden Ungeschicklichkeit nacheiferten. Sie schwiegen, und schweigend lenkten sie die Geschicke der Völker.

Und dieses Schweigen legten sie gleichfalls als unabweisbare Pflicht den „Unterthanen" auf, deren beschränkten Verstand sie bevormundeten. Die Presse wurde der Polizei in die Hände gegeben, die Association gehemmt, den Ständen der Mund verstopft. „Im Schlosse muß es stille sein!" singen die Landsknechte des Fürsten Blaubart in der alten Oper, als das neugierige Volk in seine geheime Kammer, in die Kammer mit dem goldnen Kammerherrnschlüssel, eindringen will, zu sehen, was es Heimliches gäbe in den Werkstätten der Götter.

Im Jahr 1835 wollte ein Diplomat, der sich schlauer dünkte als die andern, hin und wieder etwas bekannt machen von dem, was die Ueberirdischen in dem schweigenden Gemache mit einander redeten, „damit das Volk einen größern Antheil nähme an seinen Herren, damit der neue Areopag nationaler würde." Mon cher! antwortete ihm ein älterer College, der weniger fein war, aber klüger, ich glaube nicht, daß die Völker besondern Geschmack finden werden an unserer Unterhaltung. Laßt uns schweigen wie bisher. Uebrigens kommt es nicht darauf an, was die Völker von uns denken, sondern was die Regierungen.

Und wenn die Rechte irgend eines deutschen Volkes verletzt wurden, und das gekränkte Volk in seinen legitimen Organen sich an den Congreß seiner Diplomaten wandte und Gerechtigkeit forderte, so hüllte sich dieser in die Majestät seines Schweigens.

Aber man hat doch nicht immer geschwiegen. Als vorwitzige Jünglinge nach dem Vorbilde Karl Moor's die deutsche Nationalität, wie sie in ihren Träumen ihnen vorschwebte, verwirklichen wollten -- ich weiß nicht mehr, ob sie beabsichtigten, den alten Barbarossa aus seinem Kyffhäuser zu holen, oder was sonst — da regte sich die schweigsame Versammlung, es wurden die Briefe und Tagebücher der guten, naturwüchsigen Burschenschafter untersucht, es wurden ihre geheimsten Gedanken analysirt und die armen Jungen wurden in den Kerker geschickt, dort zu büßen für ihre Kühnheit, dasselbe geträumt zu haben, was ihre Vormünder ihnen, wenn auch in anderem Sinne, vorgesungen hatten.

Und der Congreß brach sein Schweigen, wenn trotz aller Censur irgend eine Zeitung die Schranken der Diplomatie überschritt, d. h. wenn sie wirklich etwas sagte, dann verbot er — die Zeitung? nein, den ganzen Verlag des Buchhändlers, der in der Kunst des Schweigens sein Examen nicht bestanden hatte.

Und er hat noch einmal sein Schweigen gebrochen, heute oder gestern, als zum zweiten Male in Paris die Posaune erscholl, als die Sphinx der Revolution mit dem schönen, aber schrecklichen Gesicht zum zweiten Male grimmig ihre Tatzen erhob. Viel schneller, als es sonst einer diplomatischen Versammlung möglich ist, hat er sich entschlossen und folgende Proclamation an das deutsche Volk erlassen:

„Der deutsche Bundestag, als das gesetzliche Organ der nationalen und politischen Einheit Deutschlands, wendet sich vertrauensvoll an die deutschen Regierungen und das deutsche Volk.

Verfassungsmäßig berufen, für die Erhaltung der innern und äußern Sicherheit Deutschlands zu sorgen, spricht der Bundestag seine Ueberzeugung dahin aus, daß beide nur ungefährdet bleiben können, wenn in allen deutschen Landen das einmüthigste Zusammenwirken der Regierungen und Völker und die innigste Eintracht unter allen deutschen Stämmen mit gewissenhafter Treue erhalten werden.

Nur auf dieser Eintracht und diesem Zusammenwirken beruht die Macht und die Unverletzlichkeit Deutschlands nach Außen, und die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe, so wie die Sicherheit der Personen und des Eigenthums im Innern. Die Geschichte Deutschlands gibt den Beleg hierzu, so wie die bittern Lehren über die traurigen Folgen, wenn Zwietracht zwischen den Regierungen und Völkern und den einzelnen Stämmen die Kräfte der deutschen Nation zersplittern und schwächen und ihr Inneres zerreißen.

Mögen diese theuer erkauften Erfahrungen in der bewegten Gegenwart unvergessen sein und während der stürmischen Zukunft benutzt werden, die möglicherweise nicht fern steht.

Der deutsche Bundestag fordert daher alle Deutschen, denen das Wohl Deutschlands am Herzen liegt, — und andere Deutsche gibt es nicht — im Namen des gesammten Vaterlandes dringend auf, es möge Jeder in seinem Kreise nach Kräften dahin wirken, daß die Eintracht erhalten und die gesetzliche Ordnung nirgends verletzt werde.

Der Bundestag wird von seinem Standpunkt aus Alles aufbieten, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach Außen, so wie für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Innern zu sorgen.

Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt, aber nur der Weg der Eintracht, des gesetzlichen Fortschritts und der einheitlichen Entwickelung führt dahin.

Die Bundesversammlung vertraut mit voller Zuversicht auf den in den schwierigsten Zeiten stets bewährten gesetzlichen Sinn, auf die alte Treue und die reife Einsicht des deutschen Volkes. Frankfurt a. M., den 1. März 1848.

Die deutsche Bundesversammlung und in deren Namen das Präsidium:

Dönhoff."

Spät kommt ihr! doch — ihr kommt! der weite Weg,
Graf Isolan, entschuldigt euer Säumen.

Wir wollen in Zeiten der Gefahr nicht rechten mit der Vergangenheit. Wir nehmen Euer Wort. Ja, wir sind alle, alle gute brave Deutsche, der deutsche Bundestag hat es anerkannt.

Ein freier Paß für's ganze Deutschland!

hat Gutzkow in seinem „Wullenweber" prophetisch verkündigt. Ja, Ihr habt Recht, uns liegt Deutschland am Herzen, die alte Mutter, wenn sie auch zuweilen stiefmütterlich an ihrem eignen Fleisch und Blut gehandelt hat. Wir wollen nicht, daß der Franzose in unsern Gauen herrsche, eben so wenig als der Russe, wir wollen kämpfen gegen den Eroberer, wir wollen unser Blut einsetzen für die Ehre unseres Volkes, für unsere Ehre. Aber hört, ihr Diplomaten, hört nun auch uns!

Wir wollen fechten gegen die Franzosen, wenn sie mit dem heiligen Namen der

Republik und der Freiheit den Brand in unsere friedlichen Hütten werfen, aber wir wollen nicht fechten gegen die Ideen des französischen Volks! Es sind die unsrigen. Wir wollen nicht nach dem Gelüst des russischen Autokrator's, nicht nach der Berechnung kalter, herzloser Diplomaten unsre Schwerter ziehen. Wenn wir fechten sollen, so wollen wir etwas haben, wofür wir fechten.

Ihr ruft uns mit dem Namen des Vaterlandes. Aber ein Vaterland hat nur der Freie; im Kerker ist kein Vaterland. Wir zweifeln nicht daran, daß ihr Soldaten finden werdet, auch wenn ihr im alten Systeme beharrt, aber diese „treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth!“ Wenn ihr es nicht versteht, den Geist auf's Neue zu beleben, der schon einmal mit jugendlich poetischem Enthusiasmus für euch in die Schranken trat, so werden die Tage von Austerlitz und Jena sich erneuen, und die modernen Lyriker werden wieder Gelegenheit haben, Elegien zu dichten à la Körner:

Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehen, du bist gefallen!

Erhebt euch zur Höhe eurer Situation! Marktet nicht mit der Freiheit, zögert nicht, bis es zu spät ist. Fasset endlich einmal den Muth, weise zu sein. Erinnert euch an die Cumanische Sybille, die dem alten römischen König für den nämlichen Preis, den sie zuerst für die neun heiligen Bücher gefordert, mit Noth das letzte übrige zugestand, bereit, auch dieses in die Flamme zu werfen, wenn Tarquin noch einen Augenblick zögerte.

Zum letzten Mal erscheint die Sybille vor euch! hört ihre Stimme im letzten Augenblick, die ihr früher um bessern Preis verschmäht habt!

Ihr könnt es nicht länger verhehlen, ihr wisset, daß etwas gewährt werden muß. Thut es nicht halb, denn das Halbe trägt keine Frucht! Ihr verstattet den Regierungen, Preßfreiheit zu geben, und auch diese — im jetzigen Augenblick ärmliche Gabe, die vor wenigen Tagen noch allgemeiner Jubel erregt hätte, — fügt ihr Clauseln zu, die sie wieder aufheben. Nicht verstatten, gebieten sollt ihr den deutschen Fürsten, ein Institut, das nach der Erklärung der Leipziger Censoren*) von seinen Beamten selber für unmoralisch und verderblich gehalten

*) Folgendes ist der Text dieser Eingabe: „An ein königl. hohes Gesammtministerium. Die ehrfurchtsvoll und gehorsamst unterzeichneten Censoren in Leipzig halten es für ihre Pflicht, an Ew. Ew. Excellenzen im Nachstehenden ihre Ansicht und Ueberzeugung über den dermaligen Stand der Preßangelegenheiten offen auszusprechen. Eine mehrjährige Uebung der Censur nach den deshalb bestehenden gesetzlichen Bestimmungen hat uns zu der innigen Ueberzeugung gebracht, daß die Censur, abgesehen von Dem, was ihr principiell entgegensteht, ein Institut sei, welches seinen Zweck dergestalt verfehlt, daß durch dasselbe der Geist der Ungesetzlichkeit nicht zurückgehalten, sondern vielmehr herausgefordert und durch die Reizung zur gefährlichsten Böswilligkeit aufgestachelt wird, daß mancher ehrenwerthe und besonnene Mann durch die Vorstellung einer Bevormundung von der Discussion der wichtigen Fragen des öffentlichen Lebens sich zurückschrecken läßt, während viele von Denen, welche sich der Schriftstellerei ausschließlich widmen, durch die Censur demoralisirt werden, indem sie sich angewöhnen, anstatt

wird, augenblicklich aufzuheben. Ihr sollt nicht durch ängstliche Clauseln eure Gabe entwürdigen, durch Clauseln, die doch ihre Zwecke verfehlen, und eine freudige Anerkennung im Herzen des Volkes nicht aufkommen lassen. Ihr sollt ferner den Fürsten nicht nur gestatten, sondern ihnen gebieten, die ständischen Rechte augenblicklich wiederherzustellen, die Unentschlossenheit und Willkür bisher unterdrückt haben.

Könnt ihr es nicht gebieten, ihr, die ihr euch die gesetzlichen Repräsentanten des deutschen Volkes nennt, dann verlangt nicht, daß wir Vertrauen zu euch hegen, dann überlaßt die einzelnen Staaten ihrem Schicksale. Könnt ihr es aber, und wollt es nicht, dann wird ohne unser Zuthun die Nemesis euch ereilen, die in dem alten Gedicht den Willkürherrschern zuruft:

Discite justitiam moniti et non temnere divos!

---

offener Beschuldigungen zweideutige Verdächtigungen, statt directer ehrlicher Angriffe hinterlistige Untergrabung der bestehenden Verhältnisse, des Vertrauens zwischen Volk und Regierung zu unternehmen. Die sogenannte conservative Presse hat es vielfach in dieser Beziehung der liberal-radicalen noch vorausgethan. So wirkt die Censur zum Ruin des Staats.

Wir sind längst überzeugt und finden unsere Ueberzeugung wiederholt durch Aeußerungen unserer hohen Vorgesetzten bestätigt, daß das königl. Gouvernement selbst, in seiner Weisheit die gerügten Mißbräuche nicht übersehend, im Verein mit den übrigen deutschen Staatsregierungen auf Herstellung einer bessern Regelung der deutschen Preßverhältnisse bedacht sei. Darum haben wir bis jetzt es nicht für nöthig gehalten, officiell unsere Stimme in dieser Angelegenheit zu erheben, wenn wir auch im persönlichen Gespräch unsere Ansicht niemals verschwiegen. In diesem Augenblick aber scheint uns jede Zögerung, die Zögerung einer Stunde, gefahrbringend für das sächsische, für das deutsche Vaterland. Während die Einen durch die Nachrichten aus Frankreich und aus andern, auch deutschen Staaten, sich exaltiren lassen, werden Andere aufgeregt durch die Befürchtungen einer militairischen Invasion aus Westen oder Osten: Alle vereinigen sich im glühenden Haß und Widerwillen gegen eine Institution, von deren Unwürdigkeit, Haltungslosigkeit, Unmöglichkeit sie überzeugt sind.

Wir unterzeichneten Censoren werden treu aushalten bei unserer, uns durch die Gesetze vorgeschriebenen Pflicht, von der uns selbstständig in diesem Augenblicke loszusagen eine Treulosigkeit wäre, obschon wir persönlich auf's höchste gefährdet sind. Bis jetzt beherrschen noch gebildete Männer die Bewegung, aber, wir wissen es, nur noch mit höchster Anstrengung, nur noch durch die Hoffnungen auf die Erfüllungen, welche die nächsten Stunden bringen sollen. Diese Männer sind im Stande, das Amt von der Person zu unterscheiden, und die Gesetze, auch die mißfälligen, zu achten. Sollten ihnen aber die Zügel reißen, dann wären wir alsbald in die Unmöglichkeit versetzt, die Gesetze aufrecht zu erhalten, auf welche sich unsere Pflicht bezieht — und das Vaterland wäre allen Gefahren eines Bruches der Gesetzlichkeit bloßgestellt.

Was unter diesen Umständen zu thun sei, darüber wagen wir keine Vorschläge. Wir vertrauen der Weisheit eines hohen Gesammtministeriums, das nun auch die Stimmen Derjenigen gehört hat, welche der Presse am nächsten stehen. Kein Mißbrauch der Preßfreiheit kann gefährlicher werden als eine fernere Handhabung der Censur, über welche im Volke die falschesten und gehässigsten Vorurtheile verbreitet sind. Nimmt die hohe Staatsregierung uns unsere Verantwortlichkeit ab, so wird sie wenigstens alle Wohlgesinnten zu begeistertem Danke verpflichten; beraubt dagegen eine revolutionäre Gewalt uns der Möglichkeit, unsere Pflicht zu thun, dann werden auch die Wohlgesinnten verzweifeln. (Folgen die Unterschriften.")

Lüneburger Heideleben.

Bericht eines Heidschnucken.

Oase . . . . in der Lüneburger Heide, den 27. Februar.

„Die Lüneburger Heide kenne ich nun auch," sagten Sie, als wir im vorigen Sommer in Helgoland uns trafen. Ich glaube, daß Sie sich irren, mein vielgereister Kuranda! Die Lüneburger Heide lernt man nicht kennen, wenn man in zwei bis drei Stunden von Burgdorf nach Lüneburg fährt. Selbst früher, als man anderthalb Tage auf dieser Strecke fuhr, bekam man nur ein ungefähres Bild der Heide. Nein, lieber Freund, fahren Sie einmal mit mir von Walsrode nach Celle, von Celle nach Welle. Kommen Sie einmal zu mir, wenn die Heide blüht, und ich führe Sie hinaus in das rosenrothe Blüthenmeer, das seine Wellen schlägt so weit das Auge reicht. Um die Heide zu kennen, muß man sich auch bei stürmischem Novemberwetter darin verirrt haben, und in Ermangelung menschlicher Wohnungen, sich glücklich geschätzt haben, in einem Föhrenkampe, oder hinter einem Erdwalle Schutz zu suchen.

Die Eisenbahn — Pah! die führt uns an Rieselwiesen vorbei, die im vorigen Sommer so grün lachten, als Sie es selbst in den Vierlanden nicht gesehen. Da trifft das Auge auf Buchweizen-, Hafer-, und Gerstefluren, wenn diese Fruchtarten im Zustand der Reife auch nur zwei Handhoch sind. Und dann das flachsreiche Ulzen, mit üppigen Feldfluren, das Kloster Medingen, das sind selbst noch passable landschaftliche Bilder. Ich glaube, Sie haben nicht einmal eine Heidschnuckenheerde gesehen, und wenn Sie diese Thiere auch nicht für Gänse halten, wie eine gewisse Frau Doctorin es sich von ihrem dichterischen Ehegatten einreden ließ, so gehören doch unsere schwarzen und braunen und bunten Heidschnucken wesentlich zu unserm Lebenselemente.

Können Sie sich nun die Heide nicht denken, so haben Sie auch keinen Begriff davon, wie unsereins, der sich doch so ein wenig für dies und das interessirt, was in der Welt vorgeht, in einer Zeit, wie die jetzige zu Muthe ist. Denken Sie sich einen Menschen, der seine Zeitungen einen Tag später erhält, als alle gebildeten Menschen, die eben nicht in der Heide wohnen, einen Menschen, der sieben Stunden fahren muß, um zu dem ersten Eisenbahnhofe zu kommen.

Aus dieser Heideperspective werden Sie alles Andere, nur nicht ein Wort über die Pariser Unruhen erwarten, und doch wollte ich eben davon sprechen, ich bin ganz voll davon, und da ich mich nicht aussprechen kann, muß ich mich ausschreiben.

Es war am 25. Februar, vorgestern, und wir saßen im Clubb unsers Heidestädtchens und — spielten. Nein, die ständige Whistparthie saß zwar am Ofenplatze, uns war aber Pastor loci ausgeblieben, und die L'Hombre-Parthie saß in und um das Sopha und politisirte, politisirte trotz der Anwesenheit des Amtmanns und einiger andern königlichen Diener.

Von königl. hannöverschen Staatsactionen konnten wir natürlich nicht sprechen, da eine Jagd in der Göhrde lange nicht gewesen, die junge Prinzessin noch nicht getauft, der König nicht krank, nicht wohl war, von Ständen nichts verlautete. Auch Italien stand nicht auf der Tagesordnung, aber Paris, die Bruthenne der neueren Geschichte. Da lag nun wieder so ein Weltei im Brütofen — das Reformbankett. War es abgehalten und Paris ruhig geblieben? Es wurde hin und her detaillirt, denn von dem Verbote wußten wir noch nichts. Die Größe des Festlocals, die Zahl der Theilnehmer u. s. w. wurden weit und breit besprochen, und als unser Doctor (Arzt) äußerte, daß es dabei gewiß auch nicht an Austern fehlen würde, konnte man vom Whisttische herüber das behagliche Schnalzen des dicken Advocaten hören.

So war es gegen 10 Uhr Abends geworden, als unser Wirth, der würdige, beleibte Postmeister athemlos vom Treppensteigen und blaß und erschrocken aussehend in das Zimmer trat.

„Meine Herren —“ — „Ist Feuer?“ unterbrach ihn der Amtmann. — „Ich soll doch nicht in die Heidemark —“ fragte der Doctor. — „Meine Herren, in Paris ist Revolution — man verbarrikadirt sich, man plündert, mordet und brennt.“

Damit sank der Würdige auf einen Stuhl. Man muß nämlich wissen, daß unser Posthalter nicht nur große Heidschnuckenheerden, tausende von Morgen Ländereien (was nicht viel sagen will), sondern auch österreichische Metalliques besitzt, welche ihm in letzterer Zeit, da er die Hamburger Börsencourse fleißig studirt, nicht geringe Sorge gemacht.

Die Whistparthie hatte ihre Karten niedergelegt, Alles war stumm und starr. Der Erste, welcher sich wieder erholte, war der erste Beamte: „Wird Sr. Majestät unserm allergnädigsten König sehr angenehm sein, fällt aller Grund fort gegen die Cavallerie-Augmentation zu opponiren,“ sagte er mit einer eigenthümlichen schneidenden Stimme, die zweifelhaft ließ, ob er ein Freund oder Feind der Augmentation sei.

„Aber so erzählt doch!“ schallte es vom Whisttisch herüber.

„Ich weiß nichts mehr; aber unten ist ein Handlungsreisender, welcher von Hannover kam und die Neuigkeiten frisch mitbrachte. Erlauben Sie, daß ich den-

selben in den Clubb einführe." — „Vorausgesetzt, daß es kein Jude ist," remonstrirte der Amtmann. Denn obgleich derselbe es wohl nicht wird hindern können, daß Lord Palmerston den Juden Sitz und Stimme im Parlamente verschafft, so wird er doch, so lange er Clubbdirector ist, niemals einen Juden Eintritt in unsern Clubb verstatten.

„Leider möchte es wohl ein Jude sein." meinte der Posthalter kleinlaut. — „Ein Jude sei doch immer noch besser als ein Weinreisender," bemerkte der nach Witz haschende Arzt. — „Wenigstens müsse man bei außerordentlichen Fällen eine Ausnahme machen," erlaubte sich der Advocat im tiefsten Baß zu bemerken. Und nun bestürmten Alle den Amtmann um ein Ausnahmsgesetz.

Die Zornader des Amtmanns schwoll, er räusperte sich, ein starker, kurzer Husten schien aber seine Stimme zu ersticken. Endlich brachte er hervor: „Meine Herren, ich will ihre Freude nicht stören, aber erlauben Sie mir, daß ich mich entferne."

Natürlich bat man nun den Amtmann zu bleiben, ja Einige gingen so weit, auf den commis voyageur zu verzichten, nur der Advocat brummte von vernünftigen Ausnahmen, von Lord Palmerston, von nothwendigen Reformen des Clubbstatuts. Der Amtmann aber stellte seine Pfeife in den Schrank, nahm Stock und österreichische Husarenmütze mit der hannöverschen Landescocarde und entfernte sich schweigend, nachdem er dem Auditor noch einige Worte in's Ohr geflüstert.

„Ich soll ihm noch heut' Abend referiren," lachte dieser. — „Gottlob, nun ist die Luft rein," seufzte der Advocat, „nun aber unsern Juden und hernach ein Reformbankett."

Schon trat, schön gescheitelt und stark bebartet, der Reisende herein. Ehe er sich setzte, zog er eine riesenmäßige Cigarrentasche hervor und präsentirte sie den Anwesenden, obwohl Alle mit Pfeifen bewaffnet waren und ihm dankten.

„Ich reise für das Haus Heinemann und Comp. in Hannover," hub er an, „und kann berichten, daß schon gestern Abend und im Laufe des heutigen Vormittags flüchtige Pariser Familien in Hannover ankamen, weil man dort Revolution zu spielen anfing. Eine Dame, die bis Celle mit mir in einem Coupée saß, hatte Paris am 23. Mittags verlassen, und war nur durch Geistesgegenwart ihres Droschkenführers zum Bahnhof gelangt. Das Volk bemächtigte sich aller Omnibusse, Wagen und Droschken zu Barrikaden und hielt auch den Wagen an, in welchem meine Reisegefährtin fuhr. Aber ihr Kutscher haranguirte das Volk. „Meine Freunde, es ist eine Dame, es ist eine Fremde, welche nach Deutschland muß, ihre kranken Eltern zu sehen. Ich führe Euch meinen Wagen wieder zu, sobald ich sie zum Bahnhof gebracht habe und will dann in Euern Reihen kämpfen. Das Volk schrie: vive la réforme! a bas les Ministres! das war Alles, was meine Dame erzählte und was ich weiß."

„Hab' ich's nicht vorher gesagt, daß es so kommen mußte?" sagte der Ad-

vocat. „Läßt sich ein Volk, wie die Franzosen, so etwas bieten, sind die Gamins von 1830 nicht schon Männer geworden und können nicht selbst die posthumi der gefallenen Juliushelden schon fechten. Uns freilich könnte man Licht und Luft entziehen, wie man uns Preßfreiheit entzieht, und wir muckten nicht."

„Aber was fehlt uns?" sagte der Mann des Hauses Heinemann und Comp. „Haben wir nicht auch eine Verfassung, grünt und blüht die Residenzstadt nicht täglich mehr. Wir machen jetzt in Hannover Cigarren, wie sie Bremen nie besser schaffte. Meine Herren probiren Sie, echtes Havannablatt und im Vaterlande fabricirt. Der Handel und die Industrie blüht also, und unsere 5% stehen zu 106½, während die Österreicher 2½ auf 49."

„Da haben wirs, Gevatter Posthalter," sagte der Doctor.

Ich wollte dem Geschwätz ein Ende machen. „Wer fährt Morgen mit nach Celle?" — „Ja, Gevatter, laßt anspannen," sagte der Doctor, „vielleicht ist an den Metalliques noch etwas zu retten, kauft hannöversche Papiere, oder legt Eure Gelder in Actien bei dem Cigarrengeschäft von Heinemann und Compagnie an.

„Wenn ich einen Rücksitz bekomme," meinte der Advocat, „so fahre auch ich mit, jetzt aber der Reformschmauß, die Sache hat mir Appetit gemacht.

Und am andern Morgen, am 26. Februar, als der Tag eben graute, fuhr die größte Postchaise mit vier Grauschimmeln bespannt, durch die Heide. Es war ein Heidenwetter. Der Wind brauste über graslose graubraune Flächen und manche Föhre fanden wir am Wege vom Sturm geknickt, manche fiel vor unsern Augen; der Sturm kam aus Süd-Westen und er erschütterte unsere Forsten. Ein ordentliches Bangen umfing unsere Brust, wir fühlten wie erhaben es sei, daß da draußen in der Weltstadt wieder Weltgeschichte gemacht würde, Geschichte, an der wir Hunderte von Meilen entfernten Heidschnucken einen solchen Antheil nähmen, daß sie uns aus unsern Schneckenhäusern in den Sturm hineintreiben konnte.

Briefe vom ungarischen Reichstage.

I.

Seit ich Ihnen zum letzten Male geschrieben, ging es hier bei uns sehr lebhaft her, sowohl bei den Magnaten, als bei den Ständen. Die Erstern beschäftigten sich mit der Erbloskaufung der Bauerngründe, und zwar noch immer mit der Prinzipienfrage, da auch die Stände in ihrem Nuntium eine Reichscommission verlangen zur Ausarbeitung eines Gesetzvorschlages in dieser Angelegenheit, doch haben sie die einseitige Verbindlichkeit der Gutsherrn ausgesprochen gegen vollkommene Entschädigung derselben. Diesem Grundsatze wollten aber die Magnaten nicht beitreten, da sie die Frage noch nicht auf jenem Stadium erblicken, wo ein Prohibitivgesetz am Platze wäre. Zwar geben sie zu, daß auch die Permissivgesetze, wie sie jetzt bestehen, nicht mehr genügen, suchen aber die Ursache der geringfügigen praktischen Erfolge auf diesem Gebiete nicht in der Abneigung des Grundherrn gegen die Erbloskaufung und halten demnach dessen einseitige Verbindung für unangemessen. Wenn nun auch keineswegs zu leugnen ist, daß Theuerung des Geldes und die noch nicht genug gereifte Einsicht des ungarischen Bauers auch mit dazu beitragen, daß weniger Gemeinden von der ihnen eingeräumten Befugniß Gebrauch machen wollen, so zeigt es andrerseits die Erfahrung, daß die Grundherrschaft sehr viel in dieser Beziehung verschuldet habe. Bei der ungarischen Kammer sind sehr viele Gesuche eingereicht worden, ohne sich irgend einer nähern Berücksichtigung zu erfreuen, während doch zu hoffen stand, die Regierung werde den Anfang machen. Der ungarische Clerus beeilte sich eben so wenig, seine Unterthanen frei zu geben. Die Stände hatten also durchaus nicht unrecht, den Grundherrn zur Annahme der von einem competenten Gerichte als vollkommen erklärte Entschädigung zwingen zu wollen. Die Magnaten wollten sich noch auf einige Zeit Luft lassen, um noch eine Weile länger im Hochgenusse ihrer feudalen Vorrechte zu bleiben. Bisher war Graf Casimir Batthyányi beinahe der Einzige, welcher sein eigenes Interesse mit dem des Volkes und des Staates zu vereinigen wußte. Er ging seinen Standesgenossen mit rühmenswerthem Beispiele voran, und hierbei mögen auch seine Beamten kein geringes Verdienst zu beanspruchen haben. Unsere Herrschaftsbeamten sind in der Regel für die alten Feudalzustände, da sie sich

besser dabei befinden, wenn sie Leibeigenen befehlen, als wenn sie es mit freien Menschen zu thun haben. Der Bauer Ungarns aber, so lange er kein Grundeigenthum besitzt, ist mehr oder weniger Sclave seines Grundherrn und mag das Gesetz wie immer dagegen verfügen wollen. Man kann nicht immer klagen und in den meisten Fällen ist es auch ganz erfolglos. Dort, wo sich die Unterthanen wohl befinden, dort ist es Verdienst der Herrschaft ihrer Beamten und — eine Ausnahme. Daher kann man nicht einmal in allen Fällen die Aristokratie selber beschuldigen; gar oft haben jene kleinen Tyrannen, die selber aus dem Volke stammend zur Unterdrückung ihrer Brüder gerne beitragen, weit mehr Antheil am Scheitern der friedlichen Unterhandlungen, als die Herrschaft. Die einseitige Verbindlichkeit der Grundherren würde diesen Hindernissen abgeholfen haben, doch die Magnaten erklärten sich mit großer Majorität dagegen. Mit der Debatte verhielt es sich diesmal ähnlicher Weise, wie bei der Steuerfrage, nur daß dieses Mal die Vereinigung leichter möglich ward. Man willigte in die Ernennung einer Reichsdeputation ein, ohne diese durch irgend eine Weisung zu behemmen. Die Prohibitivgesetze bleiben vor der Hand ausgeschlossen, die Commission kann aber alle zweckdienlichen Mittel (Hypothekenbanken u. s. w.), welche zur Hebung der dieser Frage im Wege stehenden Hindernisse führen, in Vorschlag bringen. Jedenfalls behalten sich die Magnaten die definitive Entscheidung in dieser Angelegenheit bis zur Bekanntgebung der Resultate des Ausschusses vor. — Hierauf kam der Gesetzvorschlag der Stände in Ansehung der ungarischen Sprache und Nationalität zur Verhandlung. Die Debatte war ziemlich lebhaft, namentlich der §. 7., welcher von der Amtssprache der Croaten in ihren innern Municipal-Angelegenheiten handelt, gab Anlaß zu einer längern Discussion. Die Stände wollten nämlich, daß die Croaten zwar nach wie vor sich der lateinischen Sprache bedienen könnten, statt dieser aber nur die ungarische gebrauchen dürften. Bischof Lonovics beantragte diesen §. so zu stylisiren, daß den Croaten der Gebrauch der lateinischen Sprache zwar gestattet sei, aber daß auch die croatische Sprache nicht ausgeschlossen bleibe. Wenn dem ungarischen Littorale die italienische Sprache zugelassen wird, meint er, müsse man auch den Croaten die croatische zugeben. Graf Ludwig Batthyányi ging noch weiter, er wollte es geradezu aussprechen, daß die Croaten ihre Municipalangelegenheiten in croatischer Sprache verhandeln können, da es nach ihm eine Ungerechtigkeit ist und wieder alle Politik den Croaten eine todte (die lateinische) Sprache aufdringen zu wollen. Er begnügt sich damit, wenn die ungarische Sprache die diplomatische ist. Er will die Grundlage unserer Nationalgröße nicht in der Sprachverwandtschaft, sondern auf den Constitutionalismus gründen. Diesen Weg wollte er nicht nur aus dem Grunde einschlagen, weil hierdurch die Aufregung in Croatien am leichtesten beschwichtigt, die Sympathie der antimagyarischen Croaten am leichtesten gewonnen werden kann, sondern auch darum, weil auf diese Weise der Wiedereinverleibung Galiziens, Serbiens, Bul-

gariens u. s. w. wenigstens von unserer Seite kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, indem, wenn die ungarische Sprache aufhört Hauptbedingung zu sein, die polnischen, serbischen ꝛc. Nationen nicht von der ungarischen Krone ausgeschlossen sind. Die Gegner seiner Ansicht können ohnehin ihr Verlangen nicht auf Recht und Billigkeit begründen, sie führen immer die politische Nothwendigkeit im Munde, und wie der Graf zu zeigen glaubte, ist auch diese politische Nothwendigkeit etwas höchst Unnöthiges. Der Graf hat sich auf einen Standpunkt gestellt, von welchem aus man ihm nun schwer zu Leibe kann. Denn daß das strenge Recht einen solchen Zwang nicht zuließe, ist gewiß, dann aber wären die Deutschen, Slaven, Wallachen in Ungarn eben so befugt, sich gegen die ungarische Sprache zu verwahren. Croatien beansprucht diese Ausnahme, weil es angeblich ein besonderes Reich für sich ausmacht und nach den ersten Anlauf zu urtheilen, den die Dinge daselbst genommen, will es seine Provinzial-Versammlungen zu einem Reichstage erheben und sich eigenmächtig von Ungarn lostrennen. Die croatischen Abgeordneten stimmen auf dem ungarischen Reichstage in allen Angelegenheiten, die zur Sprache kommen, mit, gleich den ungarischen Comitatsdeputirten, außerdem sind sie auch bei den Magnaten durch einen Abgeordneten vertreten und doch gestehen sie dem Reichstage keinerlei rechtlichen Einfluß auf ihre eigenen Angelegenheiten zu. Sie stehen demnach, so zu sagen, über dem Reichstage. Kann das die ungarische Nation zugeben? Hat das der Graf gehörig berücksichtigt? Wie hängt dies aber mit der Sprachangelegenheit zusammen? höre ich fragen. Sehr innig. Ungarn kann Croatien nicht als selbstständiges Reich anerkennen, es betrachtet die croatischen Comitate als Comitate Ungarns und wenn die ungarische Gesetzgebung zum Beispiel Centralisation der Verwaltung einführen wollte, so könnte sie die croatischen Municipien mit eben dem Rechte abschaffen, als die ungarischen. Eine offene ehrliche Losgebung Croatiens wäre dem jetzigen für Ungarn beschämenden Zustand bei weitem vorzuziehen. Freilich wäre das der Regierung durchaus nicht genehm, denn sie unterstützt jetzt den Croatismus blos, weil er zufällig mit dem Servilismus, oder wenn man will Conservatismus zusammenfällt, und sie hierdurch ihre Partei gestärkt, die Opposition aber geschwächt sieht. Das hat der edle Graf auch nicht in Erwägung gezogen. Der Sprachkampf ist ein Vorwand, die Majorität der Croaten war noch vor drei Jahren für allmählige Einführung der ungarischen Sprache zur Amtssprache (nicht blos zur diplomatischen, das heißt im Geschäftsverhältniß zu Ungarn). Ja selbst dieses Mal wäre die Majorität dieser Seite zugefallen, hätte die Regierungspartei nicht durch Gewalt der Waffen die Opposition aus dem Sitzungssaale vertrieben. Die croatischen Deputirten sind vom Reichstage auch noch gar nicht genehmigt und es kann leicht geschehen, daß dieser dieselben zurückweist. Also nicht um die Sprache handelt es sich eigentlich, sondern auch hier wie überall um Constitutionalismus oder Absolutismus. Wie sehr unsere Constitution von allen Seiten angegriffen wird, dies mag aus Folgen-

dem hervorgehen. Graf Széchényi stellt in allen seinen Aeußerungen, in allen seinen Reformvorschlägen die Nationalität obenan und sieht der Regierung in mancher andern Beziehung durch die Finger. So sprach er sich nicht gegen das Administratorenthum aus, und findet in diesem plumpesten aller Gewaltstreiche, welche unserer Constitution versetzt wurden, keinen Grund zur Beschwerde. Und doch darf man ihm durchaus keine schlechte Ansicht unterlegen, denn er findet es nothwendig, erst den einen Factor unserer politischen Zukunft gesichert zu wissen und will erst dann den andern beschützen. Graf Batthyányi geht den umgekehrten Weg, wie wir so eben gesehen haben und glaubt auf diese Weise am gesichertesten zu sein. Beide Patrioten verkennen es, daß Nationalität und Constitutionalismus, wie bei uns die Dinge stehen, so innig mit einander verbunden sind, daß nur beide zusammen mit Erfolg vertheidigt und beschützt werden können. Sowohl Graf Batthyányi als Graf Széchényi übersehen es, daß die Regierung uns auf beiden Seiten angriff, in unserer Nationalität und in unserem Constitutionalismus. Daher sollten die Vaterlandsfreunde in so wichtigen Fragen mit vereinter Kraft zu Werke gehen, da sich nur dann etwas Ersprießliches erwarten läßt.

Die jetzige Regierung ist aber so glücklich, daß ihr selbst die Opposition in die Hände arbeitet, indem diese trotz ihrer Conferenzen, trotz ihres Programmes nicht mit der Einigkeit zu Werke geht, die allein den Eingriffen der österreichischen Bureaukratie ein Ende machen könnte. Also jener Paragraph wurde nach dem Antrage des Bischofs Lonovics modificirt und die Croaten dürfen sich nun in ihren Municipalverhandlungen ungestört der croatischen Sprache bedienen. Damit man mich aber nicht des Fanatismus zeihe, ist es nöthig, daß ich Ihnen hier schließlich auseinandersetze, was es denn eigentlich für eine Bewandniß habe mit der so verschiedenartig gedeuteten Einführung der ungarischen Sprache. Hier auf dem Reichstage kann man sich hiervon am besten überzeugen. Nirgend hören Sie so schlecht und incorrect ungarisch sprechen, als gerade hier, sowohl bei der Magnaten-Tafel, als bei den Ständen, nicht gar zu viele Ausnahmen weggerechnet. Dies kommt daher, weil sowohl die Aristokratie, wie auch die nicht magyarischen Beamten oder Deputirten u. s. w. im Privatkreise jetzt wie vordem auch deutsch sprechen. Sie bedienen sich der ungarischen Sprache jetzt, wo sie sich sonst der lateinischen bedienten. Die Zeit, wo die ungarische Sprache zu derjenigen Allgemeinheit und Geltung kommen wird, welche sie zum Wohle des Landes haben sollte, ist noch weit in die Ferne gerückt und in jener Zeit wird, falls gewaltige Revolutionen dem Lande nicht eine andere Richtung geben, die ungarische Sprache trotz aller Verwahrungen allgemein und vorgezogen sein. Schon der Umstand, daß Pesth, seiner Lage und den vorgeschlagenen und zum Theile schon in Angriff genommenen Eisenbahnen nach der Mittelpunkt des Landes, schon in wenigen Jahren ganz magyarisch sein werde, spricht für meine Behauptung. Dies wissen aber die Croaten so gut, als ich, und darum kann es sich bei ihnen auch nicht

sowohl um den Sprachkampf, als um Auflehnung gegen die ungarische Oberhoheit handeln. Aus diesem Gesichtspunkte sprach ich gegen den Beschluß der Magnaten und dies bitte ich bei Beurtheilung dieser Zeilen nicht zu übersehen.

II.

(Von einem andern Correspondenten.)

Ihr sonst ziemlich fleißiger Correspondent schweigt seit einer so geraumen Zeit, daß ich Ihrer Einladung vom vergangenen Jahre — Ihnen zuweilen Schilderungen aus Ungarn zukommen zu lassen — um so lieber Folge leiste, als ich hierdurch Gelegenheit erhalte mit einigen Bemerkungen über das k. Reskript den Anfang zu machen. Ich bitte Sie daher um Aufnahme dieses Berichtes, denn es thäte mir leid, wenn Ihr geschätztes Blatt in dieser Angelegenheit, und gerade unter den jetzigen Verhältnissen, schwiege. Der Inhalt des k. Reskriptes ist aus der allgemeinen Zeitung den deutschen Lesern bekannt, und ich kann mich hier wohl nur auf einige Randglossen beschränken. Zunächst die Geschichte derselben. Das ganze Land, auch außerhalb dem Reichstage, hat sich so nachdrücklich gegen die Administratoren ausgesprochen. Der Druck, welchen sie auf unsere Verwaltung ausüben, wird immer unerträglicher, ihre Eingriffe in die constitutionellen Rechte immer häufiger und selbst conservative Comitate, welche Anfangs keinerlei Schritte gegen dieselben thun wollten, haben sich in nachträglichen Instructionen dahin geäußert, daß die Abschaffung desselben auf's eindringlichste betrieben werden soll. Auch die Aristokratie ist, und zum Theile in ihrem eigenen Interesse, dagegen, nur wenige Obergespänne ausgenommen, die auf Beförderung Anspruch machen, und sämmtliche Administratoren, welche in sich selber keinerlei Beschwerde erblicken, wie Graf Ladislaus Teleky ganz richtig bemerkte. Unter solchen Umständen erachtete es unser edler Palatin für seine Pflicht, vermittelnd beim Cabinette aufzutreten. Er stellte die Stimmung des Landes dar wie sie wirklich ist — er zeigte, wie keine Ruhe zu hoffen, bis dieser Beschwerde gesteuert ist, und man versprach ihm alles. Er verließ noch vor der Redaction des ihm zugesagten Reskriptes Wien und versprach sich die günstigsten Erfolge seines Schrittes. Die Resolution kam — die Magnaten und die Stände versammelten sich zu einer gemischten Sitzung und das Rescript wurde ihnen verlesen. Es ist unmöglich, die Gefühle zu beschreiben, welche sich in den Zügen der Versammlung aussprachen, bei Anhörung dieses vielbesprochenen Documentes. Wenn die Loyalität unseres biedern Erzherzogs erfreute, wenn das, obgleich nur scheinbare (?) Entgegenkommen der Regierung immerhin von Bedeutung erscheinen mußte, so war doch die Redaction, und sagen wir es grade heraus, der Inhalt des Rescriptes so sehr im Widerspruche mit dem, was man thun zu wollen sich den Anschein gab, daß sich der Opposition die bitterste Stimmung bemächtigte. Die Ruhe des Landes wird vor Allem gewünscht, und darum komme man den, obgleich grundlosen, Bekümmernissen der Nation doch entgegen

und versichere ihr, daß die Comitatsverfassung stets als Grundpfeiler der ungarischen Constitution geachtet würde, daß die Obergespänne nach wie vor in ihrer constitutionellen Würde aufrecht erhalten werden sollten und daß die Administratoren nur in dringlichen Fällen und nur ausnahmsweise (32 à 2000 Fl. C.-M. jährlich) ernannt werden sollen u. s. w. Man erkannte also die Beschwerden der Nation nicht an, man kam ihr entgegen aus Liebe zur Ruhe und um die Reformen nicht zu hemmen. Die Verfassung wurde nicht verletzt, die Municipien nicht angetastet, die Administratoren sind nur eine Ausnahme, 32 unschuldige Ausnahmen. Daß man dieselben abschaffen wolle, davon ist keine Rede, aber man wird nach wie vor die verfassungsmäßigen Rechte Ungarns schützen. — Dies ist die Quintessenz des Rescriptes. Die wirklich liebevolle Absicht des Monarchen spricht sich übrigens auch in dieser Resolution aus, und wenn irgend Etwas, wird diese die Anhänglichkeit der Ungarn zur Dynastie, zum Könige steigern. Sämmtliche Deputirte sprachen dies aus und ihre Loyalität ist gewiß eine ungeheuchelte. Aber wie wußte die Regierung die edle Absicht des Fürsten, des Palatins zu schwächen! Dort, wo sie beruhigen will, regte sie auf, die Dosen weggerechnet, denn die sind hyperallopathisch. Und so tritt unsere Regierung jetzt auf, wo der Papst, den man sonst als personificirte Stabilität zu betrachten gewohnt ist, der Zeit mit gewaltigen Schritten nacheilt, Versäumtes nachzuholen, jetzt, wo Italien laut nach constitutionellen Rechten, nach zeitgemäßen Fortschritten ruft, wo ein italienischer Bourbone seinem Volke eine Verfassung gibt, jetzt, wo ein Zweitgeborner der Dynastie seinem Lande ähnliche Concessionen macht, wo ein Jesuitenfreund den Anlauf nimmt, sich an die Spitze des italienischen Constitutionalismus zu stellen. (Wie dies gemeint, kommt hier nicht in Rechnung.) Jetzt endlich, wo die ganze Monarchie wach geworden, vom gemüthlichen Steyerer bis zum energischen Czechen. Die Opposition hielt drei Tage lang Conferenzen über diesen Gegenstand und vereinigte sich endlich dahin, daß man dem Könige für seine niemals in Zweifel gestellte wohlwollende Absicht danken wolle, daß man aber zugleich entschieden aussprechen wolle, wie diese bisher nicht verwirklicht, denn die Verfassung sei wirklich verletzt, die Administratoren nicht nur ihrer Anzahl, sondern auch schon ihrer Wahl wegen gesetzwidrig, da der Reichstag bei selben umgangen war, da die Obergespäne in ihrem Rechte verletzt wurden und weil endlich die gesetzwidrig ernannten Administratoren auch gesetzwidrig verfahren, indem sie mit Umgehung der Statthalterei nur durch Präsidialbriefe gebunden sind, und weil sie endlich nicht nur die Oberaufsicht über die Comitate führen, sondern mit Verdrängung der constitutionellen Beamten überall eigenmächtig einschreiten. Die Nation vertraut auf das königliche Wort ihres geliebten Monarchen und hofft die Verwirklichung desselben, und bittet daher unterthänigst durch eine weitere Resolution um Beruhigung, und zwar erlaubt sie sich derselben noch im Verlaufe dieses Reichstages entgegen zu sehen.

Der Tag der Verhandlung war herangekommen, die Räume des Saales voll gepfropft, der Gegenstand war zu wichtig, als daß die Aufmerksamkeit des Publikums, nicht mit größter Spannung darauf gerichtet gewesen wäre. Szentirangi von Gömör stellte den Antrag im Namen der Opposition, und gleich nach ihm erhob sich, zum Staunen der Opposition, M. Lónyay v. Bercy, der in der Conferenz mit jener stimmte und stellte einen Gegenantrag, welcher genau so gehalten war wie das Rescript selber, nur von Dank und Zufriedenheit der Nation sprach, und mit einem Worte die ganze Angelegenheit durch das Rescript als beigelegt erkannte. Die Regierungspartei und noch zwei Abtrünnige der Opposition traten diesem Amendement bei, so daß dieser mit Einer Stimme in der Majorität war. Diese Majorität kam ferner nur dadurch zu Stande, daß einige Comitate, welche neuestens die Instructionen erhielten, gegen die Administratoren zu stimmen, doch für den Antrag von Bercy waren. Simon von Oedenburg hatte sogar die ausdrückliche Instruction erhalten, mit Pesth zu votiren, und gab seine Stimme doch für den Bercyer Vorschlag ab. Sie entschuldigten sich insgesammt damit, daß sie die Administratoren allerdings als Beschwerde anerkennen müssen, da dieser aber auch durch das Rescript abgeholfen ist, so gaben sie sich zufrieden. Tormássy von Békes beantragte nur eine Hinzugabe zum angenommenen Antrage, kraft welcher die Nation sich die Verhandlung der Administratorenfrage vorbehalte und die Resultate derselben Sr. Majestät unterbreiten werde. Dieser hätte natürlich die Majorität und selbst Bercy beipflichten müssen, und man dachte auf Vereinigung. Der Notar der Cirkelsitzung hatte überdies erklärt, daß er den Antrag Bercy nicht redigiren könne, da er ihn nicht verstanden, und dieser war auch in der That so unklar, so verworren, daß wohl Niemand denselben auffassen konnte. Der zweite Deputirte von Bercy erklärte nun das Amendement seines Collegen, und zwar in einer Weise, die sich dem Gömörer Amendement näherte, endlich reichten sie ihren Vortrag schriftlich ein. Am letzten Tage der Discussion widerrief Bercy seinen Antrag und reichte die Hand zur Versöhnung. So kam eine Antwortsunterbreitung zu Stande, welche alle gestellten Anträge und Modificationen in sich vereinigen mußte. Eine Zwittergestalt in einem zusammengestückelten Kleide. Zwar näherte sie sich dem Gömörer Antrage, doch ist die Sprache nicht mehr so entschieden und kaum organisches Ganzes, so daß es den Magnaten leicht werden dürfte, durch einzelne stylistische Abänderungen wieder die Bercyer Motion zum Vorscheine kommen zu lassen.

Die Regierungspartei hatte aber doch wenig gewonnen, denn während die Opposition sich Anfangs einer jeden Kritik des Rescripts enthielt, übernahm sie diese später mit um so schonungsloserer Schärfe, und was bei uns noch nicht geschehen, man ging auf die Personen der Regierung ein. Graf Apponyi, der Kanzler, wurde auf's heftigste angegriffen und wenn gleich die Censur alle schärfern Stellen weggestrichen, so blieb doch genug stehen und für unsere Leser, die

schon gewohnt sind zwischen den Zeilen zu lesen, ist das hinreichend. Ueberdies wurde diese Verhandlung in vielen Abschriften nach allen Gegenden des Landes versendet, und schon sind Instructionen von benachbarten Comitaten hier (Sumezh u. s. w.), welche Deponirung der ganzen Antwort verlangen, falls die Magnaten ihr nicht beitreten. Andere verweigern die Kriegssteuer, wenn das Administratorenthum nicht abgeschafft wird. Der Entwurf der Stände wird dieser Tage bei den Magnaten verhandelt werden (die Reichssitzung der Stände passirte er schon) und ich werde Ihnen das Resultat der Discussion mittheilen, falls Sie mir es erlauben und Ihr ordentlicher Correspondent nichts dawider hat. Unter den Rednern zeichnete sich diesmal Barth. Szemere vorzüglich aus, er sprach am entschiedensten. Sein Sprechen war eben so durchdacht als elegant und glänzend. Kossuth war hinreißend wie gewöhnlich. Am witzigsten replicirte Graf Julius Andrásiy von Zemplin. Somsich machte der Opposition Vorwürfe, daß sie niemals Concessionen machen wolle, während sie, die Conservativen jener immer entgegenkämen. So haben sie auch jetzt die wichtige Concession gemacht, daß sie die Administratoren als Beschwerde anerkannten. Graf Andrásiy erwiderte, daß sich Somsich hierauf nicht zu viel zu Gute halten möge, da die ganze Concession darin bestehe, daß er die Administratoren einige Minuten als Gravamen anerkannte. Denn ehe Bercy seinen Antrag stellte, waren die Administratoren für ihn noch kein Gravamen. Als derselbe angenommen wurde, hatten sie aber wieder aufgehört ein Gravamen zu sein. Der Graf bedauert nur nicht nach der Uhr gesehen zu haben, damit er auf die Secunde bestimmen könne wie lange der Baranyaer Patriotismus gedauert habe *). ⊙

---

*) Der Stoff drängt sich so sehr diese Woche, daß wir gezwungen sind, mehrere Briefe, welche die Folge dieses Aufsatzes bilden, auf eine kommende Nummer zu verschieben.

D. Red.

Haben wir einen Krieg zu erwarten?

Die Umgestaltung Frankreichs zu einer Republik hat in Deutschland, und zunächst in Preußen, die Mobilisirung großer Truppenmassen zu Folge und von allen Seiten kommt die Nachricht, daß die Landstände binnen Kurzem einberufen werden sollen, theils um einige allzulange vorenthaltenen und erst vom Drange der Umstände abgenöthigten Gesetzreformen zu berathen, theils um eine voraussichtlich nöthige Kriegssteuer zu bewilligen.

Im Gegensatze zu diesen trüben Ahnungen der Machthaber sehen wir bei einem großen Theil des Publikums einen allzu sanguinischen Glauben an den Fortbestand des Friedens. Die jüngste Revolution in Frankreich hat Deutschland so sehr angeregt, sie hat ihm zum Theil jetzt schon so gute Früchte und Concessionen gebracht, daß es Vielen unmöglich ist, zu glauben, daß man diesem Frankreich gegenüber die Waffen zu tragen gezwungen sein könnte. Man horcht gerne den süßen Friedensworten des „National", der seit 18 Jahren unaufhörlich den Krieg, die Wiedereroberung der alten Grenzen gepredigt hat und nun mit einem Schlage plötzlich die salbungsreichsten Hirtenbriefe von friedlicher Gesinnung und Entsagung aller frühern Pläne, auf der Zunge hat. In dankbarer Anerkennung für das große Beispiel, das Frankreich in seinem Innern gegeben, übersieht man die Symptome seiner Politik nach Außen, vergißt man, daß die Fabel le renard et le corbeau eine französische ist, daß das erste Wort des Generals Lamoriciere war, daß er der Republik seinen Degen anbot pour marcher à la frontière, daß das Gouvernement provisoire 36 Bataillone Garde mobile anwirbt; vor der Hand allerdings blos gegen innere Unordnung — aber nach der Hand?

Die Analogie mit der Julirevolution, die ohne einen europäischen Krieg herbeizuführen ablief, ist ein Hauptgrund der Friedensgläubigkeit. Aber diese Analogie ist so gut wie gar keine. Die Julirevolution setzte einen egoistischen König an die Stelle eines bornirten. Im Interesse dieses Königs lag die Erhaltung des Friedens zur Kräftigung seiner Macht. Das Interesse der republikanischen Regierung ist ein entgegengesetztes. Schon die Geschichte der ersten französischen Revolution lehrt sie, daß der Krieg nach Außen ihre innere Kraft befestigte. Die Julíregierung suchte ihre Basis in den engherzigen Interessen der Kapitalisten,

der marchands, in dem conservativen Instinkte der Friedlichen; die Republik aber hat ihre Hauptstütze in den thatlustigen, enthusiastischen, der alten socialen Ordnung abgeneigten Gemüther; die Jugend, die Zurückgedrängten, die Besitzlosen, die Arbeiter sind die ersten Säulen ihrer Macht. Aber diese Säulen sind keine stehenden, wie die, welche unter Louis Philipp zusammenbrachen, es sind wandelnde Wälder, wie der Wald von Dunsinan. Die Republik darf sich keinem Quietismus überlassen, wie der rückwärtsschraubende Julikönig, sie muß vorwärts; Bewegung ist ihr Lebensprinzip, nur für Bewegung haben sich ihre Anhänger unter ihre Fahne gestellt. Louis Philipp hat Polen, Belgien, Italien dem eigenen Schicksal überlassen, und bei allen Tragödien und Komödien der Zeit, den Zuschauer gespielt; die Republik kann das nicht, sie muß als deus ex machina in den Gang der Handlung greifen, denn ihre Maschine hat die Aufgabe zu arbeiten, und die Arbeiter, die daran beschäftigt sind, würden sie zerstören, wenn sie den Dampf unbenutzt verfliegen ließe, sie wäre eine Verrätherin an sich selbst, sie wäre tausend Mal ärger als Ludwig Philipp, wenn sie es nicht thäte.

Und noch ein Umstand, der selbst unter dem orleanischen Ulysses von Bedeutung geworden wäre, tritt mit der neuen Republik in die Bahn kriegerischer Pläne. Ludwig Philipp beschäftigte die in napoleonischen Traditionen erzogene Armee in Razzias gegen die Kabylen. Aber Abdel-Kader sitzt gefangen, der Krieg in Afrika ist zu Ende und schon dem greisen Schlaukopf wäre es nöthig gewesen, auf einen neuen Blitzableiter zu sinnen. Um wie vielmehr aber wird diese unbeschäftigte, im afrikanischen Kriege wohlgeübte, nach Thätigkeit lechzende Armee eine vorwärts drängende Lawine für die junge Republik werden. Je eifriger jetzt die ganze erste Revolutionsgeschichte übersehen wird, je mehr man die Gegensätze zwischen der neunziger und der dreißiger Revolution suchen wird, um desto drängender, entschiedener, allgemeiner muß der Ruf ertönen: Krieg, Krieg! Noch als Niemand an die Möglichkeit einer Verjagung der Revolution dachte, in den ersten Tagen der diesjährigen Kammerdebatten, rief Thiers: les traités — il faut les observer — mais détester! Ein Redner des linken Centrums sprach: die Republik muß handeln!

Täuschen wir uns daher nicht! wir stehen am Vorabende eines europäischen Krieges, und wenn nicht Zeichen und Wunder geschehen, so wirbelt die Kriegstrommel schon in den nächsten Monaten in den blühendsten Theilen Europa's.

Dieser Krieg wird am Anfange nicht unmittelbar zwischen Frankreich und Deutschland losbrechen. Die deutschen Regierungen sind endlich, nach bittern Erfahrungen, zu der Einsicht gekommen, daß man sich nicht in die Händel eines andern Volkes mischen darf. Man wird zwar mit der Anerkennung der neuen Republik noch lange zögern und die Ereignisse abwarten, aber die Zeit der Pillnitzer Proclamationen ist vorüber und man wird sich wohl hüten, durch eine Kriegserklärung der furia francese erst den rechten Brennstoff zu liefern wie in der ersten

Revolution. Zudem, welches Princip hätten die Mächte jetzt bei einem Angriffskrieg zu verfechten? 1791 und 1815 wollte man dem „legitimen" Monarchen seine Recht sichern. Der Julikönig aber ist in den Augen der Legitimitätsmänner immer nur ein Barricadenkönig geblieben. Was ist ihnen Louis Philipp? Was ist ihnen Hecuba?

Aber auch Frankreich wird Deutschland nicht unmittelbar angreifen. Nicht etwa weil der National so lammfromm die weichste Wolle herauskehrt; die Nationalversammlung des Jahres 1791 hat nicht minder ihre friedlichste Gesinnung ausgesprochen. Aber Frankreich wird diesmal Deutschland nicht angreifen, weil dieses Deutschland denn doch ein ganz anderes ist, als das vor 50 Jahren, weil wenn die deutschen Regierungen ihre Völker gehörig verstehen, wenn sie nicht in unzeitiger Hartnäckigkeit den begründeten Anforderungen derselben sich entgegenstellen, Frankreich eine Phalanx begeisterter Streiter an der Grenze finden wird, die das mourir pour la patrie in deutschen Schlachtgesängen, mit deutschen Hieben bethätigen werden; Mainz, Coblenz und der Ehrenbreitenstein werden Heute nicht wie taube Nüsse vom Baume fallen.

Der Anfang des Krieges wird offenbar Italien zum Schauplatz wählen. Der Sturm gegen Oesterreich, der bisher in Sardinien, Toscana und den Legationen blos in Worten sich laut machte, wird jetzt zur That werden. Der ungeübte, schwächliche Italiener, der bisher den Zusammenstoß mit den ungarischen, croatischen und deutschen Regimentern scheute, wird jetzt, wo er Frankreich im Rücken weiß, den ersten Schritt wagen — wenn nicht Frankreich selbst zum Champion der Lombardei sich aufwirft, wenn nicht der König von Sardinien, dessen dynastische Vergrößerungspolitik schon in dem spanischen Successionskriege bald Frankreich bald Oesterreich sich zuwandte, theils freiwillig, theils gezwungen an die Spitze des Angriffs sich stellen wird. Der Widerhall der Pariser Ereignisse muß in Italien (aus dem uns zur Zeit noch alle Berichte fehlen) ungeheuer sein. Die aufgeregte, gährende Bevölkerung, die bewaffnete Civica, die donnernde Presse wird wie ein Pulverfaß den Funken aufnehmen. Oesterreich einmal angegriffen, wird (abgesehen von seinem Bündnisse mit einigen kleinern italienischen Staaten) den Po überschreiten müssen, les traités observés et détestés sind dann von selbst gebrochen und die Republik hat, auch wenn die Propaganda noch nicht organisirt wäre, die freieste Hand. Und wird die Republik nicht die Politik befolgen müssen, deren Unterlassung für Guizot zu einem Anklageacte wurde? Wird sie nicht, auch wenn ihr provisorisches Ministerium nicht Lust dazu hätte, durch die innere Strömung dazu getrieben werden? Hat sie es nicht schon in dem ersten Programm, trotz aller Friedensversicherungen, aussprechen müssen: „Paix et Sainte-Alliance entre tous les peuples, — la France gardienne des droits des peuples faibles."

Die Geschicklichkeit der Diplomatie von Seiten der Mächte, die Rücksichten

des Gouvernement provisoire auf seine zur Zeit noch unconsolidirte Macht, auf den Mangel eines steuerbewilligenden, gesetzgebenden Körpers, können den Krieg in Italien noch auf Wochen hinausschieben, aber nur ein Wunder, das über alle Berechnung geht, wäre im Stande, ihn zu verhüten! . . . .

Näher noch, wenigstens geographisch, liegt uns Deutschen die Möglichkeit eines anderen Kriegsfalls, und zwar in Belgien. Dieses Land hat bei den neuen Ereignissen alle Voraussetzungen seiner oberflächlichen Beurtheiler getäuscht. Während die Pariser Blätter bereits ankündigten, Leopold sei abgereist und Belgien habe die Republik proclamirt, haben sich in Brüssel Liberale, Katholiken und Radikale die Hand gereicht, um in Einigkeit ihre Nationalität aufrecht zu erhalten: **Restons Belges**! ist der allgemeine Losungsruf geworden. Dank sei es den wirklich freien Institutionen, Dank sei es seiner in allen Punkten erfüllten Constitution, die in der That Wahrheit geworden ist, Belgien hat selbst die Republik Frankreich um keine ihrer projectirten Institutionen zu beneiden, weil es sie alle bereits hat: Vollständige Freiheit der Presse, den niedrigsten Wahlcensus, Jedermann, auch der Geringste wählbar, die erste wie die zweite Kammer vom Volk gewählt, Lehrfreiheit, Associationsfreiheit und die erste aller politischen Lebensadern Comunalfreiheit! eine Freiheit, die auch die Republik Frankreichs nicht geben kann. Die Belgier haben ein Recht, mit Stolz zu rufen: **Restons Belges**!

Aber in der Mitte dieses Landes ist eine große Stadt, die, trotzdem sie durchaus germanischen Ursprungs ist und den niederdeutschen, flamändischen Dialect spricht, französischer gesinnt ist, als alle wallonischen Städte, wir meinen Gent. Hier liegt aller Zunder gehäuft zum Ausbruch einer Revolution. Geschlossene Fabriken, die sich bei einem Zollanschluß an Frankreich wieder zu öffnen hoffen; Tausende von unbeschäftigten, unzufriedenen, unternehmungslustigen, in bedrohlichen Vereinen organisirten Arbeitern. Ein einziger Tumult kann das Pulverfaß in die Luft sprengen. Was kann die Regierung, die Kammer thun, wenn die zweite Hauptstadt des Landes, eine Stadt mit 100,000 Einwohnern, sich für Frankreich erklärt? Und das Beispiel würde in den wallonischen Gebietstheilen nicht ohne Nachahmung bleiben; Verviers will seine Tuche nach Frankreich schleudern, die Maaßbewohner ihre Kohlen und Eisenerzeugnisse. Bis jetzt schämen und fürchten sich diese kleinern Körper, eine Fahne aufzupflanzen, welche den Zorn des ganzen Landes erregen würde. Wenn aber ein bedeutendes Haupt, wie Gent oder Lüttich, an die Spitze träte, so würden die andern ihre Gesinnung bald aussprechen. Was könnte der König, was das Land in einem solchen Falle thun? Den Bürgerkrieg beginnen, während Frankreich das entgegengesetzte Beispiel gab? Und wenn das Gouvernement auch zu militärischen Maßregeln schreiten wollte, würde Frankreich still zusehen können, daß ein Gebiet, dessen Besitz es noch immer nicht vergessen hat, seine Farbe aufpflanzt und dafür bekriegt wird? Frankreich muß dann einschreiten! Und ist es eingeschritten, kann die belgische Armee ihm wider-

stehen? Müssen die Großmächte dieser nicht zu Hülfe eilen? Oder nehmen wir an, Belgien unterwürfe sich dann freiwillig dem französischen Reich, dann kann Preußen um so weniger das Schwert in der Scheide halten. Deutschland kann nicht zusehen, daß Frankreich einen noch größeren Theil seiner Grenzen in Händen habe, daß die belgischen Festungen, welche aus den Entschädigungsgeldern des Jahres 1815 zum Schutze gegen Frankreich erbaut wurden, nun von diesem als Vorposten gebraucht werden. Das erste französische Heer, das in Belgien eindringt, bedroht die ganzen Rheinprovinzen. Und dieser Kriegsfall liegt noch näher, als der italienische, weil er von der Emeute einer einzigen belgischen Stadt abhängt!

Tagebuch.

I.

Die neuen Anforderungen des deutschen Liberalismus.

Das Gewitter, welches in Frankreich die trübe, drückende Atmosphäre gereinigt hat, das in der reinen Luft des Idealismus dem freien Pulsschlag wieder Raum gibt, hat auch in Deutschland die schlummernden Wünsche und Hoffnungen wieder an's Licht treten lassen. Das Volk hat den Muth gefaßt, auszusprechen, was ihm so lange das Herz gepreßt hat.

Es sind im Wesentlichen die alten Rechte, deren Erfüllungen man verlangt, und daß man es noch erst verlangen muß, wird in der deutschen Geschichte einmal als ein dunkles Blatt aufbewahrt werden; es ist die gesetzliche Freiheit, die alle übrigen civilisirten Völker, Engländer, Franzosen, Amerikaner, Belgier, Holländer, ja Spanier und Portugiesen, längst realisirt haben: die Freiheit der Rede, der Schrift, das Recht der Association, die Geschwornengerichte, die wirkliche, nicht blos nominelle ständische Verfassung. Wir sind nicht Idealisten, wir stehen auf legitimem historischen Boden, wir wollen nichts, als daß unsere Charte eine Wahrheit werde.

Nur zwei Punkte, von denen der erste allgemein gefordert, der zweite wenigstens hie und da in Anspruch genommen wird: Repräsentation des deutschen Volks am Bundestage, und Verwandlung des stehenden Heers in eine Nationalbewaffnung, sind als neu zu bezeichnen.

Freilich wird die Forderung einer zweiten deutschen Kammer zur Ergänzung des Frankfurter Fürstencongresses nicht zum ersten Mal ausgesprochen; die Männer von 1815 haben sie gehegt, Arndt, selbst Görres, Steffens u. A. haben sie in ihren Schriften vertreten. Aber zum ersten Mal tritt sie als lebendige Forderung auf. Es ist zu fragen, ob sie als eine organische Idee zu betrachten sei, aus der eine neue, fruchtbare Entwickelung Deutschlands hervorgehen könne.

Zunächst hat sie etwas Negatives; sie ist ein Mißtrauensvotum gegen den Bundestag. Der permanente Ministercongreß zu Frankfurt hat nichts gethan, um die einheitliche Entwickelung Deutschlands zu fördern, als daß er allen liberalen Tendenzen hemmend in den Weg getreten ist. Wenigstens dem Anschein nach hatte er weder den Willen noch die Fähigkeit, etwas mehr zu thun. Das Volk ist aber deutsch gesinnt, es will eine freie Entwickelung im nationalen Sinn, und dieser Wunsch bringt die Idee einer Nationalrepräsentation hervor, die freilich bis jetzt eben so ein Problem, eine bloß gesuchte Größe ist, wie die Organisation du travail der Socialisten.

Wenn die Schweizer Progressisten eine Repräsentation des Volks neben der der

Cantone fordern, so hat das einen Sinn, denn die Cantone sind überall demokratisch eingerichtet. In Amerika, wo das Institut bereits besteht, ist es derselbe Fall. Wer soll aber in Deutschland eigentlich repräsentirt werden? Das Volk? es ist nirgend organisirt. Die Stände? Abgesehen von der Frage, in welchem numerischen Verhältniß das geschehen sollte, so ist es überhaupt unmöglich, so lange die beiden wichtigsten Staaten Deutschlands noch gar keine Constitution und mehrere kleine nur eine Scheinverfassung haben.

In jener Forderung liegt also eine Petitio principii. Bevor die deutschen Generalstände zusammentreten, müssen die einzelnen deutschen Staaten die Volksfreiheit realisirt haben. Wenn wir daher auch nicht verkennen wollen, daß in jenem Wunsch eine Idee der Zukunft liegt, so hat doch die Gegenwart andere Bedürfnisse. Die Stände, wie sie in Deutschland bestehen, drücken nur in den seltensten Fällen die wirkliche Meinung des Volkes aus, vereinigen nur in den seltensten Fällen in sich die Sommitäten der Nation. Dies zu vermeiden, wäre keine radicale Reform nöthig; die einzige Abänderung der Verfassung nach der Weise, wie sie z. B. in Belgien bereits besteht, daß die Wählbarkeit an keine Bedingungen geknüpft ist, würde ausreichen. Die Wähler müssen dem Staate gewisse Garantien bieten; wem sie aber das Vertrauen schenken wollen in ihrem Auftrag zu sprechen, muß ihrer freien Einsicht anheimgestellt werden.

Diese Wahlreform, vereinigt mit der Einführung der constitutionellen Verfassung in den Staaten, die sich ihr bisher entzogen haben, muß der Einsetzung eines deutschen Parlaments vorausgehen. Bis dahin soll jeder einzelne deutsche Staat dahin wirken, den hemmenden Einfluß des Bundes zu paralysiren und sich auf eignem Boden so frei und wohnlich einzurichten, als es geht.

Die zweite Forderung trägt ihren negativen Charakter an der Stirn: Mißtrauen gegen das stehende Heer, als ein willenloses Werkzeug der ministeriellen Willkür. So lange das Militär noch nicht auf die Verfassung vereidigt ist, so lange die Offizierstellen, wenigstens durchschnittlich, einem bevorrechtigten Stande übergeben werden, so lange die Armee gewaltsam in der schroffsten Isolirung gehalten wird, die ihr bisher das Mißtrauen des Volkes zugezogen hat, so lange ist dieses Mißtrauen in seinem vollen Rechte.

Wenn ferner jenes Verlangen sich darauf beschränkt, die Aufrechthaltung der inneren Ordnung den bewaffneten Bürgern, der Communalgarde, anzuvertrauen, so können wir uns nur entschieden dafür aussprechen. An eine wirkliche Auflösung des Heeres ist aber unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu denken. Es liegt nicht nur im Interesse der Fürsten, es liegt im Interesse des Volks, daß Deutschland sich selber vertheidigen könne. Wir wollen nicht französisch werden, auch wenn wir dadurch eine republikanische Verfassung erhielten. Die Auflösung des Heeres aber in diesem Augenblick würde uns wehrlos machen, einem mächtigen Nachbar gegenüber, der ein wohldisciplinirtes und in den afrikanischen Kämpfen geübtes Heer zu seiner Disposition hat.

Wohl aber ist es gerecht, Dreierlei zu verlangen: daß augenblicklich alle Truppen auf die Verfassung vereidigt werden, daß den deutschen Kammern das unbeschränkte Recht zugestanden wird, für einen Kriegsfall mitzuwirken oder nicht — sonst sind wir vor der Idee eines zweiten Champagnefeldzugs nicht sicher; endlich daß die Offizierstellen allen Bewerbern ohne Unterschied des Standes — und nicht blos nominell — offen stehen.

Wenn diese Forderungen beseitigt werden, dann ist es an dem Volk, seinen bewaffneten Brüdern die Hand zu reichen und den unseligen Zwiespalt aufzuheben, der in Deutschland noch immer die Söhne desselben Vaterlandes von einander trennt.

II.

Louis Philipp, seine Freunde und Gegner.

Vielleicht ist dieses Jahr das folgenreichste, welches nicht nur unsere Generation, sondern die ganze neue Zeit gesehen hat. Der Sturm von 1789 fand die große Masse der Völker unvorbereitet; die Propaganda der Menschenrechte verwandelte sich in einen Eroberungszug des französischen Reichs. 1830 bemächtigte sich, schon während des Kampfgewühls, die Contrerevolution der Bewegung. Heute steht es anders. In Frankreich hat die allgemeine Erbitterung gegen eine Politik, die nicht nur die Interessen des französischen Volks, sondern auch seine Ideen verrieth, alle Stände, alle Parteien mit einander vereinigt. Die von dem Socialismus so hart angefeindete Bourgeoisie hat mit dem Volk fraternisirt; die Linie, die Nationalgarden, die Handwerker, zogen Arm in Arm in die Tuilerien. Die Demokratie, in der ersten Revolution erst nach mehrjährigen Anstrengungen zur Geltung gebracht, erhob jetzt sogleich von Anfang ihr Haupt. Ob eine Verabredung unter den Häuptern der republicanischen Partei vorhergegangen sei, oder ob der Lauf der Ereignisse mit innerer Nothwendigkeit den raschen Wechsel der Phasen herbeigeführt habe, in denen die neue Revolution sich realisirte — wer wollte es jetzt schon ausmachen? So viel ist gewiß, voraus gesehn, wie es alles kommen müsse, hat es Niemand, Odillon Barrot so wenig als Guizot, und die Socialisten der Seine so wenig als unsere Diplomaten an der Spree.

Wodurch ist die Julíregierung zu Grunde gegangen? Durch ihre Geistlosigkeit und ihren Materialismus. Der erste König der Franzosen galt bisher in der ganzen Welt für den klügsten aller Regenten. Er schien gleichmäßig den Ehrgeiz der strebsamen Männer als die Furcht der ruhigen Bürger auszubeuten, gleichmäßig die entgegengesetzten Principien der absoluten Monarchie und der freisinnigen Völker zu verstehn. Wenn Louis Philipp den Schnupfen hatte, so fielen die Course der Staatspapiere an der Donau um $2\frac{1}{2}$ pCt., und eine ganze Reihe toller Fanatiker glaubte durch eine Kugel in's Herz des alten Königs der Weltgeschichte einen neuen Druck geben zu können. Die Nemesis hat ihn gegen die Attentate der Meuchelmörder in Schutz genommen, damit er noch selber den Ausgang seiner Berechnung sehe. Zum zweiten Mal verläßt der alte Mann, an dessen graues Haupt nach der Meinung aller Banquiers und wirklichen Geheimen Europa's Frieden geknüpft war, den Boden des schönen Frankreich, und geht in die Verbannung. Er legte die Krone nieder zu Gunsten seines Enkels, eines Knaben, den eine hochherzige Mutter in die Arme des Volkes führte; es war zu spät: „wir wollen keine Komödie mehr," schrie das Volk auf den Tribunen.

Es ist beinahe achtzehn Jahre her, daß eben so ein alter Mann im letzten Gewühl des Kampfes seine Krone niederlegte zu Gunsten seines unschuldigen Enkels, den eine hochherzige Mutter dem Volk in die Arme führte. „Es ist zu spät! wir wollen keine Komödie mehr!" riefen damals die Männer der Bourgeoisie, die Freunde und Helfer desselben Louis Philipp, der heute in's Elend wanderte. „Keine Komödie mehr!" rufen heute Herr v. Genonde und Herr de Larochejacquelin, die Anhänger Heinrichs V. und der Herzogin v. Berry, im Verein mit den trotzigen Rebellen in Blousen, höhnisch dem scheidenden Bürgerkönig nach. Die Partei, welche an ihre Stelle getreten war, hatte ihre Anhänglichkeit an das alte Haus in gesetzlicher Form „gebrandmarkt;" sie wagte es, mit Hülfe einer feilen und brutalen Majorität eben so die Bestrebungen des Volkes zu „brandmarken," als es sich von dem Druck, der auf ihm lastete, nach jahrelanger Geduld endlich befreien wollte; und die Partei der Zukunft, von der

legalen Bornirtheit und dem legalen Eigennutz eben so gebrandmarkt, wie die Partei der Vergangenheit, erhob sich gegen den bleichen Schatten des Gesetzes mit dieser gemeinsam, und rief: „keine Komödie mehr!"

Es ist 33 Jahre her, da hatten wir dasselbe Schauspiel mit einem gewaltigern Mann, dem Heros und dem Verräther der Revolution. Mit Bitterkeit im Herzen legte er den goldenen Reif, das eitle, hohle Spielzeug, für welches er die Freiheit verkauft und verrathen hatte, auf das junge Haupt seines unschuldigen Sohnes, auf das Haupt des Königs von Rom, dem schon in der Wiege sechs Könige gehuldigt; und das geknechtete Volk, das ihn bisher in seiner Blindheit abgöttisch verehrte, verband sich mit den kriegerischen Trabanten des fallenden Helden, die endlich auch der ewigen Unruhen überdrüßig waren; verband sich mit den Monarchen und Völkern, die sich gegen die Zuchtruthe des Tyrannen empört hatten, und rief: es ist zu spät! wir wollen keine Komödie mehr!

Napoleon hat auf einem einsamen Felsen im Meer sein stolzes Herz verzehrt; der König von Rom hat ihn nicht lange überlebt; auch Karl X. schlummert in fremder Erde. Aber noch lebt Heinrich V., noch lebt Louis Napoleon, der in Ham sein Attentat auf die Krone Frankreichs abgebüßt hat; der junge Louis Philipp II. kann sich zu ihnen gesellen, und die drei Könige können sich von ihren getäuschten Hoffnungen unterhalten. Das Rad hat sich vollständig herumgedreht.

Es lebt kein Mensch, dessen Schicksal sich mit Ludwig Philipps vergleichen ließe. In der Nähe des Throns geboren, und doch schon als Knabe an die Schicksale der Revolution geknüpft; auf der Tribune der Nationalversammlung, am Arm seiner Erzieherin, der coquetten und freigeistischen Frau v. Genlis, mit der Jacobinermütze auf dem Kopfe; dann republikanischer Officier, noch als das Haupt des Königs gefallen war; einen Augenblick Kronprätendent in den Entwürfen eines ehrgeizigen Generals; dann Flüchtling, mit der Erinnerung an einen enthaupteten Vater; tief versenkt in die Interessen und die Arbeiten des Bürgerthums; eine Zeitlang genöthigt, durch eine Lehrerstelle sein Brod zu verdienen; nach 21jähriger Verbannung in's Vaterland zurückgekehrt, von Neuem bedroht, in das Schicksal seiner Verwandten verwickelt zu werden, die nichts gelernt und nicht vergessen hatten, endlich festgestellt in seinem Palais Royal, der reichste Besitzer von Frankreich, das Haupt einer blühenden Familie, der Liebling des Volkes.

Es kam die Julirevolution. Man hat dem Herzog von Orleans insgeheim und öffentlich vorgeworfen, sie durch seine Intriguen beschleunigt zu haben. Man hat ihm nichts bewiesen, und die Sache ist an sich unglaublich. Nie hätte Louis Philipp sein sicheres Glück dem Sturme einer Revolution anvertraut, dessen Ausgang Niemand hätte voraussehen können. Die Revolution kam ohne sein Zuthun. Er mußte sein bedrohtes Vermögen sichern — gegen die Emeute des Pöbels wie gegen die Heere der Coalition. Zu diesem Zweck nahm er die Krone an, zog die Bourgeoisie, die für ihre eigne Habe besorgt war, und daher dieselben Interessen hatte, an sich, umgab sich mit volksfreundlichen Formen, und legte zugleich bei allen Höfen die feierlichste Versicherung nieder, er habe nur die Krone angenommen, um die Revolution zu unterdrücken; er wolle sie nur tragen, um den Frieden von Europa aufrecht zu erhalten.

Diese Versicherung war Ernst. Ein Ministerium wechselte mit dem andern, bald ein streng gouvernementales, das Volk in Ruhe zu halten, und alle äußern Anstöße zu vermeiden, bald ein gemäßigt liberales, in Zeiten größrer Ruhe, um dem Volk stets Hoffnung zu lassen, es nie zur Erbitterung zu bringen. Man ließ zu, daß

alle Jahr die Deputirtenkammer für die Erhaltung Polens votirte, aber man erklärte eben so fest, nichts für dieselbe thun zu wollen; man besetzte Ancona, aber man gab es wieder heraus, und so bei tausend Fragen, die seit 1830 die Welt bewegt haben. Diese Politik des Lavirens hätte doch einigemale beinahe zu einer Collision geführt; so namentlich in den orientalischen Verwickelungen vom Jahre 1840.

Im Innern war scheinbar alles in Ordnung, und das hatte man dadurch erreicht, daß in allen Ständen der Egoismus auf Kosten des Idealismus genährt wurde. Ludwig Philipp ist ein sehr kluger Mann — der klügste Mann seiner Partei, aber er ist dennoch ohne Größe. Er hat im Leben viel gesehen, er hat die Menschen, als guter Beobachter, in ihrer Schwäche und Erbärmlichkeit durchschaut, er hat den Fall so mancher großen Idee, die Verflüchtigung so manches Enthusiasmus erlebt, und er hat den Glauben an die Idee verloren. Er hat das conservative Princip, das Princip der Furcht und der Reaction nicht aus innerm Triebe, sondern aus äußerm Interesse adoptirt. Er hat die Republikaner im Jahre 1834 niedermachen lassen, er hat die Septembergesetze gegeben, er hat die Reformbankette untersagt — nicht aus tyrannischem Gelüst, sondern aus Furcht. Er hat die schauderhafte Corruption des officiellen Frankreichs, die im vorigen Jahre sich zum Erstaunen der Welt in ihrer scheußlichsten Blöße zeigte, nicht aus unsittlicher Neigung begünstigt — im Gegentheil ist sein Privat- und Familienleben tadellos musterhaft — sondern aus dem Bedürfniß, die Interessen der Mächtigen für sich zu haben. Er hat als Krämer immer nur auf die nächsten Tage gerechnet. Er hatte einen großen Verstand, aber ein kleines Herz, und darum auch immer einen beschränkten Blick; er fühlte es nicht, daß es Zeiten gibt, deren Berechnung über die Regel de tri hinausgeht. Er hat das Volk nicht wahrhaft beherrschen können, denn er hat es nicht begriffen — diese hochherzige Nation, die auch in den tollsten Orgien die Empfänglichkeit für Ideen nicht verliert, deren stolzes Ehrgefühl die Menschenwürde auch in dem hungernden Proletarier nicht untergehen läßt.

Das conservative Princip, d. h. die Reaction der Angst und der Ohnmacht gegen das Emporstreben des Geistes, hat mit seinem Fall sein Ende erreicht.

Was an seine Stelle getreten ist, können wir noch nicht verstehen. Werfen wir einen Blick auf vier Männer, die bei dem Sturz des Systems die bedeutendste Rolle spielten: Guizot, Thiers, Odillon Barrot und Lamartine.

Guizot hat sich dem conservativen Princip nicht aus Interesse, sondern aus Doctrin angeschlossen. Er kennt die Geschichte, er hat die englische und amerikanische Revolution studirt; er hat daraus, ähnlich wie unser Niebuhr, die Lehre geschöpft, daß die Bewegung der Geschichte nur auf organische Weise sich entwickeln soll, d. h. nur aus Interessen, nicht aus Leidenschaften oder aus Ideen. Mit dieser Doctrin verband sich ein großer persönlicher Hochmuth, der, weil er nicht mit Productivität, mit wahrhaft staatsmännischer schöpferischer Kraft verbunden war, sich in despotischer Unterdrückung aller freier Regungen und Neid gegen jede Idee äußern mußte. Seine Politik war eben so kläglich, als verrätherisch gegen die Revolution, der er — der Protestant, der Bürgerliche — seine hohe Stellung verdankte; aber sein Charakter hatte etwas Imposantes, er war ein Mann ohne Furcht und ohne gemeinen Egoismus. Seine Persönlichkeit ist seit Casimir Perier die stattlichste, welche die Julirevolution hervorgebracht hat. Er fiel mit Anstand; man mag ihn hassen, aber man wird ihn nicht auslachen.

Thiers dagegen ist ein echter Franzose des ancien regime, ganz Esprit und ohne Charakter. Er machte Bouffonerien als Minister, wie als Chef der Opposition, aber man ließ es so hingehen, denn es lag in seiner Natur, und er plauderte darüber so allerliebst, so geistreich, er machte seine Streiche mit so viel Grazie und Naivität! Er wußte in seiner Revolutionsgeschichte die düstern Gestalten des Berges so fein zu skizziren, er konnte sich in sie eben so gut hineinfinden, wie in die verschiedenen Rollen seiner wechselnden Stellung. Er gab die Septembergesetze eben so geschickt, als er mit den Demokraten gegen den Hof intriguirte. In Verlegenheit ist er nicht zu bringen; als in diesen Tagen die Frage den eitlen dynastischen Oppositionsmitgliedern über den Kopf wuchs, sah er recht gut ein, daß nur noch die Wahl zwischen dem Blutvergießen und der Lächerlichkeit übrig bleibe: en bon citoyen je préfère le ridicule! sagte er und versteckte sich. Man wird über ihn lachen, aber ihm nichts thun.

Herr Odillon Barrot, das Haupt der tugendhaften Linken, d. h. der principlosen Opposition, die sich seit 17 Jahren damit beschäftigt hat, alles zu tadeln, was die Regierung that, die daher vollständig abhängig war von allen Bewegungen des Gouvernements, hat eben so das Lächerliche über sich genommen, aber er hat nicht den Geist gehabt, es mit Bewußtsein zu thun. Mit einer an sich eitlen Demonstration hat er den Feuerbrand in's Volk geschleudert, und als es zum wirklichen Conflicte kam, hat er nicht den Muth gehabt, sich ihm zu unterziehen. Als der Sieg der Revolution entschieden war, zeigte er sich, die Früchte zu pflücken und dann zu rufen: „bis hieher und nicht weiter!" Er verwunderte sich nicht wenig, als das Volk gar nicht darauf hörte, sondern ihn mit der einfachen Bemerkung absetzte: „Keine Komödie mehr!" Er wird wahrscheinlich noch im Zustande der Verwunderung sein und dieselbe vielleicht nächstens seinem alten Freunde Mehemed Ali mittheilen.

Der einzige von den Männern des alten Frankreich, der sich in der neuen Bewegung oben gehalten hat, ist Herr Lamartine. Die junge Zeit war müde des brutalen Materialismus, sie sehnte sich nach Ideen. Lamartine war Poet genug, Ideen zu conciviren. Was hat er nicht schon alles für Ideen in Poesie und Prosa verarbeitet! Wir ehren den Geist und den Enthusiasmus des edlen Schriftstellers, aber wir wollen der jungen Republik nicht wünschen, daß er lange an der Spitze bleibt. Sein Idealismus ist allzu poetisch, es kommt jetzt darauf an, den Staat zu organisiren, ihn gegen äußere und innere Feinde zu behaupten, und dazu wird ein Staatsmann erfordert, nicht ein Poet.

Wo ist dieser Staatsmann der Zukunft, der ersehnte Held der jungen Freiheit? — Unter den Figuren, die sich bis dahin auf die Bühne gedrängt haben, ist er nicht zu finden. Vielleicht wird die Gemeinsamkeit der nun emporquellenden Kräfte den einzelnen Genius ersetzen.

Schon erheben sich die dunkeln Gestalten der Vergangenheit, der ami du peuple, dazu das neue Schreckgespenst des Communismus. Möchte die neue Regierung die Eine große Wahrheit im Auge erhalten: die Freiheit wird weder geschenkt, noch im ersten Anlauf genommen! die Wucht der Tyrannei schüttelt eine rasche Anstrengung ab, aber die Probleme des Staats und der Gesellschaft löst nur eine lange, mühsame Arbeit. Nur im Schweiße des Angesichts, wie man den Acker pflügt, baut man den Staat auf.

III.

Aus Paris.

1.

Wie sich Geschichte macht. — Nachträgliche Ansichten über die Februartage. — Volk und Volk. — Warum man zuweilen dem Volke schmeicheln soll. — Wer sind die Republikaner in Frankreich? — Innere Gefahren. — Stellung zum Ausland.

Wenn die Geschichte wie in den letzten Tagen aufrechtstehend und lebendig vor uns tritt, dann merkt der denkende Beobachter erst recht, wie eitel der Menschlein Streben ist, die sich einbilden Geschichte zu machen oder gar Geschichte zu schreiben. Die Februarrevolution ist, wie das Manna der Wüste, vom Himmel gefallen, und nicht etwa wie die Quelle der Wüste durch einen Moses aus dem Steine hervorgezaubert worden. Louis Philipp und seine Genossen sprachen stets von der „Vorsehung," an die sie nicht glaubten, bis auf einmal die Vorsehung mit einem Hauche über sie hergefahren kam, und sie, wie der Sturmwind das dürre Laub, vor sich hergetrieben hat. Du sollst den Namen Gottes nicht vergebens anrufen.

Ich schrieb Ihnen in meinem letzten Briefe was ich gesehen und gehört hatte, und zog daraus Schlüsse. Seit der Zeit sah und hörte ich Viele, die ebenfalls Augenzeugen und Ohrenzeugen waren — und so kam ich endlich zu dem weitern Schlusse, daß was ich vor acht Tagen als Geschichte erzählte, vielfach auf Irrthum und Selbsttäuschung beruhte, und merkte nur zu gut, daß alle Andern sich eben so oft irrten und selbst täuschten. Das Ergebniß aus all' diesen Irrthümern ist, daß es sehr schwer ist, Geschichte zu schreiben. Und dennoch möchte ich fast versuchen, Heute zum zweiten Male Ihnen einen Bericht über die drei Tage zu machen, der zur Erklärung meines ersten dienen könnte. Doch würde mich dies zu weit führen. Daher nur ein paar allgemeine Schlußergebnisse.

Der Kampf selbst zerfällt in drei verschiedene Epochen. Bis zum Abende des 23. war er rein *reformatorisch* und nur gegen Guizot gerichtet. Ganz Paris, mit seltener Ausnahme, betheiligte sich an demselben. Nach den Vorfällen und Mordscenen vor dem Hotel des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, war *Entrüstung* der Charakter des Aufstandes. Die Nationalgarde in großer Mehrzahl theilte diese nur halb und war mit der Absetzung Guizot's vollkommen befriedigt; aber desto lebendiger war das *Volk* empört. Ein Gedanke des Hasses und der Verachtung gegen Louis Philipp keimte in allen edlern Herzen, und das unschuldige Blut vom 23. Abends rief diese Gefühle zur That auf. Die allerwenigsten hatten eine bestimmte Absicht, fast Niemand aber dachte an die Republik und eben so wenig an den Sturm der Tuilerien. Diese Bewegung fing erst an, als Molé und Bugeaud vor der allgemeinen Entrüstung zurückgewichen, ja fast erst als Louis Philipp bereits seinen Abschied gegeben hatte. Vielleicht nur ein paar Hundert Leute, die wirklich bedenken was sie thun, wissen was sie wollen und nicht dem allgemeinen Anstoße folgen, hatten schon in der Nacht und früh Morgens vor 10 Uhr einen festen Entschluß gefaßt, bis zu den Tuilerien vorzudringen. Diese paar Hundert Leute geben den Ausschlag und reißen bald Tausende mit sich fort, aber nicht so viele als man meist glaubt. Unter diesen waren, stets geführt von ein paar Hundert entschlossenen Republikanern, Volks aller Art, viele Gamins, vieles müßige und unedle Gesindel. Diese Vorposten-Colonnen drangen zuerst in das Palais Royal und die Tuilerien ein, und daher die Verwüstungen und auch viele Entwendungen im ersten Augenblicke des Sieges. Im „zweiten" Augenblicke drang das *Volk* nach; und von da an hörten dann rasch alle Plünderungen und Ver-

wüstungen so viel als möglich auf; was nicht verhindert, daß noch viele Tage nachher in den Kellern und den Sälen der Tuilerien ein gar wildes Heer hauste, und noch heute Reste von demselben nicht aus dem Palaste des Exkönigs der Franzosen, heraus wollen. —

Alle Welt hat sich in Paris Mühe gegeben, diese ersten wilden Scenen der Unordnung zu verwischen. Es hat fast das Ansehen, als ob das Volk ebenfalls seine Schmeichler habe. Wir gehören nicht zu denselben, und wollen daher Wahrheit für alle Welt. Uebrigens hat dieses Benehmen der Organe der Oeffentlichkeit eine sehr gute Folge, nämlich die, selbst den Theil des Volkes, der zu Unordnungen geneigt sein könnte, gleichsam durch die gute Meinung, die man von ihm hat, zu zwingen, sich derselben würdig zu machen.

In unendlicher Mehrzahl hat das französische Volk sich auch dieser guten Meinung vollkommen würdig gezeigt. Es hat bewährt, daß es in der That und in der Wahrheit hoch über den „höhern" Ständen steht. Die Leute des Volkes machten keine Umstände mit den Spitzbuben und Plünderern, sie füsilirten sie mit klingendem Spiel. Die Presse glaubte die Unordnungen verschweigen zu müssen und hatte Angst von ihnen zu sprechen. Noch unangenehmer aber berührt uns das Benehmen der Freunde der alten Regierung, und auch die Art wie die Freunde der neuen über alle Aemter herfallen. Doch wollen wir andere Zeiten abwarten, ehe wir hierüber unsere Ansicht aussprechen; vorerst genügt es, uns gegen den allgemeinen Ton in etwas zu verwahren; da, wo dieser zu hoch gestimmt, wird er am Ende eben so rasch sich wieder herabstimmen.

Wenn aber, wie wir angedeutet, der Sturm der Tuilerien nur Sache eines sehr kleinen Theiles der Pariser war, so wurde er in der nächsten Stunde Sache des ganzen Volkes, und ist heute ungefähr Sache der ganzen Nation. — Das Volk in Frankreich hatte schon lange republikanische Grundsätze und Neigungen. Bis zum Jahre 1835 war die offene Theilnahme im Wachsen; die verunglückte „Emeute" in Paris und Lyon hat diese offene Theilnahme vermindert; kein Mensch glaubte mehr recht an die Möglichkeit der Republik, kein Mensch forderte sie; aber das verhinderte nicht, daß im Volke Jedermann sich gestand, wie die Republik doch eigentlich den Interessen des untern Volkes mehr zusagen werde. Genug, die geheime Propaganda der Neigungen machte sich überall Luft. Und so war es natürlich, daß wenn am 24. noch am Mittag kaum ein paar Tausend Leute mit dem Ruf: Es lebe die Republik! auf die Tuilerien zugedrungen sein würden, am 24. Abends die unendliche Masse des Volkes der Republik gewonnen war. Die höhern Stände schlossen sich ihr aus andern Gründen an; aber diese andern Gründe sind so stichhaltig, daß sie denen, die das Volk bestimmen, nichts nachgeben. Man hat dieselben in einem Wortspiele zusammengedrängt: il faut monter la garde, si on veut pas descendre la garde! — (descendre la garde heißt: sterben.)

Es gibt aber noch einen andern Grund, und der ist edlerer Natur. Die Republikaner, die den Tag des 24. entschieden, haben eine Entschlossenheit, einen Muth, und auch wieder eine Ordnungsliebe gezeigt, die Jedermann gern anerkennt. Die provisorische Regierung hat nicht nur Louis Philipp gestürzt, sondern unmittelbar auch mit fester Hand das Steuerruder des Schiffes ergriffen, und es trotz des Sturmes in einen Schutzhafen gelenkt. Das fühlt und lobt Jeder, die halbwegs verständigen Leute setzen dann meist noch hinzu: „Fürwahr Lamartine, Dupont de l'Eure, Arago und die Andern stehen am Ende doch in jeder Beziehung über Louis Philipp, Guizot, Duchatel

und Genossen.“ Genug, Alles in Allem, gestehen sich heute selbst die Leute, die vor acht Tagen in der Republik den unvermeidlichen Untergang Frankreichs sahen, daß die Republikaner in jeder Beziehung tausendmal mehr Ernst, Entschlossenheit, Kraft, Ruhe, Ordnungsliebe und Toleranz bekundet haben, als die Leute des hingegangenen Königthums je zeigten. Das ist die Hauptursache des allgemeinen Vertrauens.

Es gibt freilich auch allerlei Ursachen der Befürchtungen für die Zukunft. Diese sind sehr verschiedener Art, theils persönlicher, theils thatsächlicher Natur. Wir haben nicht Lust, schon heute über die Personen der provisorischen Regierung unser Urtheil abzugeben. Wir gestehen aber schon heute, daß Einzelne und besonders Lamartine alle unsere, und alle Erwartungen derer, die ihn kennen, überboten hat. Große Zeiten machen auch die Menschen größer. Und schon deswegen enthalten wir uns heute eines Urtheils über Männer, die wir in den Tagen der allgemeinen Abspannung beobachten konnten, und die heute ebenso gut, wie Lamartine, Andere sind, als sie noch vor vierzehn Tagen waren.

Die thatsächlichen Verwickelungen sind theils in den innern, theils in den äußern Verhältnissen Frankreichs. In Bezug auf die innern liegt die Gefahr nicht wo man sie oft sucht. Die Clubs werden sich schwerlich wieder zu der Bedeutung erheben, die sie früher hatten. Eben so wenig scheinen legitimistische, orleanistische und napoleonistische Intriguien uns vorerst von irgend einer Gefahr. Auch fürchten wir weder die Communisten noch die Monarchisten. Der gesunde Verstand und das edle Herz des rüstigen Arbeiters ist dergleichen nicht in Masse zugänglich. Gefahr von dieser Seite liegt nur in dem Versprechen der Regierung, die Arbeit organisiren zu wollen. Wir halten dies überhaupt für unmöglich, wir glauben, daß die Frage nicht in der Organisation der Arbeit, sondern des Credits liegt. Doch ist hier nicht der Ort, diese Frage zu schlichten. Aber ebenso wenig scheint uns eine Arbeiterversammlung im Luxembourg, auf den Sesseln der seligen Pairskammer, dazu geeignet zu sein diese ernste Frage der Sphinx unserer Zeit zu beantworten. Wir fürchten hier den Keim eines kleinen Staates im Staate zu sehen; in der ersten Republik trat die Commune neben die Nationalversammlung und unterjochte diese endlich; die Arbeitercommission im Luxembourg, unter Hr. L. Blanc's Leitung könnte zu Aehnlichem Beruf fühlen. Und wir wollen uns freuen, wenn wir uns geirrt haben.

Eine zweite Gefahr beruht in der Stimmung des Militärs. Man würde sehr unklug handeln, wenn man das Gefühl, das die Soldaten heute beherrscht, nicht mit in Anschlag brächte. Sie wurden in den Straßen besiegt, entwaffnet, fast acht Tage kümmerlich in ihren Kasernen von Blousenmännern bewacht und werden jetzt wieder bewaffnet. Wir wollen auch hier hoffen, ein Wetterprophet zu sein; aber wir fürchten, daß es Leute geben wird, die das Gefühl eines Theiles der Soldaten in ihrem Interesse zu mißbrauchen suchen werden.

Dem Ausland gegenüber droht nur von Einer Seite Gefahr. Die provisorische Regierung wünscht vor Allem Frieden, und wird Alles aufbieten, um ihn zu sichern. Sie ist entschlossen, Belgien und die Rheinprovinzen, selbst wenn sie sich anbieten, zurückzuweisen. Sie hat es nicht gewagt, diese Ansicht vorerst schon laut auszusprechen, aber so denkt sie heute. Wir rathen deswegen den Belgiern und Rheinländern nicht, die Sache so wörtlich zu nehmen, denn es steht geschrieben: „Du sollst Niemanden in Versuchung führen.“ Aber wir sind gewiß, daß diese Ansicht heute in der provisorischen Regierung herrscht, und hegen zugleich die Ueberzeugung, daß heute

am Rheine kaum noch ein Mann wohnt, der unter einer andern Fahne, als der Deutschen zu kämpfen Lust hat.

Wir glauben also von dieser Seite fast den Frieden für ungefährdet erklären zu können.

Nicht so hell aber sind die Aussichten in Bezug auf Italien. Käme es dort zum Kampfe zwischen Oestreich und den Italienern und wollten fremde, nicht österreichische Mächte sich in diesen Kampf mischen, so würde höchst wahrscheinlich Frankreich nicht ruhig zusehen können, sondern allen intervenirenden Mächten den Krieg zu erklären gezwungen sein. Wir halten diese Frage für wahrhaft capital, und sind überzeugt, daß sie früher oder später Deutschland zur Beantwortung vorgelegt werden wird. Deswegen ist es gut, wenn Fürsten und Völker in Deutschland schon heute daran denken, ob es klug und nothwendig für sie ist, im Falle der Noth für die Herrschaft Oestreichs in Oberitalien einen Kampf auf Leben und Tod mit Frankreich einzugehen. J. — y.

2.

Den 3. März.

Französische Einheit. — Das Wort „Soldat." — Kriegslust in Paris und Friede in den Proclamationen. — Ein Blick auf Deutschland.

Ich bin kein blinder Verehrer französischer Logik und ich glaube nicht immer unbedingt dem französischen Pathos, aber in einem Punkte ist diese Nation bewundernswürdig. Wenn sie aufsteht, so thut sie es wie ein Mann, im buchstäblichen Sinne des Wortes: da ist kein Schwanken und kein Zaudern, kein Achselzucken und kein Kopfschütteln. Der Ruf: Vaterland! stampft Armeen aus der Erde, das Wort: Frankreich! ersetzt und übertrifft an Wirkung die Beredsamkeit aller Demosthenesse. Alle Parteiverschiedenheiten, individuellen Rücksichten, persönliche Sympathien und Interessen treten stumm zurück, ein einstimmiges Echo antwortet aus 36 Millionen Herzen. In diesem Augenblick sind Hunderttausende, die vor 14 Tagen noch kaum zur dynastischen Opposition zählten, Republikaner geworden. Die Regierungsform, die sich Frankreich gegeben, mag ihren Gefühlen noch so sehr widerstreben, sie werden morgen den letzten Blutstropfen dafür einsetzen und noch im Todeskampfe rufen: Mourir pour la patrie! Wie das feurige Kreuz in den schottischen Hochlanden, so scheint die Trikolore von Ort zu Ort geflogen zu sein; schon am 29. flatterte sie in allen Grenzdörfern. Schneller, als durch den Blitz des electrischen Telegraphen, drang das Zauberwort: Revolution! in die entlegensten Provinzwinkel. Paris — ich spreche von den Straßen, denn wie es im Innern der Häuser aussehen mag, kann ich nicht entscheiden — Paris fühlt sich trunken vor Stolz, wie eine Mutter, der ihre Kinder in die Arme fliegen, denn alle Städte, von Toulouse bis Havre und Bordeaux, haben ihre adhésion (ihre Mitstimmung und Mitwirkung) erklärt. Wohlverstanden, nicht gerade immer der Republik, nicht immer parceque, sondern eben so oft quoique — sondern dem Vaterland.

Sie sagen: Paris hat gesprochen, wir knüpfen unser Loos an das seine. Frankreich hat den Würfel geworfen, wir stehen alle dafür ein mit unserm Blut, wir vertreten seine That vor Europa und der Welt. So tief wurzelt das instinktmäßige Gefühl der Einheit in den Franzosen, daß ihre Nothwendigkeit im Moment dieser unberechenbaren Krisis, von ärmsten Auvergnaten gefühlt wird.

Die Spaziergänger auf Boulevards und in den Straßen schreiten einher, als hätten sie alle mitgefochten, woran ich doch zweifle; man sieht Nichts als strahlende Gesichter. Jeder käme sich selbst wie ein Verräther vor, der nicht ein Fest- und Triumph-

gesicht machen könnte, und knüpfte sich für ihn das furchtbarste Familienunglück an die glorreichen Februartage. Ganz Frankreich ist ein — vor der Hand friedliches, aber — wohlgerüstetes Lager; und jeder Franzose ist Soldat!! Ich mache hier zwei Ausrufungszeichen, um das Hochgefühl anzudeuten, welches für den echten Franzosen in diesem Bewußtsein liegt. Soldat ist kein Söldling. Das Wort läßt sich kaum durch den hochdeutschesten Euphemismus entsprechend wiedergeben. Denken Sie nur an die zwei berühmten Zeilen der Parisienne, wo es den Gegensatz zum Sclaven ausdrückt:

On nous a dit, soyez esclaves,
Nous avons dit, soyons soldats!

Die Ereignisse überflügeln die kühnste Voraussicht. Während in allen Bekanntmachungen der sehr provisorischen Regierung das Wort Friede eine Hauptrolle spielt, blitzt die Kriegslust aus den Augen der Masse und spricht alle Welt von der baldigen „militärischen Promenade" an den schönen Ufern der Brenta, des Po und des Rheines. Lamartine glaubt an sich, aber Jedermann glaubt, weil die Lebensgeschichte und die Geschichtsbücher von Lamartine es zeigen, daß dieser geistreiche und gefühlvolle Mann jedem Impuls aus der Volkstiefe nachgeben wird, welcher in poetischem Style auftritt. Wer wollte sich einreden, die französische Republik, diese abenteuerliche Amazone, werde gleich nach ihrem ersten Sprung in die Welt sich in's eheliche Joch schmiegen, einen braven Mann nehmen und sich wirthschaftlich und häuslich einrichten, zufrieden mit ihrem moralischen Einfluß auf die verbrüderten Völker? Die französische Republik ist keine gemüthliche deutsche Hausfrau und wenn sie einmal wieder einen Mann nimmt, so muß er einen langen Degen tragen. Bedenken Sie auch, welche Wunder Frankreich von seinem moralischen Einfluß erwartet. Wenn er für sich allein nicht ausreichend sein sollte, — so wird man ihm nachhelfen. Lamartine selbst erklärt in seinen Zusicherungen an die auswärtigen Mächte, daß Frankreich entschlossen sei, in den frühern freundlichen Beziehungen zu allen Regierungen zu bleiben, welche, eben so wie Frankreich, die Unabhängigkeit der Nationalitäten achten. Ich bitte Sie, hält Frankreich das Verhältniß der nordischen Mächte zu Polen und Oberitalien für Achtung der Nationalitäten? Oder glauben Sie, die provisorische Regierung könne, wie weiland der Toleranz- und Bürgerkönig, die „Ordnung in Warschau" oder Mailand ausrufen? Nur ein Maulwurfsauge sieht daher den Himmel voll Friedensgeigen.

Wäre in Deutschland nur ein Funke dieses electrischen Einheitsgefühls, welches Frankreich zu einer ehernen Phalanx macht! Möchten die Deutschen erst unter sich fraternisiren, ehe sie darauf hören, was der Nachbar will. In Paris kursiren bereits die tollsten Gerüchte von deutschen Adressen, Deputationen, Adhäsionen und Volksallianzen, die auf der Pilgerschaft seien nach dem Mekka der Freiheit! Ich höre das phantastische Gerede mit halbem Ohre an und will Ihnen keine Details mittheilen, der Censor würde sie ohnehin streichen *). Nein, so kindisch können unsere Landsleute im Jahre 1848 nicht mehr sein, um noch zu wähnen, daß man frei wird, wenn man den Herrn tauscht; daß man stolz sein könne auf den Muth des Fremdlings und daß eine Nation im Stande sei, die andere zu erziehen und zu emancipiren. Zwei Nationen, die einander kaum in ihren Dichtern verstehen! Doch ist mir etwas bange, wenn ich an den unpraktischen Idealismus unserer Jugend denke; an die Lücken und Risse in

---

*) Nicht mehr! Unser heutiges Heft erscheint bereits ohne Censur.
D. Red.

unserm Nationalverband und an die gräßlichsten, noch nicht vernarbten Wunden unserer Geschichte: die letzten politischen Enttäuschungen nämlich, die so manchen gesunden Sinn verwirrt und manches schwungvolle Herz gelähmt haben. Wir bauen gut und fest, aber langsam, ach so langsam, um selbst die langmüthige Geduld der Ewigkeit zu ermüden, vor welcher ein Jahrhundert kaum eine Secunde ist. In Deutschland ist tausendfaches gutes und herrliches — Stückwerk; die großen Umrisse, die einer Nation Gestalt und Bewußtsein geben, wenn es gilt, diese keck und fest uns auszuschneiden, dann bleiben wir so weit hinter dem Westen zurück, wie der Osten hinter uns. Soll denn die Geschichte ewig auf uns warten? Soll die kreisende Welt Geduld haben, bis wir uns fertig besonnen und ausgeschwiegen haben? Deutschland wird dieses Mal auf eine harte Probe gestellt. Anno 1815 retteten wir mit solcher Noth unsere Nationalität aus dem Schiffbruch, daß die Freiheit darüber verloren ging. Dadurch ward uns jene fast zum Spott. Es regten sich unnatürliche selbstmörderische Gelüste; den Freisinnigen kostete es eine bittere Anstrengung, um sich national zu stimmen. Die Nationalen hatten kein Herz für die Freiheit. Es sollte uns eine dringende Warnung sein. Eins ist Nichts ohne das Andere. Es gilt jetzt, eins zu behaupten, das Andere zu erringen. Die Nationalität ist wehrlos ohne Freiheit und eine Freiheit, die man nicht selbst errungen, ist — **Fata Morgana!** — Z. Z.

IV.

Aus Berlin.

Preußen und Deutschland.

Die zweite Phase unserer ständischen Entwickelung ist nun vorüber. Der König hat seinen Willen gehabt, alle die ständischen Formen, welche im Patent vom 3. Februar 1847 vorgesehen waren, sind in Anwendung gekommen, und der König hat nun erklärt, seinerseits auf den einstimmigen Wunsch seiner getreuen Stände eingehen zu wollen. Er hat die Periodicität, welche nach dem ursprünglichen Entwurf den Ausschüssen zugedacht war, auf den Vereinigten Landtag übertragen.

Der Ausschuß sollte sich alle vier Jahr versammeln und die Einberufung des nächsten Landtages hatte der König auf 1851 festgestellt; demnach scheint es so, wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, als ob die Landtage sich alle vier Jahre versammeln sollten.

Wir können dies Resultat einjähriger politischer Entwickelung nur bedauern, denn es ist damit gar nichts erreicht. Periode ist ein relativer Begriff: die Erde dreht sich in einem Jahr um die Sonne, Uranus braucht mehrere 80 dazu, der Neptun noch mehr; in der Natur folgt das Zeitmaß bestimmten Gesetzen. Im Politischen nicht minder. Eine Periode von vier Jahren heißt eben so viel, als eine Periode von 35, von 719, von 1000 Jahren, d. h. gar nichts. Die Stände, welche nach einem leeren Raum von vier Jahren zusammentreten, sind absolut neue Stände, sie gehören einer andern Geschichte an. Ein wahrhaft ständisches Leben kann sich nur da entwickeln, wo der Zwischenraum von der einen Sitzung zur andern bequem nachzuholen, wo er nur als Ferie zu betrachten ist, d. h. wenn der Landtag alljährlich zur bestimmten Frist zusammenkommt. Jede andere Periodicität ist illusorisch. Die Controle der Stände muß eben so permanent sein, als die Verwaltung selbst, wenn beide ernstlich in einandergreifen sollen. Diese einfache Wahrheit hat das preußische Gouvernement verkannt, in einem Augenblick, der mehr als ein anderer geeignet war,

Preußen seine angemessene Stellung, die es durch eine schwankende und zweideutige Politik verloren hatte, wieder zu gewinnen.

Und wie loyal sind diese Stände, alle Nuancen der politischen Meinung zusammengenommen. Da saßen sie, die würdigen Senatoren, und hielten Rath über Pferdediebstahl und die verschiedenen Sorten der Gotteslästerung, und als der Blitz, der in Paris gezündet, mit der Schnelligkeit des elektrischen Fluidums in die Herzen aller Deutschen eindrang, als überall das Volk seine Stimmen vernehmen ließ, sein lang zurückgedrängtes Hoffen und seinen Schmerz ausströmte, da saßen sie, die würdigen Senatoren, und hörten nichts und sahen nichts, und hielten Rath über Pferdediebstahl und die verschiedenen Sorten der Gotteslästerung, und es fiel Keinem ein, daß die Zeit gekommen sei, sich zu einem wahrhaften Organ des Volkes zu erheben, sie saßen und tagten, mit ernsthaft artigen Gesichtern, mit unbeweglich würdigen Zügen, wie die Senatoren des alten Roms, die, den Zepter in der Hand, saßen und tagten, bis die eindringenden Gallier sie an ihren grauen Bärten zupften.

Und das Einzige, was sie ihrem König zu sagen wußten, als er sie entließ, ohne auch nur eine Andeutung von Verbesserungen zu geben, die er in den nächsten vier Jahren vorhabe — vielleicht einer Periode der schrecklichsten Umwälzung — war ein bloßes Vivat! Was mögen sich die weisen Herren eingebildet haben auf ihr diplomatisches Schweigen!

Es wird wieder so gehn — die Götter mögen meine Worte unwahr machen! — wie im Jahr 1830; die kleinen deutschen Staaten werden sich eine vernünftige Verfassung erringen, Preußen wird auf dem alten Fleck bleiben. Einem absolutistischen Staat wird aber das freigewordene Deutschland die Hegemonie nicht geben. An Oesterreich kann es sich noch weniger anschließen. Was bleibt übrig?

Hört es, ihr Beamten, ihr Soldaten, ihr Stände, ihr Städte der preußischen Monarchie! Wenn dieser Augenblick in Stabilität vorübergeht, bleibt dem constitutionellen Deutschland nichts anders übrig, als das Schrecklichste, Abscheulichste, was den deutschen Namen treffen kann — ein Rheinbund. Nur Rasende können daran zweifeln, daß von Italien, vielleicht von Belgien aus, das Kriegsungewitter über Deutschland hereinbrechen wird. Soll Deutschland sich für das System des alten Diplomaten von 1815, oder soll es sich für die gehorsamen Bundesgenossen Rußlands schlagen?

Das wird es nicht thun. Und wenn Deutschland zum zweiten Mal zerstückelt werden sollte, so ist euer Schweigen, ihr Preußen, die Schuld daran, und auf euch wird die Last des Verhängnisses zurückfallen.

V.

Aus Wien.

1.

Katzenjammer. — Wie? Wer? Wo? — Die Banknoten und das russische Anlehen. — Abdicationsgerüchte. — Amerika nicht entdeckt. — Kaspar Hauser und seine Wächter.

Ich müßte aschgraue Tinte nehmen, wollte ich Ihnen mit der rechten Farbe das Aussehen unserer Residenz schildern. Eines solchen Katzenjammers in allen, allen Theilen der Bevölkerung, erinnern sich nur die ältesten Leute. Der Schrecken im Jahre 1830 ist nur ein abgeblaßter Schatten von dem, den die Nachricht von der Errichtung der Republik uns brachte. Und doch ist es nicht Schrecken, nicht Angst, was den Zustand bezeichnet, es ist das Bewußtsein der Rath- und Hülflosigkeit, das wie ein Si-

reccowetter über allen Ständen erdrückend liegt. Man zweifelt jetzt sogar nicht einmal an der Reformbereitwilligkeit in der allerhöchsten Sphäre. Aber man fragt sich: Wie? Wer? Wo? Es ist auf so vielen Seiten leck im Schiffe, daß man nicht weiß wo zuerst beginnen. Der Pulsschlag, der Ideenkreis der Gegenwart ist so sorgfältig ferne gehalten worden, daß man vergebens nach einem Manne sucht, der ein fertiges Programm vorlegen könnte. Die Finanzen sind vor Allem der alte, wunde und neu eiternde Fleck. Die Lombardei hat uns nicht nur eine materielle, sondern auch eine moralische Wunde geschlagen, durch die Liga gegen die Banknoten. Das Mißtrauen gegen die Bank hat sich bis dahin gesteigert, wo es anfängt eine Dummheit zu werden. Die Bankaktien sind um mehr als 300 Fl. gefallen; Metalliques auf 83! In Ungarn beginnt man gleichfalls die Banknoten mit Mißachtung anzusehen, und selbst am hiesigen Platze zahlt man den Dukaten mit 5 Fl. 30 Kr.! Das Gerücht, die kaiserliche Familie habe 100 Millionen Gulden vorgeschossen, hat irgend ein müßiger Kopf ausgesprengt. Fragen Sie den ersten besten Banquier, wo man plötzlich 100 Millionen Baares in Europa hernehmen will, und obendrein Gulden! Das müßte eine sonderbare Hausverwaltung sein die eine solche Summe liegen hat, ein Kaiserhaus oder ein Bankhaus. Nicht ein Mal das abgeschlossene Anlehen mit Rußland findet hier Glauben, trotzdem die Augsburger Allgemeine es „Aus Preußen" meldete und mit einer so hübschen Anekdote ausgeschmückt. Man glaubt vielmehr ein à la hausse speculirender Herr habe die Nachricht in das weitverbreitete Blatt zu bringen gewußt. Doch wer will in diesen Wust von Gerüchten und Widersprüchen festen Anker werfen? Eine ganze Masse von Abdankungsgeschichten haben gleichfalls ihre Rolle gespielt. Der Fürst Metternich, hieß es, habe abgedankt; den Kaiser sogar ließ man abdiciren. Thatsache ist's, daß das erste so wenig wahr ist als das letztere.

Graf Fiquelmont, den man sonst so häufig als Metternich's Nachfolger bezeichnete, ist zum Hofkriegsrathspräsidenten ernannt worden, und somit aus der diplomatischen Carriere in die militärische Verwaltung übergegangen. Der Drang des Augenblicks, der diese Stelle nicht lange unbesetzt zu lassen erlaubt, hat zu dieser Wahl getrieben. Ich wage nicht zu entscheiden, ob die Wahl eine zweckmäßige gewesen ist, genug, man hat nicht gezaudert, während man in allen andern Verwaltungsangelegenheiten immer auf morgen und wieder auf morgen hinausschiebt, bis vielleicht die Nacht keinen Morgen mehr zuläßt. Seit Monaten ist von der nothwendigen Besetzung der Stelle eines obersten Kanzlers die Rede, und immer wird die Ernennung verschoben. Freilich, die Verbesserungen der innern Angelegenheiten können noch einen Tag warten, es brennt nicht auf die Stunde wie im Kriegs- und auswärtigen Departement. Und weil sie noch einen Tag warten können, warum nicht zwei Tage, eine Woche, einen Monat, ein Jahr? Aus dem einen Tag sind Jahre geworden! Wie ein fauler Mensch, der sich die Zähne heute nicht putzen läßt, weil es ja auch morgen geschehen könne, und so, von heute auf morgen wartend, sein ganzes Gebiß allmählig zerstören läßt, so hat sich an allen Zähnen der Staatsmaschine der zerfressende Zahnstein angesetzt. Weil man die Presse durch und durch zerstörte und zum Schweigen verdammte, haben sich die Faulpelze ruhig auf's Ohr legen können, sie haben allen Weckuhren den Perdel ausgerissen, sie haben alle Stimmen mit Tüchern erstickt, die zu dem Thron hätten dringen können, sie haben die kaiserliche Familie nur das sehen und hören lassen, was sie berichteten. So gleicht Oesterreich, mit seinem ungeheuern Reichthum, mit seiner gutherzigen und harmlosen Herrscherfamilie, einem alten Handlungshaus, dessen Herr aus Kränklichkeit die Führung den Buchhaltern überlassen hat, die gleichfalls ergraut, stumpf

und ermüdet sind, nichts zum Abschluß bringen, nichts Neues ersinnen mögen, alle Waaren noch auf dem alten Fuhrwege versenden, während rings Eisenbahn und Dampfschiffe erfunden wurden; sie gleichen jenem alten Wechsler, dem man ein Mal einen Wechsel auf New-York zur Escomptirung anbot, und der ihn heftig zurückwies, mit der Bedeutung: Ich glaube nicht an Amerika! Unsere Staatsmänner glauben auch noch immer nicht, daß Amerika entdeckt sei; sie confisciren die geographischen Bücher, in welchen diese scheußliche Lehre gepredigt wird und weil allmählig alle Bücher von dieser Thatsache erfüllt sind, so wurde Alles verboten, und wir durften gar nicht wissen, aus welchen Theilen die Welt besteht. Darum stehen wir jetzt wie Kaspar Hauser da, und unser einziger Trost, aber auch unser Hauptunglück ist, daß unsere Wächter sich mit uns in den Keller einsperrten, und nun selber nicht den Weg wissen den wir zu gehen haben.

Rainer.

2.

Stimmung der Stadt. — Fürst Metternich. — Compte rendu der Nationalbank. — Familienrath der Burg. — Erzherzog Ludwig und Erzherzogin Sophie. — Die Adresse der Ungarn. — Die niederösterreichischen Stände.

Wer jetzt nur einige Stunden Polizeipräsident in Wien wäre! um eine Uebersicht über alle die Scenen, Aeußerungen, Wünsche und Befürchtungen, die aller Orten laut werden, zu gewinnen. Gerüchte der freudigsten und der betrübendsten Art kreuzen sich, man weiß nicht was und wie? Nur Eins ist allen klar, daß in jedem Gemüthe Aufregung herrscht, daß man Besseres hoffen darf. Ich werde minder Verbreitetes Ihnen nicht mittheilen und nur jene Züge, welche im Allgemeinen das Portrait der Residenz zeichnen. Ich halte es für eine um so größere Pflicht Ihnen Alles zu sagen, weil nur auf diese Weise zu wirken ist, denn es ist vorauszusetzen, daß die löbl. k. k. Polizeipräsidentschaft, um dem Hof gegenüber Nichts zu compromittiren, nicht Alles und nicht so berichten werde, wie es sich zuträgt. Von einem Manne weiß ich, welcher der Situation nahe stand, daß der Fürst Metternich die Nachricht von der Abdankung Louis Philipps und der Regentschaft der Herzogin ruhig mit den Worten hingenommen hat: „Abdanken darf jeder, die Regentschaft ist nicht verfassungsgemäß, das hat Frankreich mit sich auszumachen;“ als er aber die Creation einer Republik vernahm, blieb er leichenblaß 10 volle Minuten in seinem Sessel sitzen. So viel ist gewiß, daß ihn kein Ereigniß schmerzlicher treffen konnte, als dasjenige welches die ganze Arbeit seines Lebens zerstört. —

Das Mißtrauen gegen das Papiergeld ist fast ein allgemeines, man mußte zur Nationalbank, zur Sparkasse, doppelte Wachen zur Aufrechthaltung der Ordnung stellen; die heutige Wiener Zeitung sucht dem Mißtrauen zu begegnen, indem die Bankdirektoren in derselben den Cassenstand des letzten Monats drucken lassen. Wie kommt es aber, daß man uns plötzlich Mittheilungen macht und in die sonst so geheimnißvoll officielle Karte blicken läßt? Das ist ja ein Schritt vorwärts?

In eigenthümlicher Stimmung und Situation befinden sich die Personen unseres Hofes, man erzählt von einem Prinzenrathe, in welchem der Kaiser, der Erzherzog Franz Carl, dessen Gemahlin, die Erzherzogin Sophie, der Erzherzog Johann, der Minister Collowrat, der Finanzminister Kübek für Conzessionen stimmten gegen den Erzherzog Ludwig, und die Debatte soll heftig gewesen sein, in Folge woven Erzherzog Johann noch am selben Tage Wien verlassen habe. In einem zweiten Conseil gab Erzherzog Ludwig die Erklärung: wie er dem Kaiser Franz auf dem Sterbebette

auf Verlangen sein Fürstenwort gegeben habe: Nichts an der Verfassung zu ändern. Er werde sein Wort halten, gebe aber zugleich die Versicherung, daß nichts zu fürchten sei, so lange er lebe. Die Erzherzogin Sophie, soll hierauf eine energische Antwort gegeben haben, die ich textuell nicht wiederholen mag, in der aber auf ihre Kinder hingewiesen wurde.

Man weiß die Stimmung und Geneigtheit des Hofes zu Conzessionen und ist um so erbitterter gegen die starren Aufrechthalter eines morschen, schon todten Systems, das man wie den Sultan einst vor Sziget todt an den Thron schnallte, um glauben zu machen, daß es noch lebe.

Von Mailand her kommen der Handelswelt beruhigendere Nachrichten: die Nachricht von der Republik hat eine entgegengesetzte Wirkung als man glaubte, sie verbreitete einen panischen Schrecken unter den liberalen lombardischen Herzögen, Conti und Principi. Sie fürchteten plötzlich den Verlust ihrer Titel und haben sich dem Vicekönig genähert, den man von Mailand bereits geflüchtet sagte (Andere nannten dies ein strafendes Verlassen der meuterischen Stadt), um in Verona den Regierungssitz aufzuschlagen. Da, wie eine Bombe, platzte es auf dem Reichstage in Preßburg. Kossuth hielt eine Rede in der er bewies, daß: Bajonette nicht mehr die Hafteln sind, mit denen man Staaten zusammenstellt. Die gestrige Preßburger Zeitung enthält ein gewappnetes Schreiben gegen die Regierung an den Kaiser, in welchem einfach und klar eine zeitgemäße Constitution für alle österreichische Staaten gefordert wird, in welchem bei allen Ausdrücken der treuesten Anhänglichkeit an die Dynastie gesagt wird, wie die Regierung die ungarische Nation stets gehindert habe, ihre Constitution zeitgemäß zu entwickeln, wie sie nun aber fordern müsse und fordern darf, daß dem ein Ende sei; denken Sie, die „Barbaren" werden uns die Freiheit bringen. Um Ihnen beiläufig die Stimmung anzuzeigen an der Sie das frühere Wien nicht erkennen werden, erzähle ich Ihnen, daß in einem der besuchtesten Kaffehäuser, die nebenbei gesagt überfüllt sind, als Viele die Zeitung schreiend verlangten, ein Mann auf das Billard stieg und mit Stentorstimme rief: „Im Namen der constitutionellen Regierung, still! Ich werde vorlesen."

Erzherzog Johann ist durch Estaffete nach Wien zurückgerufen, Erzherzog Stephan langte gestern hier an um Verhaltungsmaßregeln zu holen. Dem ungarischen nationalen Balle, der gestern hier statt fand, ließ er absagen. Uebrigens war der ganze hiesige ungarische Adel anwesend und es war unter andern interessant, den Verfasser von „Oesterreich und dessen Zukunft" mit dem Prinzen Wasa, die k. k. Herren Censoren Deinhardstein und Keller in lebhaftem Gespräche neben Männern der Opposition zu sehen. Auf dem Balle war die Nachricht allgemein, daß heute der König von Preußen hier eintreffen soll. (?)

Die österreichischen Stände eröffnen in diesem Monate den Landtag; es verlautet, daß sie auf eine constitutionelle Verfassung dringen werden. Eine andere Version lautet, daß sie durch den nach Mailand gehenden Landmarschall Grafen Montecuculi dem Monarchen sagen ließen: sie würden die Verlegenheit der Regierung nicht benutzen. Wir sind jedenfalls auf die Ständeversammlung im höchsten Grade gespannt, denn jetzt gilt es mehr, als den vierten Stand mit einzubeziehen! Die österreichischen Herren und Ritter sind diesmal der Nation verantwortlich und ihr diesmaliges Wollen und Wirken wird historisch werden. Die Ansicht, daß Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich abdanken, ist die allgemeinste Ansicht der Residenz. Seit 2 Tagen sind die Setzer in der Staatsbuchdruckerei unter Schloß und Riegel beschäftigt. Man glaubt,

es werde ein Patent zu einer neuen Steuer hervorgehen. Was werde ich Ihnen in einigen Tagen zu berichten haben? 0—0

3

Eine Adresse im Gewerbverein. — Zusicherungen des Thronfolgers. — Ein Ball. — Stimmungen.

Ich beeile mich, Ihnen von einem höchst erfreulichen Lebenszeichen zu berichten, welches die hiesige Bürgerschaft, welche, nebenbei gesagt, in der größten Aufregung ist, gestern von sich gegeben. In der Monatsversammlung des Gewerbvereins trat Herr Arthaber vor den anwesenden Erzherzog Franz Karl und verkündete ihm im Namen der Bürgerschaft, daß unter derselben der allgemeine Wunsch nach gehörigen Umgestaltungen im Staatswesen lebe, daß der gesunkene Credit des Staates auf Gewerbe und Handel den nachtheiligsten Einfluß übe, und daß man allgemein unter den Bürgern der Ansicht sei, daß derselbe nur durch Umgestaltungen und Zugeständnissen im Staatsleben gehoben werden könne. Hierauf überreichte Herr Arthaber unter dem allgemeinen begeisterten Beifalle der zahlreich versammelten Bürger dem Erzherzoge eine Adresse an den Kaiser; der Erzherzog, sichtbar bewegt, übernahm dieselbe, versprach, sie dem Kaiser zu übergeben, versicherte, daß man den Wünschen der Bürger nachkommen werde und schloß damit, daß man in diesen stürmischen Zeiten von Seiten des Kaiserhauses auf die alte Ergebenheit der Wiener Bürger rechne, die nicht anstehen würden, wie immer, Gut und Blut dem Kaiserhause zu weihen. Seinen Worten folgte der allgemeine Beifall der Versammlung. — Was sagen Sie zu dieser öffentlichen Demonstration?

Die ganze Bureaukratie wird übergangen, man wagt es, den gewöhnlichen labyrinthischen Schneckenweg zum Throne zu verachten! Sind das nicht bedeutende Zeichen der Zeit? Und die Freude sollten Sie sehen in der gesammten Bürgerschaft. Ich war gerade auf einem Balle, als ich es von einem Ballgaste, der der Scene mit beigewohnt hatte, erfuhr. Ja, auf einem Balle, während die Welt in ihren Angeln zittert, während ein Angstschrei über das, was kommen kann, während ein Begeisterungsruf der Freiheit in millionenfachem Echo durch die Gauen Deutschlands donnert. Aber auch einen anderen Tanz mitzutanzen, werden wir nicht anstehen, dem Waffentanze werden wir uns jubelnd zugesellen, wenn die Freiheit unser Führer, wenn die Freiheit unser Panier sein wird. Nicht mittanzen werden wir ihn, nein, mitrasen, aber nicht ohne Freiheit. Für den Despotismus werden wir keine Waffen tragen. Oesterreich hat nie zu dir gehalten, diejenigen, die es thaten, das waren nicht Oesterreicher, war nicht das österreichische Volk.

VI.

Aus Prag.

1.

Eindruck der Pariser Nachrichten. — 1792 und 1848. — Adresse der Stände.

Unser Jahrzehend ist allerdings reich, überreich an Ueberraschungen, Unerwartetes, kaum Geträumtes kommt uns über Nacht; über dem Aether vergessen wir die Schießbaumwolle, und jenen über dem Chloroform, wie anderes über die Entlollung Münchens, der Constitution Neapels zu vergessen; es hat den Anschein, als ob alle Verhältnisse mit den Locomotiven Schritt halten wollten.

Das große pariser Ereigniß durchzuckt alle Schichten der Gesellschaft, die lombardische

Frage, bis vor wenig Tagen der Gegenstand aller Sorge, ist Nebensache geworden, eine europäische Frage liegt uns vor, wer wird sie lösen, wie wird sie gelöset werden?

Kurzsichtige glauben, alles werde denselben Gang gehen, wie in den Neunzigerjahren, doch Clio begeht kein Plagiat an sich selber, damals und heute! welch' ein Unterschied, damals hatte man über Heerden zu gebieten, heute hat man Völker, getäuschte Völker, zu beschwichtigen, und das gelingt nicht mehr durch Versprechung, nur durch die That! Wir stehen am Wendepunkte unserer Geschicke, möge Oesterreichs Regierung ihren biedern Völkern vertrauen, sich ihnen nahen, sie zur einigen Nation umschaffen, sie werden treu sich schaaren um den Thron, ihn ohne fremde Hülfe schirmen gegen etwaige Gelüste Frankreichs.

Ein Theil der in Prag anwesenden Stände begriff die Dringlichkeit der Lage und überreichte die beifolgende Loyalitätsadresse dem Landeschef, möge ihre Tendenz gewürdigt und erfaßt werden! Eile, Energie im Entschluß und Zugeständniß thut Noth. Wir ehren die Namen, welche diese Adresse zieren, Deutschland kenne sie, und erkenne, daß die böhmischen Stände die oft geschmähten Männer zählen, die persönliche Privilegien dem allgemeinen zu opfern bereit sind, unsere Achtung, unsere Anerkennung ist ihnen geweiht! Folgendes ist der Text der Adresse:

Hochlöblicher ständischer Landesausschuß! Die gefertigten Landstände erachten es bei der gegenwärtigen Zeitlage für unumgänglich nothwendig, daß den Ständen Böhmens Gelegenheit gegeben werde, in legaler Form dem Allerhöchsten Throne gegenüber ihre loyalen und treuen Gesinnungen auszusprechen, die Versicherung zu erneuern, wie sehr es ihnen Bedürfniß ist, in dem jetzigen ernsten Zeitpunkte sich fest um den Thron zu schaaren, jedes Opfer zu bringen, welches das Wohl der Dynastie und der gesammten Monarchie fördern sollte, und auch zu jeder dem Nutzen und Frommen des Vaterlandes entsprechenden Erweiterung der ständischen Landesrepräsentation freudig und bereitwillig die Hand bieten.

Auf Grundlage dieser Ueberzeugung legen die Gefertigten dem hochlöblichen Landesausschusse hiemit die Bitte vor, die möglichst schleunige Ausschreibung einer ständischen Versammlung im geeigneten Wege in Anregung zu bringen.

Prag, am 2. März 1848. Rudolph Graf Morzin. Karl Graf Rumerskirch. Friedrich Graf Deym. Graf Johann Lazansky. Robert Freiherr Hildprandt. Wenzl Ritter v. Bohusch. Xaver Graf Auersperg. Baron de Fin. Ritter Bergenthal. Ritter Buchler. Fürst Karl Auersperg. Albert Graf Nostiz. Franz Thun. Franz Altgraf zu Salm. Franz Freiherr Mladota. Heinrich Graf Kolowrat. Albert Graf Deym. Freiherr v. Aehrenthal. Werner Friedrich Freiherr v. Riese-Stallburg.

2.

Constitutionsträume. — Sparkasse und Bank. — Ein kaufmännischer Vortrag. — Bürgerliche Herrschaften.

Eben komme ich zurück von Wien, wo die guten Wiener in ihrer Kaffeehausgemüthlichkeit die Constitution für die Lombardei und nebenbei auch für die übrigen deutsch slavischen Provinzen in voller Bearbeitung glauben, und vom Kaffeehausfenster die nächste Mauerecke beobachten, um das Constitutionsedict flugs zu lesen, sobald es affichirt sein wird.

Ihr armen guten Kinder, wie habt ihr mich gedauert, die Mauerecke ist noch lange nicht gebaut, welche der von euch ersehnte Anschlag zieren soll, wer weiß auch, ob euch solches Spielzeug heute frommt, werdet Männer erst, und dann erst werft die Hoffnungsanker aus.

Prag ist so sanguinisch nicht und träumt nicht so lieblich, die mißlichen Course stimmen zu sehr ernsten Betrachtungen und bringen bei vielen sehr unkluge Entschlüsse zu Wege. Das Buch, das Herr Tebeldi in's Publikum warf, hat bitterböse Wirkung gethan, einige lasen es und glaubten Alles, was doch gedruckt ist, doch verboten! — so ein Verbot gibt jedem Buch wunderbare Autorität. Das Gerücht von dem Buche und seinem Schauerinhalt wuchs zum Riesen heran, man mißtraute den Banknoten mit den schönen freundlichen Figürchen, die Sparcasse wurde förmlich bestürmt, Alles wollte seine Einlage heraus haben, sie verwahren in sicherem Schrein. Innerhalb zehn Tagen überstiegen die Auszahlungen die Einlagen um beiläufig 500,000 Fl. C.-M.! Die Banknoten, mit welchen die Sparcasse zahlte, wurden von den ängstlichen Leutchen in der Filialbank flugs in Silbermünze umgesetzt, keuchend schleppten sie die Säcke heim, um auf ihnen ruhig schlafen zu können, Sparcasse und Bank haben jedoch jeder Anforderung pünktlich entsprochen.

Man hat es getadelt, daß Bank und Sparcasse es unterließen, das Publikum im Wege der Oeffentlichkeit aufzuklären und zu beruhigen, doch leider war der Tadel unbegründet, ich sage leider! und habe Grund dazu, denn das Mißtrauen in alle öffentlichen Verheißungen ist seit Anno 1811 so sensibel, daß jeder Schritt dieser Art das Uebel nur ärger gemacht haben würde — widerlegen, beruhigen konnte man nur durch die That, durch promptes Zahlen; vielleicht wäre es klug gewesen, die Amtsstunden für die Zahlämter zu erweitern, das hätte überrascht und beruhigt, denn die Aufregung, die Angst war so weit gediehen, daß Einzelne albern oder böswillig behaupteten, in der Bankcasse sei die Uhr absichtlich vorgestellt worden, um früher schließen zu können, die Beamten zahlten die Zwanziger absichtlich weit gemächlicher als früher, wo sie zwei Gulden in einem Wurfe zählten u. s. w., aller Unsinn wurde gierig geglaubt, und das eben ist das traurige an der Sache; was steht uns bei wirklich ernsten Ereignissen bevor! wie sollen unsere Institute widerstehen, wenn die Angst, das öffentliche Mißtrauen zur zerschmetternden Lawine wird und auf sie niederstürzt; schon diesmal war die Sparcasse genöthigt, ihre Staatseffecten, welche sie zu hohen Coursen gekauft, heute also nicht verkaufen durfte, bei der Bank zu verpfänden, um dem Andrang der Rückzahlung genügen zu können, auch dieses Auskunftsmittel konnte endlich ungenügend werden ein Moratorium, Kündung der Hypothekenforderungen hätte eintreten müssen, die Nachfrage nach Geld hätte sich verzehnfacht, der Weizen des Wuchers wäre in schönste Blüthe getreten, die Sache ist dem Himmel sei Dank beschwichtigt, für wie lange? wer erräth, was die Zukunft birgt?

Ein Vortrag, den einer unserer mit der Sache vertrautesten Kaufleute im Gewerbsverein zur Beruhigung der öffentlichen Meinung im vorigen Monat hielt, wurde theilweise von der Zeitung veröffentlicht, leider wurden die gleichzeitig vorgetragenen Andeutungen zu einem besseren Besteuerungssysteme von der Censur unterdrückt; ich halte mich verpflichtet, jenen Vortrag gegen den banalen Tadel Ihres Correspondenten —w— dringend in Schutz zu nehmen, denn es war dringend das Wort zu nehmen, um größerem Uebel vorzubeugen; und gerade die Ansicht eines Privatmannes, dessen Sachkenntniß anerkannt ist, war hier an der Stelle; ohnehin dürfen seit wenigen Tagen nur Privatleute eine Ansicht und Meinung über Finanzverhältnisse aussprechen, denn allen Beamteten bis auf den simpeln Gerichtsdiener herab ist es in Folge Auftrags der höchsten Hofbehörden durch besondere Circulare verboten worden, die italienischen Angelegenheiten und Finanzsachen zu besprechen! ist dieser Befehl wie nicht zu bezweifeln auch in Wien publicirt

worden, so verläßt jener Kaffeehausbürger sein Fenster und beobachtet die Mauerecke nicht mehr, ein solches Mandat, in schönem Madarinenstyle abgefaßt, wie nicht zu zweifeln, ernüchtert gewaltig.

Hier dagegen bereitet sich ein Fortschritt vor, dem Gedeihen zu wünschen wäre, die bürgerlichen Besitzer landtäflicher Güter nämlich sind im Begriffe, um Aufnahme in die Ständeversammlung zu petitioniren, die Supplik, welche Ihr Journal kürzlich brachte, scheint als Fonds dienen zu sollen, zwei Advokaten, beide Gutsbesitzer, stehen an der Spitze der Unternehmung, möge dieselbe an übergroßer Vorsicht und Servilität in Ton und Haltung nicht scheitern, von der Ständemajorität ist warme Bevorwortung der Petition fest zu erwarten, wenn auch einige der Herren das Bürgerpack nur mit Widerwillen aufnehmen werden, drum ist es klug, die Petition zunächst an die Stände zu richten.

Guy Fawks scheint sehr ungehalten auf mich, zeiht mich der Verleumdung? die definitiven Erfolge werden mich seiner Zeit rechtfertigen, ich kann nicht dafür, wenn das erwartete Adelsdiplom in die Luft gesprengt worden.

Justinus.

3.

Dem Budweiser Bürgersmann und Gutsbesitzer zur Resolution.

Indeme euch hochlöblicher Herrn-Stände bedeutendes Mißfallen zu erkennen geben wird, von wegen der gröblichen Verletzung schuldigen Respectes und Aestimirung, so ihr euch in euerer Supplik de signalo Budweis habt zu Schuld gehen lassen, und nun respecta euerer kund gegebenen, gar sonderlichen Einfalt und Simplicetät, solche injuriose Art und Weis, vor dießmal gnadigst perdoniret werden will, kann man euch nicht bergen was maßen Nutz und Frommen der Gemein, und Landesbedürfniß, nicht sonderlich zu Vortheil und Mehrung möchte gebracht sein, wenn Bürgersleut so ohnehin vermog verneuwerter Landesordnung als vierter Stand angenommen und durch Bürgermeister und Räth gemeiner Stadt cum voto collectivo gemeine Landtäg beschicken, in persona speciali et cum voto virili blos von darum in gemeine Landtäg möchten zugelassen sein, weil ein und anderer von Ihnen ein landteftliches Guth ex privilegio speciali besitzet, indeme — da ohne Zweifel zu supponiren Impetrant sein als der gescheidteste seiner Consorten gehalten, weil selbige ansonsten einen gescheidteren zu denselben Wortführer gewählet — in heutigen gravirten Zeitläufften Herrn-Ständen an voto und Bejrath solcher Leuth nicht gelegen, so nur wegen kleiner Nebenzahlung ad fundum domesticum, und wegen anderem nicht bei gemeinem Landtag erscheinen und mit reden wollen massen Leuth so nun in Ruh und Frieden ihr Bier mit dem Parocho loci zu trinken wünschen und all ihre Belehrung und Verstand ihren lüderlichen Amtsschreiber einzig und allein verdanken, nicht würdig sein mit zu reden wo es sich fraget um Anwendung gemeinsamer Landesnoth, von darum auch Herrn-Stände nicht gesonnen sind besagter gröblich unbescheidener Supplic irgend wo Rücksicht zu tragen, und wegen etzlicher Gutbbesitzer bürgerlichen Standes allein bei kaiserlicher auch königlicher Majestät die Amplification verneuwerter Landesordnung zu desideriren um so gestalt dem alten ohnedem stark baufälligen und in Schotter und Geroll decadirten Bauwerk ein Stuck Neubau anzusetzen, welches der Baukosten nicht lohnete, indeme wenn der alte Bau, wie zu hoffen in Kurzem, eingerissen wurdt der kleine Neubau auch nicht konnte stehen

gelassen werden; dahero Bittsteller und Consorten zur Geduld gewiesen werden bis die Neubau wird in Angriff genohmen sein. Dennoch aber wird Bittstellern zu bedenken gegeben, wie Herrn-Stände indessen, ihn Zeit und Mittel zu neuen Bau beschaffet, bemüht gewesen das alte Ständehaus mit Stützen und Streben zu versehen, damit es nicht ganz und gar zerfalle, und Stände in demselben den Aufriß zu neuem Bau in Ruhe und Sicherheit berathen mögen, wozu anjetzo gute Gelegenheit vorhanden, auch wird Bittstellern mit gegeben, wohl zu bedenken wie Herrn-Stände alle Zahlungen ex domestico so sie votiret für ihren Antheil ebenfalls bezahlen, so nach Bittsteller sich darob beruhigen mögen, daß jede derlei Zahlung intentione optima beschlossen, die publication der Conclusionsrationen jedoch allerhöchstenorts allein vermittels nicht placedirter Drucklegung impediret worden sein.

Im übrigen wird Impatienten vermerket wie man allerdings entnommen, daß selbiger sich im Gewande der Stupedität geflissentlich verborgen haltend, seinen Herrn Nachbar den Ritter boshafterweise verunglimpfe, wo doch hin widerum die dem Herrn Ritter beslich inculpirte Prävarication von begüterten Bürgersleuten in hohem Maaße ebenfalls geübet, im nexus subditelae zu wenigen frommen derer Subditorum gehandhabet wird.

Wann überdem des impetranten Schullehrer Agesel Virtualiter Hungers wegen dem Lehramte unausgiebig vorstehet, so möge Bittsteller um ein Exemplum trahens zu statuiren besagtem Agesel doch heilsame Dotationsausbesserung je nach den Vorstandeskräften verhelfen, und sich dann gelegentlich selber über die Natur und Fürtrefflichkeit des, wenn auch sehr kostspielig bei Geschäften, Nationalmuseums und seinen Collectionen bedienen lassen, bezüglich welcher Bittsteller ehrenrührige Comparationes in unzähliger und beschränkter Kurzweil auszusprechen sich unterfängt, und somit zu erkennen gibt, daß von ihnen etwa abzuhaltende Reden, weil unter das von einem emeritirten Praktikanten und Ritter gehaltenen Rede zu stehen kommen würde, welche letztere wenigstens zur erheiternden Kurzweil versammelten Herren Stände anzudienen geeignet gewesen.

In Anbetracht all' dessen Bittstellern und Consorten zur abwartenden Geduld und zu einstweilen sich eigen zu machender bessern Qualification, und Intuition gemeinsamen Landesbedürfnisses angewiesen worden.

Geben auf dem Prager Schloß anno domini 1848, Februarii den 27.

ad Mandatum, Blase.

VII.

Aus Preßburg.

Ungarische Adresse um eine Constitution Oesterreichs.

Die Gewitterwolken, welche sich in der letzten Zeit am politischen Himmel zusammenzogen, sind nun endlich geplatzt. Daß die französischen und schon früher die italienischen Ereignisse einen bedeutenden Einfluß auf die Stimmung unserer Reichsversammlung übten, ist nicht erst zu erwähnen. Wohl glaube ich aber, die Natur dieser Stimmung berühren zu müssen, weil man von der Enthusiasmirbarkeit der Magyaren ausgehend falsche Begriffe von der Gemüthsverfassung unserer Gesetzgeber fassen könnte. So ist also vor Allem daran zu erinnern, daß der Stand der innern Verhältnisse, so wie der Begebenheiten in Italien die Opposition zu energischeren Schritten bestimmte.

Zu dem veranlaßte die Finanzkrise auf dem Wiener Markte eine solche Rückwirkung auf die ungarischen Handelsplätze, daß selbst der Rectordeputirte (hochconservativ ultraveesovics) von seinen Comittenten genöthigt wurde, einen Antrag in dieser Angelegenheit zu stellen und einen authentischen Ausweis von der Regierung über den Stand der Bank zu verlangen. Da kamen die Nachrichten der Pariser Ereignisse dazwischen und erfüllten die Herzen der Magyaren mit Bangen. Diese fürchteten nicht blos für ihr Vaterland, sie mußten für die Dynastie zittern, deren Zukunft durch Uebergreifen jener Umwälzungen compromittirt werden könnte. Die untere Tafel war nun Einer Ansicht: Man mußte Sr. Majestät eine kräftige Repräsentation unterbreiten und die von den außerordentlichen Verhältnissen gebotenen außerordentlichen Maßregeln verlangen. So wie die Opposition schon bei Gelegenheit der Adreßdebatte es auseinandergesetzt, daß die Quelle aller Verlegenheiten der österreichischen Monarchie in dem bureaukratischen Stabilismus der Wiener Politik zu suchen sei, so wie die später in Italien stattgefundenen Ereignisse dieser bestätigten, so erklärten nun die Stände insgesammt und mit einer Stimme, daß die Ehre unserer Dynastie nur durch Aufgebung jener morschen Politik, welche das Wiener Regierungssystem befolgt würde, gerettet werden könne. Kossuth's Antrag, Sr. Majestät um ein verantwortliches Ministerium zu ersuchen, um schnelle Erledigung der Steuer und Urbarialangelegenheit, damit die Interessen des Adels mit jenen der andern Klassen auszugleichen, wurde einstimmig angenommen. Kossuth hatte aber ferner auseinandergesetzt, daß die Constitutionalität unseres Vaterlandes nur so aufrecht erhalten, daß die Interessencollisionen Ungarns mit den österreichischen Provinzen nun so ausgeglichen werden können, und das endlich der Thron unseres geliebten Herrscherhauses nur dadurch befestigt werden könne, wenn alle Provinzen Oesterreichs von constitutionellen Regierungen geleitet werden. Die wahrhaft meisterliche Rede wurde mit außerordentlichem Jubel empfangen, da sie nicht blos die Zustände des Landes treu schilderte, das zu geschehen habende auf's Beste auseinandersetzte, sondern weil sie vor Allem die unerschütterliche Anhänglichkeit der Ungarn an ihre Dynastie verdollmetschte. Alle Parteien vereinigten sich in dem Antrage und wir konnten mit Recht ausrufen: il n'ya plus des pyrénées, d. h. es gibt keine „Petschovitsch" mehr. Es war Allen klar, daß es sich nicht um temporäre Interessen handle. Die Zukunft der Dynastie, die Einheit der Monarchie machte es allen Patrioten zur Pflicht, aufrichtig den Sitz des Uebels anzugeben, damit die Hülfe nicht für immer unmöglich würde. Man mußte sich von der Wiener Politik lossagen, da diese im Gegensatze mit den Interessen der österreichischen Länder, so wie mit jener unserer Dynastie sich befördern. Man mußte energisch und schnell handeln — weil die Zeit schnell energische Maßregeln fordert. Die Stände haben auch sogleich Reichssitzung gehalten, den Entwurf authentisirt und an die Magnaten überschickt. Hoffentlich werden diese demselben beitreten, da nicht zu erwarten steht, daß sie sich an Anhänglichkeit und Liebe für die Dynastie von den Ständen übertreffen lassen werden. Auch die österreichischen Stände werden gewiß hinter diesem Wetteifer der Treue und Liebe nicht zurückbleiben und werden zeigen, daß sie der Wiener Bureaukratie eben so gut die Wahrheit zu sagen im Stande sein werden, als die Magnaten. Ich schreibe Ihnen dieses auf dem Gute eines Freundes, die Details überlasse ich Ihren gewöhnlichen Correspondenten. Ich denke, diese wenigen Zeilen werden Ihnen nicht unwillkommen sein.

* * *

VIII.

Der moderne Odysseus.

Mit Recht wird man Louis Philipp fortan den modernen Odysseus nennen. Sein ganzes Leben und Wirken war eine Irrfahrt. Viel gewandert, voller Listen und Ränke, hatte sein Herz eine menschliche Seite: die Liebe zu Haus und Hof. Die Würde, die dem Völkerhirten abging, konnte man ihm als Familienhaupt nicht absprechen. Auch Ulysses, hinterlistig und selbstisch gegen seine ritterlichern Kampfgenossen, hing treu an Ithaka und an Penelope und er weinte vor Heimweh. Aber der moderne Odysseus sollte sein Leben nicht, wie der antike, in Frieden beschließen. Er opferte den Interessen seiner Familie die große Familie Frankreich, daher beugte die Nemesis mehr noch den greisen Familienvater in ihm, als den König. Il a été puni par ou il a péché, werden die Pariser sagen. Wie ist jetzt der gemüthliche Heerd verwaist, wo einst stolze Prinzessinnen sich in der Rolle gehorsamer Töchter gefielen; wo Herzöge und Herzoginnen mit ihren Schwiegereltern patriarchalisch unter einem Dache wohnten und des Abends beim Schein der Lampe sich mit Stick- und Stricknadel zusammensetzten und den Memoiren des Julikönigs lauschten. Wie eine Mythe klang dann aus dem Munde des Alten die Geschichte der ersten Volkssündfluth. Wer ahnte ihre Wiederkehr! Aber in Neuilly hat die rächende Flamme gelodert, in den Tuilerien hat die unbehandschuhte Faust des Proletariers gewüstet und die zahlreiche Fürstenfamilie irrt zerstreut in der Welt umher. Gewiß, wenn der erste gerechte Zorn sich gelegt, wenn Europa sich einen Augenblick erholt hat von den Aengsten und Nöthen seiner dringendsten Welthändel, wird man auch einen Blick werfen auf die letzte Wanderschaft Louis Philipp's und darin Stoff finden zu sophokleischen Chorbetrachtungen. Man denke sich das betagte Königspaar, aus den Tuilerien hinausgeleitet, als wie aus einem gepfändeten, schuldverfallenen Hause. Er stützt sich mühsam auf seine fromme Hecuba; Geistesgegenwart, Redekunst und Entschlossenheit, Alles ist im Nu von ihm gewichen; sein Antlitz verräth keine List, keine Herrschsucht mehr, sondern die entwaffnende Hülflosigkeit des Alters. Er starrt, wie im bösen Traum, den Menschenzug an, der mit demüthigendem Mitleid ihm bei Lebzeiten die letzten Ehren erweist. Am Obelisk auf dem Eintrachtsplatze zögert er rathlos und wirft einen verzweifelnden Blick auf die stolzen Giebel von Paris, dessen rechtlosester Bürger er plötzlich geworden ist. Einige Nationalgardisten — Epiciers, einst die trügerischen Säulen seiner sophistischen Herrlichkeit — schießen eilig eine Handvoll Geld zusammen, als Zehrpfennig für den gestürzten Crösus. Der Anblick wird selbst dem stürmenden Volke peinlich und der chevalereske Straßenkämpfer ruft: Ja, laßt ihn ziehen, — geh, Alter, geh — wir sind keine Meuchelmörder! — Einige Tage lang ist er verschollen und keine Seele fragt, was aus ihm geworden. Denn die Ratten verlassen ein sinkendes Gebäude; seine einstigen Jünger und Günstlinge, schmarotzende Marquis und Bürgertugend ausbeutende Advokaten, sie alle huldigen rasch und mit geläufigem Enthusiasmus dem neuen Gestirn, das inmitten sturmrosiger Wolken aufgeht... Jetzt erzählt man sich: Louis Philipp hat auf der Flucht ein paar Hemden gekauft und einiges Reisegeld von einem Unterbeamten geborgt. Also berührte ihn auch die gemeine Sorge wieder, eine Mahnung aus seiner Jugendzeit. Also fühlte er wieder, was es heißt, entblößt und verstoßen sein gleich jenen Flüchtlingen, die sonst in Frankreich stets ein Asyl gefunden, die aber sein Scepter vor Kurzem dutzendweise über die Grenzen jagte... Er ist wieder verschollen. Seine Kinder in London, seine Tochter

in Brüssel zittern, denn drei Tage und Nächte lang ras't eine sympathetische Musikbegleitung der Elemente zu den Donnern der Revolution, ein furchtbarer Orkan im Canal. Wie schön, wenn er untergegangen wäre! denken seine letzten Freunde. Wie schön, wenn die wilde Strömung, die Frankreichs und Englands nebenbuhlerische Küsten auf ewig scheidet, ihn verschlungen hätte sammt Weib und Kind. Andere gönnen ihm nicht ein so heroisches Ende, nicht das Begräbniß im Schooß des Meeres und unter dem Geheul der Winde, welches die richtende Stimme der Nachwelt und die Verwünschungen seiner Hasser übertönt hätte. Nein, sein gebeugtes Haupt soll noch einmal auftauchen, um das Zischen der Völker zu hören. Endlich kommt die Nachricht: Er ist gelandet, — aber wie? An der französischen Küste irrte das Paar der Verbannten angstvoll hin und her, bis sie in einer Fischerbarke sich der tobenden See anvertrauten. Sie trug diesmal nicht Cäsar und sein Glück. Ein englischer Dampfer, der sie an Bord rettete, kreuzt lange im Canal, ehe er den Hafen findet. Verkleidet und squalidus — wie der arme Sünder bei den Römern — betritt er den britischen Boden; sein weltbekanntes Konterfei wäre sein Steckbrief geworden, er hat den Backenbart abgeschoren, um sich unkenntlich zu machen. Auch seine Züge sind halb unkenntlich; alte Herablassung ist zur Ueberfreundlichkeit geworden, die einst starken Augenlider können die Thräne nicht halten. Eine Blouse, das Gewand der ouvriers, seiner aufrichtigsten Gegner, vervollständigt sein Incognito.

Die Engländer aber, die am Hafen stehen, entblößen großmüthig ihr Haupt und flüstern: das ist nicht die letzte französische Revolution, aber wohl der letzte König der Franzosen.

IX.

Herr Arnold Ruge und die Grenzboten.

Während die jüngste französische Revolution eine große Mäßigung in Bezug auf die Freiheit der Meinungen an den Tag legt, glaubt Herr Arnold Ruge bereits Terrorismus spielen zu müssen. Bekanntlich ist der Begriff Nationalität und besonders deutsche Nationalität der rothe Lappen, der diesen philosophischen Truthahn in Wuth versetzt. Leider gehört der Redacteur dieser Blätter zu jenen bornirten Menschen, welche an diesem Begriff noch hängen, und welche es sogar wagen, (im Gegensatze zu jener weltberühmten Tendenz, die Herr Ruge in Paris drucken ließ) die „deutsche Nation" nicht für „niederträchtig" zu erklären. Obendrein gehöre ich zu jener elenden Classe, die man blos Liberale nennt und die der zweite rothe Lappen des Herrn Ruge sind.

Gegen Gervinus und die deutsche Zeitung hat Herr Arnold Ruge, der „homme serieux", seinen Zorn in der Zeitschrift: Kasperle im Frack ausgedonnert; er hat darin Gervinus einen „Rattenkönig" und „Philister," und seine Zeitung eine „Schwanzperrückenpyramide" genannt. Nun kommt auch der Tag der Rache über die Grenzboten, die Herr Ruge in Oettinger's Charivari vernichtet, niederschmettert, abschlachtet. Die Grenzboten machen „Geschäfte in Liberalismus," der Redacteur ist ein „Knoblauchfresser" u. s. w.

Wer nur einige Male das Vergnügen hatte, Herrn Ruge's Gespräche zu genießen, der weiß, daß Gervinus ein „Affenschwanz" und Schlosser ein „Schafskopf" ist, die beide Nichts von Geschichte verstehen. In diesem Pantheon kann es sich ein armer Journalist zur Ehre rechnen, wenigstens als „Knoblauchfresser" zu figuriren.

Ich trage übrigens meinen Knoblauch mit Ehren. Denjenigen, welche die zarte Anspielung nicht verstehen, muß ich erläutern, daß Herr Arnold Ruge, der Apostel des Humanismus, damit auf meine jüdische Abkunft anspielt! . . . . .

Herr Ruge glaubt, es sei jetzt an der Zeit, die blos Liberalen der Volksjustiz zu denunciren. Die Grenzboten brachten in ihrem letzten Hefte vom ersten März mehrere Artikel und Correspondenzen über die Pariser Ereignisse, in verschiedenartiger Auffassung und Beleuchtung, wie sie eben der erste Augenblick entstehen ließ. Darunter war einer, der — nicht gegen die Revolution, sondern gegen die angebliche Nothwendigkeit einer republikanischen Umgestaltung Frankreichs polemisirte. Er nannte die Franzosen Meister im Revolutioniren und Stümper in der Politik (d. h. in der Ausbildung politischer Einrichtungen), er meinte, die Franzosen hätten ihre Verfassung eben so weit, und weiter als Engländer und Belgier ausdehnen können, ohne sich in die zweifelhaften Chancen einer Republik werfen zu müssen *). Dies ist eine Ansicht, die ihre Berechtigung hat wie so viele andere. Vielleicht, wenn der Verf. nicht in der Eile des ersten Augenblicks geschrieben hätte, würde er statt des Wortes: Stümper, einen bessern Ausdruck gefunden haben. Bis zu dem Lieblingswort des Herrn Ruge hat er sich nicht verstiegen; er hat die Franzosen keine „niederträchtige Nation" genannt.

Wäre es dem homme serieux um die Sache zu thun gewesen, so hätte er jenen „elenden, kopf- und herzlosen Verrath der Freiheit" erst nachgewiesen. Aber Herrn Ruge war es blos um einige süßathmige, knoblauchduftige Witze zu thun! Sämmtliche Correspondenzen jener Nummer werden in einen Brei geschmolzen und mit Absicht mir in die Schuhe geschoben. Sogar die Erzählung einer Thatsache — die Verirrung eines Kindes, des Herzogs von Chartres nämlich — für welche die revolutionärsten Pariser Blätter ein Wort der Theilnahme hatten, wird als hinterlistige, tief angelegte Verschwörung gegen die Republik mir angerechnet. Die Affen sind immer ärger als ihr Original. Herrn Ruge ist es eben nur um die Person zu thun und dieser geht man am wohlfeilsten mit einer lakonischen Denunciation zu Leibe. Ein paar französische Stichworte: Contrerevolution! Verrath! 2c. sind leicht gelernt; der geringste Blousenmann in Paris weiß sie kräftiger und rechtzeitiger anzubringen, als Herr Anold Ruge.

Leipzig den 10. März. **J. Kuranda.**

X.

Notizen.

Die Schweiz und der deutsche Bund. — Vorwärts.

— Woher die zähe Opposition der Großmächte gegen die Schweiz, als sie ihren innern Wirrwarr zu ordnen anfing? Ehre den Schweizern! Sie brauchten keinen französischen Sporn; umgekehrt, von ihnen ging diesmal der Antrieb aus. Nicht für alle Völker ist Frankreich der Wecker im Morgengrauen. Zeuge ist Italien. Wir Deutschen aber lieben noch die weiland gelbe Kutsche; wir lassen uns innere und äußere Verle-

*) Der Artikel war in Brüssel geschrieben. Herr J. Kaufmann, der Verfasser der incriminirten Stellen, wird wohl die Sache noch näher beleuchten.

genheiten über den Kopf wachsen und bestellen unser Haus nicht eher, als bis der Pariser mit geballter Faust uns an den Fensterladen pocht. Schon vor Monaten flüsterte uns eine Stimme zu: Die Diplomaten sind nicht immer so blind als sie aussehen. Sie sehen in der Schweiz ein Vorspiel und ein Spiegelbild dessen, worauf in Deutschland die Noth dereinst hindrängen wird. Sie revidiren ihre Bundesverfassung. Braucht der deutsche Bund nicht Correctur und Revision? Schon läßt nun eine starke deutsche Regierungsstimme sich in diesem volksthümlichen Tone vernehmen. Das Großherzogthum Hessen hat, außer Preßfreiheit und ihren Schwesterfreiheiten, auch die Volksbewaffnung ausgerufen; es hat den Bundestag für eine spanische Wand erklärt, hinter der die Großmächte bisher Versteckens spielten; es hat rundheraus entschieden, der Bundestag sei verirrt, sei auf falschen Wegen und müsse in's rechte Geleise geschoben werden. Ist dies eine revolutionäre, eine „undeutsche" Stimme? Nein, eine urdeutsche ist es. Es ist das ewige ego vero censeo des alten deutschen Gagern, der es erlebt hat, sein graues Haupt bis in eine Zeit zu erhalten, wo die Diplomaten, denen er in Frankfurt bis 1818 unsonst gepredigt, wieder etwas minder harthörig werden Der von euch oft belächelte undiplomatische Patriot hat recht gepredigt, und eure Ausflüchte halten nicht mehr Stich. Oder ist es kein siegreiches Zeichen der Zeit, daß die ersten Kämpfer aus den Tagen der Befreiungskriege, auf die ihr euch so gern beruft, sich in die Reihen der Jüngsten stellen? Die Stimmen von 1813 und die von 1848 beginnen sich zu verständigen und zusammenzuklingen. Wollt ihr sie auch jetzt in die Acht verdammen, dann seid consequent, geht zurück hinter 1800 und wartet auf ein neues Jena — oder — revidirt! —

— Fast alle kleinern deutschen Bundesstaaten haben ihr lautes Vorwärts! gerufen; selbst die allerkleinsten stehen bereits auf dem Trambolin und besinnen sich nur ein Weilchen, wie der junge Schwimmer, ehe er in die frischen Wogen springt. Wie lange werden die Großen sich besinnen? Mit ein paar Schritten könnte Preußen uns allen voran sein, aber — es weiß noch nicht, soll es mit dem linken oder dem rechten Bein zuerst ausschreiten? Ostpreußen und das Rheinland sind eben so gut Vorposten wie Baden. Wenn Berlin diesmal sich nicht als Brennpunkt politischer Intelligenz zeigt, wird es, trotz aller Philosophie, von Frankfurt oder München überholt. — Am schweigsamsten ist das wildgeplagte Hannover. Habt ihr nicht einmal Muth gegen Hasen und Rehe? Gibt es einen legitimern Aufstand als gegen das gefräßige Wildschwein? Aufstand ist nicht einmal das Wort. Oeffnet nur anständig den Mund und der alte Nimrod wird die Jagdflinte an die Wand hängen und die hochtoryftische Hetzpeitsche mit einem deutsch gemüthlichen, weich constitutionellen Szepter vertauschen; denn die Tories, seine Schutzheiligen, existiren auch in England nicht mehr. Und eine Prophezeihung geht, daß auch andere ausländische Schutzheilige fallen, die bei uns heimlich als Götzenbilder verehrt wurden. Der russische Schneemann wird an der deutschen Sonne schmelzen. Nur Geduld, noch einige treulose Aprilschauer, und der deutsche Völkerfrühling wird eine Wahrheit.

„Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag."

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **I. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die neue Stellung der Presse.

„Wir wollen den Herren Literaten Preßfreiheit geben, aber wir wollen den Galgen daneben aufrichten!" rief Herr v. Thadden-Triglaff, der Ritter der pommerschen La Mancha, auf dem vereinigten preußischen Landtage aus. „Wir wollen Aufhebung der Censur, aber aus verschiedenen Gründen!" erklärte die zweite Curie derselben Versammlung. Die einen fanden nämlich, daß die Presse zu wenig Freiheit habe, die andern, daß die „wenigen Schreier, welche das gute Volk verführen," unter dem väterlichen Schutz der Censur mit zügelloser Frechheit ihren hochverrätherischen Gelüsten nachgehen dürften. Man sieht also, daß „Preßfreiheit" eine verschiedene Bedeutung hat, daß man diesen Namen als Waffe sowohl für als gegen die wirkliche Freiheit der Presse zu wenden weiß. Gleichzeitig circulirte ein Entwurf des neuen Preßgesetzes, den man allgemein dem deutschen Bundestag oder wenigstens den Vertretern Preußens auf demselben zuschrieb. Darin hieß es §. 1 ungefähr so: „Die Präventivmaßregeln gegen die Presse sind aufgehoben." §. 2. „24 Stunden vor dem Ausgeben der Schriften müssen dieselben der Polizei vorgelegt werden, welche sie mit Beschlag belegen kann bis zum Ausspruch des Gerichts." §. 3. „Das Gericht hat die Verpflichtung, alle Schriften, die irgendwie Anstoß erregen können, zu verbieten und zu vernichten." §. 4. „Außerdem werden die Verfasser, Verleger, Drucker, Setzer und Correctoren solcher verbotenen Schriften bestraft." §. 5. „Auch wenn das Gericht sie freigibt, hat doch ein von dem Bundestag eingesetztes Polizeiamt das Recht, sie aus Gründen der höhern Wohlfahrt zu vernichten."

Hansemann hatte vollkommen Recht, wenn er meinte, die Literaten würden auf den Knieen um Wiedereinführung der Censur bitten, wenn ihnen eine derartige Preßfreiheit gewährt wäre.

Bisher antworteten die deutschen Regierungen ihren Ständen, wenn sie Preßfreiheit verlangten, sie könnten es nicht gewähren, der Bundestag erlaube es nicht. Nun hat der Bundestag eine officielle Erklärung abgegeben, er erlaube den einzelnen Regierungen, ihre Preßangelegenheiten selbstständig zu ordnen. In den meisten kleinen Staaten ist das bereits geschehen, unter dem Einfluß der französischen Revolution und der dadurch angeregten deutschen Bewegung. Nur Preu-

ßen hat mit der diesem Staat angeborenen Erbweisheit ein Manifest erlassen, in dem ungefähr gesagt wird, man sehe wohl ein, das alte System ließe sich nicht halten, man wolle es aber verläufig doch halten.

So lange Preußen nicht Preßfreiheit gibt, ist die von den übrigen deutschen Mächten — noch dazu nur provisorisch garantirte Freilassung der Presse ein halbes Wesen, denn man schreibt nicht für diesen oder jenen deutschen Staat, man schreibt für Deutschland, und wenn Preußen alle die im „Ausland" erscheinenden Schriften verbietet — wozu es wenigstens leicht das Gelüst haben könnte, so wäre die Wirksamkeit des freien Worts an allen Enden gehemmt.

Andererseits ist es für Preußen, schon seiner geographischen Lage nach, unmöglich, auf längere Zeit die Literatur seiner deutschen Brüder von sich auszuschließen. Es ist unmöglich, ein von den andern wesentlich verschiedenes Preßgesetz aufrecht zu halten. Entweder wird es also versuchen, in Sachsen, Hessen u. s. w. eine reactionäre Bewegung hervorzurufen und durch sein Ansehn zu unterstützen, oder — es wird, willig oder unwillig — der Bewegung folgen müssen.

Es wäre wider alle menschliche Berechnung, wenn die Reaction wieder durchdringen sollte. Wenn nicht Ereignisse der wunderbarsten Art eintreten, ist die Aufhebung der Censur ein fait accompli. Es fragt sich nur, was an deren Stelle treten soll.

Und da sehen wir uns zuvor genöthigt, dem Vorurtheil so mancher *ehrlichen* Philister entgegenzutreten: weil durch Aufhebung der Censur der persönlichen Verleumdung Thor und Thür geöffnet, könne nun Jeder sich in die häuslichen Angelegenheiten seines Nachbarn eindrängen, den Frieden seines Hauses stören, seinen sittlichen Charakter, seine Ehre vor ein Forum bringen, bei dem schon die Einleitung des Processes der Verurtheilung gleichkäme.

Darauf ist dreierlei zu erwidern. Einmal schützt die Censur keineswegs vor Eingriffen in das Privatleben, die um so gehässiger ausfallen, je mehr sie sich verstecken müssen. Gerade die sogenannten conservativen Blätter — der Rheinische Beobachter, der Bayard, die Zeitung für Preußen, der Königsberger Freimüthige, die Evangelische Kirchenzeitung u. dgl. haben sich die frechsten Angriffe auf das Privatleben der Männer erlaubt, die sie zu ihren politischen Gegnern zählten. Sodann hebt die Preßfreiheit keineswegs das bestehende Gesetz auf, das die Integrität des Privatmannes schützt, und die Angriffe durch die Presse natürlich mit viel stärkeren Strafen bedroht, als die durch das bloße Wort. Es sind auch eigentlich nur die „hochgestellten Personen," die Erdengötter, deren Weisheit vor dem „beschränkten Unterthanenverstand" und dessen „frecher Verunglimpfung" sich scheut. Gerade diese sollen aber der Oeffentlichkeit preisgegeben werden, und sie mögen sich an Englands großen Staatsmännern ein Muster nehmen — das ist der dritte Punkt —, daß die wirkliche Ehre, die wirkliche Vernunft durch äußerliche Angriffe nicht angetastet werden kann. Die scheinbare Ehre dagegen, die

scheinbare Vernunft soll bloßgestellt werden, Deutschland soll in der That aus den engen Zellen seines beschränkten Privatlebens, in denen es verkümmert, heraus, an das Licht der Oeffentlichkeit gerissen werden, denn nur im Sonnenlicht gedeiht der kräftige Baum der Nationalität und des Staates.

Die Preßfreiheit hebt das Gesetz nicht auf. Der Mord wird noch dadurch nicht sanctionirt, wenn man den Gebrauch der Tischmesser und der Scheeren nicht mehr polizeilich beaufsichtigt. Es kommt aber allerdings auf die nähere Bestimmung des Gesetzes an, ob die Presse zu einem erbitterten Guerillakriege gegen das Bestehende gereizt, oder ob sie als anerkannte, und eben daher beschränkte Macht in dem Staatsorganismus aufgenommen wird.

Aber freilich wird nur dann ein gesetzlicher Zustand der Presse hergestellt werden können, wenn ihre Vergehen einem Geschwornengericht anheimgestellt werden. Bei der Presse weit mehr, als in irgend einem Institute ist es unmöglich, den Begriff so wie als die Thatsächlichkeit eines Verbrechens zu constatiren. Unsere nach polizeilichen Vorstellungen eingeschulten Richter sind am wenigsten im Stande, den Erguß des Geistes zu messen. Die Jury muß mit der öffentlichen Meinung fortgehen, sie wird den Schriftsteller freisprechen, der seinen Unglauben an die heilige Dreieinigkeit ausdrückt, wenn auch Religionslästerung mit Strafen bedroht ist; der Richter dagegen, der weiter nichts gelernt hat, als das ABC seines Handwerks, der kein anderes Ehrgefühl kennt, als seinen Amtseid, wird ihn zum Staupbesen verurtheilen, und wenn er selber im Herzen, wie in der Praxis der allergrausamste Atheist sein sollte. Das Gesetz soll aber nach dem Geist gehandhabt werden, nicht nach dem Buchstaben. Und das Unglück wird so groß nicht sein, wenn nach ein paar Jahren die gesetzliche Gesinnung und die öffentliche Meinung so stark sein werden, gar keinen Preßproceß mehr zu bedürfen, weil der vernünftige Staat und die vernünftige Religion auch eine böswillige Presse nicht zu fürchten haben.

Es ist mit der Presse wie mit der ständischen Opposition, der Minorität. In Ländern, wo eine wirklich freie Verfassung herrscht, wo auf gesetzmäßigem Wege, durch die Discussion und die Umbildung der Interessen die Entwickelung der Freiheit gefördert wird, gehört die Opposition mit in den Staatsmechanismus. Sie controlirt durch ihre Kritik die herrschende Gewalt und wird zur treibenden Kraft, wo das Staatsleben in's Stocken geräth. Solche Länder sind England, Nordamerika, Belgien, die Schweiz, wenn auch die beiden letzten bisher wenig productiv in ihrer Presse waren. In revolutionären Ländern dagegen, wo der Fortschritt des Staatslebens sprungweise geschieht, nicht durch organische Entwickelung, wird die Opposition der Presse wie die ständische gefährlich, und die herrschende Gewalt wird sich bestreben, sie rechtlos zu machen. So ist es in den romanischen Nationen, in Frankreich, in Spanien, in Italien. Das ancien régime suchte die Philosophie durch die Polizei zu neutralisiren, die Republik widerlegte den

vieux cordelier und ähnliche bescheidene Oppositionen durch die Guillotine, Napoleon knechtete den Geist auf brutal-militärische Weise, die Restauration kämpfte ungeschickt mit Ordonnanzen gegen sie, das Julikönigthum setzte der Presse die Septembergesetze und den Stempel, der ständischen Opposition die Corruption entgegen, und in dem neuesten Frankreich ist das Volk nicht abgeneigt, mißliebigen Journalen den Preßbengel zu zerbrechen. In Spanien wurden trotz aller freisinnigen Gesetze alle Augenblicke die Journale confiscirt, die ständische Opposition militärisch aufgehoben. Zu Espartero's Zeit war kein Moderado in den Cortes, ein Monat darauf verwandelte sich der Congreß, und hatte in sich nur Einen Progressisten, der ein Paar Jahre hindurch die Hälfte der Spanier vertreten mußte. —

Jede Revolution hat etwas Unnatürliches, die Gewalt gründet sich nicht auf die unbezwingliche Macht der Verhältnisse, sondern auf einen Handstreich; sie wird also auch einen Handstreich gegen die Gegner nicht für unerlaubt halten. Dabei wollen wir nicht verkennen, daß in dem neuen Frankreich die Civilisation und der Liberalismus doch zu sehr feste Wurzeln gefaßt haben, als daß wir nicht wenigstens hoffen sollten, das neue Regiment werde den gesetzlichen Fortschritt, die gesetzliche Opposition anerkennen.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit Deutschland?

Offenbar ist das deutsche Volk kein revolutionäres; es hat Geduld, mehr als gerade unbedingt nöthig ist, es ist von einem Sinn für Gesetzlichkeit durchdrungen, wie selten ein anderes. Man kann in Deutschland der Opposition freien Spielraum gönnen, von dieser Seite ist keine Gefahr.

Nur zweierlei ist es, wofür die deutsche Presse sich zu hüten hat. Einmal ist sie im Durchschnitt zu abstract idealistisch, dann zu wenig national: es fehlt die Basis der öffentlichen Meinung, welche jeden Einzelnen trägt, der einzelne Schriftsteller ist autonom, er fängt in seinen Ideen jedesmal mit Erschaffung der Welt an, und endigt mit einem selbstgeschaffenen Paradies, mit der Romantik antediluvianischer Zustände, oder mit einem Himmel, wo alle Menschen 5′4″ groß, alle Haare blond, und alle Geister gleich sind.

Klagt darum nicht das deutsche Volk an, wenigstens nicht direct; die Verhältnisse sind Schuld. Wenn die Regierung das Staatswesen in geheimer Kammer betreibt und es vor dem Volke verschlossen hält, was soll die Presse anders thun, als — träumen? Und geträumt hat sie mit großer Ausdauer, von dem umgekehrten Idealismus des Berliner politischen Wochenblattes an bis zu den republikanischen Phantasien der Rheinischen Zeitung.

Wie soll ferner die Presse national sein, wie soll sie eine allgemeine, sittliche Grundlage finden, wenn die Stimme des Volkes, seine freie Organisation systematisch unterdrückt wird, wenn man nach einer verrückten Doctrin die Staaten, die Provinzen von einander abschließt, den Sachsen auf den Preußen, den Preußen

auf den Schwaben hetzt, wenn man mit eigensinnigem Professordünkel das Eigenthümliche, Particuläre um so mehr pflegt, je verdrehter es ist!

Es hilft nichts, die Presse aufzufordern, sich selbst zu controliren; nicht in inhaltlosem Radicalismus sich zu verflüchtigen, nicht in eigensinnige Particularität sich zu verstocken. Die Verhältnisse werden gut machen, was die Verhältnisse verkehrt haben.

Die Oeffentlichkeit der Stände, der Gerichte, des Staatslebens überhaupt wird den Schriftstellern gesunden Stoff geben, in der Objectivität des wirklichen politischen Wesens finden die Abstractionen des Radicalismus keinen Raum. Die wirkliche Vereinigung der Deutschen wird ihrer Presse die sittliche Grundlage geben, die ihrem bisherigen Treiben gefehlt hat. Die Phantasterei und die Kleinstädterei werden zugleich aufhören.

Es wird ein schöner Tag für Deutschland kommen; nach unsern Kräften wollen wir dahin wirken, ihn herbeizuführen.

Eine Hexengeschichte.

— — wanne swaz geoffenbaret sal werden in der sele,
daz offinbaret sich in bilden.

Herrbort von Fritzlar.

Ich lieb' in Bücherstaub aus alten Tagen
Den Räthseln jüngster Tage nachzufragen;
Bunt ziehn durch's Zeitgewebe Thatenfäden,
Doch wer entwirrt Beginn und End' an jedem?
Das Bäumlein, das der Ahn mit Sorgfalt zog,
Streut in den Schooß erst Enkeln Blüth' und Frucht;
Bestaubt am Wege lag der Stein, deß Wucht
An's Riesenhaupt aus Hirtenschleuder flog;
Längst hängt der Stern am Himmel, unbeachtet,
Der Andern einst enthüllt, was uns umnachtet;
Und schwarz vermummt durch unsre Fastnacht schreitet
Ein alt Verhängniß, dem die Larv' entgleitet.

Zu Düren war's; vor'm Hexenvogte stand
Ein Mägdlein, einst des Gottesgartens Preis,
Doch knickt die Kette schnell solch' junges Reis
Und Blüthen ranken schlecht an Kerkerwand.
„Bekenne!" ruft auf's Neu' des Vogts Geheiß,
„Es kam durch Satansbund, durch Zaubertrug,
Daß Hagelsturm des Nachbars Kohl zerschlug,
Daß, wenn Eisblumen rings an allen Scheiben,
Lebend'ge Rosen dir am Fenster treiben."
Antwortet d'rauf die Maid in tiefem Weh:
„Wenn Unschuld Schuld bekennt, dann wird sie Schuld.
Der Bann, der frühe Blumen lockt aus Schnee,
Liebvolle Pfleg' ist's, Herzensungeduld
Und Sehnsucht nach des Lenzes süßer Huld!
Doch ist's der Mißgunst Brauch, der Ohnmacht Müh'n,

Die eigne Fäulniß sehn in fremdem Blühn;
Das blankste Thun, das reinste Saatenkorn
Meint sie gedüngt nur von unreinem Born;
Das Reine mag ihr Auge schmerzend stören,
Drum wird's verhängt mit eignen, trüben Flören.
Du aber, meinst den Herrn so schwach und träge,
Daß er die Zügel mächt'ger Wolkenrosse,
Den Donnerkeil, des Hagelsturm's Geschosse
In eines Mägdleins schwache Hände lege?
Selbst lästert, der mich will des Lästerns zeihn!"
Da winkt der Vogt, die Schergen treten ein,
Von rohen Fäusten wird das zarte Weib
Gepackt und hingeschleppt zur blut'gen Kammer,
Denn um's Geständniß wirbt beim sünd'gen Leib
Mit neuer Qual sinnreich der Hexenhammer,
Wie Buben wild zerpflücken Blumensterne,
Zu spähen tiefer nach dem innern Kerne.
Ein Rasseln, dann ein Schrei, der Todte weckt!
Aufschwebt ihr Leib, bis er in Lüften hängt,
Den Arm in Ketten himmelwärts gezwängt,
Den Fuß von mächt'gem Steingewicht gestreckt.
Den Vogt selbst graut; er flieht und eilt zum Wein:
„Wenn sie bekennt, ruft wieder mich herein."

Stumm in der Schenke unter lauten Gästen
Nippt er den süßen Born vom allerbesten.
Er schenkt den Becher voll; des Weines Welle
Fließt nieder schöngeringelt, goldighelle,
Als ob die Goldfluth blonder Locken walle,
Und mahnt ihn leis' der Maid in blut'ger Halle;
Und nun er nach des Weines Blume spürt,
Zur Nase kennerhaft den Römer führt,
Das süße Duften weckt ein Frühlingsahnen,
Der Maid und ihrer Blumen will's ihn mahnen.
Und milder wird sein Herz. In raschen Sätzen
Zur Folterkammer springt er, um zu retten,
Von fern schon rufend: „Löst Gewicht und Ketten!"
Zu spät! Der Tod war milder! O Entsetzen,
Den heil'gen Thon hat Menschenhand zerschlagen,
Den Gott geformt in liebsten Künstlertagen!

Den Vogt packt Wahnsinn, Toben ist sein Trauern!
Zum Greise altert er in Gittermauern.

Nun wäre schier zu Ende die Geschichte,
Säh' ich nicht zentnerschwer die Steingewichte
An dir, du edle Maid, Germania, hängen
Und Kettenlast auch deine Arme zwängen;
Beim Weine sitzen deine Vögt' indessen
Wohl ihres Amts und deines Leid's vergessen;
Jedoch begannen sie, wie jener endet,
Von irrem Sinn und Aberwitz geblendet.
Mit jener Maid theilst du Vergehn und Schuld:
Nach früherm Lenzbeginn die Ungeduld,
Die Furcht um alten Patriarchenkohl.
Ein andrer Ausgang wird dir Starken wohl,
Dein Leib ist Stahl und du wirst nicht erliegen,
Wirst schleudern Steingewicht' und Ketten weit.
Ihr Vögte, löst die Bande, da es Zeit,
Doch eilt, o eilt, bevor die Steine fliegen!

Anastasius Grün.

Charaktere der deutschen Restauration.

II.

Friedrich Schlegel.

(Fortsetzung.)

Bei der großen Universalität, die man wenigstens der ästhetischen Empfänglichkeit Schlegel's nicht absprechen kann, lagen ihm doch vorzugsweise diejenigen Kunstwerke am Herzen, in denen ein der Aufklärung feindseliges sittliches Princip durchgeführt wurde. Sehr bezeichnend ist die Vorliebe für Dante und Calderon. Beide wurden als die größten Poeten neben Shakespeare und Goethe hingestellt, oder auch über sie hinausgehoben, freilich blieben noch Cervantes und Ariost daneben bestehen, aber auch nur, insofern sie mit ihrem Humor oder ihrer Ironie den stofflichen Idealismus auflösten. Denn der Idealismus der Romantiker hatte seinen Charakter in seiner Inhaltlosigkeit, er war nichts, als die hochmüthige Einbildung des sogenannten Genies, mit allem Inhalt spielen zu können. Man hätte glauben sollen, der Bewunderer Ariost's, der in diesen phantastischen, willkürlichen Sprüngen, in dieser Verflüchtigung alles Charakteristischen, eine wahlverwandte Genialität herausfühlte, hätte auch Geschmack an Wieland finden müssen, dessen Lascivität dem Dichter der Lucinde wahrlich keinen besondern Abscheu einflößen konnte. Aber es war der Rationalismus in Wieland's Ironie, wie in seiner Liederlichkeit, der Schlegel empörte, während jene Dichter bei aller Ironie gegen den Inhalt ihrer sittlichen Weltanschauung doch formell katholisch blieben; sie lösten die eine phantastische Erscheinung durch die andere auf.. Frivol und doch gläubig, wenigstens innerhalb gläubiger Formen, das war das Ideal unsers Aesthetikers. Darum war es ihm auch ganz recht, wenn stark christliche Dichter, wie Camoens neben ihren christlichen Heiligen und Götterbildern auch noch den ganzen Olymp in Scene setzten; Venus und die Jungfrau Maria, Apoll und der Sohn Gottes, Vulkan und der Teufel, Minerva und der heilige Geist vertrugen sich recht gut mit einander. Sie hatten es gar nicht darauf abgesehen, sich dem Catechismus gefangen zu geben, sondern es kitzelte sie, auch dem Aberglauben eine positive Seite abzugewinnen.

Die Verehrung Dante's bezog sich weniger auf die scharfe, echt poetische Charakteristik, die der ghibellinische Dichter den Reminiscenzen aus den Florentiner Parteikämpfen zu geben wußte, als auf den scholastischen Unsinn, den er in Verse gebracht hatte. Es gehört heutzutage zum guten Ton, Klopstock's Messias langweilig zu finden — ich bin übrigens weit entfernt, dieser Ansicht zu widersprechen — und es wird wohl unter den Enkeln Hermann's und Thusnelden's wenige geben, die ihn ganz durchgelesen haben. Dante's Paradies dagegen haben einige gelesen, wenn auch nur als Uebung im Italienischen, und die Uebersetzung von Kannegießer darf wenigstens in keinem cultivirten Bücherbret fehlen. Klopstock steht uns näher, er ist Protestant und wir können leichter über ihn urtheilen; die seraphischen Entzückungen des mittelalterlichen Katholiken sind uns fremd, und wir sind gutmüthig genug, zu denken: es scheint recht brav, schade, daß wir es nicht verstehen. Jedenfalls ist dieser Himmel noch viel nebelhafter, unbestimmter, zerflossener, als der Klopstock'sche und eben darum auch viel unpoetischer. Vom Standpunkte der Ironie aus aber sind das gerade Vorzüge. Harmonirte doch diese Verehrung Dante's und Jacob Böhme's recht gut mit der Bewunderung Spinoza's. Spinoza hatte die Transcendenz des göttlichen Wesens in mystischen Formen bekämpft, die französischen Aufklärer waren auf geradem Wege darauf losgegangen, darum wurden dem Einen Altäre errichtet, dem Andern Scheiterhaufen. Man liebte an Spinoza nicht den Inhalt, der so sonnenklar ist, wie die echte Philosophie überhaupt, sondern die Unklarheit des Ausdrucks, die man trotz der mathematischen Deductionen wohl herausfühlte.

Der eigentliche Dichter nach dem Herzen der Romantik war Calderon. Einerseits diese bilderreiche, phantastische Sprache, dieser wunderbare Duft der südlich glühenden Atmosphäre, der sich über die Gestalten wie alle Schicksale der Dichtung ausbreitete, diese Mährchenwelt, hinter der man um so mehr vermuthen konnte, je trüber und verworrener sie war; andrerseits, auf's wunderlichste in das Reich der von keinem sittlichen Bedenken gehemmten Leidenschaft verwebt, die unnahbarsten Gesetze des Schönen, der Convenienz, der Ehre, des Glaubens — der Catechismus der fixen Idee. Man hat die Romantiker häufig wegen des Verständnisses gerühmt, welches sie in Deutschland für Shakespeare zu erwecken wußten, und in mancher Beziehung läßt sich darüber auch nicht streiten; wie wenig aber diese Verehrung des britischen Dichters aus einem realen Bewußtsein über die Poesie hervorging, zeigt das Verhältniß, in welches sie ihn zu den katholischen Poeten setzten. Shakespeare's Größe, wie sie sich in seinen Charakteren und der Entwickelung des Schicksals darstellt, besteht in der kühnen Energie, mit welcher er die sittliche Autonomie, das Princip der Freiheit, in allen Formen durchbildet und realisirt: er weiß selbst für den Bösewicht das rein menschliche Interesse rege zu machen, er begreift selbst den Teufel in seiner relativen Berechtigung. Der Charakter der katholischen Dichter dagegen ist die Unfreiheit, sie stellen in

ihrer Poesie keine sittlichen Probleme im strengen Sinn, sie lassen nur die sittlichen Gesetze — der Treue u. s. w. die ihnen von Seiten der Nation oder des Glaubens überliefert sind, an einem bestimmten Beispiel zur Geltung kommen. Ihre Tragik, wie ihre Komik liegt lediglich in den äußerlichen Situationen, von einem Kampf im Innern der Seele wissen sie nichts, und darum ist auch die Leidenschaft, die sie darstellen, nur ein Rausch, ihre Versöhnung ein Act der Gnade, das Wunder, die Willkür; die Entwickelung ihrer Charaktere ein Rechenexempel. Ihre Figuren sind stereotyp, ihre Ideen geprägte Münzen. Gerade diese Unfreiheit machte sie der Faulheit der Romantiker werth, und es war daher nun natürlich, daß sie später, als die Romantik mehr zum Bewußtsein kam, weit über Shakespeare hinaustraten. In seiner Literaturgeschichte beklagt Fr. Schlegel den Dichter, daß er sich mit dieser schlechten Welt habe einlassen müssen, in welcher seine schöne Seele Nichts als Abscheulichkeit wahrnehmen konnte; in seinen Sonetten sollte sich zeigen, wie eigentlich die geheime Tiefe seines Innern von der schnöden Welt und ihrem Treiben unberührt geblieben sei, wie seine Dramen nicht sein wirkliches Leben, sondern nur die von seinem Geiste durch eine tiefe Kluft getrennte Außenwelt vergegenwärtigten. Shakespeare hat also seine Tragödien nur ironisch gedichtet. So absurd diese Ansicht ist, so vollkommen entspricht sie dem Ideal der Romantik, und nur aus ihr können wir die Vorliebe unsers blasirten Kritikers für einen Dichter erklären, dessen tragischer Ernst ihm peinlich, dessen sittliche Tiefe ihm unheimlich sein mußte.

Fr. Schlegel hat denn auch versucht, in einem selbstverfaßten Drama das Ideal seiner Poesie zu realisiren. In formeller Beziehung sucht er es durch Verschmelzung des Antiken und Romantischen zu erreichen. Er nimmt den griechischen Trimeter und — verschönert ihn durch spanische Assonanzen! dazwischen kommt die italienische Ottave und Canzone, nach Art der romanischen Sprachen mit nur gezählten, nicht gemessenen Sylben; und die nordische Alliteration mit freiem Rythmus fehlt auch nicht. Daß ein Gedicht, daß eine dichterische Anschauung überhaupt ihren bestimmten, nothwendigen Rythmus habe, daß eine Vermischung der Formen nicht eine Veredlung, sondern eine Verkehrung derselben sei, davon hat er keinen Begriff. Ueberdies ist bei der extremen Künstlichkeit der Form leicht begreiflich, daß der Inhalt mehr als etwas Accidentelles angesehen wird, als der unvermeidliche, aber an sich nicht wesentliche Stoff, an dem die Kunst des Metrums und des Reims geltend zu machen sei. Am besten ist es daher, einen fertigen Stoff zu benutzen, und zwar einen solchen, in dem die Ironie gegen das gemeine „pöbelhafte" Bewußtsein der Aufklärung und ihrer Moral bereits niedergelegt ist. Ein solcher Stoff bot sich Schlegel in der spanischen Romanze vom Grafen Alarkos. Alarkos hatte einst der Tochter seines Königs, die ihn liebte, die Hand versprochen. Er brach dieses Versprechen, und heirathete eine Andere, mit der er einige Jahre in glücklicher Ehe lebte, Kinder zeugte

u. dgl. Nun erinnert sich aber eines schönen Morgens die Königstochter an das frühere Versprechen. Sie trägt ihrem Vater die Sache vor, und dieser fordert ihn bei seiner Lehnspflicht auf, es zu erfüllen. Das doppelte Gebot der Ehre und der Treue müssen ihn nöthigen; er entschließt sich, sein Gelübde zu halten, und das demselben entgegenstehende Hinderniß zu beseitigen. Er trägt seiner Frau die Sache vor: sie müsse sterben. Dieser ist auch die Ehre ihres Gatten theurer als ihr eigenes Leben, sie bietet willig ihre Brust dem Schwerte dar. Aber im Moment des Sterbens — wo die irdischen Neigungen schwinden — kommt ein anderer Geist über sie: sie citirt die drei Personen, die an ihrem Tode Schuld sind, in drei Tagen vor Gottes Richterstuhle zu erscheinen. Und so geschieht es. — Eine Sage, die in der naiv brutalen Volksweise etwas abenteuerlich Anziehendes hat, die aber in der künstlichen, gezierten Behandlung des romantischen Dichters so hohl und verschroben aussieht, als nur irgend ein anderes Product der Reflexion. In dem spanischen Drama treffen wir hundert Geschichten, die viel unsittlicher und ekelhafter sind, viel empörender auf unser Gefühl wirken — aber es ist Methode in diesem Wahnsinn; man sieht, Calderon und die übrigen Dichter haben die Niederträchtigkeit, die sie darstellen, nicht erfunden, sie haben sie erlebt, es ist der Geist der Nation, der aus ihnen spricht. Aber dem durch den Protestantismus und die Philosophie geläuterten sittlichen Gefühl ein so närrisches Problem vorzulegen, und dies Problem durch eine so äußerliche Entwickelung, durch einen modern süßlichen Deus ex machina zu lösen, zeugt eben so für die Frechheit dieser Art Poesie, als für ihre sittliche Unsicherheit und ihre poetische Impotenz.

Wir könnten dieselbe Verwirrung, die wir in Schlegel's eigner Poesie und seiner Kritik gefunden haben, eben so in seiner übrigen literarischen Thätigkeit nachweisen, aber es genügt an den gegebenen Proben. Das Zeitalter der abstracten Literaten war gekommen, der Literatur, die nicht aus den gesunden Säften des Volkes hervorquoll, sondern wie ein fremder krankhafter Stoff dem natürlichen Organismus erst eingeimpft wurde. Schlegel hatte sich in Jena und Dresden aufgehalten, den stillen Asylen der Philosophie und der Kunst, ehe der Sturm über Deutschland ausbrach. Vorher machte er mit seiner — gleichfalls geistreichen Frau — einer gebornen Mendelssohn, eine Reise nach Paris, von wo aus er namentlich den artistischen Theil der „Europa“ redigirte.

Frankreich bot damals einen eignen Anblick. Die Expansiv-Kraft der Revolution hatte sich auf die Armeen eingeschränkt; die politische Entwickelung war eigentlich schon mit dem Schluß des Convents abgeschnitten. Der eigentliche Geist Frankreichs war reactionär; die theophilanthropische Religion des Directoriums hatte eben so wenig Anklang gefunden, als das höchste Wesen Robespierres. Es gehörte zum guten Ton, christlich und katholisch zu sein. Man machte wieder Lobgesänge auf die Jungfrau Maria, und geistvolle, elegante Schriftsteller

machten auf das Poetische im katholischen Kult aufmerksam. Das war ebenso im Sinne der deutschen Romantik, als die Emancipation der genialen Weiber seit dem Sieg der Thermidorier, als die antike Draperie, die Madame Tallien mit der den Französinnen eignen Eleganz dem nordischen Klima anbequemte; als das auf dem Theater allmälig dominirende historische Kostüm. Es war die Zeit der Chateaubriands, der Staël. Die Franzosen fingen an, auf ihre Art tiefsinnig und weitsichtig zu werden; eine Weise, in der sich ihre Frivolität zuweilen mit vielem Anstand zu bewegen weiß, wie in alten Zeiten Pascal und Malebranche, in den neuesten Victor Hugo, Louis Blanc und Aehnliche zur Genüge beweisen. Und nun denke man sich die großartige Perspective, die Paris nach allen Seiten hin darstellte! An den Pyramiden hatte ihr Held gefochten, am alten Nil, mit den fabelhaften Aegyptern; nach Indien war sein Blick gerichtet. Rebellische Mohrenfürsten von den westindischen Inseln schmachteten in französischen Kerkern. Italien, das gelobte Land der Kunst, lag der großen Nation zu Füßen; seine Kunstschätze verzierten das Louvre. Die Kaiserkrone Karl des Großen umkränzte das Haupt des Sohnes der Revolution; der Papst mußte erscheinen, ihn zu salben. Die alten Träumereien von einer universellen Kirche, einem universellen Reich, einer universellen Literatur, schienen sich verwirklichen zu wollen, und die Weltgeschichte selbst schien den träumerischen Anstrich anzunehmen, der sie nach dem Sinn der Romantiker zu einem Weltgedicht erheben sollte.

Aber der Schein verliert sich, wenn man seinem Gegenstand auf den Leib geht. Schlegel fand bei näherer Bekanntschaft, daß die neuen Franzosen gar nicht so romantisch, gar nicht so verschroben waren, als man billiger Weise von ihnen verlangen mußte; daß trotz jener Pyramiden, Kaiserkrone, Salbung u. dergl. der eigentliche Geist des neuen Regiments ein rationeller Mechanismus sei. Napoleon war nur von Ferne eine poetische Figur. Die Franzosen zeigten sich unfähig, den ersehnten Kosmopolitismus, den inhaltlos ironischen, den genialen, aus ihrem Stamme hervorgehen zu lassen.

Schlegel kehrte nach Deutschland zurück, wurde in Köln katholisch und ging 1808 nach Oesterreich, in dessen Diensten er von da an bis an seinen Tod gestanden hat.

Was hatte dieser Schritt zu bedeuten? — Um dies zu verstehen, müssen wir den Umschwung der Weltbegebenheiten, seit der Schlacht bei Austerlitz und Jena, näher in's Auge fassen.

Freilich war die Apostasie durch die frühere Entwickelung Schlegel's bedingt. Wo das Bedürfniß eines poetisch phantastischen Glaubens da ist, wird es sich zuletzt immer an die bestimmten, historischen Glaubens-Phantasmen wenden müssen, da die Speculation oder auch der ästhetische Dilettantismus nichts Bleibendes hervorbringt. Es ist kein Widerspruch, daß der Bekehrte sich alsdann um die nähern Details dieses religiös-poetischen Gebäudes, in dem er sein Asyl gefunden,

weiter gar nicht kümmert; es war ihm nicht um die Theologie zu thun, auch nicht um den Cultus, nicht um die äußere, politische Stellung seiner Kirche; er wollte phantasiren und träumen, aber mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß auch in dem bunten Wechsel seiner Traumgestalten irgend ein bleibendes, von der Endlichkeit der Geschichte und des Gedankens unabhängiges Moment sich geltend mache. Nun weiß er, daß es eine erscheinende Kirche gibt; das Nähere geht ihn nichts an, er malt sich nach dem wechselnden Bedürfniß, nach der jedesmaligen Stimmung seinen Himmel aus, und wird endlich auch mit seinen Träumen fertig werden, denn er darf sich nur gelegentlich, beiläufig daran erinnern, daß er im Besitz dieses Steins der Weisen sei, und sein Durst nach dem Ueberirdischen ist vollkommen gestillt. Daß A. W. Schlegel, Tieck und mehrere von den Andern nicht übertraten, zeugt keineswegs für die Stärke ihres Geistes, sondern für das Gemachte ihrer poetisch-religiösen Exaltation.

Aber es lag noch ein anderer Grund vor. Die Romantik war entsprungen aus dem Bewußtsein der Freiheit von den allgemeinen Gesetzen der Vernunft und der Natur, aus der Reaction gegen die Aufklärung. So lange die Reaction innerhalb des Protestantismus blieb, sie mochte für das Brahminenthum und die heiligen Legenden schwärmen, so viel sie wollte, so war ihr der Gegensatz nicht craß genug. Ueberdies ging der Rationalismus des Staats mit dem der Kirche Hand in Hand. Frankreichs Bildung schmeckte trotz aller mystischen Versuche zu sehr nach Voltaire, in Preußen war trotz der poetischen Tendenzen der Königin, des Prinzen Louis und ihrer Gleichgestimmten die Erinnerung an den alten Fritz zu groß, als daß einer von beiden Staaten sich den Herzensbedürfnissen der Romantik hätte anbequemen mögen. Die aristokratische Bildung, die sich im Anfang mit überschwenglichen Phrasen vor der Pöbelhaftigkeit des gemeinen Verständnisses abgeschlossen hatte, kehrte nun, da alle Welt anfing, mit gleichen Zungen zu radotiren, durch einen plötzlichen, aber natürlichen Sprung zu der untersten Schicht des Volkes, zu der Ursprünglichkeit und Naivetät zurück. Die Zeit der Volkslieder kam. Der Prophet des extremsten Kosmopolitismus wurde ein Anwald der Nationalität, oder besser des Patois.

Denn dies Reich der Revolution, die Weltherrschaft Napoleons wurde den Völkern ebenso unbequem, als es die Tyrannei der Aufklärung den Genialen und den Gemüthspoeten geworden war. Eine Art brutaler Naturpoesie erhob sich gegen die breite Prosa des rationalistischen Weltstaates. Fichte hatte noch zu Anfang des Jahrhunderts in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ das Kleben an der Scholle, die Engherzigkeit des Patriotismus verworfen, wenn es dem Fortschritt der Cultur und eines Culturstaates gegen die Barbaren gälte; nun verzweifelte er an der Menschheit, wenn das specifische Deutschthum unterdrückt werde. Das burschenschaftliche Wesen jener Zeit sieht närrisch genug aus, aber man möge nicht vergessen, daß es im Recht war gegen die Tyrannei der Fran-

zosen — eben so im Recht, wie die Romantik gegen die inhaltlosen Abstractionen der Aufklärung, aber freilich auch eben so im Unrecht.

Der einzige deutsche Staat, der mit einem gewissen nobeln Wesen der Fremdherrschaft sich entgegenstellt, war Oesterreich. Die preußische Regierung hatte in ein paar Jahren so viel gethan, sich die allgemeine Verachtung ihrer Feinde und Freunde zuzuziehn, daß eine andere Jahrhunderte dazu gebraucht hätte. Oesterreich vereinigte den alten, legitim historischen Glanz der Kaiserkrone, die schon seit Jahrhunderten mehr Idee als Realität, aber um so romantischer gewesen war, mit der derben Naivetät eines kräftigen Volksthums, mit dem ritterlichen Geist einer mächtigen Aristokratie und der Poesie des Katholicismus. Man verwechsle nicht das Oesterreich von 1809 mit dem heutigen; eine 40jährige Knechtschaft kann auch einen edlen Stamm herunterbringen. Es war im bestimmten Hinblick auf Oesterreich, daß Schlegel katholisch wurde.

Seine Anstellung im österreichischen Dienst — er war 1809 kaiserlicher Hofsecretär im Hauptquartier des Erzherzog Karl, dann 1818 Legationsrath zu Frankfurt, später in Wien als literarisch-politischer Volontär beschäftigt — war für die Culturgeschichte von keiner besondern Wichtigkeit; sein Einfluß auf das Regierungssystem war nicht erheblich. Aber desto unheilvoller war die Thätigkeit, die er seitdem in der Literatur entfaltete.

Ich spreche hier nicht von seinen patriotischen Gedichten, in denen die altdeutsche Herrlichkeit gefeiert wurde, natürlich mit derselben poetischen Licenz, mit der man sich früher seine eigene Religion ausgeklügelt hatte; es wurde darin auf die Bedeutung, die Würde und den Beruf des Adels aufmerksam gemacht, die Deutschen wurden vermahnt, sich der alten Kyffhäusergespenster ihrer Vorzeit würdig zu zeigen, über das französische Wesen und die Aufklärung wurde bedenklich der Kopf geschüttelt u. s. w. — Das alles ist schon dagewesen, und überdies waren jene Poesien schwerfällig und ennuyant, und sind vom Publikum wenig beachtet worden. Desto mehr Anklang fanden zwei Schriften, in denen eine neue Phase der Romantik zum Vorschein kommt: seine „Neuere Geschichte“ und seine „Geschichte der alten und neuen Literatur,“ beide nach Vorlesungen herausgegeben, die er in den Jahren 1810 und 1811 zu Wien hielt.

Das erste dieser Bücher ist die Quelle aller der Restaurationsschriften, die seitdem Deutschland heimgesucht haben, von Haller und dem Berliner politischen Wochenblatt bis zu Leo, Hurter und den sogenannten Ghibellinen — Gfrörer u. s. w. Im 16. und 17. Jahrhundert war es Sitte gewesen, die Geschichte vom Standpunkt des Christenthums aus aufzufassen, Schlegel erfand den deutschnationalen Standpunkt. Die Franzosen und Engländer haben auch aus ihrem Gesichtskreis die Geschichte angesehen, und waren gegen die Fremden viel spröder als es je in der Natur der Deutschen liegen kann, dafür ist aber auch Frankreich und England etwas — Deutschland aber, das Deutschland, das nun auf einmal histo-

risch und politisch realisirt werden sollte, ist nur in der Einbildung. Wir haben römische Kaiser aus deutschem Stamme gehabt, die Hohenstaufen u. s. w., aber diese Helden waren um nichts mehr deutsch, als etwa Friedrich der Große; für den einen war Italien das Land der Cultur und der Humanität, für den andern Frankreich. Diejenigen Jahrhunderte, in denen von einem deutschen Leben noch am meisten die Rede sein konnte — das 14., 15. und 16. mit den Hansen, Landfriedensbündnissen u. dgl., war einerseits zu demokratisch, zu wenig pittoresk, zu wenig genial, zu wenig romantisch, und dann kostete sein Studium und seine Darstellung auch einige Mühe. Mühe war aber nicht die Sache der Romantiker.

Schlegel suchte frischweg das deutsche Wesen im Kaiserthum mit der katholischen Partei und im Adel, und da der letztere im Vergleich mit der französischen eine sehr untergeordnete Rolle spielen mußte, so concentrirte sich am Ende das Deutschthum auf seinen Gegensatz: Frankreich hatte theils durch seine Eroberungspläne, theils durch seine Aufklärung und seine Revolution den deutschen Organismus verrückt, mithin wurde als „deutsch" im specifischen Sinn alles das verherrlicht, was Frankreich widersprach, als undeutsch, was irgend in einer Verbindung mit Frankreich stand.

Karl V., Philipp II., Alba, Ferdinand II. u. s. w. wurden die Ideale der Geschichte; der gute Heinrich IV., Gustav Adolph, Friedrich II. dagegen Manifestationen des Gottseibeiuns. Eine Verdrehung der geschichtlichen Wahrheit, die sehr leicht ist, wenn man sich auf allgemeine Redensarten beschränkt und sich an ein mehr ästhetisch, als historisch gebildetes Publikum wendet. Das Neue imponirt, wenn es dreist und mit einem gewissen Geschmack ausgesprochen wird; nach der Begründung fragt man in solchen Salonvorlesungen nicht viel.

Die Entstellung der Geschichte möchte hingehen, weit gefährlicher aber sieht es mit der politischen Anwendung derselben aus.

Alle Staatsverfassungen, die auf irgend eine Weise mit dem französischen Geist zusammenhängen, die nach Aufklärung oder nach Freiheit schmeckten, wurden als Verkehrungen des göttlichen und natürlichen Rechts verworfen. Das Ideal des Staats war eine Mischung der alten Feudalität mit dem monarchisch-aristokratischen Prunkwesen à la Louis XIV. Schlegel sprach sich für Stände aus, die aber nur aus dem hohen Adel und der Geistlichkeit bestehen, und wesentlich nur dazu dienen sollten, den Glanz des Hofes zu erhöhen. Wie Planeten sollte sich der Adel um das von Gott gesendete Sonnenlicht des Königs reihen. Der Staat sollte wieder der Kirche unterworfen werden, das Rechtswesen sich wieder in die patriarchalischen Verhältnisse des Mittelalters zerspalten. Die väterliche Herrschaft des Adels auf dem Lande, das Regiment der Zünfte in den Städten sollte dem Staat die Stabilität wieder geben, die ihm — nicht durch den Willen des guten, treuen Volks, sondern durch den Ehrgeiz einzelner liberaler Schreier geraubt war. Was gegen diese für Mittel anempfohlen wurden, läßt sich leicht denken.

Man übersehe nicht, daß dieses Buch nicht als der vereinzelte Einfall eines Publicisten, sondern als das erste freche Auftreten eines Systems anzusehen ist, einer politischen Schule, die den Sinn und Verstand des deutschen Staatswesens seit der Restauration untergraben hat; einer Doctrin, die in Oesterreich durch den Fürsten Metternich zur vollen, entsetzlichen Ausführung kam, die alle Hochherzigkeit und allen Aufschwung aus dem Staatsleben eben so verbannt, wie alle wahrhafte Sittlichkeit, da diese nur in einem freien Volke gedacht werden kann, eine Doctrin, die Oesterreich um ein Jahrhundert zurückgebracht, die in den übrigen deutschen Staaten, erst als ultramonarchische, legitimistische Opposition aufgetreten ist, dann allmälig sich in die höhern Kreise des Staatslebens einschlich, und jetzt überall an der Spitze steht: die Doctrin des Berliner politischen Wochenblattes, der Karlsbader und Wiener Conferenzen. In dem Augenblick, wo es im Begriff ist, zusammenzustürzen, wo vor dem Ungewitter der französischen Revolution dieser schwüle Dunstkreis auseinanderstiebt, wollen wir diesem verruchten System noch den letzten Fluch nachschleudern, und es dann dem Richterstuhl der Geschichte übergeben.

Die „Vorlesungen über alte und neue Literatur," ein Jahr später gehalten, tragen denselben Character; nur dominirt hier das geistlich-mystische Princip. Vom Standpunkt des Christenthums aus, wenn auch eines gebildeteren, als die Kirchen- und Ketzerhistorien des vorigen Jahrhunderts, wird die Poesie und Philosophie aller Zeiten betrachtet. Homer ist jetzt zu frivol, weil er unsittliche Göttergestalten ersonnen hat, und darin wird dem Socrates der Platonischen Republik Recht gegeben; die griechische Philosophie in ihrer höchsten Spitze, in Aristoteles, wird unbefriedigend genannt, weil sie den eitlen Maaßstab des menschlichen Geistes an Dinge anlege, die weit über das menschliche Verständniß hinausgingen; der griechischen Poesie wird nur insofern Werth zugestanden, als in ihr eine Vorahnung des Christenthums oder eine Reminiscenz aus dem indisch-romantischen Paradiese sich offenbart; die Bessern dieses Volkes, heißt es, wie Socrates, sehnten sich aus diesem unbefriedigenden Dasein in die schönere Heimath. Und so geht es weiter, die Dreistigkeit paradoxer Aussprüche wechselt mit der ängstlichen Unsicherheit, wo auch nur von Weiten eine Begründung versucht werden soll. Das Reich des mittelalterlichen Katholicismus wird als die annähernde Wiederherstellung des Paradieses gepriesen, die Reformation als zweiter Sündenfall der Menschheit verdammt; Luther habe nicht nur alle Religion, sondern auch alle Kunst vernichtet. In der neuern Poesie werden nur die katholischen Dichter als Ideale hervorgehoben; Shakespeare ist jetzt ein halb somnambuler, krankhafter Prophet, der die schlechte Welt schildern muß, obgleich er sie verachtet; Goethe ist der deutsche Voltaire, Schiller ein unbefriedigter Sceptiker. Die Religion ist jetzt zu heilig, um Gegenstand der Poesie zu werden, die freie Kunst wird der Kirche unterworfen. Schlegel verdummt in absolut geistlosem Quietismus.

Es war sein letztes Wort. Er ist dann zu den Reminiscenzen seiner Jugend, zu sinnlich — diesmal gastrischen Genüssen zurückgekehrt; er hat aus der Einsamkeit seines beschaulichen Daseins noch dies und jenes philosophische Buch — ein blödes Radotiren über die ernsten Probleme der Wissenschaft — in die Welt geschickt, aber Niemand hat sich darum gekümmert. Im Jahr 1829 ist er gestorben, auf einer Reise nach Dresden, wie man sagt, in Folge einer unverdaulichen Trüffelpastete. Man hatte ihn schon vergessen, sein Freunde hatten mit ihm wenig Verkehr mehr gehabt, Tieck war eleganter Novellist geworden, A. W. Schlegel hatte sich in die indischen Studien vertieft, und war im Uebrigen zu dem alten System der nur im exaltirten Momente geschmähten Aufklärung zurückgekehrt.

Aber die Orakel des umgekehrten Propheten, wenn auch in ihrer erstern Form vergessen, waren in das Fleisch und Blut der Zeit übergegangen. Die Poesie der Restauration versificirte nach seinem Vorbilde und die Schmarotzerpflanze seiner politischen Doctrin überwucherte den gesunden Sinn des deutschen Staatslebens.

An einem politischen Schriftsteller wollen wir diese Praxis der romantischen Politik weiter verfolgen.

Julian Schmidt.

Oesterreichs letzte Entscheidungsstunde.

Für den österreichischen Kaiserstaat, dessen Fortbestehen in ungeschwächter Kraft und Integrität dem übrigen Deutschland nichts weniger als gleichgültig sein kann, hat diese verhängnißvolle Stunde unzweifelhaft geschlagen. Hannibal ist nicht allein vor den Thoren, sondern, was noch schlimmer ist, Tausende seiner Parteigänger befinden sich bereits in der Stadt und müssen ihm, wenn man die Kampfart nicht ändert, den Sieg zuwenden. Der geistige Krieg, der im 18. Jahrhundert begann, hat im 19. hauptsächlich dadurch an Kraft und Intensität so bedeutend gewonnen, daß im Westen Europa's die Völker für die sittlichen und materiellen Interessen, die verfochten werden, mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht in die Schranken getreten sind. Europa ist dadurch, daß man in den östlichen Staaten den neuen Geist mit Waffengewalt aufhalten wollte, in zwei feindliche Heereslager getheilt worden, deren Unterhalt schwer auf den Nationen lastet und sie beinahe zu Grunde richtet. Wenn man auch zugeben wollte, daß die Zahl der Heere auf der östlichen Seite größer, als auf der westlichen sei, so würde dennoch der Sieg, sobald es zu einer Waffenentscheidung kommen sollte, den westlichen Völkern verbleiben, weil diese mit der materiellen Kraft der ganzen Nation die Begeisterung für neue, freiere Staatsformen verbinden, während man auf der andern Seite längst abgestorbene Institutionen zu beleben und zu vertheidigen noch versucht. Das Uebergewicht des Westens liegt seit dem Siege der Schweizer gegen den Sonderbund, seit der einmüthigen Erhebung Italiens, seit dem Sturz der Regierungsheuchelei in Frankreich, so unzweifelhaft und klar vor Augen, daß selbst der verblendetste Parteimann sich nicht mehr täuschen kann. Darüber, daß auch in den östlichen Staaten und zunächst im österreichischen Kaiserstaate, der am meisten zurückgeblieben ist, im Sinne des Fortschrittes etwas Entscheidendes und Durchgreifendes geschehen müsse, darüber möchten alle Stimmen einig, nur das „wie" noch zweifelhaft sein.

Bei der Lösung dieser Aufgabe tritt uns eine dreifache Frage zur Beantwortung entgegen. Soll Oesterreich seine neuen Reformen auf den verschiedenen Nationalitäten seiner Völker, auf den mittelalterlichen Ständen, oder endlich auf dem bloßen Individuum gründen? Das Nationalgefühl soll allerdings, so lange es nicht dem gesunden Menschenverstand und in egoistische Sonderinteressen verfällt, von jeder Regierung als in einem höhern Geiste und in einer tiefern Sitte wurzelnd, schonend behandelt und geachtet werden. Allein auch dies herrliche Gefühl kann durch Parteikampf gemißbraucht und durch ungerechte Feindseligkeiten zum Nachtheil Aller die Staatseinheit gefährden und erschüttern. Hierin liegt auch der von allen einsichtsvollen Männern allgemein anerkannte Grund, daß Oesterreich keine einheitliche, gemeinsame, constitutionelle Verfassung bei sich einführen könne, weil der Staatsregierung schwerlich von den nationalen Parteien die

hinreichenden Verwaltungsmittel bewilligt werden möchten. Eben so wenig wird der österreichische Kaiserstaat seine neuen radicalen Reformen, die nicht mehr zu umgehen sind, auf den Ständen des Mittelalters ausschließlich stützen können, weil diese eben so gut, wie die Nationalitäten, mit der Zeit in Sonderinterressen verfallen würden. Dazu kommt noch, daß sie, nachdem neue sociale Elemente in den Vordergrund getreten sind, nicht mehr das ganze Volk repräsentiren. Dieselben werden daher vorerst gründlich zu reformiren und dann ihnen meistens nur die Begutachtung provinzieller Interessen zu übertragen sein.

Nach den gegebenen Zuständen Oesterreichs bleibt daher nichts anders übrig, als sich vorzugsweise auf das bloße Individuum in seiner Eigenschaft als Staatsgenosse zu stützen und die neue Charte, die wir das Kaiserrecht nennen würden, darauf zu begründen. Auch das Christenthum mit seinen tiefbegründeten Wahrheiten und die allgemeine Sittlichkeit bezweckenden Grundsätzen hat sich nicht an die Nationalitäten, oder an besonders bevorrechtete Stände, sondern rein an den Menschen als solchen gewendet, und eben dadurch sich so große Erfolge gesichert, die es nimmermehr erreicht haben würde, wenn es nur Sonderinteressen gefröhnt hätte. Selbst das längst dahingeschiedene „politische Wochenblatt," dessen Hauptredacteur in Wien sich befindet, hatte in einem lichten Augenblick den ganz richtigen Satz aufgestellt, daß Revolutionen nur durch die Freiheit zu verhindern seien. Jetzt findet dieser Publicist, dessen frühere Thätigkeit der Entwickelung Preußens nicht eben förderlich war, eine recht passende und historisch begründete Gelegenheit, diesem Grundsatze praktische Geltung zu verschaffen und einen so kühnen Adlerflug anzurathen, daß alle Sonderinteressen der feindlichen Nationalitäten und des Kastengeistes als crasser und verwerflicher Egoismus vor dem Glanz der neuen Sonne von selbst verschwinden müssen. Von halben Maßregeln kann, nachdem alle innern und äußern Verhältnisse eine bis zum Springen gesteigerte Spannung erreicht haben, natürlich nicht mehr die Rede sein, sondern es muß die ganze, reine Freiheit ohne Rückhalt und Einschränkung bewilligt werden. Aber mit der bloßen theoretischen Bewilligung ist noch nicht geholfen, sondern es müssen auch alle diejenigen Institutionen errichtet und alle Garantieen bewilligt werden, wodurch ihre practische Verwirklichung über alle Eingriffe gesichert erscheint. An freien und vernünftigen Rechtsbestimmungen hat es in den deutschen Gesetzbüchern und Verordnungen selten gefehlt, desto schlimmer hat es aber von jeher mit ihrer praktischen Anwendung ausgesehen. Gar zu oft hat die Verwaltung das wieder aufgehoben, was die Gesetzgebung bewilligt hatte. Die modernen Völker aber, getragen und gedrängt von einer mächtigen geistigen und materiellen Entwickelung wollen die wirkliche Wahrheit und nicht blos den Schein derselben schauen. Daher denn auch ihre große Sehnsucht nach einem alle Regierungshandlungen durchdringenden unbedingten öffentlichen Staatsleben, weil nur diese Staatsform hinreichende Mittel der Beurtheilung und der Controle liefern kann.

Auch über die zu gewährenden Garantien ist die öffentliche Meinung, wenn man ihr nur ein aufrichtiges Gehör geben will, so sehr einig, daß der König von Sardinien in 24 Stunden die Grundlagen zu einer den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechenden Verfassung legen und der König von Neapel in acht Tagen eine so freisinnige Constitution vollenden lassen konnte, daß sie mit allgemeinen Jubel aufgenommen wurde. Oesterreich muß aber, wenn es möglich ist, noch weiter gehen, weil es, wie bereits erwähnt, feindliche Nationalitäten zu vermitteln und auszugleichen hat. Wir wollen die wichtigsten Grundsätze, die in einer österreichischen Magna Charta, wenn sie ihre schwierige Aufgabe lösen soll, nicht fehlen dürfen, flüchtig mit dem Bemerken andeuten,

daß wir dieselben ohne alle literarische Hülfsmittel nicht etwa als vollendetes Muster, sondern nur um zu zeigen, niedergeschrieben haben, wie leicht eine solche Abfassung jetzt ist.

1) Der Kaiser und die Mitglieder seiner Familie sind heilig und unantastbar.

2) Die Verantwortlichkeit aller Staats= und Verwaltungshandlungen geht auf die Minister und die kaiserlichen Beamten über.

3) Um diesen Zweck erreichen zu können, darf keine Verfügung und kein Gesetz ohne die Unterschrift der betreffenden Beamten promulgirt und befolgt werden.

4) Zur Herstellung der Gesetzgebungs=, Reichs= und Finanzeinheit werden eine Reichsversammlung, ein Reichsgericht und ein Rechnungshof errichtet, die ihren Sitz in Wien haben und wozu die Provinzialstände nach billigem Ermessen die Mitglieder vorschlagen.

5) Kein neues Gesetz kann künftig promulgirt werden, bevor es nicht drei Monate vorher, um darüber die öffentliche Meinung zu hören, in den Hauptzeitungen der Monarchie in der Nationalsprache der Provinzen bekannt gemacht und von der Reichsversammlung schriftlich oder mündlich begutachtet worden ist.

6) Die Reichsversammlung wird jährlich einberufen und besteht nur in einer Kammer. Außerdem besteht in Wien ein permanenter Ausschuß, dem es freisteht, wie der Reichsversammlung, Petitionen und Vorstellungen einzubringen.

7) Die Preßfreiheit wird garantirt und kann die Censur nie wieder eingeführt werden. Zur Erleichterung des Ueberganges kann zwar die Censur noch auf drei Jahre, jedoch nur in der Art beibehalten werden, daß die Appellation sofort von den Censoren an die Gerichte geht.

8) Das Gerichtsverfahren ist öffentlich und jede heimliche Entscheidung ungültig. Bei diesem Punkt können wir nicht umhin hinzuzufügen, daß die politische Wichtigkeit des öffentlichen Gerichtsverfahrens nicht selten übersehen worden ist. Dieselbe besteht nicht so sehr in der Controle der Richter, als der Polizei und der Unterbeamten, deren Willkürlichkeiten hier zu Tage kommen. Nichts verstimmt und empört die Staatsgenossen mehr, als ein anmaßendes Betragen. Vergleicht man die zuvorkommende Behandlung der Parteien in England, in Frankreich mit dem brutalen Benehmen der deutschen Staatsdiener, so wird man bald zu der unerschütterlichen Ueberzeugung kommen: ohne Oeffentlichkeit keine amtliche Höflichkeit.

9) Den Provinzialständen wird das altgermanische Recht wieder zurückgegeben, zu den größern Gerichten und namentlich zu den Appelhöfen der Provinzen, die Mitglieder zu präsentiren.

10) Die Provinzialstände werden in der Art reformirt, daß die Besitzer herrschaftlicher und landtagsfähiger Rittergüter und Herrschaften den vierten Theil der Mitglieder wählen. Eben so viel wählen die Besitzer städtischer und anderer ländlicher Güter. Außerdem treten als ein neues Element alle diejenigen Kapitalisten hinzu, die eingetragene Hypotheken auf dergleichen Grundstücke besitzen. Das hierzu erforderliche Kapital ist nach billigem Ermessen und in der Art festzusetzen, daß für das Stimmrecht bei einem ländlichen Grundstück eine geringere Summe erforderlich sei, damit auch den kleinern Grundbesitzern mehr Kapitalien, als bis jetzt der Fall gewesen, zufließen. Der letzte vierte Theil der Stimmen bleibt den geistigen Capacitäten vorbehalten, wozu vorläufig alle Professoren, Lehrer, Aerzte, Advocaten und Literaten gehören, die ein gesichertes Einkommen von 600 Fl. in C.=M. nachweisen. Nach Ablauf von drei Jahren dürfen Provinzialstände nur öffentlich berathen. Ihre Protokolle sollen aber sofort

veröffentlicht werden. In gleicher Art sollen auch die Gemeindeordnungen reformirt und umgearbeitet werden.

11) Vor dem Gesetze sind alle österreichischen Staatsgenossen gleich.

12) Niemand darf ohne einen richterlichen Befehl seiner Freiheit beraubt werden, außer wenn er auf frischer That ertappt wird, in welchem Falle der Verhaftsbefehl binnen 24 Stunden nachgeholt und ihm behändigt werden muß.

13) Nur die Gerichte sind befugt, eine Freiheits- oder Geldstrafe auszusprechen.

14) Es dürfen keine andern Gefängnisse in dem österreichischen Kaiserstaate als solche vorhanden sein, die unter Aufsicht und Verwaltung der Gerichte stehen.

15) Die geheime Polizei ist auf immer aufgehoben und darf unter keinem Vorwande wieder eingeführt werden. Der Rechnungshof hat alle diesfallsigen Ausgaben sofort von den Beamten, die sie angeordnet haben, wieder einzuziehen und bei den competenten Gerichten auf Bestrafung wegen Verfassungsverletzung anzutragen.

16) Die geheimen Conduitelisten und andere geheime Polizeinotizen sind auf immer abgeschafft.

17) Jedem kaiserlichen Staatsgenossen bleibt es unverwehrt, sein geistiges und materielles Wohl innerhalb der gesetzlichen Grenzen zu befördern, und darf er darin nicht behindert werden.

18) Jeder Oesterreicher ist nach Maßgabe seiner Vermögensverhältnisse zu den Lasten des Staates beizutragen verpflichtet.

19) Die allgemeine Gewerbefreiheit, worunter auch die literarische zu verstehen ist, wird verbürgt. Inhaber von Privilegien und Zunftgenossen sollen jedoch, wo sie einen wirklichen Schaden nachweisen können, später billig entschädigt werden.

20) In keiner Gemeinde darf einem kaiserlichen Unterthan die Niederlassung versagt werden, es sei denn, daß er krank oder verarmt ankommt, in welchem Falle seine bisherige Gemeinde ihn zu ernähren verpflichtet ist.

21) Wegen der Freizügigkeit der Fremden und der Deutschen aus den Bundesstaaten sollen Verträge abgeschlossen werden, welche die internationale Freizügigkeit erleichtern. Allen Einwohnern deutscher Staaten, welche die Einwanderung österreichischen Unterthanen gestatten, haben gleiches Niederlassungsrecht mit den gebornen Oesterreichern.

22) Sprech- und Gewissensfreiheit, so wie das Associationsrecht in erlaubten Dingen wird gewährleistet.

23) Die katholische Religion bleibt zwar Staatsreligion, alle übrigen Culte werden aber geduldet, so daß Verschiedenheit der Religion nie einen Nachtheil im bürgerlichen Leben dem Bekenner bringen kann.

24) Niemandem steht ein Recht zu, einen Theil des Grundeigenthums dem allgemeinen Verkehr zu entziehen. Neue Lehne und Fideicommisse dürfen daher nicht errichtet werden. Die Auflösung der alten wird im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt sobald als möglich erwartet, muß aber binnen längstens zehn Jahren erfolgen.

25) Die Theilbarkeit des Grund und Bodens wird im Allgemeinen gewährleistet, und nur in denjenigen Gegenden, in welchen die Zersplitterung schon zu weit gediehen ist, soll auf den Antrag der Provinzialstände ein Minimum festgestellt werden.

26) Wegen jeder administrativen oder polizeilichen Rechtsverletzung ist jeder österreichische Staatsgenosse befugt, sich an die Gerichte zu wenden, und auf die Aufhebung der betreffenden Verfügung anzutragen. Geschieht Letzteres und der Verletzte kann oder will keine besondere Entschädigungsklage anstellen, so ist der Richter eben so befugt als verpflichtet, ihm dafür die Summe von 5 bis 10,000 Fl. je nach Wichtigkeit der Fälle

zuzusprechen, die ihm der kaiserliche Fiscus mit Vorbehalt seines Regresses an den betreffenden Beamten unweigerlich zu zahlen verpflichtet ist. Dieser Grundsatz der Uebernahme der Verantwortlichkeit für alle Staatsbeamte von Seiten der Regierung ist leider in den meisten deutschen Gesetzgebungen nicht anerkannt, und hierin liegt nicht selten der Grund der allgemeinen Verstimmung und Aufregung. In einem solchen Verfahren liegt aber ein eben so großer Widerspruch, als eine kaum zu rechtfertigende Unbilligkeit. Im Namen der Regierung wird nämlich der Unterthan gezwungen, den Befehlen des Beamten Folge zu leisten; wenn aber später sich findet, daß eine Ungesetzlichkeit begangen worden, so zieht sich die Regierung aus der Sache und er ist genöthigt gegen einen Delegirten, der ihm selten eine pecuniäre Garantie bietet und meistens zahlungsunfähig ist, einen langwierigen Proceß anzufangen.

27) Die Finanzeinnahme und Ausgabe soll nach allen ihren speciellen Positionen nebst dem Gutachten des Rechnungshofes alljährlich bekannt gemacht und der öffentlichen Besprechung frei gegeben werden.

28) Die Grundsteuer soll ohne Genehmigung der Provinzialstände nicht erhöht werden. Die Grenzsteuern sollen jedoch so einträglich als möglich eingerichtet und die Ueberschüsse zur Erleichterung derjenigen Provinzen verwendet werden, die jetzt an der Grundsteuer oder an andern innern Abgaben prägravirt sind. Da es eine alte Erfahrung ist, daß mäßige Zölle mehr als hochgespannte eintragen, so wird durch Befolgung dieses Grundsatzes auch eine Erleichterung des ausländischen Verkehrs und die Umänderung des Schmuggelhandels bezweckt.

29) Alle innern Zölle und sonstigen Belästigungen sind hiermit auf immer aufgehoben. Nur die Zolllinie an der ungarischen Grenze wird so lange beibehalten, bis eine Ausgleichung, wegen Uebernahme eines billigen Theils der Staatskosten, herbeigeführt worden ist.

30) Jede fahrlässige Verletzung oder Umgehung dieses Grundgesetzes, zieht für den betreffenden Beamten Amtsentsetzung und eine Geldstrafe von 500 bis 5000 Fl. nach sich. Eine absichtliche Abänderung oder Umgehung desselben, wird mit der Strafe des Landesverraths und mit einer Geldbuße von 5000 bis 50,000 Fl. belegt. Wegen einer absichtlichen Verletzung kann die Verjährung nie geltend gemacht werden.

31) Die Minister und Staatsbeamte sind auch dem Staate wegen pünktlicher Ausführung der Gesetze verantwortlich. Jedem Staatsgenossen steht das Klagerecht unter eigener Verantwortlichkeit zu; die Gerichte sind aber eben so befugt als verpflichtet, von Amts wegen einzuschreiten.

32) Ein solches gerichtliches Verfahren kann durch höhere Befehle nicht gehemmt werden; im Wege der Gnade kann die ganze Strafe erlassen, nie aber die Wiederverleihung eines Amtes erfolgen.

33) Alle richterliche Beamte können nur durch Urtheil und Recht aus ihren Stellen entfernt und pensionirt werden. Die Mitglieder des Reichsgerichts und des Rechnungshofes können nur durch die Reichsversammlung verurtheilt und abgesetzt werden.

34) In allen denjenigen Provinzen, in welchen der Regierung das unbeschränkte Gesetzgebungsrecht factisch zusteht, tritt dies Grundgesetz sofort in Kraft, in denjenigen aber, in welchen die Stände daran Antheil haben, soll ihre Genehmigung eingeholt werden.

Diese wären ungefähr die ohne Zeitverlust zu bewilligenden Hauptgarantien, die sehr leicht noch weiter auszuführen und zu ergänzen sind. Die Quadratur des neuen öffentlichen Staatsrechts dürfte mithin in Oesterreich wie in allen andern modernen Staaten nicht schwer zu finden sein, und bestehen müssen 1) in der unbeding-

ten Oeffentlichkeit aller Regierungshandlungen; 2) in der über alle Angriffe gesicherten Preßfreiheit; 3) in der unantastbaren Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt und endlich 4) in der wirklichen Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten. Soll aber letztere, wie in den meisten deutschen Staaten, nicht blos illusorisch sein, so ist dem Verletzten in der Art die Entschädigungsklage zu erleichtern, daß im schlimmsten Fall, wie in England, die Geldbuße zuerkannt wird. Nur auf diese Weise kann, durch Verbindung des moralischen mit dem materiellen Interesse, die praktische Anwendung der Verantwortlichkeitsgesetze gesichert werden. Wir legen auf die genaue und gewissenhafte Befolgung der hier entwickelten Grundsätze einen um so größern Werth, als nach unserer langjährigen Erfahrung gerade die Beamten es sind, welche die meisten Aufregungen und Revolutionen herbeiführen, indem sie die Fürsten täuschen und irre führen, und die Völker bedrücken und ausbeuten.

Zu allen diesen Garantien, wird man uns zwar einwenden, gehört aber auch eine wohlfeile Verwaltung, die den Staatsgenossen nicht zu viel Betriebskapitalien entzieht. Die strengste Sparsamkeit aber, die keine Regierung auf die Länge der Zeit ungestraft verletzen darf, liegt schon in den österreichischen Zuständen und erscheint mehr gesichert, als durch ein constitutionelles System, das, wenn einmal die Majorität der Kammer erst gewonnen ist, der Verschwendung, wie wir es in Frankreich sehen, Thür und Thor öffnet. Oesterreich kann, bei der Verschiedenheit seiner Nationalitäten, auf die Bewilligung einer hohen Grundsteuer oder sonstiger innern Steuern nicht rechnen. Es wird mithin seine Hauptrevenue aus mäßigen indirecten Seuern beziehen müssen, die noch den Vortheil haben, daß sie nie Reste lassen, und sich Jeder durch Verzichtung auf einen Genuß, denselben entziehen kann.

Am Schlusse dieses für die Wiedergeburt Oesterreichs wohlgemeinten *Beitrages* können wir nicht umhin, noch einmal mit Ernst und Nachdruck gegen alle halben Maßregeln zu warnen, da eines Theils die Sachen zu weit gediehen sind, andern Theils die socialen und politischen Bewegungen der Gegenwart zu colossal und tiefgreifend sind, um damit noch ausweichen zu können. Die österreichischen Staatsmänner stehen sonst im guten Ruf der Consequenz, weshalb denn auch von ihnen, mit noch mehr Recht aber, so viel Entschiedenheit und Beharrlichkeit bei der Entwickelung des neuen Systems gefordert wird, als sie, zum größten Kummer aller deutschen Patrioten, bei der Aufrechthaltung des alten gezeigt haben. Mögen sie nie vergessen, daß sie in Italien sich höher als alle dortigen constitutionellen Staaten stellen und in Deutschland das mächtig aufstrebende Preußen weit überflügeln müssen, wenn sie dem Kaiserreiche die allgemeine Sympathie wieder zuwenden wollen.

* † *

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Frankreichs Aufgabe und seine Schwächen. — Centralisation. — Schutz und Organisation der Arbeit. — Volk und Bourgeoisie. — Das deutsche Nationalgefühl.

Was auch geschehen mag, welche Wendung auch die gegenwärtigen Zustände in Frankreich nehmen mögen, vergessen wir nie und nimmer, daß die Franzosen noch einmal für die Menschheit zuerst in die Schranken treten, um die verhängnißvollste Aufgabe der Zeit, die „Organisation der Arbeit“ auf die Gefahr hin, bei dem ersten Versuche das schwerste Martyrthum zu erleiden, zu lösen. Die französische Revolution von 1789 und 1793 war ein ähnlicher Versuch zum Besten der Menschheit, zur Durchführung des Grundsatzes der Volkssouveränität gegenüber den abgelebten und die Welt niederdrückenden Zuständen und Institutionen des Mittelalters. Der Versuch mißlang in vielfacher Beziehung, und Frankreich büßte in ihm sein edelstes Blut, seine schönsten Kräfte ein. Aber wenn Frankreich nicht im Stande war, die thatsächliche Durchführung der Volkssouveränität mit allen ihren Folgen zu verwirklichen, so rettete es wenigstens den Grundsatz, und je mehr es selbst dabei einbüßte, je mehr Opfer der innere und äußere Kampf der ersten Revolution Frankreichs kostete, um so mehr Dank ist ihm die Welt schuldig für das Martyrthum, das es für die ganze Menschheit übernommen hat.

Gegenwärtig ist die französische Nation abermals am Werke. Die Arbeitsfrage ist der Kern der Revolution von 1848. Die Franzosen haben das Verdienst, sie zuerst offen gestellt zu haben, zuerst zur Lösung derselben in die Schranken getreten zu sein. Gelingt es ihnen, die Lösung zu finden, so ist die Welt ihnen die heiligste und edelste Bürgerkrone schuldig; gelingt es ihnen nicht, führt diese Frage, wie leider nur zu wahrscheinlich, in Frankreich noch einmal große Verwirrungen und Unglück aller Art herbei, so übernimmt die französische Nation noch einmal das Martyrthum für die ganze Welt, und die ganze Menschheit übernimmt dann ihrerseits die Pflicht, diese Martyrkrone selbst nur um so höher zu achten, je mehr Noth und Elend, Unglück und Mißgeschick in ihr vertreten sind.

Warum wir aber fürchten, daß den Franzosen noch einmal eher die Martyrpalme als die Bürgerkrone zufallen wird — das liegt einfach darin, weil wir glauben, daß die Frage verkehrt gestellt ist, und daß auch die Art der Franzosen nicht gerade die rechte ist, um dergleichen Fragen zu lösen. Wir wollen über beide Behauptungen unsere Ansicht offen aussprechen, denn es thut Noth, daß Deutschland insbesondere sich

vor den Fehlern hütet, die heute schon in Frankreich die Verhältnisse zu verwirren beginnen und schon jetzt unheildrohend aus der nächsten Zukunft in die Gegenwart hinüberzuwirken scheinen; es thut Noth, daß Deutschland die Auflösung der Fragen, die sich Frankreich gestellt, nicht etwa für unmöglich halte, wenn Frankreich sie nicht zu lösen berufen sein sollte.

Die Franzosen sind ein wunderbar begabtes Volk in Bezug auf das enthusiastische Aufgreifen einer augenblicklichen Gesammtaufgabe der Nation. Im ersten Sturme schaart sich die ganze Masse des Volkes um die Eine Fahne, die augenblicklich die Idee des Volkes verwirklicht. Sie thun Wunder der Begeisterung, so lange diese Idee sie beherrscht. So waren sie zu Cäsar's, so zu Ludwig des Heiligen, so zu Napoleons Zeiten. Aber sobald die Begeisterung nachläßt, ist auch die Idee selbst, die sie begeisterte, meist ohne alle Schöpferkraft für sie. Die Municipien Roms haben keinen festen Boden gefaßt, die Gemeinden der Germanen sind spurlos verschwunden, die Gleichheitsinstitutionen der Revolution und selbst des Kaiserthums arteten wieder in einen neuen Adel und eine neue Aristokratie aus. Genug, der Franzose ist berufen, eine Gesammtidee mit aller Begeisterung zu erfassen, aber er scheint weniger berufen, dieselbe aus dem Reiche des Enthusiasmus in das des kalten, ruhigen, verständigen und ausdauernden Schaffens überzutragen. Was daher nicht im ersten Augenblicke für eine Idee geschieht, ist in der Regel im zweiten nicht mehr möglich; was nicht durch den Enthusiasmus selbst zur Errungenschaft des ganzen Volkes geworden ist, wird es selten oder nie durch kaltes, ruhiges Nachhelfen werden können.

In diesem Charakterzuge der Franzosen liegt die eigentliche Ursache der Centralisation. Die Centralisation ist nichts als der Versuch, die enthusiastische Gesammtidee, die mit dem Enthusiasmus selbst aus der Masse verschwindet, in dem Mittelpunkte der Regierung und der Nation zu fesseln. Alle herrschenden Hauptideen der französischen Nation haben zu verschiedenen Zeiten stets ihren Centralpunkt gesucht und von ihm aus das Ganze gelenkt. Centralisation ist die kalte Krystallisation des heißen Enthusiasmus der Franzosen.

Aber gerade in der Krystallisation liegt auch das Todte und Tödtende der Centralisation. Sie sucht eine „Idee" zu fesseln, wo alle Ideen ihrer Natur nach stets in einem ewigen Fortschritte begriffen sind. In Folge dieser Auffassungsweise konnte in der ersten Revolution der democratische Grundsatz sich nach und nach immer enger vereinzeln, bis er zuletzt im Kaiser und in der Soldatenorganisation, die jedem Rekruten einen Marschallstab in den Ränzel steckte, vollkommen zusammenschrumpfte.

Wir fürchten, daß heute den Franzosen etwas Aehnliches in Bezug auf die beiden Hauptfragen der Zeit: der Schutz der Arbeit und die Organisation der Menschheitsinteressen bevorsteht. In Bezug auf den Schutz der Arbeit hat die Februarrevolution bereits die Lösung dieser Frage vollkommen in die Bahn der Centralisation gebracht. Im Luxembourg versammelt sich eine Arbeitercommission, die berufen ist, die Arbeit im Allgemeinen zu organisiren, d. h. sie nach einem allgemeinen Grundsatze, nach einem allgemeinen System von Oben herabzustürzen und in die zum Voraus bestimmte Normalgrenze einzuzwängen. Die Arbeit muß sich selbst organisiren, und zwar in jedem einzelnen Arbeitszweige nach den Bedürfnissen dieses Arbeitszweiges. Die Aufgabe der Regierung ist, dafür zu sorgen, daß in jedem Zweige nach Recht und Billigkeit verfahren wird. Damit das geschehe, ist es nothwendig, daß nicht nur der Grundsatz anerkannt, sondern auch Institutionen geschaffen werden, die diesen Grundsatz zu verwirklichen im Stande sind. Wahre,

ächte Volksvertretung, Volksgerichte, zum Schutze gegen Unrecht, ein durchgreifendes volksthümliches Creditsystem zur Förderung für jeden rüstigen Arbeiter, und endlich Institutionen und durchgreifende Einrichtungen gegen unverschuldete Noth. — Das sind die naturgemäßen Mittel des Schutzes der Arbeit. Eine Organisation, die von einem Centrum ausgehend alle Arbeit über einen Leisten schlagen soll, muß nothwendig zur Zernichtung jeder freien Bewegung führen.

Noch schlimmer ist, daß in diesem Centrum gegenwärtig zu Paris ein Parteigedanke, und kein Gesammt- und Nationalgefühl sich geltend macht. Die unglückliche Theorie, die die Nation in zwei Theile, Bourgeoisie und Volk, spaltet, herrscht heute in den Leuten vor, die im Luxembourg vertreten sind. Wir sind weit entfernt, ihnen den Vorwurf zu machen, daß sie kalten Blutes die Interessen der Bourgeoisie opfern werden; wir erkennen gerne an, daß man bis jetzt mit vieler Schonung und vieler Gerechtigkeitsliebe verfahren ist. Aber das verhindert nicht, daß das Volk, im Gegensatz zur Bourgeoisie — im Luxembourg allein vorherrscht, und daß dort auch die Grundsätze sich geltend machen werden, deren eifrigster Vertheidiger Louis Blanc stets war.

Wir sehen noch eine weitere Gefahr darin, daß diese Commission und die Anerkennung des Grundsatzes, den sie aufstellt, Folge eines errungenen Sieges, einer gewonnenen Schlacht waren. Wir wünschen friedlichen Fortschritt, nicht um des Friedens sondern um des Fortschrittes willen, denn wir sehen in der Geschichte, daß was mit dem Schwerte gewonnen wurde, meist mit dem Würfel verloren geht. Der Kampf schleudert uns stets über unser Ziel hinaus. Deswegen sind wir weit entfernt, den Franzosen einen Vorwurf zu machen, daß sie zum Kampfe gegriffen, denn es gibt ein Maaß der Geduld, das am Ende stets überläuft. Wir machen nur denen Vorwürfe, die die Ursache waren, daß es überlaufen mußte, und rathen Allen in Deutschland, die es gut meinen, dafür zu sorgen, daß diese Lage nicht wie in Frankreich der Gesellschaft auf der Spitze eines Bajonnets überreicht werden muß.

Der zweite Hauptgedanke der Septemberrevolution ist eine dunkle Idee der Gesammtpflicht, aller Völker zum Besten der Menschheit gemeinschaftlich das Ihrige beizutragen. Diese Idee keimte schon in der ersten Revolution. Sie liegt noch offener in der zweiten. Herrn Lamartine selbst hat sie in etwas, trotz aller Rücksichten gegen das Ausland, dennoch in seinem Manifeste durchschimmern lassen. Die Franzosen wollen für alle unterdrückten Nationalitäten eintreten, sie denken an die „heilige Allianz der Völker." Es ist das gewiß ebenfalls eine sehr hohe, sehr heilige Idee. Aber sie vor Allem widerstrebt dem Geiste der Centralisation, denn eine centralisirte Menschheit würde die elendeste Sclaverei aller Völker sein. Und dieser Centralisationsneigung gegenüber beginnt der hohe und große Beruf Deutschlands. In Deutschland herrschte zu allen Zeiten eine Rücksicht auf die Menschheit; das deutsche Kaiserthum war schon eine vorzeitige Verwirklichung des Gedankens einer menschheitlichen Organisation; der Cosmopolitismus war nirgends so stark und allgemein, als wie in Deutschland, und nirgends wurzelt noch heute die „heilige Allianz der Völker" so tief als in den Ideen der deutschen Denker. Aber neben und über dieser Idee steht heute Gott sei Dank das viel tiefere Bewußtsein wie der Nothwendigkeit vor Allem die deutsche Nation wieder zu einer Thatsache zu machen, das deutsche Nationalgefühl in einer Nationalinstitution zu verwirklichen. Die Menschheit muß und soll dereinst ein Bündniß der Völker sein und nicht eine centralisirte Volksunterdrückung. Die Richtung der menschheitlichen Vereinigung liegt in allen Nationen des Jahrhunderts; die Verwirklichung derselben ist bedingt durch Befreiung und feste Organisation der Nationen

als solche. Das Nationalstreben in Deutschland ist der Schutz gegen das Centralstreben in Frankreich, denn nur mit jenem ist es möglich, die Menschheit nicht zu centralisiren, wohl aber zu ordnen im Interesse Aller Nationen der Welt.

Das ist die Aufgabe des deutschen Nationalgefühls, und es hat überdies den Beruf in Deutschland, im Kleinen der Welt zu zeigen, wie die Völker zu einem Völkerbunde kommen können, ohne die Selbstständigkeit jedes einzelnen Volkes zu zernichten. Glück auf! — J. —y.

II.

Aus London.

Louis Philipp in London. — Louis Napoleon und Herr Eisenberg. — Die Emigration. — Deutsche auf der Pilgerschaft nach Paris. — Mazzini und Owen. — Louis Philipps Landgüter — Jerrold über Income-Tax und Postgeld. — Punchiana. — Lola Betsy Watson Montez.

Louis Philipp hat das englische Ufer betreten; die Antipoden seines Geburtslandes haben der gefallenen Dynastie gastfrei eine Zufluchtstätte gewährt. Claremont, das Landschloß des Königs der Belgier, ist dem Haupte der Familie eingeräumt; der Herzog von Nemours behilft sich mit der Villa des Herrn Baits in East Sheen, unweit London, ein Ort, der durch Sir William Temple und Swift's Aufenthalt bei demselben, wohl manchem Deutschen als Name im Gedächtnisse steht. Die übrigen Glieder der Familie sind hier und dort zerstreut untergebracht, und auch Guizot und Töchter haben bei W. Henry Broadwood in Bryanstone Square ein Unterkommen gefunden. England hat sich wirklich selbst übertroffen in seiner Aufnahme der Orleans. So allgemein auch die Aufregung war, und das vom Höchsten bis zum Geringsten, se hat doch kein lautes Wort, keine Anspielung verrathen, daß jede Sympathie für die französische Nation und keine für den entthronten König derselben vorhanden; daß man das Unglück ehre, aber nicht den Mann, der dasselbe selbstwollend auf sein Haupt herab beschwor. Die englischen Blätter sagen, der einzige Ausdruck der Theilnahme sei in den englischen Staatspapieren zu lesen gewesen, die bei der Nachricht von Louis Philipp's Entthronung sogleich mit ihm zu fallen beschlossen; doch müssen sie das Aufstehen allein bewerkstelligen und sind auch schon eifrig dabei. Niemand ist froher als die kleine Herzogin von Montpensier, das ennui ihres Lebens in Paris durch einen so bedeutenden Wechsel verscheucht zu sehen; darum trägt sie allein dies Unglück wie ein Glück. Die Toilette nur macht ihr einige Sorge, denn sie, wie die ganze königliche Familie ist ohne ein Kleidungsstück angekommen, und ihre allererste Sorge hat daher sein müssen, sich einen Rock zu borgen; ja Louis Philipp ist sogar in einer Blouse gelandet, und hat in seiner Furcht, erkannt und eingefangen zu werden, den großen Backenbart abgeschnitten, mit dem er sich sonst ein etwas formidables Ansehen zu geben suchte. Man sieht sein Bild in jedem Laden ausgestellt, und das gute unschuldige Gesichtchen des kleinen Comte de Paris neben ihm, und eine Menge aus allen Klassen umsteht die Fenster, und bespricht sich laut über die Wege Gottes und die Rechte des Volkes. Gestern ging die Nachricht, der König von Preußen sei hier — incognito. — Prinz Louis Napoleon hat sich auch wieder eingefunden, um sich von Herrn Eisenberg die Hühneraugen schneiden zu lassen; daß die provisorische Regierung seine Abwesenheit von Paris als den größten Dienst gefordert, den er der Republik leisten könne, hat zu einigen Satyren Anlaß gegeben. Auch sind manche bedeutende Familien hierher geflüchtet, der ersten Aufregung zu entgehen; wahrscheinlich wird diese Emigration nicht von langer Dauer sein, und so bald die jetzt in Paris herrschende Ruhe sich dauernd beweist, werden die englischen Comtessinnen schnell in ihre

Gemächer nach St. Germain zurückeilen. Recht lächerlich haben sich unsere deutschen Enthusiasten bei dieser Gelegenheit benommen! Statt sich des Sieges der Rechte des Volkes aus der Ferne zu freuen, wie andere gesetzte Leute, haben sie sogleich alles im Stiche gelassen und sind nach Paris hinübergelaufen, um, der Himmel weiß was, zu erreichen. Sie, die Fremden, hatten doch sicher nichts mit den Interessen der französischen Nation gemein und können nur des Principes wegen sich einer Sache freuen. Auch Mazzini ist von der Partei und gehört sogar zu den ersten. Er war eben damit beschäftigt eine „Penny-Subscription" für die Befreiung Italiens zu sammeln, ein Mittel seinem Vaterlande zu dienen, auf das nur ein so sanguinischer Enthusiast und patriotischer Sanguinismus verfallen konnte. Auch die Communisten hier sind göttlich entzückt, und sprechen durch ihr Organ, des Herzogs von Braunschweig „Londoner Deutsche Zeitung" ihren ganzen „Feuereifer" aus. Selbst der gute alte Philanthrop Robert Owen ist aus seiner Höhle hervorgekrochen, in der er für das Wohl der Menschheit Werke schrieb, die er nicht thätig ausführen konnte, und schreitet mit rüstiger Eile und um zehn Jahre verjüngt durch die Straßen Londons einem Etwas nach, um das man ihm gerne hätte befragen mögen, wenn er nicht aller Welt all' und überall mit einem Bruderkuß entgegenkäme, ein Liebeszeichen, von dem man, selbst nicht en public, dispensirt sein möchte.

Es hat die Engländer nicht wenig in Erstaunen gesetzt, zu erfahren, daß Louis Philipp Landgüter in England besitzt. Der schlaue alte Fuchs, sagt man, er, der nie daran dachte den Thron Frankreichs einzubüßen, hat doch für einen möglichen Fall sich eine Zufluchtsstätte gesichert. Der Sohn von Philipp Egalité hat das Ende einer wechselnden Laufbahn mit einer Tragödie beschlossen, die den Söhnen des Atreus entsprechend gewesen wäre. Und ohne einen Versuch den so geliebten Thron zu bewahren! — So unköniglich durch eine Hinterthüre davon zu laufen! Der „Napoleon des Friedens," — wie man ihn lange genannt hat, — wußte eben so wenig, wie der Napoleon des Krieges, einen ehrenvollen Tod einem Leben der Schande vorzuziehen. Wer nicht groß gelebt hat, kann auch nicht groß sterben. Es fehlte ihm der Muth zu Beiden; denn er besaß nur den des Egoismus, der die Handlungen des Menschen wie seinen Charakter zu einer Pygmäe zusammenschrumpft.

Die Tagespresse hat natürlich während dieser Zeit jedem andern Gegenstand nur flüchtige Aufmerksamkeit weihen können, und die Zurücknahme der „Income-Tax" ist mit einigem Interesse behandelt worden, weil der Wunsch und Wille der Nation dem Minister gegenüber gesiegt und jedes englische Herz diesen Sieg mit Selbstgefühl mitgefeiert. Douglas Jerrold sagt bei der Gelegenheit, es seien die Journale, die England regieren, und nicht das Parlament; darum wolle er jetzt einen Entwurf zu einer Taxe machen, der ihm weit gerechter und ausführbarer erscheine, als alle von den Ministern vorgeschlagenen. Das ist mit Selbstgefühl gesprochen. Wie aber, wenn unsere Literaten sich einfallen ließen, eine solche Sprache zu führen? Douglas Jerrold würde wahrscheinlich auf den Wällen Magdeburgs spazieren gehen, wenn er in Deutschland schriebe, und müßte noch überdies in England für sich sammeln lassen, um seinen fünf Silbergroschen ein paar Extra-Pfennige für Bücher und Tabak beizufügen. Von einer Befestigung Englands ist nun nicht mehr die Rede. Die Vorfälle letzter Zeit haben hinreichend bewiesen, daß vom Continente kein Ueberfall zu fürchten sei, und daß die ganze Furcht nur in dem Kopf des guten alten Herzogs von Wellington gespukt, um erhöhte Abgaben zu erlangen. Man hat seitdem von einer Erhöhung des Postgeldes gesprochen; eine solche wird sich die Nation aber eben so wenig gefallen lassen, als die 5 pCt.

Eine Einrichtung, die sich so wohlthätig bewiesen, wird nimmer einem merkantilen Interesse geopfert werden! Für jetzt hat man beschlossen, Bücher durch die Post zu versenden, 6 Pence den Band, wodurch eine bedeutende Summe gewonnen würde; aber, wie Punch sagt, erfordert eine solche Veränderung auch besondere Wagen zur Beförderung, indem ein Briefträger unmöglich Säcke mit Büchern schleppen könne. Das ist nun freilich ganz richtig. — Punch hat überhaupt letzthin prächtige Einfälle gehabt. Er witzelte in voriger Woche unter andern über die Fenstertaxe und schlug vor, künftig auch die Brillen und Lorgnetten mit Abgaben zu belegen, da diese kleinen Fenster am Ende doch die wichtigsten für den Menschen seien. Unsere deutschen Stubengelehrten, die fast alle kurzsichtig sind, würden da viel zu versteuern haben! Dann wünscht er, daß man im 19. Jahrhundert so menschlich sei, die Austern durch Chloroform zu öffnen und ihnen die Bärte eben so abzuschneiden, so wie man den Aalen die Haut auf dieselbe christliche Weise abziehen solle. Das wäre für deutsche Hausfrauen zu üben! Diesen sei daher das Chloroform zu dem Zwecke empfohlen, und nicht zur Ersparung eigener Schmerzen. Dafür sollen sie auch durch die Erfindung einer Dampfmaschine belohnt werden, die drei Hundert Stiche in einer Minute näht. Die Herren Timmonier und Maguin zu Villefranche an der Rhone haben ein Patent dazu erhalten; die englischen Blätter bemerken aber richtig, daß man in jetziger Zeit kaum irgend eine Erfindung preisen könne, die die arbeitende Klasse eines Erwerbzweiges beraube. Auch eine neue Dampfmaschine ist in's Leben getreten, die 80 englische Meilen in einer Stunde macht; sogar mit Waarenzügen. Da wird man doch künftig im wörtlichen Sinne durch die Welt fliegen, und wer weiß, wohin sonst noch — nach welchem Icarien, wo der Mensch in ewigem Sonnenschein wandelt, und keinen Zweifel kennt und kein Sehnen und kein Hoffen und kein Wünschen, das der Augenblick nicht befriedige — und wo er durch kein Licht aus scheinbar andern Welten getäuscht zu werden braucht, damit er vor dem schrecklichsten der Schrecken, dem eigenen Wahne, gesichert sei. — Die arme Lola Betsy Watson Montez ist inmitten dieser neuen Ankömmlinge ganz aus den Augen verloren. Es existirt ein sehr hübsches Bild von ihr in London, das zu einer Zeit gemalt wurde, wo sie in frischer Jugendblüthe stand. Sie war mit ihrer Mutter von Irland nach Indien ausgewandert, und hatte durch ihre Schönheit sehr bald gefunden, was sie suchte — einen Mann. Aber ihre Gesundheit (wahrscheinlich ennui) forderte ein anderes Klima und sie ging nach England zurück; auf dem Schiffe machte sie eine sehr angenehme Bekanntschaft, und verweilte dann in London einige Zeit bei ihrem neuen Freunde, bis sie gegenseitig ihrer Gesellschaft überdrüßig geworden. Zu jener Zeit ließ sie sich malen, und dies Bild ist noch jetzt im Besitz der Künstlerin. Lola fand es dann nöthig, einigen Tanzunterricht bei der italienischen Oper zu nehmen, und ging darauf als Fräulein Montez nach dem Continent; die Frau Watson aber — verschwand vom Welttheater, und was der Gatte zu dem allen gesagt hat, davon schweigt die Geschichte.

Amely.

III.

Die Ereignisse in Weimar.

Auch wir haben eine Revolution erlebt. Ehe ich zur Erzählung der Ereignisse übergehe, muß ich folgendes vorausschicken.

Der Großherzog bezog keine Civilliste, sondern konnte den ganzen Ertrag des Kammervermögens für sich und seinen Hofstaat verwenden. Obgleich nun Verwaltungs-

kosten, Schuldentilgung und einige althergebrachte Ausgaben zum Nutzen des Landes den wirklich verfügbaren Ertrag des Kammervermögens dem Fürsten schmälerten, so steht doch fest, daß die Bruttoeinkünfte der Kammer sich auf eben so hoch beliefen, als die gesammte Einnahme von der Besteuerung, welche in die Landschaftskasse floß, nämlich 7—800,000 Thlr. Dies Kammervermögen besteht zudem in Gütern, ist zu Forderung der drückendsten Grundabgaben, Zinsen, Frohnen u. s. w. berechtigt und lastete wie ein Alp auf dem ganzen Volke, besonders aber auf den Landbewohnern. Daher erregte es überall Freude, als der Abgeordnete Herr v. Wydenbrugk aus Eisenach in der vorjährigen Sitzung unseres Landtags darauf antrug: das Kammervermögen solle mit dem der Landschaft vereint und dem Großherzog eine Civilliste bewilligt werden; wolle man aber von Seiten der Regierung auf diesen Antrag nicht eingehen, so möge wenigstens Besteuerung des Kammervermögens eintreten. Der Antrag wurde vom Landtag mit bedeutender Stimmenmehrheit angenommen, aber es war wenig Hoffnung auf Genehmigung vorhanden.

Auf Mittwoch, den 8. März, war eine zweite Volksversammlung anberaumt worden. Zu dieser Versammlung kamen aber nicht nur die Bürger Weimars und der benachbarten Städte, sondern auch mehr als tausend Bauern. Die ganze Menge lärmte in höchster Aufregung auf dem Marktplatz hin und her. Es wurde ein Regierungsblatt ausgegeben, worin ein Gesetz über Wiedereinführung der Preßfreiheit enthalten war, es wurde die Besteuerung des Kammervermögens zugesagt — aber dies genügte nicht mehr. Gegen Abend zog die Masse in den Schloßhof, verlangte Gewährung aller ausgesprochenen Bitten, Abhülfe aller Beschwerden und konnte nur durch die versöhnlichen Worte des Großherzogs und durch die Anstrengungen vieler braven Bürger, besonders aber durch die Zusagen des Herrn v. Wydenbrugk, welcher im Namen des Großherzogs Gewährung aller Wünsche versprach, von Gewaltthaten zurückgehalten werden. Darauf trug man Herrn v. Wydenbrugk im Triumph, unter beständigen Lebehochs, nach seiner Wohnung, kündigte ihm aber an, daß man den nächsten Sonnabend wiederkommen werde. Die Nacht verging höchst unruhig und das Volk gab einigen Ministern durch Fenstereinwerfen seinen Unwillen zu erkennen. Zum Schutz des Schlosses hatte sich alsbald eine Bürgerwache gebildet.

Am andern Morgen große Versammlung der Bürgerschaft. Man war einig, in eine Bürgerwehr zusammenzutreten, aber der größte Theil der Versammelten lehnte vor der Hand jede Bewaffnung ab, weil es sonst den Anschein gewönne, als greife man gegen das Landvolk zu den Waffen und wolle nicht ebenfalls Erfüllung dessen, was es erstrebe; man könne vielmehr nur den lärmenden, ungesetzlichen Weg tadeln! Es wurden nun Abtheilungen von je 50 Mann gebildet, eine jede wählte einen Führer und Gehülfen und diese ernannten einen Ausschuß zur Leitung des Ganzen.

Der Donnerstag und Freitag vergingen ruhig. Am Freitag erschien eine Proclamation des Großherzogs, mitunterzeichnet vom Erbgroßherzog, und gewährte: Vereinigung der Kammer mit dem Landschaftsvermögen gegen eine Civilliste; Verwendung beim Bundestag um ein deutsches Ständehaus; Volksbewaffnung und Verminderung des stehenden Heeres; Veränderung der Rechtspflege, nach den Vorschlägen die der Landtag machen würde. Die versammelte Bürgerwehr brachte dem Großherzog ein Lebehoch; jeder andere Ausdruck des Dankes unterblieb vor der Hand, weil der Großherzog eben erst von einer Krankheit genesen und noch zu angegriffen war.

Gestern strömten Landleute von allen Seiten in die Stadt, man konnte ihre Zahl wohl auf 8—10,000 schätzen. Viele von ihnen meldeten sich sogleich bei dem Aus-

schuß der Bürgerwehr, boten ihre Dienste zu Aufrechterhaltung der Ordnung an und wurden, wie die Bürger, in Abtheilungen gebracht. Die Militärbehörde hatte dem Ausschuß ihre Truppen zur Verfügung gestellt für den äußersten Nothfall, denn die öffentliche Meinung sprach sich zu stark dafür aus, daß man des Militärs nicht bedürfe und, sobald es dennoch einschritte, augenblicklich die ganze Bürgerwehr auflösen würde. Die Landtagsabgeordneten verkündeten dem versammelten Volke die Gewährung aller gestellten Bitten, demungeachtet war das Volk noch nicht zufrieden und verlangte Absetzung der Minister Schweitzer und Thon, so wie Berufung Wydenbrugk's in's Ministerium. Die Massen zogen von Neuem vor das Schloß, durchbrachen, nach heftigem Widerstand, mit einem gewaltigen Stoß die Reihen der hier aufgestellten Bürgerwehr-Abtheilungen und drangen in den Hof; doch blieben die innern Schloßthüren in den Händen der Bürger und wurden behauptet. In den innern Räumen des Schlosses, der Menge nicht sichtbar, standen die Soldaten. Nach kurzer Zeit erschien der Abgeordnete Geheime-Hofrath Kiefer und machte bekannt, daß der Großherzog die Minister Schweitzer und Thon entlassen habe. Der Wegzug von etwa 50 Studenten aus dem Schloßhofe zog endlich die Menge nach sich auf den Markt. Hier kam es zu einem Sturm auf das Rathhaus, weil sich das irrige Gerücht verbreitet hatte, ein Student sei drinnen verhaftet; der Sturm wurde von der 14 Bürgerabtheilung zurückgeschlagen. Herr v. Wydenbrugk erschien auf dem Balkon des Rathhauses, sprach zum Volke und erklärte, daß der Wirkungskreis als Abgeordneter seiner Gesinnung am meisten entspreche und er daher nicht — wie der Großherzog ihm eben habe anbieten lassen — in das Ministerium treten werde. Damit war aber das Volk nicht zufrieden und ließ nicht eher ab, als bis Herr v. Wydenbrugk zusagte, daß er, für diese bewegten Zeiten, die Berufung annehmen wolle, aber nur unter der Bedingung, daß ein jeder sich sofort nach seiner Heimath begebe. Die Antwort war ein allgemeines Jubelgeschrei und die Massen begannen nun, allmählich sich zu zerstreuen und abzuziehen. Nach Mitternacht wurde die Stadt wieder vollkommen ruhig. Außer einigem Fenstereinwerfen ist überall das Eigenthum unangetastet geblieben. Bei dem Handgemenge ist es nur zu wenigen ganz unbedeutenden Verwundungen und Quetschungen gekommen.

Den 13., 14., 15. März. Die Bürgerwehr bildet sich aus und wird in Kurzem zur Bewaffnung schreiten. Der Großherzog ist im Theater mit allgemeinem Jubel empfangen worden, eben so alle Glieder der fürstlichen Familie, wo sie erblickt wurden. Der Staatsminister von Gersdorff und der Geheime-Staatsrath v. Wegener haben ihre Entlassung eingereicht; man ist sehr gespannt auf die Zusammenstellung des neuen Ministeriums, welches bis jetzt nur aus dem Herrn v. Watzdorf, einem Mann der sich das allgemeine Zutrauen in reichem Maße erworben hat, und Herrn v. Wydenbrugk besteht.

IV.

Aus Breslau.

Die Lage der Stadt.

Man versammelt sich in Köln, Aachen, Düsseldorf, Koblenz, um sich über die an den König zu stellenden Petita zu berathen; in Berlin hält sogar die Polizei selbst ihren schützenden Fittig über der Tagsatzung unter den Zelten; aber wie man hier in Breslau Miene macht, in friedlicher Vereinigung unsere Lage und Stellung ins Auge zu fassen, da wird das Militair in die Kasernen consignirt, die Wachen werden verdop-

Digitized by Google

velt und die Eingänge zu dem Versammlungssaal mit Infanterie und Kavallerie besetzt! Grade als wenn eine grimmige Emeute im Hintergrunde gelauert, als wenn beabsichtigt worden wäre, die Pfahlwurzel der bestehenden Ordnung zu zerstören! Das Gouvernement, dem doch einmal in letzter Instanz alles in die Schuhe geschoben wird, erhält für dieses Vergehen nicht so bald Absolution von der öffentlichen Meinung. Die Gewährung der Periodicität ist hier spurlos vorübergegangen, ja selbst die Amnestie der Polen! Wir wünschen mehr, viel mehr, und wunderbar! es herrscht über die Bedürfnisse eine so allgemeine Uebereinstimmung, daß es fast scheint, als beruhe die öffentliche Meinung auf einer geheimen Verschwörung. Ich glaub's auch, nur verschwor man sich nicht im geheimen, sondern auf öffentlichem Markte, und der deutsche Händedruck war das Erkennungszeichen. Christ ist erstanden! Mögen hier und dort die Gewalthaber noch zögern, den Forderungen des Volkes nachzukommen, sie werden es nicht mehr lange thun. Die Breslauer Deputation steht vielleicht in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, vor dem Könige! wir täuschen uns kaum über das Resultat ihrer Mission. Sollte es aber gegen unsere Erwartung ausfallen, dann wäre es leicht möglich, daß die Stimmung einen Grad der Erbitterung erreicht, wie es mancher noch nicht ahnt. Die gewaltigen Ereignisse haben eine seltene Einigkeit unter allen Klassen der Gesellschaft hervorgerufen: Bürger, Studenten, Arbeiter — Alles bewegt sich einträchtiglich untereinander und fraternisirt, als wäre auch bei uns die Brüderlichkeit proklamirt. Wie sehr man sich über die Stimmung und die Ansichten unserer Arbeiter getäuscht, das zeigt sich jetzt. Laut und stolz rühmen sie die Haltung der französischen Genossen und deren tiefe Achtung vor dem Eigenthume. Es ist eine nichtswürdige Lüge, und wer ja einmal mehr als flüchtig mit den Arbeitern verkehrt, wird mir es bezeugen, — „communistische Gelüste" kennt unser Arbeiter nicht; er ist Communist, wie der Liberale ein Revolutionär, ein destruktiver Minirer. Es ist an der Zeit, diesen Popanz des Communismus, den die „gute" Presse erfunden, um die Besitzenden zu schrecken, seiner lügnerischen Lumpen zu entkleiden. Der Communismus, welcher nächtlich mit Dietrichen und Brecheisen umherschleicht, hat immer existirt, aber der Diebstahl ist noch nicht System geworden, wenigstens nicht bei unsern Arbeitern.

V.

Aus Prag *).

I.

Den 11. März.

Straßenaufrufe. — Bürgermeister und Bürger. — 2640 Friedenspredigten. — Die Stände.

Frankreich, die große Locomotive, brauset vor uns her, reißt die kleinen deutschen Waggons, reißt sogar den großen österreichischen Packwagen mit sich fort, mit unberechenbarer wunderbarer Kraft. Ob wir in den Schienen bleiben, ob wir den Hochdamm herunterstürzen, wer weiß das? wer verbürgt es? Institutionen, in denen man gestern noch sein Heil, seine Sicherheit glaubte, versagen den Dienst. Die Censur, diese köstliche Contumazanstalt gegen Geisteskrankheit, besteht nur noch pro forma. Wie sollte man es wagen die Thatsachen zu streichen, welche die Wiener, Prager und Preßburger Zeitungen, wenn auch noch so purificirt, uns bringen? Was geschehen ist, kann man trotz

*) Die nachstehenden Briefe aus Prag sind, wie schon aus dem Datum ersichtlich, vor den großen Wiener Ereignissen geschrieben. D. Red.

aller Decrete der Censur nicht hinwegleugnen. Der Wiederhall ist leicht zu erkennen. Maueranschläge, und in Massen versendete Briefe, laden für heute alle Bürger zu einer Versammlung, und empfehlen eine Petition, um Communalverfassung, Volksbewaffnung, öffentliches Gerichtsverfahren, freie Presse, während von andern Seiten die Arbeiterclasse eingeladen ist, das Resultat der Versammlung auf der Straße abzuwarten; die Stadt ist aufgeregt und gespannter Erwartung der Dinge, die der Abend bringt*). Die Garnison auf 5000 Mann reducirt, ist consignirt, Polizeimandate ver-

---

*) Ein anderer Bericht, den wir über denselben Gegenstand erhielten, meldet nichts von dieser Einladung an die Arbeiter. Der an die Bürger in vielfachen Briefen, zum Theil auch in (wieder abgerissenen) Maueranschlägen gerichtete Aufruf, ist sehr würdig und mit politischem Takte abgefaßt. Ein uns übersendetes Plakat lautet folgendermaßen: „Bürger der Hauptstadt! Die Ereignisse zu Paris, die wie ein electrischer Schlag ganz Europa durchzuckten, haben in Deutschland eine Aufregung erzeugt, deren Folgen außer dem Kreise menschlicher Berechnungen liegen. Deutschland rüstet seine Heere, Deutschland bewaffnet seine Bürger! Und vielleicht nur zu bald werdet auch ihr in die Lage kommen, kräftig und ernst zu zeigen, daß ihr, eurer Geschichte eingedenk, berufen seid, eure Rechte und Ansprüche geltend zu machen, auf daß euer Patriotismus dem Throne eine feste Schutzwehr sei gegen fremde Invasion. Dabei ist es aber vor Allem nöthig, euren Heerd zu bestellen, euch im Innern zu kräftigen, damit ihr nicht im Strudel allgemeiner Verwirrung kraftlos versinket.

„Auf euch, Bürger der Hauptstadt, ist der Blick des ganzen Landes gerichtet, zu euch tönt der Nothschrei eurer Brüder von den Grenzen unseres Vaterlandes herüber, die Zahl der Proletarier wälzt sich wie eine drohende Lawine, die sich stündlich vergrößert, gefahrdrohend über's ganze Land; Handel, Industrie, Gewerbe sind in Stocken gerathen.

„Wer soll dann den Besitzenden gegen die Eingriffe der Besitzlosen — und ihre Zahl ist groß — schützen? Wie ist dem allgemeinen Uebel der immer steigenden Noth, die alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung lockert, abzuhelfen?

„Welchen Damm wollet ihr der vielleicht nur zu bald einbrechenden Fluth entgegensetzen, welche die Stürme im Norden, Westen und Süden immer drohender aufwühlen und vor sich hertreiben? Woher wollet ihr die Kraft schöpfen, den Pflichten der Bürger eines großen Staates zu entsprechen?

„Diese Fragen richtet an euch das Vaterland — das Volk — Europa. — Und mit der Beantwortung derselben zu zögern, wäre ein Verbrechen, welches auf euch den Fluch der Jetzt- und Nachwelt laden würde.

„Vor Allem müsset ihr dem Namen — Bürger — jene Geltung verschaffen, die ihm eine weise Staatseinrichtung zuerkennen muß.

„Ihr musset aus eurer Passivität heraustreten und das euch gebührende Recht ansprechen, an den Staatsgeschäften thätigen Antheil zu nehmen. Ihr müsset euch in den Stand setzen, euer Eigenthum gegen jeden, wie immer gestalteten Eingriff, zu schützen, und überhaupt kräftig dahin wirken, daß durch eine freie, würdige, offene Besprechung eurer Zustände und Angelegenheiten die Theilnahme des Volkes geweckt, das Bewußtsein der Nationalität das Gemeingut aller Klassen der Bevölkerung werde, wodurch die ganze Nation wie durch einen Zauberschlag auf die möglichste Stufe der Intelligenz, der Moralität und des Patriotismus gehoben wird, auf daß sie des Vertrauens der Regierung würdig, deren Stütze sein könne.

„Bürger der Hauptstadt! dieses erreichet ihr:

1) durch ein geregeltes, den Verhältnissen des Landes entsprechendes Gemeindewesen,
2) durch Einberufung der Stände mit Beiziehung der Deputirten aller königlichen Städte und würdiger Vertretung des Bauernstandes,
3) durch allgemeine Volksbewaffnung,
4) durch Aufhebung der wie ein Alp auf der freien Entwickelung der Nation lastenden Censur.

„Ueberlegt, prüfet, Bürger der Hauptstadt! und versammelt euch den 11. März Abends 6 Uhr im Wenzelsbade zur allgemeinen Berathung.

„Dieser Akt, Bürger, ist gesetzlich und nothwendig!"

bieten jede Versammlung, und ruhig, sehr österreichisch wird die Geschichte ablaufen. Gestern hatte der Bürgermeister, durch das Drängen einiger Bürger, die Zunftvorsteher und die Kommandanten der Bürgersoldaten zu sich geladen, um sie in „väterlicher" Rede zu beruhigen, sie zu versichern, alle Vorsichtsmaßregeln seien getroffen. Den Versammelten wollte das nicht eingehen, sie baten, jene anonym angesagte Bürgerversammlung zu gestatten, sie baten den Bürgermeister, sich an die Spitze der Versammlung zu stellen, ihr eben dadurch den Charakter der Legalität zu geben.

Arme Bürger! ihr habt euer Oesterreichisch schnell verlernt, ihr glaubt wohl, durch Zeitungslectüre verführt, Deutsche zu sein, etwa weil ihr zum deutschen Bunde gehört? kommt zur Besinnung, gute Leute! ihr seid derzeit ruhige Censur-Oesterreicher und werdet es bleiben, es müßten den Wunder geschehen. Der Versammlung ward vom Bürgermeister eröffnet, sie befinde sich auf illegalem Boden, sie maße sich an zu berathen, während sie nur zum Anhören der beruhigenden Rede berufen sei.

Diese Zurechtweisung schien der Bürgerschaft etwas zu vorsündfluthlich; sie brachte den Wunsch vor, die ohnehin bestehenden Bürgergarden durch nicht uniformirte Kompagnien zu verstärken; in wohlgeordneter Rede wurde dieser Wunsch durch den Bürgermajor Haase formulirt. Endlich ward beschlossen, daß der Bürgermeister, von dem Stabe der Bürgergarden und den städtischen Repräsentanten begleitet, sich zum Oberstburggrafen verfüge und desselben Ansicht und Befehl entgegennehme. In jener Underredung ward endlich beschlossen, in jedem Armenbezirk, durch die Armenväter, zwölf Bürgersleute zu erkiesen und zu verpflichten, in ihrem Bezirke durch die Macht der Rede auf Groß und Klein, auf Herr und Knecht, auf Meister und Gesell beruhigend und abmahnend zu wirken. Wir haben circa 220 Armenbezirke, folglich werden heute 2640 Friedenspredigten deutsch und böhmisch abgehalten werden nach prophilactischer Methode. Wer doch Stenograph wäre, um jene 2640 Friedenspredigten aufzuzeichnen und herauszugeben, in zwanglosen Heften, zur Beruhigung Europa's. Das Rednertalent der gewählten Prediger ist außer Zweifel, sind sie doch durch unsere Presse, durch unser Communalwesen, durch unsere Oeffentlichkeit seit Jahren vorbereitet worden zu der erhabenen Mission. Wir sind von heute ab ruhig im Gemüthe, von diesen Predigten stürzt Revolutions- und Fortschrittstaumel frommgläubig nieder, wie die Mauern von Jericho, und Alles bleibt beim lieben Alten. Wir bauen eine schöne dicke Mauer um Oesterreich herum, so hoch, daß kein deutsch-französischer Sperling herüber kann, (nur gegen Osten lassen wir ein Loch offen, damit eine Knute nach der andern bequem durchgezogen werden könne) der Eisenbahnbau wird eingestellt, Klein und Talachini bekommen den Mauerbau in Accord, alles Arbeitergesindel arbeitet daran an der Grenze. Ist die Mauer fertig, lassen wir das Gesindel draußen, verstopfen alle Ritzen mit Makulatur österreichischen Verlags, kleben einige Jahrgänge des österreichischen Beobachters und der Wiener Staatszeitung darüber und was kümmert uns weiter die Welt.

Wird Ihnen etwa gemeldet, auch bei uns bereite sich der Fortschritt vor, Wien sei in Bewegung, so bitte ich sie dringend, das nicht zu glauben; da tröstet man sich und wähnt, die zu Wien eben eingesperrten Drucker brächten ein Fortschritts- und Conzessionsedict zu Tage, alberne Träume! Höchstens haben wir eine Modification der Verzehrungssteuer zu erwarten, um den hungrigen Proletariermagen etwas zu beschwichtigen. Wie sollte das auch anders möglich sein? in Oesterreich ist plötzliches Umstülpen der Schlafmützen total unmöglich. Der Bauernstand ist roh, stupid und abergläubisch

verhunzt, der Bürger ist kriechend und verschlafen; der Beamte servil, corrupt, ununterrichtet. Baue einer nur einmal ein modernes freies System auf solchen Grund.

Alle Hoffnung ist jetzt auf die Stände gerichtet, diese sind es allein, welchen ein freies Wort noch zusteht, und beschämt möge jeder, der sie geschmäht, ihre Wirksamkeitsanfänge gehöhnt, bekennen, daß er im Unrecht gewesen, denn nur von dieser Wiederbelebung der Stände kann der Heilversuch ausgehen, nur von ihnen wird das Wort zur Zeit gesprochen werden.

Mit Spannung sieht Böhmen diesem Worte entgegen, Alles, vielleicht Oesterreichs Existenz, hängt ab von diesem Worte, schon sind die Stände Oesterreichs versammelt und werden in edlem Beispiel vorangehen. Böhmens Stände werden noch diesen Monat auf ihr dringendes Verlangen berufen; die Würfel sind gefallen, das Land sieht auf Euch und erwartet, daß Ihr Eure Pflicht thut.

Neustädter.

.2.

Den 12. März.

Resultate der Bürgerversammlung.

Böhmen ist in eine wichtige Fortschrittsphase getreten! zur Zeit noch unbekannte Agitatoren luden in anonymen Briefen achtbare Bürger ein, sich den 11. März Abends 7 Uhr im Saale des Wenzelsbades einzufinden, um dort eine an Se. Majestät gerichtete Petition um Preßfreiheit, Volksbewaffnung ꝛc. ꝛc. zu berathen. Noch gestern Mittag galt die Versammlung für verboten, Polizeianschläge warnten vor Zusammenrottung, die Kanonen wurden Angesichts des Publikums geladen, *Reiterei*patrouillen durchstreiften Nachmittags die obere Neustadt, doch kein Pöbel *zeigte sich*, die feindlichen Widerstandsdemonstrationen wurden eingestellt. Der Saal des Wenzelsbades, der anstoßende Garten belebte, füllte sich, an 600 Bürger waren im Saale vereinigt, von der Tribune ward ihnen die Kunde, ihre Versammlung sei legal, die Behörden hätten sie gestattet! Zwei Vorträge in böhmischer und deutscher Sprache wurden gehalten und der Versammlung angezeigt, die schroffe Spaltung zwischen czechischem und deutschem Elemente müsse fallen, vereinigt würden beide nach dem Ziele streben, was die Versammlung mit Acclamation annahm. Hierauf wurde der Versammlung empfohlen, folgende Worte in die Petition aufzunehmen: „Freie Presse, gleiches Recht für alle Culte, wohldotirte Volksschulen in beiden Landessprachen, Aufnahme aller Städte und die Landgemeinden durch Deputirte in die Landstände, Aufhebung der Verzehrungssteuer, freiere Gemeindeverfassung, öffentliches Rechtsverfahren in deutscher und böhmischer Sprache, Vereinigung der Ständekörper von Böhmen, Mähren und Schlesien, Garantie des Briefgeheimnisses, Aufhebung der Robot durch Ablösung und der Patrimonialgerichte, Volksbewaffnung.“ Mit Beifallsruf nahm die Versammlung diese Anträge auf, und schritt zur Wahl eines Comités von 20 Mitgliedern, deren überwiegende Mehrzahl nicht anwesend war, daher die Wahlannahme heute noch unbekannt ist. Das Comité soll die Petitionspunkte sichten und ordnen, hinzuthun oder weglassen, und endlich der Petition die Form geben, sie nach Wien überbringen.

Den ganzen Tag über war die Bevölkerung in banger Erwartung; der Polizeianschlag hatte Volksauflauf und Excesse in Aussicht gestellt, die Staatsbureaux, die Boutiquen schlossen sich frühzeitig, doch der Aufruhr blieb aus; die Versammlung ging ruhig auseinander. Heute aber ist die Sache in aller Mund und das politische Bewußtsein ist wie durch Zauber plötzlich geweckt.

S. S.

3
Die Bürgerbeschlüsse im Wenzelsbad.

Schon einige Tage früher lief durch anonyme Einladungen das Gerücht, die Bürger Prags wollten im Wenzelbad eine Versammlung halten, Sie können sich nicht vorstellen was es für eine Aufregung war; die Regierungsmänner, Vertheidiger des Absolutismus und die Furchtsameren streuten aus – da dieser Tag grade Sonnabend mit dem frühern Aufhören der Arbeiter zusammenfiel — es sollten die letztern aufgeregt, eine Straßenemeute vorbereitet und das Privateigenthum dadurch gefährdet werden; umsonst stellte man ihnen vor, die Bürger Prag's hätten immer genug biedern, loyalen Sinn gezeigt, als daß sie zu einem solchen hirnlosen Unternehmen ihre Hand bieten wollten. Die Behörden selbst thaten nichts anderes, als daß sie einiges Militair in ihren Casernen consignirten; die Stunde kam heran, es gingen viele Leute gegen das Wenzelbad aber nicht übermäßig, dort war gar keine Polizei und doch Ordnung, der Saal gedrängt voll. Die Redner sprachen vom Orchester sehr gut, sehr gemäßigt, unparteiisch bei Abstimmungen (welches durch Händeaufheben geschah); glaubten sie nicht mit Sicherheit von der Majorität überzeugt zu sein, so ließen sie noch einmal abstimmen.

Hier das kürzeste Programm von den Punkten die besprochen und abgestimmt:

1) Vor Allem wird ersucht Eintracht zwischen Czechen und Deutschen zu erhalten (stürmischer Applaus).

2) Ein Comité von 20 bis 25 Mitgliedern soll gewählt werden, um über folgende Punkte sich zu berathen und dann Antragstellung auf legalem Wege im Namen der Nation an Se. Maj. gelangen zu lassen.

a.) Gleichstellung der czechischen und deutschen Nationalität im Lande.
b.) Erneuerung und Verbesserung der Landesordnung.
c.) Garantie für die Vereinigung der Kronländer Böhmen, Mähren und Schlesien, jährliche Einberufung der Landesvertretung, abwechselnd nach Prag und Brünn.
d.) Gemeindeverfassung.
e.) Freie eigene Wahl der Magistrate.
f.) Einführung der Nationalgarde.
g.) Militairpflichtigkeit aller Stände durch's Loos.
h.) Militaircapitulation auf 4 Jahre.
i.) Preßfreiheit, nur durch Strafgesetze nach erfolgtem Druck beschränkt.
k.) Mündliches und öffentliches Verfahren bei den Gerichten.
l.) Garantie für persönliche Freiheit.
m.) Heilighaltung des Briefgeheimnisses.
n.) Aufhebung der Accise, Erleichterung an Stempeln und Taxen.
o.) Erleichterung der Unterthänigkeit und Robot.
p.) Gleichstellung aller Confessionen.
q.) Aufhebung der Verzehrungssteuer.

Die Wahl der Comité weiß ich nicht mit Bestimmtheit, es zeigte sich aber auch darin der gute Prager Bürgersinn; sie setzen Vertrauen, und ich glaube mit vollkommenem Recht, auf einige vom Adel der nie gegen sie war, doch es fehlte an dem nothwendigen Organ der Ueberzeugung, an der freien Presse; sie wählten Graf Deym, Franz Graf Thun, Graf Bouquoi, der treffliche Geist der Versammlung zeigte sich bei der Wahl des Hrn. v. Lämel, obschon einige gegen ihn waren seiner Religion wegen; doch die Leiter der Bewegung führten gleich auf das Richtige indem sie darauf hindeuteten, sie hätten Gleichstellung der Nationalität, der Religion in vornhinein angesucht, es sollte praktisch ausgeführt

werden; er wurde gleich gewählt, mit einem Worte es zeigte sich ehrenhafter Bürgersinn, nirgends Uebertreibung, beiderseitiges Nachgeben und Ruhe für eine so große das erste Mal versammelte Menge.

4.

Fraternität zwischen Adel und Bürger. — Die Abendgesellschaften des Grafen Deym.

Ein großer Theil des landtagfähigen Adels hat in einem an den Ausschuß gerichteten Gesuche um Erweiterung der Landesrepräsentation angesucht, und da unter den Unterzeichnern des Gesuchs alle in Prag anwesenden Stimmführer der Opposition erschienen, die Abwesenden unter den Letzteren aber der Linken des Landtags angehören, und daher von selbst für eine lang gewünschte Maßregel stimmen werden, so ist kein Zweifel, daß, wenn die Stände zusammenberufen werden, die Maßregel durchgeht; denn die Majorität des Herrenstandes gehört dem Centrum, und wo dieses sich mit der Linken eint, wird die conservative Partei immer geschlagen; weil diese dann nur aus den Geistlichen, einigen, sehr wenigen Herren, mehreren Rittern, und den sogenannten Bürgervertretern besteht. Daß der Adel die Initiative gibt, die Rechte des vierten Standes auf den Ständeversammlungen anzuerkennen, ja daß er dieselben sogar durch Einführung der bürgerlichen Grundbesitzer erweitern will, muß lobend anerkannt werden, und wir hoffen, daß nun der blasirte Herr Blase umsonst in seine Gifttrompete blasen, daß der jammervolle —w— umsonst weh schreien, und sich an einem ständischen Diner rebus vere bene gestis den Magen nicht mehr verderben wird. — Auch in den Abendgesellschaften bei Grafen Friedrich Deym geschieht die lange wünschenswerthe Besprechung über die Unterstützung der Regierung, aber zugleich auch über die dringenden Erfordernisse der Zeit, und während man von den Sprechern des Landtags den *Fürsten Karl* Auersberg, die Grafen Albert Nostiz, Franz Thun und Johann Lazanzky *allwöchentlich* dort findet, sind von den übrigen bemerkenswerthern Landständen Graf Rudolph Morzin, Graf Albert Deym, Ritter Wenzel, v. Bohusch, Ritter von Bergenthal, und Brechler zu sehen; während von den Notabilitäten des Bürgerstandes Dr. Pinkas, Kaufmann Riedel, Kreutzberg, Uffo Horn, Alfred Meißner, Krug sich beinahe immer dort einfinden. Zu einer Berichtigung oder vielmehr Erweiterung des von Herrn Bruska unterm 17. Januar über den Städtenotar Gesagten müssen wir bemerken, daß beinahe alle die genannten Bürger die Absicht des rechten Centrums des Landtags anerkannten, daß durch eine zu frühzeitige Demonstration zu Gunsten der Städte das Kind mit dem Bade hätte verschüttet, und die Städte Magistratualen statt Deputirte in den Landtag hätten erhalten können. Wir überlassen es dem Urtheile des Publikums, zu entscheiden, ob die Linke des Landtags, mit der sich in dieser Frage die Linke des Centrums vereinigte oder die Rechte des Centrums das Bessere erwählt hätte. Das Beste ist, daß jetzt Alle vereinigt sind, und die Theilnahme des Bürgerstandes an den ständischen Verhandlungen wünschen. Das Comité zur Verfassung einer Gemeinde-Ordnung war neulich bis 10 Uhr Nachts bei Graf Thun versammelt. △

VI.
Aus Wien.

1.

Den 10. März.

Die Haltung gegen Frankreich. — Was heißt Umsturz. — Die souveräne Polizei. — Rathlose Räthe.

Der wichtigste politische Schritt, den die Regierung zu thun vermeinte, ist die in der Wiener Zeitung im Namen des Kaisers gegebene Erklärung, daß die Umgestaltung Frankreichs

zu einer Republik als eine innere Angelegenheit jenes Landes betrachtet wird, und daß „Oesterreich weit entfernt ist von jeder Absicht, mittelbar oder unmittelbar auf die dortigen innern Verhältnisse einzuwirken." Wir nehmen Akt von dieser Erklärung, obschon sie im offenen Widerspruche mit jener Politik steht, die wir — wenigstens durch Drohungen und Zeitungsartikel — noch vor Kurzem der Schweiz gegenüber beobachtet haben.

Aber nicht die Haltung gegen Frankreich ist es, was uns zunächst berührt, sondern die dringenden, unaufschiebbaren Reformen, welche wir im Innern bedürfen. Auch hierüber enthält jene Proclamation der Regierung ein Wort, nein, einen Laut, oder eigentlich nur einen Hauch der Andeutung. „Es ist der Wille Sr. Majestät — heißt es — daß Oesterreich sich nach Innen stark, nach Außen gesichert und geachtet fühle." Wodurch dieser Wille zur Erfüllung gebracht werden soll, darüber lassen die unbeugsamen Räthe, welche dieses der kaiserlichen Unterschrift vorlegten, den guten und wohlwollenden Monarchen schweigen. Ja, als glaubte man mit diesen laconischen Worten schon zu viel gethan zu haben, läßt man ihnen sogleich eine Drohung folgen. „Se. Majestät werden aber auch eben so ernstlich darüber wachen, daß keine Bestrebungen zum Umsturze der rechtlichen Ordnung Statt finden, die sein von Gott gesegnetes Reich in einen Zustand von Zerrüttung versetzen könnten." —

Es ist nicht mehr als billig, daß eine Regierung auf die Ordnung im Staate strenge halte. Aber was heißt bei uns Bestrebungen zum Umsturz der öffentlichen Ordnung? Man frage doch unsern Hern Polizeipräsidenten, wie weit er die Anklage auf solche Bestrebungen ausdehnen kann. Wir würden den Ausdruck des Manifestes billigen, wenn es hieße, auf gewaltsamen Umsturz der öffentlichen Ordnung. Aber dieses Wort fehlt. Umsturz ohne Gewalt heißt aber Reform. Auf einen solchen Umsturz denke ich, denken Sie, denken die Stände, die Kaufmanschaft, die Industrie, die Universitäten — wir Alle. Jeder Schritt, der von der Bevölkerung ausgeht, jede Petition, Demonstration, jeder Artikel, jede einzelne Aeußerung kann somit von der Polizei als ein Bestreben zum Umsturze der öffentlichen Ordnung gedeutet werden. Und wie hat sie von dieser Deutelei, von der Omnipotenz Gebrauch gemacht! Da die Auslegung ihr allein überlassen blieb, so wurde sie souverän über die kleinsten Handlungen, über die leisesten Gedanken eines jeden Staatsbürgers, sie wurde souveräner als der Souverän, und weil sie bei alle dem doch nicht der Heros, sondern der Büttel blieb, so kümmerte es sie nicht, was sie zerstörte, es kümmerte sie nicht, daß sie die ganze geistige Blüthe einer reichbegabten Bevölkerung vernichtete, es kümmerte sie nicht, daß sie alle Rathschläge zur Hebung und Besserung der Wohlfahrt verhinderte, daß sie dem Ohr des Monarchen die Stimmen vorenthielt, die ihm aus der Mitte des Landes die Zustände und die Bedürfnisse desselben geschildert hätten; sie war souveräner Büttel und beutete ihre Gewalt in einer so schauerlichen, eigenmächtigen, bornirten Weise aus, wie die Phantasie des Gesetzgebers sie nie erträumen konnte. Bis in die Familienstube drängte sie sich, bis in das kleinste Gehäuse und Willenseigenheit des Gedankens, und wenn ein Journal eine Tänzerin, die in Gnade der Polizei stand, als ungeschickt bezeichnete, strich sie es aus und setzte das Entgegengesetzte hin; sie war souverän! Wer konnte ihr wehren?

Unwillkürlich spreche ich von diesen Zuständen in vergangener Zeit, obgleich sie nach wie vor als ein Mühlstein auf uns liegen; aber es ist das Bewußtsein, daß es länger nicht so bleiben kann, daß wir in den letzten Tagen dieser Polizeiherrschaft stehen.

Wenn Jemand dem Vaterlande jetzt einen Dienst ohne Gleichen erweisen könnte, einen Dienst, für den nicht nur wir Oesterreicher, sondern ganz Deutschland auf ewig verpflichtet würden, so wäre es der, der kaiserlichen Familie vollen Aufschluß zu geben über die wahre Stimmung in Oesterreich, über das wahre Verhältniß zu Deutschland, über die drohende Zukunft, der nach innen, wie nach außen die Monarchie entgegen geht. Wir dürfen kühn behaupten, daß man in den Regionen unserer Dynastie nicht den zwanzigsten, nicht den hundertsten Theil der Dinge kennt. Woher auch? Eine regierende Familie, die über 40 Millionen herrscht, über Völker der verschiedenartigsten Stämme, Sprachen und gesetzlichen Einrichtungen, kann kaum die Hauptpunkte der Bewegung im eignen Staate erkennen. Die Presse, die in andern Ländern durch jahrelang geliefertes Detail, durch Polemik und Controverse dem Monarchen einen Spiegel der innersten Zustände seines Landes liefert, eine solche Presse existirt bei uns nicht. Auf wen ist also der Hof angewiesen? Auf die mündliche Conversation und Berichte hoffähiger Bureaukraten und bureaukratischer Hofleute. Und kennen diese etwa selber die Zustände? Haben sie etwa einen anderen Schlüssel dazu, als dasjenige, was ihnen augendienerische, eigennützige Unterleute melden? Mischen sie sich etwa unter Bürger und Volk? Sind ihre angestammten und weichlich gepflegten Vorurtheile nicht wie eine Rinde um ihre Augen und Herzen gewachsen? Begreifen sie denn dasjenige, was in entgegengesetzter Richtung sich in nothwendiger Entwickelung bewegt? Für sie gibt es nur zwei Kategorien: Stummer Servilismus oder, um den amtlichen Ausdruck zu brauchen: „Enges Anschließen der Regierten an die Regierung," oder Jacobinismus und Communismus. Was dazwischen an vernünftigen, naturgemäßen und geschichtlichen Fortschritt liegt, das wollen und können sie nicht sehen, weil sie es nicht begreifen. Und so ist die Krone in den Händen dieser gefährlichen Menschen, die unter dem Mantel der Räthe und Wächter ihr tausendmal mehr Schaden zufügen, als diejenigen, gegen die man die Büttel der Polizei und das ganze Heer des Grafen Sedlinitzky loshetzt.

Rainer.

2.

Den 11. März.

Aufgeregte Stimmung. — Wegschaffung des Bildnisses von Metternich. — Zahlreiche Arresten. — Wie sich Akademiker betragen. — Antirussische Manifestationen. — Petition der Buchhändler. — Bürgermeister. — Niedriges.

Die Aufregung der Gemüther, die ich Ihnen in meinem letzten Schreiben schilderte, ist nicht nur nicht zur Ebbe gelangt, sie fluthet noch in stärkerer Strömung. Gegenüber den Berichten deutschbefreundeter Staaten, die in allen Zeitungen mit Enthusiasmus gelesen werden, machte die zweite Proclamation in der Wiener Zeitung einen entgegengesetzten Eindruck, um so mehr als in demselben Blatte, ja auf der nebenstehenden Spalte die Versprechungen des Königs von Baiern zu lesen waren. Was auch der Polizeichef vorkehrte, um die öffentliche Stimmung nicht bis zu Hofe dringen zu lassen, so gelang ihm dieses doch nicht ganz, denn sie zeigte sich am Börsenbarometer, die Staatspapiere sanken um einige Grade tiefer. Die Thatsache, daß am Hofe Geneigtheit zu Concessionen vorhanden sei, welcher der Erzherzog Ludwig, der Fürst Metternich (und Graf Sedlinitzky) gegenüberstehen, ist jetzt zur allgemeinsten Kenntniß gelangt. Placate an Laternenpfählen, an der Villa des Fürsten, ausgestreute Blätter drücken zu deutlich die Gesinnung der ganzen Bevölkerung aus, und zwei Kaufleute, die das Bild des Fürsten im Schilde führen, auf dem „Hof" und in der Kärntnerstraße, hängen dasselbe seit mehreren Tagen nicht mehr aus. Es ist kaum ein

Jahr verflossen, so sammelten die Wiener noch Unterschriften für eine Adresse an Jenny Lind, das hat sich nun plötzlich, rascher als wir dachten, umgewandelt, und die hier folgende Adresse ist mit tausenden von Unterschriften bedeckt. Sie ist von Bedeutung in anderer Art, weil sie durch Niemanden veranlaßt, aus dem Bewußtsein und Bedürfniß Vieler zugleich entstanden ist, während es jetzt Keinem ein Zweifel ist, daß die vom N. O. Gewerbsverein stylisirte Adresse von einer hohen Dame angeregt wurde. Sie fiel reservirt genug aus, und man erzählt von einer heftigen Rüge, die der Neffe sich vom Onkel gefallen lassen mußte. Wir beklagen den Prinzen, denn schon ist eine zweite Adresse, dem das beiliegende Amendement zur Grundlage dient, des allgemeinen Wiener Hülfsverein, dessen Protector er ist, an ihn abgelaufen. Die Adressen schießen jetzt frisch und kräftig empor. Die Universität, welche beim Landtage, dessen Vorberathungen den 13. d. M. begonnen haben, durch ihren Rector Magnificus mit vier Stimmen vertreten ist, versammelt sich seit einigen Tagen in ihren einzelnen Facultäten, um für Lehrfreiheit ihre Stimme zu erheben; die hiesigen Maler, Schriftsteller und Musiker haben, wie ich eben vernehme, ebenfalls an die Ständeverordneten eine Adresse gerichtet, worin sie Preßfreiheit bevorwortet wünschen, ohne darum die allgemeinen bereits in der Bürgeradresse zur Sprache gebrachten Wünsche und Forderungen auszuschließen. Bedeutend in dieser Adresse soll eine Stelle sein, in der nachgewiesen wird, wie der Monarch, nicht nur von den Wünschen seiner Unterthanen aus der bezeichneten Sphäre nicht unterrichtet worden sei, wie sie vielmehr seit Jahren durch einen mißwilligen Beamten verleumdet seien. Die Studenten der Universität haben für den 12. d. M. ebenfalls eine Zuschrift an die Stände adressirt, der sich eine zweite von den Zöglingen des k. k. politechnischen Institutes anschloß. Wichtiger als alle diese in einem erwachten, edleren Bewußtsein aufflackernden Adressen ist natürlich die von den Bürgern ausgehende obenangeführte, auf welcher Männer in Amt und Würden, Besitzer, Fabrikanten, Handwerker, Adelige unterzeichnet stehen; wie wohl auch hier mancher zurückblieb, der sonst gerne sich einen gesinnungsvollen Mann nennen läßt, so verweigerten es die Herren Endlicher und Ettingshausen (beide geborene Ungarn!! somit doppelt berufen, für Constitution zu sprechen). Wie können aber auch diese Herren und noch zwei und vierzig ihrer Genossen die Adresse unterschreiben, da sie doch gegen die Censurfreiheit der Akademie, gegen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, sogar streng wissenschaftlicher Verhandlungen gesprochen haben. Dieselben Herren, die, als sie zur Wahl der correspondirenden Mitglieder schritten, Arago durchfallen ließen und Guizot wählten. Man behauptet hier, das Unglück habe diesen Mann von dem Momente nicht mehr frei gegeben, indem er k. k. Akademiker wurde. Was soll man von Männern erwarten, die bei der Wahl unter andern Ludwig Uhland nur zwei, dem Censor Gabriel Seidl aber 15 Stimmen gegeben haben. Wir wissen nicht, ob Hammer-Purgstall, der Einzige, der für Censurfreiheit sprach, die Adresse mitgezeichnet hat. Wird Oesterreich Concessionen machen? Es läßt sich, wie sein Staatskanzler sagt, „nichts abtrotzen.“ Diesmal ist es aber von so vielen Seiten dringend gebeten; es ist der Regierung leicht gemacht, sie darf ja nur „allergnädigst zu beschließen geruhen.“ Wir trotzen ja nicht und doch fürchten wir, Nichts oder nur wenig zu erreichen, wenn uns ein anderer Imperativ nicht hilft: die trostlose Lage der Finanzen, der bald unter Null gesunkene Credit und — Excesse der Arbeiter, die schon bedrohliche Bewegungen und Aeußerungen merken lassen. Wir in Oesterreich scheinen schon dazu berufen, isolirt dazustehen oder in's Schlepptau der Ereignisse genommen zu werden. Das Anlangen russischen Geldes

brachte hier eine böse Stimmung hervor. Warum von Feinden borgen, gegen Zinsen borgen. Jeder Oesterreicher ist bereit, Concessionen zu kaufen! wenn man ihm selbst in diesem Momente neue Steuern auflegte, zugleich aber seine Wünsche erfüllte, die bald zu kategorischen Forderungen werden könnten. Noch kann die Regierung großmüthig sein. Vor einigen Tagen hat die russische Antipathie sich in eigenthümlicher Weise ausgedrückt, in — einem Concertsaale. Der Leiter des classischen Concerts dirigirt. Der Belgier, Freiherr v. Lannoy, ließ unbegreiflicher Weise die russische Volkshymne, die in einer Ouverture von einem Musiker in der Ukraine eingeflochten ist, singen. Die Musik und der Gesang, wiewohl als solche ganz ausgezeichnet, wurden vom gesammten Publikum mit Entrüstung ausgezischt. Viel mißliebige Stimmung wurde auch in diesen Tagen wach durch die bekannt gewordene abweisende Antwort, die den Buchhändlern wurde, sie faßten eine Bittschrift, um Abstellung der durch das neue insipide Verfahren der k. k. Censuroberdirection hervorgehenden untragbaren Uebelstände, ab, und konnten erst nach vielen Bitten zu einer Audienz gelangen, in der ihnen Erzherzog Ludwig, nachdem die Deputation lange die Zustände auseinander gesetzt hatte, die einzigen Worte mürrisch sagte: „Ich werde, wenn ich Zeit habe, die Sache untersuchen." Eben so kurz war die Antwort des Kaisers.

VII.

Die Wiener Ereignisse.

Den 13. März.

Der gestrige Tag, der 12. d. M. war einer der in den Annalen der hiesigen Universität als ein rothes Blatt glänzen wird, ein Tag wie man sich ähnlicher, weniger nur vor Jahrhunderten historisch erinnert. Seit mehreren Tagen verlautete, daß die Studenten eine Adresse an den Kaiser votiren; der gestrige Tag wurde dazu bestimmt, sie in der Aula vorzulesen und in feierlichem Aufzuge in der Burg zu überreichen. Die Sache war kein Geheimniß und der Graf Inzaghy versammelte den Abend zuvor den Universitätskörper, um darüber zu berathen, ob der sonntägige Gottesdienst abbestellt, ob die Thore der Universität geschlossen, ob Militär aufgestellt werden sollte? Nach vielfacher Debatte wurde jedoch der Ansicht gehuldigt, daß es die Versammlung selbst bei Entfernung jeder religiösen Hilfe geschehen und sich nur nicht durch Widerstand Excesse hervorzurufen entwickeln lasse solle; jedoch wurde es den Professoren zur Pflicht gemacht, die Gemüther der Jugend zu beruhigen und sie in ein ruhgem Gleise zu bewegen. Um 9 Uhr Morgens füllte sich die Aula — es hatten sich die Zöglinge des k. k. polytechnischen Institutes hinzugesellt — beinahe an 2000 jungen Männern. Ein Hörer des Rechte bestieg die Kanzel, hielt eine kurze gedrängte Rede, die den Zweck der Versammlung aussprach und las hierauf eine energisch und gut gefaßte Adresse an den Kaiser vor, in welcher folgende Postulate vorkommen: Lehrfreiheit, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Gleichstellung der Culte, (das Letztere hat die Bürgeradresse wohl vergessen zu fordern). als ein donnerndes Lebehoch der Adresse gebracht und zur Unterschrift derselben geschritten wurde, betrat Herr Hye, Professor des Staatsrechtes an der k. k. Universität und Als ein populärer Mann von den Professoren zum Sprecher gewählt, die Kanzel und versicherte, wie er die Gesinnung der Adresse ganz theile, wie er ihr den glücklichsten Erfolg aus voller Seele wünsche, darum aber die Akademie aufmerksam mache, daß sie keinen Schritt thue, der ihre gute Sache verdächtigen könne. Ein solcher aber wäre es, wenn sie die Adresse jeder Einzeln unterschrieben, indem ein Comulativ-Gesuch nach

österreichischen Gesetzen verboten sei. Sie mögen die Adresse dem Rektor magnificus (k. k. Hofrath Jeruth) als Ausdruck ihrer Gesinnungen übergeben, um sie an den Stufen des Thrones niederzulegen. „Nichts an den Stufen, da ist der Fürst Metternich, der Erzherzog Ludwig; wir wollen direct an den Kaiser," erwiderte ein durch einander hallendes Chor Professoren. Endlich versuchte er hierauf zu sprechen. „Schweigen!" schrie es. „Der hat in der Akedemie für die Censur gesprochen, gegen die Oeffentlichkeit gesprochen!" Periat. Er mußte sich zurückziehen; hierauf bemächtigte sich Professor Hye wieder des Wortes und versicherte auf sein Ehrenwort, die Adresse, nicht an „unpopuläre, verblendete Rathgeber" in Begleitung des Rector Magnificus persönlich an den Kaiser zu bringen. „Heute noch, aber heute, heute, wann bekommen wir Antwort, wir wollen Antwort haben." Herr Hye versprach noch in derselben Stunde eine Audienz anzusuchen, fordere aber als unabweisliche Bedingung, daß die Studenten in voller Ruhe und Stille sich nach Hause begeben, früher aber noch dem Kaiser ein Lebehoch bringen. 2000 junge Herzen und Lippen wiederholten „der Kaiser hoch! die Universität hoch! Hye hoch!" Um 12 Uhr begaben sich mehrere Professoren an der Spitze der Rector Magnificus zum Erzherzog Ludwig und Franz Karl um eine Audienz beim Kaiser zu erhalten, die ihnen für denselben Tag noch Abends um 6 Uhr anberaumt wurde. Die lebendigste Bewegung ist auf den Straßen. Um 9 Uhr fuhren die Stände auf, das heißt: sie gingen dießmal, einzeln nicht wie sonst in Corpore, im schwarzen Frack, sonst in prächtiger Uniform, nach einer ihnen dießfall gegebenen Weisung, weil man von einer Demonstration, die man machen wollte, vernommen hat.

11 Uhr Vormittags. In der Landstube selbst erhob ein Doktor der Medizin, Arzt des k. k. allgemeinen Krankenhauses seine Stimme und brachte die Forderungen, welche die Studenten an den Kaiser richteten, zur allgemeinen Kenntniß. Ein Lebehoch für den Kaiser, für die Erzherzogin Sophie, für das Volk, wurde mit Jubel aufgenommen und dem Sprecher ein Vivat gebracht. Das Volk wählte hierauf eine Deputation, um im Saale der Stände selbst die Adresse zu deren Kenntniß zu bringen, während dieser Zeit wurde dem Dichter Bauernfeld, der im Ständehause wohnt, und am Fenster erschien, ein Lebehoch gebracht und zum Sprechen aufgefordert, er zog sich rasch zurück. Im innern Burg-Hof nahm die Statue Kaiser Franz mit der Devise „meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen" sich etwas sehr erbärmlich aus, denn vor dem Burgthore sind Grenadiere mit scharfgeladenem Gewehr aufgestellt, während im und beim Landhause weder Soldaten noch Polizisten zu sehen sind. Auf dem Wege nach Hause strömte mir eine ungeheure Menschenmasse in der Strauchgasse (Verbindungsstraße der Herrenstraße, der Freiung und dem Hof) entgegen, voran von 3 Männern, wurde ein Doktor der Rechte, Assistent an der Universität auf den Schultern getragen, um seine Rede, die er auf dem Hofe hielt, im Landhause zu wiederholen, er sagte weitläufig „Wir müssen endlich darauf bestehen das zu erreichen, was unsere deutschen Brüder längst besitzen oder jetzt erreichen. Es lebe der Kaiser! er ist gut, aber die ihn Umgebenden berichten ihn falsch; doch fort mit Metternich! fort mit Sedlinitzky." Als das Volk Beiden ein tausendstimmiges Periat brachte, sagte er ihnen: „Nicht so meine Freunde! die sind schon moralische Cadaver, was noch von physischen Leben in ihnen ist, ist ihnen ohnedies nur kurz mehr zugemessen, und das reicht eben noch aus, um sie unsern Fluch noch hören zu lassen. Aber fort mit ihnen, sie sind Rebellen, sie haben uns verrathen. Lange lebe der gute Kaiser!" „Es wurden fortgesetzt aller Orten Reden gehalten, die Menschenmenge wird in jedem Momente schwellender, man nimmt bereits 50tausend an,

die sich versammelt haben, und die erklären, nicht früher fortzugehen, bis sie eine Antwort haben; sie hätten im Jahre 1830 sich ruhig gehalten, als alle ihre Brüder Forderungen stellten und hätten nun 18 Jahre gewartet, jetzt wollten sie nicht mehr. Constitution, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, Wegjagung Metternichs, Abdankung Ludwigs, Treue für den Kaiser, dies sind die Schlagworte, die tausendfach durch einander tönen. Um 2 Uhr wurden alle Thore der Stadt, die Läden- und Hausthüren geschlossen, nur Fußgängern ist durch eine Reihe von Grenadieren mühsam der Weg offen. in diesem Momente, wo eine Ständeversammlung, in deren Begleitung Bürger und Studenten sind, unmittelbar zum Kaiser sich verfügte, herrscht momentane Ruhe; ich eile diese Zeilen aufdie Post zu bringen; der 13. dieses Monats darf man sagen, ist des alten Systems Marzenidus. P. S. So eben höre ich, daß an der Strauchgasse bereits vom Militär gefeuert wurde und es sollen zehn Personen gefallen sein; auch am Hof soll dasselbe Statt gefunden haben. Das Resultat ist noch unbekannt.

Den 14. März.

Metternich hat abgedankt! Fassen Sie den Jubel dieser Worte? In ihnen lesen Sie die Nachricht einer gewonnenen Schlacht. Ich war mitten in der Bewegung vom frühen Morgen bis jetzt (14. März 6 Uhr Morgens) und kann Ihnen wenigstens in Umrissen viele Situationen zeichnen; ich schließe, wo ich gestern wegen Postabgang abbrechen mußte. Die Volksmassen wuchsen immer mehr und mehr und fingen zu toben und zu lärmen an, als man ihnen sagte, die Ständesitzung sei für heute aufgehoben, und ihnen kein Resultat bekannt gegeben wurde; bereits war Militair überall aufgestellt. Plötzlich sprengt der commandirende Erzherzog Albrecht vom Schottenthor gegen die Herrengasse; einige brachten ihm ein Vivat, als die Menge erfuhr, es sei der Commandirende (Sie erinnern sich noch, daß er auf unschuldige Cigarrenraucher vor mehrern Jahren in Folge seines Befehls geschossen wurde) wurde er ausgezischt; er wandte rasch sein Pferd und einer aus dem Volke warf ihm rasch ein Stück Holz nach; in diesem Momente soll er mit dem Degen gewinkt haben, es erfolgte eine Decharge und 6 Menschen lagen erschossen auf dem Pflaster, zwei mit Bajonneten erstochen, viele wurden verwundet, unter den erstern befand sich ein Greis mit schneeweißen langen Haaren, der vor die Stirn getroffen war. Die Scene brachte eine furchtbare Gährung hervor, zu gleicher Zeit hörte man auf anderen Plätzen schießen; auf dem hohen Markte wurden am Polizeihause die Scheiben eingeschlagen und die Waage der Gerechtigkeit von der Statue abgerissen. Einige Polizisten waren so unvorsichtig und niederträchtig in die Menge hinab zu schießen. Ein Bürger in Uniform, der zur Sicherheit herbeiritt, wurde schwer verwundet. Da begab sich eine Situation von tief betrübender Bedeutung; eine Deputation, in ihrer Mitte der Bürgermeister, bat, beschwor den Erzherzog Albrecht das k. k. Militair abziehen zu lassen, aber er schlug das Begehren ab. Mittlerweile wurde der Erzherzog Wilhelm, der zu Pferde in Uniform erschien, von Anderen gebeten, das Militair abziehen zu lassen. Er meinte nichts thun zu können, es hinge vom Commandirenden ab, auf den er zuritt und dieselbe abschlägige Antwort erhielt. Man sprach von zwanzig Todten. Heute sind die Gerüchte noch sehr widersprechend, wer die Opfer sind die für uns gefallen. Es dämmerte allmälig, man fürchtet durch das Hereinströmen der Arbeiter noch größeres Unglück, als eine „Kundmachung der Regierung" erschien, die sehr naiv von „bedauerlichen Vorfällen" sprach und daß ein Comité zusammengesetzt sei, um die Wünsche zu berathen. Um sieben Uhr war wie durch einen Zauber die ganze Stadt beleuchtet, weil man das Zerstören der Gasröhren und

Laternen fürchtete. Heillose Banden, mit Stangen, Brettern, Stöcken u. dergl. bewaffnet, durchzogen die Stadt. Handwerksgesellen mit Lumpen an einer Stange, „das ist das Wappen der Polizei, der Sedlinzky ist der oberste Lump;" ununterbrochenes Vivat begleitete den sich wiederholenden Ruf. An allen Regierungsgebäuden wurden die Fenster eingeschlagen. Einen sehr tragischen Eindruck brachte es hervor, als einer der Redner, der am Kopfe verwundet ward, auf ein, einem Officier abgenommenes Pferd gesetzt und durch alle Straßen der Stadt unter furchtbarem Heulen und Wehklagen herumgeführt wurde. Der junge Mann sah sehr bleich aus und wankte im Sattel. Auf der Universität begab sich während dieser Zeit ein sehr wichtiges Ereigniß, die Studenten hatten sich versammelt und forderten nach althergebrachter Weise der Universität, bewaffnet zu werden um die Stadt zu schützen. Der Rector Magnificus an der Spitze einiger Professoren, brachten unverweilt die Forderung an dem Monarchen und kamen mit der Antwort zurück, man werde am folgenden Morgen den Forderungen genügen. „Gleich! gleich! sonst stürmen wir die ganze Nacht durch die Stadt um Waffen!" Neue Deputation zum Kaiser, als die Ruhe nicht herzustellen war, begab sich eine solche wieder zum Kaiser und brachte halb neun Uhr die Botschaft der gewährten Bewaffnung. Unendlicher Jubel erscholl und in Rotten getheilt wurden die Studenten ins bürgerliche Zeughaus geführt und mit Bajonnet, Flinten und Seitengewehren versehen; bei Fackellicht, die Trommel voran, zogen sie nun gegen die Universität, aus allen Fenstern wehten weiße Tücher und erschollen unaufhörliche Vivats: „die Studenten hoch!" Hier vertheilten sie sich nun in die Vorstädte um zu patrouilliren. Um neun Uhr wurde proclamirt: „der Fürst Metternich hat abgedankt"; ich wußte bis dahin nicht, daß die Menschenstimme sich bis zum Orean steigern lasse, es war ein Jubel, wie ihn wohl noch Niemand in Wien erlebt hat. Stundenlang donnerte, raste, jubelte es durch die Stadt: „das uralte Princip ist gestürzt!" schrie es auf allen Straßen, „diese Stunde hat uns gerächt für lange Schmach!" In der gestern Abend um sechs Uhr zusammengetretenen medicinischen Facultät forderte ein Doctor der Medicin das Wort, und erzählt zu allgemeiner Empörung, wie er den Commandirenden mit aufgehobenen Händen gebeten habe, die Bürger ausrücken und nicht schießen zu lassen, es werde sogleich Ordnung und Ruhe eintreten, „ich kenne keine Bürger, ich werde die Canaillen niederschießen lassen" gab er fortsprechend zur Antwort. Auf allgemeinen Zuruf wurde das Factum zu Protocoll genommen und beschlossen, durch eine Adresse zu fordern, daß der Commandirende seiner Stelle entsage. Es ist unbegreiflich, wie man bei der sich allgemein aussprechenden Anhänglichkeit für das Kaiserhaus zwei Prinzen des Hauses einer jedenfalls gehässigen Stellung preisgeben mochte. —

(Von einem andern Correspondenten.)

Ich lege meine Muskete aus der Hand, und verlasse, müde von der Aufregung zweier Tage, meinen Wachdienst, um der für den morgigen Tag so nöthigen Ruhe zu pflegen Noch aber darf ich das Lager nicht suchen! Eine heilige Pflicht habe ich noch zu erfüllen — es ist die der getreuen Mittheilung selbsterlebter Fakten, in der Absicht jeder Entstellung oder Mißdeutung zu begegnen. Was ich Ihnen schreibe ist historische Wahrheit, folgerechte Entwicklung der Begebenheiten vom 12. März morgens 8 Uhr, bis 13. März Mittags. Die Schilderung der weitern Begebenheiten bis 9 Uhr Abends muß ich Andern überlassen, und wünsche Ihnen nur nicht minder getreue Be-

richterstatter. Von 9 Uhr bis nach Mitternacht erzähle ich Ihnen wieder. Nun zur Sache!

Bereits am 11. März Abends ging in der Stadt das Gerücht um, die Studirenden würden sich am nächsten Morgen um halb 9 Uhr an der Universität versammeln. Warum, wußte Niemand. Gewohnt, sich selbst zu bewitzeln und zu bespötteln, ließ es auch der Wiener bei dieser Gelegenheit an Satyre nicht fehlen. In der That waren nächsten Morgen über 2000 Studirende im großen Universitätssaale beisammen, um, so meinte man, allgemein die Adhortation irgend eines Professors anzuhören. In dem Momente aber, als einer der Studirenden die Kanzel betrat und die edlen Worte einer an den Kaiser gerichteten Petition mit begeisterter Stimme zu verlesen begann, gab sich in einem nicht enden wollenden Sturme von Zurufen Zweck und Stimmung der Anwesenden ganz unzweideutig kund. Ich glaube, daß Ihnen von gewandterer Feder der Ablauf dieser Scene beschrieben sein wird — wenigstens versprach man mir es sogleich zu thun! — und übergebe daher den bisher in diesen Räumen unerhörten Redewechsel zwischen Studirenden und Professoren, übergebe es, wie sich Endlicher's Mißbeliebtheit seit der Kundbarwerdung seiner antiprogressiven Gesinnungen in jüngster Zeit auch hier herausstellte, endlich wie Professor Hye den Wünschen der Masse nachzugeben für das Beste fand. Den nächsten Morgen verbürgte er Antwort. Nach einem in höchster Spannung der Gemüther verflossenen Tage, erwartete man sie endlich in denselben Räumen. Professor Hye versicherte feierlichst, die Petition der Studirenden im Vereine mit dem Rector Jenull und dem Professor Endlicher nicht nur den Erzherzögen Franz Carl und Ludwig, sondern auch dem Kaiser selbst noch gestern übergeben, und das Versprechen der „Erwägung“ der darin ausgedrückten Wünsche entgegenerhalten zu haben. Dagegen ermahne er zur Ruhe, zur Ordnung, zum Auseinandergehen und zum Fortschritt auf gesetzlichem Wege. Auf dem Wege ist das bei uns nicht möglich! 33 Jahre des Friedens haben das gezeigt! Außerordentliche Zwecke verlangen außerordentliche Mittel! Das waren die Antworten, mit denen man die beruhigenden Worte hinnahm. Man ging auseinander, um — sich verabredeter Maßen — in der Herrengasse vor dem Landhause zu versammeln. Kein bei uns sonst so gewöhnlicher polizeilicher Eingriff hinderte die anfangs durch die Straße auf- und abwallende Masse sich zu konsolidiren, die Passage zu sperren, und endlich in den Hof des Landhauses einzudringen. Die nächste Absicht war den Ständen, die sich gegen 10 Uhr versammeln sollten und deren Sympathie mit den Forderungen des Volkes bereits allgemein bekannt war, ein Lebehoch zu bringen. Die Zwischenzeit bis zu ihrer Ankunft füllten plötzlich aus der Masse aufgetauchte Redner mit begeisterten und begeisternden Worten aus. Einer derselben, Dr. F......., wurde im engsten Sinne des Wortes auf den Armen herumgetragen. Er war es auch, dem das Verdienst gehört, durch Klarheit seiner Rede und Kürze seiner Sätze in die Masse, die nun nicht mehr aus Studirenden allein, sondern aus buntgemischtem Volke bestand, allgemeines Bewußtsein zu bringen. Die hölzerne Wintervermantlung des Brunnens wurde nun zur Tribune, die, mit mehr oder minder Glück, verschiedene Redner bestiegen. Mittlerweile kamen die Stände an, wurden mit donnerndem Lebehoch begrüßt, hierauf dem Erzherzog Johann und der Erzherzogin Sophie Lebehoch's gebracht, und nun der Wunsch der Stände vernommen, zwölf aus der Menge mögen in ihrer Versammlung den Zweck einer so zahlreichen Zusammenkunft in diesem Hofe aussprechen. Wir, die wir von den Gängen des Ständegebäudes die Masse übersahen,

hätten es nie gedacht, Wiens Studirende und Einwohner wären eines solchen Enthusiasmus fähig, mit welchem diese Eröffnung mitgetheilt wurde. Nun folgte unter hundert jubelnden Unterbrechungen die Vorlesung einer deutschen Uebersetzung der berühmt gewordenen Rede Kossuth's. Stellen mußten wiederholt werden. Inzwischen wurde auf den Gängen die Wahl der Abzuordnenden betrieben. Man wollte alle Nationen, Deutsche, Slaven, Italiener und Magyaren, und wo möglich alle Stände vertreten haben. Ein Zufall der merkwürdigsten Art beschleunigte die Abordnung, wollte man des immer mächtiger werdenden Tumultes Meister werden. Die ganze Stadt war bereits auf den Beinen, alle Läden geschlossen, das Wort Revolution! in Aller Mund. Dem eben die Tribune einnehmenden Redner wurde ein Blatt gereicht, mit der Bemerkung, die darin enthaltene, so eben im Rathe der Stände beschlossene Petition, vorzulesen. Der Redner las — und in nicht zu beschreibender Wuth äußerte sich die Mißbilligung über die Unzulänglichkeit! Man wollte blos Ständevertretung und Rechnungsablegung über den Staatshaushalt verlangen! Man forderte den Redner auf, das Blatt zu zerreißen, und da er zauderte, erklomm Einer der Zunächststehenden den Brunnen, riß es ihm aus der Hand und nun flog es in hundert Fetzen in den Lüften. Fürchterlicher Lärm: „Sie meinen es auch nicht gut mit uns! Hinunter mit ihnen!" scholl nun von Tausenden von Lippen. Es war nicht länger zu säumen. Die in den Gängen Versammelten waren offenbar die besonnenern und ruhigen Gemüther, und hatten diese Räume nur lediglich darum eingenommen, um an der tollstürmischen Bewegung nicht Theil zu haben. Man sandte unverzüglich zwölf von ihnen in den Ständesaal zur jetzt so nöthigen Verständigung. Unerschrocken betraten die Erwählten, offenbar die ersten Vertreter einer bisher in Oesterreich nicht repräsentirten Einwohnerschaft, den Ständesaal. Leider bin ich nicht im Stande, Ihnen die Namen der sämmtlichen mitzutheilen; bezeichnend jedoch ist es, daß es durchgehends junge Männer waren, die bereits irgend eine positive Stellung in der Gesellschaft einnehmen. Dr. K....., der der Erste das Wort nahm, eröffnete nun beiläufig in folgenden Worten den Ständen die an die Menge gestellte Frage: „Eine stürmisch bewegte Masse erfüllt die Räume dieses Gebäudes, so wie die nächsten Straßen. Die nächste Absicht, die sie zusammenschaarte, haben Sie, meine Herren, in dem jubelnden Lebehoch, das Ihnen als den Vertretern der Volkswünsche gebracht wurde, selbst erkannt. Die in diesem Augenblicke herrschende, in unsern Mauern bisher noch nie gekannte Bewegung aller Gemüther, droht unaufhaltsam in den furchtbarsten Ausbrüchen sich Luft zu machen, wenn nicht schleunigste Verständigung eintritt. Es wurde dem Volke ein Blatt vorgelesen, dessen Inhalt, wenn es den Gesammtbegriff aller von den hochansehnlichen Ständen an den Thron zu richtenden Wünsche enthielt, durchaus nicht geeignet ist, die Anforderungen eines Volkes, wie es heut' zu Tage fühlt und denkt, zu entsprechen, viel weniger die ersehnte Ruhe in den Gemüthern herzustellen. Die von Westen nach Osten rollende Lichtlawine läßt sich nun nicht mehr in ihrem Fluge aufhalten; sie reißt fort, sie beleuchtet und erleuchtet, sie belehrt die Völker! Möge es denn Ihnen gefallen, meine Herren, durch die einfache Eröffnung, ob das gedachte Blatt in der That die Gesammtheit der im Namen und in der Sache des Volkes zustellenden Bitte enthält oder nicht, denjenigen, die auf die Masse durch ihr Wort Macht ausüben, die Mittel an die Hand zu geben, die nun immer mehr weichende Ordnung wieder herzustellen. Verständigung und Einheit im Wollen und Streben sind aber die einzigen Mittel ... u. s. w." Dem nun immer wärmer werdenden Wortführer erwiderte der Präsident, das gedachte

Blatt könne nur ein zufällig oder böswillig unterschobenes gewesen sein, da die Herren Stände die Petitionspunkte überhaupt noch nicht gesammt berathen, oder gar stylisirt hätten. Uebrigens betrachteten sie die Wünsche des Volkes so, wie die ihrigen u. s. w. In gleicher Weise sprach sich Fürst Kolloredo aus; nur vermisse man auch immer die Namhaftmachung der Wünsche des Volkes. Diese übernahm nun Dr. B.... in einer kurzen, aber so eifrigen und trefflichen Rede, daß die versammelten Stände ihre lebhafte Beifallsäußerung und Einstimmung nicht zurückhalten konnten: Rede- und Preßfreiheit. Lehr- und Lernfreiheit. Vertretung beim deutschen Bunde; „auf welche hochwichtige Frage er nicht genug eindringlich hindeuten könne!" Verantwortlichkeit der Minister. Gleichmäßige Ständevertretung. Ein Theil der ständischen Versammlung begab sich nun an den Hofbalkon, um das statthabende Mißverständniß der stürmenden Masse zu eröffnen. Man konnte jedoch, trotzdem einige der Abgeordneten mitgingen, um durch ihr Erscheinen Empfänglichkeit für das Wort herzustellen, nicht zur Rede kommen, und kam unverrichteter Dinge zurück. Ein neues Mißverständniß hatte bereits zum Aeußersten geführt. Einer der Studirenden soll arretirt worden sein, hieß es — später aber erklärte es sich, er wäre nur zufällig (?) in ein Zimmer eingesperrt worden. Man schlug mit der Faust die Scheiben seines Gefängnisses ein. Den vom Balkone zurückkehrenden Ständen begegnete der Ruf: „Es ist zu spät!" und in dem Augenblicke klirrten alle Scheiben, Thüren wurden gesprengt, Tische und Stühle flogen in Trümmer: „Es ist zu spät!" riefen die Stände, und eine Deputation aus ihre Mitte eilte augenblicklich zum Kaiser, ihm ohne weiteres die Gesammtheit der eingelaufenen Petitionen und die Wünsche des Volkes, mit der Art und Weise, wie es die Realisirung derselben zu fordern anfange, mitzutheilen. Ich kam nun auf die Straße. Es war 12 Uhr. Alles voll Volkes; Truppen rückten heran; die Bewegung allgemein. Ich eilte nach Hause, meine Mutter durch einen Brief zu beruhigen. Bis 9 Uhr Abends wußte ich alles nur vom Hörensagen. Um 9 Uhr ging ich in die Stadt. Alle Fenster illuminirt, Jubel an allen Ecken, Lebehoch den Bürgern und Studenten — Metternich's Abdankung war erkämpft, erkämpft durch das Blut so vieler Edlen, so vieler Begeisterten vom Gefühle echter Bürgerwürde! Schaaren von Leuten aus allen Ständen durchzogen nach allen Richtungen die Straßen, man grüßte sich, als ob man sich längst kannte, man küßte sich. Offiziere der Bürgergarde zu Pferde und zu Fuß durchkreuzten die Stadt, die frohe Nachricht mit Händedruck und Kuß auszubreiten. Die Studenten zogen mit Waffen, die sie im bürgerlichen Zeughaus erhielten, durch die Stadt, die Fakultäten bewaffneten sich u. s. w. Es sei inzwischen diese Nachricht genug! Wir haben ja noch einen morgigen Tag! und man hofft, er werde auch nicht ohne fernere Ereignisse hingehen. So sieht sich ein dürrer Systemmensch lebendig begraben; so sieht er mit eigenen Augen seine Todtenfeier!

Auf das am 1. April beginnende II. Quartal dieser Zeitschrift nehmen alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen an.

Die Verlagshandlung.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **I. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Die Grenzboten an die Oesterreicher.

Theuere Landsleute und Brüder!

Von dem Hochgefühl und dem seligen Staunen, in welches uns die Nachrichten aus dem Mittelpunkt der Monarchie versetzt und von dem wir uns noch nicht erholt haben, kann sich nur Der unter Euch einen Begriff machen, der, gleich uns, Jahre lang in der Fremde gelebt und ein warmes Herz für die Heimath behalten hat. Wir standen inmitten einer vollgereiften Civilisation, wir sahen die Entwicklung nationaler Ideen in Deutschland mit sichern und großen Schritten täglich ihrem Ziele näher rücken und gewahrten daher ohne Ueberraschung, wie beim ersten Windstoß, der in die schwüle europäische Atmosphäre fuhr, tausend Knospen auf einmal sprangen und die herrlichsten Volksfreiheiten, mündige Presse, Recht der Vereinigung, öffentliche Rechtsprechung und allgemeine Volkswehr rings um uns im Nu errungen wurden. Nur wir Oesterreicher blieben im Schatten stehen. Wir konnten nur auf die Zukunft verweisen, wenn unsere deutschen Brüder fragten: „Wie steht's bei Euch zu Hause?" Hier draußen sprachen die Thatsachen, denen wir Nichts oder sehr wenig an die Seite zu stellen hatten; wir mußten uns begnügen, mit heißer Liebe von den ungehobenen Schätzen zu sprechen, die im Schooße unserer urwüchsigen österreichischen Völker einem Tage des Lichts und der Erlösung entgegenharrten.

Und plötzlich bricht er an, rascher und strahlender, als wir ihn je zu sehen geträumt. Alle unsere Hoffnungen sind mit einem Zauberschlag überflügelt. Wir haben ein Recht, auf unsere Brüder, auf unsere Heimath, auf die jugendfrischen Völker Oesterreichs stolz zu sein. Jetzt glaubt man uns, wenn wir rufen, wie wir so vielmals riefen: Aus Oesterreich wird noch ein Frühling kommen! Von dort wird einst sich ein Strom befruchtender Kraft und Herrlichkeit über Deutschland ergießen!

Und noch einer persönlichen speciellen Freude dürfen wir uns bei dem Jubel über euern Aufschwung überlassen. Wir dürfen uns mit lohnender Genugthuung sagen, daß auch diese Blätter ihr Scherflein beigetragen haben, um das bürgerliche Bewußtsein zu stärken, welches sich plötzlich in Wien, Prag und in den Pro-

vinzen so männlich und würdig offenbart hat. Seit Jahren haben wir uns bemüht, ohne Unterlaß die wesentlichsten Punkte hervorzuheben, auf denen die ersehnte Wiedergeburt Oesterreichs beruht. Und wir sehen, wir haben nicht umsonst geschrieben, manches unserer Worte hat eine gute Statt gefunden.

Festigkeit und Mäßigung! war von Anfang an unsere Devise. Wir bewundern an den Patrioten zu Wien die mannhafte Besonnenheit, welche sie nach dem Sturme zeigten, eben so feurig wie ihren Heldenmuth der Gewalt gegenüber.

Mit verjüngtem Eifer, mit begeisterter Zuversicht gehen wir jetzt an die große und schwere Aufgabe, welche in den kommenden Ereignissen unsere Vaterlandsliebe uns auferlegt. Wir haben nie die Sturmglocke geläutet, wir werden es auch ferner nicht thun. Aber nach wie vor werden wir mit besonnenem Ernst und Freimuth die Leitung der österreichischen Angelegenheiten überwachen. Die schwerste Arbeit steht uns noch bevor. Man täusche sich nicht über die ungeheuern Anstrengungen, welche die Wiederherstellung eines lichten und gereinigten Staatswesens noch kosten wird. Unsere glühendsten Wünsche sind, daß fortan geprüfte Patrioten das Steuerruder in Händen behalten. Ihnen werden wir mit rechtzeitigem Rath beizustehen suchen und ihren etwaigen Irrthümern werden wir mit strenger Wahrheitsliebe entgegentreten.

Leipzig, den 18. März 1848.

Die Red. der Grenzboten.
J. Kuranda.

Briefe aus Stuttgart.

I.

Die neue Zeit. — Das Hoch dem König. — Der gallische Hahn und unsere Langsamkeit. — Woher kennt ein Fürst sein Volk? — Ministerwechsel. — Stockaristokratische Olla Potrida. — Neue Wahlen. — Adelige Gelüste. — Ein Wort eines Bundestagsgesandten. — Der moderne Bauernkrieg. — Die Musen.

„Wenn doch unsere Großeltern wieder erständen und sich die niegeahnten Veränderungen oder Einrichtungen betrachten könnten! Sie würden sich in eine Mährchenwelt versetzt glauben,“ so pflegte wohl Mancher schon zu wünschen, wenn er bedeutenden, in verhältnißmäßig kurzer Zeit bewerkstelligten Fortschritten der Cultur, des Erfindungsgeistes gegenüberstand. Dieser Wunsch ist mit einem Male überflüssig geworden. Unsere lieben Landsleute, die Großväter der heutigen Ereignisse, wachen plötzlich aus der Lethargie auf und fangen an zu begreifen, daß das, was sie den Enkeln überließen, ihnen schon jetzt zustehe. Nicht als ob das Bedürfniß der gegenwärtig herbeigeführten Umwälzung nicht schon längst gefühlt worden wäre. Es blieb aber beim Fühlen und — Hoffen. Nun aber begehren jauchzend die Massen, was der Einzelne kaum mit seinen kühnsten Zukunftsträumen verwob. Begehren und Haben sind Eins geworden; und trotz manches finstern Gesichts, das jetzt mit einer langen Nase abzieht, wagt Keiner, dem drängenden, wogenden Sturme ernstlich Widerstand zu leisten. Fürsten, die erst noch ihrem Princip starr anhingen, beugen sich vor der Stimme des Volkes, Gottes Stimme in ihr erkennend; Männer, die noch vor vierzehn Tagen Schildknappen der Reaction waren, sind plötzlich bekehrt; Alt und Jung begrüßen einmüthig den Stern des Völkerevangeliums! Ein Pfingstfest scheint den heiligen Geist sogar über die Ungläubigsten ausgegossen zu haben. — An diese allgemeine Bewegung, und nicht zuletzt, hat sich auch Würtemberg freudig angeschlossen. Eben komme ich von dem Schloßplatze, wo man dem Könige für die im reichsten Maße gemachten Concessionen ein vieltausendstimmiges, festliches Hoch gebracht hat. Acht bis zehn Tausend Menschen wogten auf dem großen Raume vor dem neuen Schlosse auf und ab. In größter Ruhe und Ordnung gingen sie auseinander. Mit solchem Geiste muß die Freiheit siegen. Schon ist das kaum Mögliche Wahrheit. Wir haben unbeschränkte Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Berechtigung zu Volksversammlungen, Vereidigung des Militärs auf die Verfassung — kurz, alles das

erlangt, was größtentheils vor einem halben Jahre den Petenten als unausführbare, vielleicht als verbrecherische Forderung abgeschlagen worden wäre. Und konnte man denn noch zögern? Im Süden die Schweiz, siegreich über Finsterniß und Jesuitenthum, westlich die Fahnenträgerin deutscher Freiheit, Baden, östlich die im Schwanken zwischen Lolaität und Loyolaität untergegangene Loyalität — in diesem Neste lag das Ei der würtembergischen Freiheit, bis es endlich der gallische Hahn ausbrütete. Denn, verhehlen wir uns nicht, auch diesmal hing unser Wohl und Wehe von dem eines fremden Volkes ab. Wir haben in Würtemberg vortreffliche, gesinnungstüchtige Männer in bedeutender Anzahl, aber der nationale Fehler des Abwartens konnte sich auch hier nicht verleugnen. Jetzt aber, nach dem von Außen verursachten Anstoße, treten wir in die Phase unsrer Berufung. Wie auf dem gewonnenen Boden fortzubauen, wie das Errungene dauernd zu erhalten sei, das wollen wir hinwiederum unsern Nachbarn lehren. Die Beseitigung des alten Systems ist bei uns ziemlich friedlich vor sich gegangen. In zwei Tagen war das alte Gerülle fortgeschafft, und neue, kräftigere Ecksteine wurden zu Grunde gelegt. Der König Wilhelm ist einer von den ausgezeichneten Charakteren, welche mit eiserner Consequenz ihrer Ueberzeugung folgen. Aber woher kommt unsern Fürsten heut zu Tage die Ueberzeugung? Woher kennt ein König sein Volk? Zu Hause sind es die Kammerherren, im Rathe die Minister, in der Kammer die Majorität der Bureaukraten und Standesherren, in Gesellschaft der Adel, auf der Straße die hutabziehenden Flaneurs, welche dem Fürsten gegenüber das Volk repräsentiren. Wir behaupten es geradezu: so lange noch Cerimoniell und Schranzenthum den Thron umgibt, kann die Stimme der Nation nur mit lautem, allgemeinem Schrei an das Ohr des Monarchen dringen. So geschah es diesmal. Das Volk hat gerufen, und, Gott sei Dank, es wurde gehört. Freilich mögen die Empfindungen des enttäuschten Monarchen die schmerzlichsten gewesen sein. Der erste Schritt des veränderten Prinzips war Aufhebung der Censur und die Entlassung der Minister, welche dem König so lange den wahren Zustand der Volksstimmung vorenthalten hatten. Noch einmal versuchte die reactionäre Partei der öffentlichen Meinung eine Volte zu schlagen. Man proponirte dem König als Ministerium eine Olla potrida von Stockaristokraten und Schreckensmännern der Justiz. Der sich allgemein dagegen anbäumende Unwille fand merkwürdiger Weise sein Organ in zwei den Stufen des Thrones nahe attachirten Männern, welche dem Könige offen die Unbeliebtheit des vorgeschlagenen Ministeriums an den Tag legten. Jetzt that der Monarch einen hochherzigen Schritt; er berief, unter dem Jauchzen des gesammten Bürgerthums, Männer der entschiedensten Opposition, die theilweise mit ihm schon persönliche Conflicte bestanden, die Abgeordneten Römer, Duvernoy, Goppalt und den Dr. Paul Pfitzer (Bruder des Dichters) als Chefs der Justiz, des Innern, der Finanzen und des Cultus in das Cabinet. (Großmüthig renoncirten diese Herrn auf die Anstellung als wirk-

liche Minister, durch welche Verzichtleistung Jeder 6000 Gulden jährlichen Gehalts weniger bekommt). Also adoptirte der König auf das Bündigste die Grundsätze der deutschen Bewegung. Mit Lebhaftigkeit ergriff er die Vorschläge zu einem deutschen Parlament; überhaupt erklärte er, er wolle sich mit größter Energie den neuen Dingen anschließen. Aber Morgen früh wird die Kammer, die vor drei Wochen verjagt wurde, wieder eröffnet, um, nach Berathung des Nothwendigsten, sich aufzulösen; denn mancher der Abgeordneten hat in dieser Zeit das Zutrauen seiner Wähler eingebüßt, so daß Einzelne sogar öffentlich aufgefordert wurden, ihre Stelle sogleich niederzulegen. Neue Wahlen werden eine volksthümlichere Kammer bilden. Zudem schwört das Heer nächster Tage den Verfassungseid. Dann aber kann der Soldat mit Recht eine durchgreifende Veränderung seiner Lage fordern. Er wird Staatsbürger. Das kleinliche Subordinationsverhältniß muß aufhören; dem Offizierstande kann eine freiere Bewegung gestattet werden, und die noch häufigen Reibungen zwischen Militär und Civil hören auf. Daß der Adel von dem veränderten Stande der Dinge nicht sehr erbaut ist, begreift sich leicht. Er muß jedoch bon gré, mal gré nachgeben und wird nach gerade einsehen, daß das Mittelalter ausgespielt hat. Mancher tröstet sich vielleicht mit dem hannövrischen Bundestagsgesandten v. Leuthe, der neulich auf einem Ball in Frankfurt sich geäußert hat (freilich nicht ahnend, daß die Canaille neben ihm auch französisch verstehe), man gebe den Völkern nur vor der Hand Etwas als Spielzeug in die Hand, um es ihnen bei Gelegenheit wieder zu nehmen. Geduld, man wird diesen Herren (um berlinisch zu sprechen) schon zeigen, was eine Harke ist. Die traurigen Folgen edelmännischer Begriffe und Vorrechte bestrafen sich, leider auf schrankenloser Art, bereits in einigen Gegenden Würtembergs. In den Besitzungen des Fürsten von Hohenlohe-Oehringen, des Grafen Neipperg und einiger anderer Standesherren hat sich ein förmlicher Bauernkrieg organisirt. Abscheuliche Excesse sind vorgefallen; die Verblendeten, freilich durch Feudallasten und Jagdgesetze bis auf's Blut Gequälten, plündern und sengen; der Unschuldige muß da mit dem Schuldigen leiden. Hoffentlich aber werden die kräftigen Maßregeln des neuen Ministeriums, verbunden mit Nachsicht und schleunigster Beseitigung der gerechten Klagen, die Empörten zur Vernunft bringen. Wehe aber dem, durch den Aergerniß in diese Welt gekommen ist!

Daß unter allen diesen Verhältnissen die Stimme über Kunst und Literatur schweigt, darf Niemanden wundern. Wer liest jetzt Recensionen? Höchstens nur, wenn ein Minister, der Fiasko gemacht hat, gehörig kritisirt wird. Doch bald, so wünschen wir wenigstens, kehrt für ästhetische Genüsse der Sinn zurück, und dann sollen Sie auch Etwas über die Muse Stuttgarts erfahren. Ob viel Erbauliches, lasse ich noch dahin gestellt sein. Da wir aber einmal beim Ausfegen des Augiasstalles sind, so wollen wir auch da reine Wirthschaft machen.

Julius Eduard Haitmann.

2.

Näheres über die Dank-Deputation. — Der Alte vom Berge. — Waldemar von Freitag.

Welche Freude über den raschen Umschwung der Dinge unter der ganzen gebildeten Bevölkerung des Landes! Obgleich der König, der in letzter Zeit sich körperlich sehr angegriffen fühlte, gebeten hat, keine außerordentlichen Freudenbezeugungen gegen ihn zu unternehmen, so gestattete er auf wiederholtes Bitten doch der Bürgerschaft von Stuttgart, ihm ihren Dank durch eine außerordentliche Deputation zu bezeugen. Am 12. März setzte sich daher in der Mittagsstunde ein langer Zug vom Marktplatze dem Schlosse zu in Bewegung, wie er in Stuttgart in der Art lange nicht mehr gesehen war. Uber 5000 festlich gekleidete Bürger, begleitet von unzähligen Neugierigen aller Stände, zogen mit einer blasenden Musikbande an der Spitze, dem Schlosse zu, um ihrem Könige für Alles, was er in der letzten Zeit wieder gethan, zu danken. Freude drückten die Gesichter Aller aus, Jubel und beistimmender Zuruf begleitete den ganzen Zug. Und gar, als der König von seiner Gattin, dem Kronprinzen und der schönen Kronprinzessin gefolgt, auf einem freien Altan des Schlosses erschien und sich grüßend gegen die Menschenmenge, die wohl an 12,000 Köpfe betragen mochte, verneigte, da brach diese in ein so einstimmiges Lebehochrufen aus und schwenkte so begeistert ihre Kopfbedeckung, wie wir es noch niemals gesehen haben. Die Musik fing nun das würtembergische Nationallied zu spielen an, in dessen volksthümliche Melodie fast alle Anwesenden einstimmten, bis sich dann der König mit seiner Familie unter nochmaligem lautem Jubel zurückzog. Das Ganze bot ein ungemein erfreuliches Schauspiel dar. Außer dieser Freudendemonstration hier in Stuttgart laufen beistimmende Adressen fast aus allen Städten des Königsreichs ein, und mit voller Wahrheit kann man sagen, seit vielen Jahren nicht mehr war der König so allgemein populär, wie gerade im jetzigen Augenblick. Möge sowohl er, wie auch sein Volk auf dem jetzt so glücklich begonnenen Wege fortfahren.

Daß man in so bewegter Zeit dem Theater verhältnißmäßig nur sehr geringes Interesse schenkt, ist natürlich. In letzter Zeit hat die neue Oper „der Alte vom Berge" von dem Kapellmeister Benedik in London, besonders durch die ungemeine Pracht, die dabei entfaltet wurde, viel Aufsehn gemacht. Unter den Neuigkeiten von Belang, die nächstens gegeben werden, ist besonders das Schauspiel „Graf Waldemar" von Freytag, dem ein so günstiger Ruf von Hamburg aus vorausgeht, zu erwähnen. Mit Recht ist man daher auch hier sehr gespannt darauf.

Digitized by Google

Brief aus München.

Den 17. März.

Proklamation, Illumination und Servilismus. — Lola Montez und Blutvergießen. — Das Proletariat. — Die Landstände mit Mißtrauen angesehen. — Furcht vor österreichischer Intervention und republikanische Gerüchte.

• Die königliche Proklamation vom 6. März, worin den bekannten Wünschen des Volkes Gewährung zugesichert wird, erfüllte alle Herzen der Münchener mit großer Freude, die schwarz-roth-goldne Kokarde mußte der weiß und blauen weichen und eine improvisirte Illumination der Stadt drückte dem Fürsten den allgemeinen Jubel aus. Aber es hätte dabei sein Bewenden haben sollen. Nichts desto weniger wurde vom hiesigen Magistrate für den 12. d. M. noch eine allgemeine Decoration und Illumination der Häuser anbefohlen und die Drohung des Fenstereinwerfens bei Jedem, der nicht Folge leiste, erfüllte die Stadt. Servile Kriecherei folgte auf die drohenden Demonstrationen und die Studenten, die sich der Waffen freuen, die man ihnen gegeben, um ihnen den Eid der Treue abnehmen zu können, versuchten dem Könige bei der Umfahrt die Pferde auszuspannen, um selbst die Stelle der Thiere zu vertreten, was jedoch nicht angenommen wurde. Wozu dieser tolle Jubel? der König hatte seine Schuldigkeit gethan. Gut, man bedanke sich, aber führe nicht durch Kriecherei die Reaktion herbei, sie kommt ohnedies bei der nächsten Gelegenheit, denn daß man es nicht gar so ernstlich mit den Versprechungen meint, beweist die öftere Anwesenheit der Lola Montez in hiesiger Stadt. Die Polizei mag noch so viele Erklärungen geben, daß sie für immer fortgeschafft sei, sie mag die verschiedensten Nachrichten über ihren gegenwärtigen Aufenthalt durch Zeitungen 2c. verbreiten lassen, das Volk glaubt sie nicht, und erst gestern wurde wieder das Polizeigebäude gestürmt und verwüstet, weil man die Vermuthung hatte, die fragliche Person habe sich dahin geflüchtet. Die ganze Militärmacht sammt Bürgern und Studenten war aufgeboten, um die Ruhe herzustellen. Leider fielen auf beiden Seiten Verwundungen vor. Das Proletariat rührt sich immer mehr und sieht seine Hauptstütze in dem Landvolk, das an vielen Orten die Landrichter verjagt und sich selbst hilft, nachdem gerechte Bitten so lange nichts gefruchtet haben.

Die Landstände, auf den 16. d. M. berufen, sind bereits eingetroffen und werden bald ihre Sitzungen beginnen. Das Vertrauen auf sie ist im Allgemeinen

nicht sehr groß. Man fürchtet die bekannte und in Deutschland hergebrachte Verklausulirung aller Rechte, wodurch dieselben in ein Nichts zusammenschrumpfen, und sucht deshalb das Volk stets in etwas gereizter Stimmung zu erhalten, um gegen reaktionäre Redner sogleich auftreten zu können, da man in Thon-Dittmer's Berufung zum Minister nur die Unschädlich-Machung des liberalsten Mannes der Kammer sieht.

Viel böses Blut machte die Nachricht, daß österreichische Truppen nach Baiern marschiren würden um die Rheingrenze zu decken und die Bundesfestung Ulm zu besetzen; aber so wenig wie in Würtemberg und Baden wird es in Baiern geduldet werden. Die allgemeine Stimme erklärt sich für den Sturz der Monarchie, sobald fremde Truppen den Fuß in's Land setzen, denn man ahnt, daß dieselben gegen das Volk gebraucht werden sollen *). Das Gerücht, daß der Seekreis im Badischen bereits die deutsche Republik ausgerufen habe, mag viel hiezu beigetragen haben, und stets zwischen Hoffen und Bangen sieht man dem Sturm entgegen, der über kurz oder lang, vielleicht schon in den nächsten Stunde loszubrechen droht.

E. D.

---

*) Der geehrte Berichterstatter wußte noch nichts von der Revolution in Wien.
D. Red.

Charaktere der deutschen Restauration.

III.

Fürst Metternich.

Es waltet eine Nemesis! Sie verhüllt sich zuweilen vor dem blöden Auge des Sterblichen in unnahbares Dunkel, ihre ernste Stimme verhallt in dem Getümmel der Leidenschaften und Interessen, die sich in der Geschichte aneinander drängen, wie die Wolken am Gewitterhimmel. Aber ein plötzlicher Blitz, und die Physiognomie des Himmels und der Erde findet ihren Charakter.

An das Leben zweier Männer schien der Friede Europa's geknüpft. Louis Philipp und Metternich waren die beiden Brennpunkte, in deren Bann der Planetenkreis der Geschichte sich bewegte. Auch wenn ein unbändiger Komet in unheildrohender Bewegung mitten unter das Gewühl friedlich geschäftiger Sternbilder sich eindrängte und mit seinem wüsten Schweif den zierlich gesitteten Hof in Brand zu setzen drohte, so blieben die guten Astronomen an der Börse dennoch ruhig, so lange sie jene beiden Centralsonnen am alten Ort sahen. Erst nach ihrem Erlöschen wurde die allgemeine Welt- und Götterdämmerung prophezeit.

Aber noch hat die Börsenspeculation keinen Leverrier gefunden, der die geheime Geschäftigkeit eines ironischen Dämons berechnet, ohne ihn zu sehen. Die guten Astronomen sahen nur die courfähigen Sterne, und sie selbst waren noch im alten ptolemäischen Aberglauben befangen, im Mittelpunkt des Universums zu stehen. Die dunkle Naturkraft der Volksleidenschaft, das zu helle, und darum unsichtbare Licht der Idee fiel außerhalb ihrer Berechnung. Darum haben sie falsch calculirt. Die Gewitterkraft des Himmels hat auf den Tod jener Männer nicht gewartet, der alte Typhon hat sich vor der Zeit geschüttelt, und in der neuen Gestalt, welche die erschütterte Erde annahm, wurden die Weisen einfältig, und die Thoren — die Idealisten — die Glauben hegten zu der Macht der Nemesis, bekamen Recht.

Louis Philipp, der „Napoleon des Friedens," ißt das harte Brot der Verbannung im fremden Lande, nachdem er durch seine volksfeindliche Politik die Furie der Revolution — vielleicht des Bürgerkrieges — über Frankreich heraufbeschworen. Metternich, der „Gott des Absolutismus," wie ihn Laube in seinen

Reise-Novellen nennt, hat erkennen müssen, daß auch die unsterblichen Götter verwundbar sind, wenn die Pfeile, die sie treffen, von Ideen beflügelt worden. Metternich hat das edle, hochherzige Volk der Oesterreicher durch seine schleichende, aber unermüdlich consequente Politik, durch einen Geistesdruck, der großartiger und abscheulicher angelegt war, als selbst das System des Jesuitismus, bei dem übrigen Deutschland in schlechten Credit gebracht, er hat ihm das Vertrauen zu sich selbst geraubt, so daß es in gewissem Sinn die Geringschätzung, die ihm von seinen Despoten zu Theil wurde, selber adoptirte — und doch bedurfte es nur des plötzlichen Funkens der französischen Revolution, das electrische Fluidum in den Herzen des Volks, das nur latent geworden war, in Bewegung zu setzen; die Erschütterung erfolgte, die Fesseln fielen, und halb noch zweifelnd und ungläubig, dehnte das frei gewordene Oesterreich seine von den Ketten noch wunden und gelähmten Glieder. Und eben so verwirrt sieht der greise Diplomat das erwachte Volk sich erheben, er findet sich selbst auf der Flucht, er erkennt, daß sein ganzes Leben eine Lüge war, und daß seine Ironie keinen andern getroffen hat, als ihn selber.

„Alle die andern Könige der Erde liegen in Ehren, jeder in seinem Hause; du aber bist seitwärts in die Grube geworfen, wie ein verdorrter Zweig.“

Für einen so alten Diplomaten muß das Ridicul, das seinen Ausgang trifft, eine viel grausamere Strafe sein, als sein Fall selbst. Er hat die *Oeffentlichkeit* seines Banquerouts erleben müssen, die Nemesis hat seine Jahre *geschont*, um ihn dem Spotte der freien Völker Preis zu geben. Jetzt kann er zu sich selber sagen: mein Attentat gegen die Freiheit meines Volkes, gegen die Freiheit Europa's, es war mehr als ein Verbrechen, es war — eine Betise.

Vor 14 Tagen charakterisirte ich den Doctrinär dieses volksfeindlichen Systems; damals hatte Paris, der alte Löwe, nach langem Schlaf wieder einmal seine Mähnen geschüttelt; damals schilderte das Pariser Charivari, wie Hr. v. Metternich die Botschaft empfängt und es für gefährlich hält, sie seinem Volke mitzutheilen, wie er, sie zu verhehlen, den Boten selbst und alle Anwesenden auf den Spielberg bringen läßt, den Kaiser selbst, endlich, da ihm einfällt, daß noch ein Zeuge frei sei — sich selbst in's Gefängniß schickt. Und da sah die Welt, daß der alte Staatsmann den Verstand verloren habe, denn er sah sich selbst als Object, und vor dem grandiosen, aber abscheulichen Medusenhaupt erstarrte sein Blut und verwirrten sich seine Gedanken.

Seitdem hat Wien seine Freiheit erobert; indem ich dies schreibe, donnert die Kartätsche in Berlin gegen die Barrikaden, welche das bewaffnete Volk besetzt. Wir selber sind im Schwindel, wir wissen nicht, sollen wir glauben, nicht nur was wir selber sehen — was wir selber thun. In dieser dumpfen Philisterwelt erscheint bei der plötzlichen Beflügelung des Pulsschlages die Wirklichkeit selbst wie eine Fiebertraum.

In diesem Drang der That ist es nicht möglich, die Gestalten, die nun der Vergangenheit angehören, im Detail zu zeichnen. Ein flüchtiger Schattenriß muß genügen.

Wir wollen dem jungen, schönen, stattlichen Edelmann, dessen Ahnen in den Kreuzzügen gefochten, nicht folgen in seinem ersten Debut in der „Welt," wie er, 17 Jahr alt, 1790 bei der Krönung des Kaiser Leopold als Ceremonienmeister fungirt. In seinem 22 Jahre Gemahl der Enkelin des Fürsten Kaunitz, war er seit dem Congreß von Rastatt, wenn auch als untergeordnetes Glied, in alle diplomatischen Beziehungen der Zeit verwickelt. Graf Stadion schickte im August 1806 den jungen, einnehmenden Cavalier nach Abschluß des Preßburger Friedens als Gesandten zu dem Helden und Tyrannen Europa's. Seine Mission war, bei den bedrängten Zeitumständen vorläufig Nichts zu thun, abzuwarten und zu beobachten. Er war häufig in den Tuilerien; als Gesandter einer uralten, legitimen Macht, aus einem eben so uralten Hause, vornehm und zugleich geschmeidig, mußte er bei Napoleon wohlgelitten sein, der durch eine lächerliche Etiquette, durch eine Copie der Manieren des ancien régime seinen ignoblen Ursprung zu legitimiren oder in Vergessenheit zu bringen suchte. Ein Mann von guter Erziehung und von Welt mußte in dieser neumodischen Aristokratie leicht die Superiorität gewinnen. Eine edle Gestalt und ausdrucksvolles Gesicht, ein echt aristokratischer Geschmack, eine leichte, wenn's Noth that, geistreiche Conversation, ein Aufwand, wie er eines österreichischen Gesandten würdig war, zeichnete ihn vor seinen Collegen aus, und erwarb ihm die Gunst des Kaisers. Napoleon war nie grob gegen ihn, was er sonst von Zeit zu Zeit für nöthig hielt; er plauderte gern mit ihm, auch über Politik, und Metternich, besorgt über die Annäherung zwischen dem französischen und russischen Hofe, suchte stets eine Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich als die sicherste Garantie für das europäische Gleichgewicht darzustellen.

Es war nicht ernst gemeint; während der österreichische Diplomat von Worten des Friedens überfloß, rüstete Graf Stadion im Einverständniß mit England. Als Napoleon den unglücklichen Einfall in Spanien machte, griff Oesterreich Baiern an, den Allirten Frankreichs. Eilfertig kehrte Napoleon nach Paris zurück, und wüthend darüber, von einem jungen Diplomaten dupirt zu sein, ließ er Metternich durch Gensdarmen über die Grenze bringen. Fouché wußte sich dieses delicaten Auftrages mit all' der Schonung zu unterziehen, welche die Polizei stets gegen hohe Geburt beobachtet.

Der Ausgang des Krieges ist bekannt; Stadion mußte sich zurückziehen, und Metternich, der sich nun entschieden für den Krieg aussprach, erhielt das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Es gelang ihm, sich mit Napoleon zu versöhnen und den Wiener Frieden abzuschließen, der für Oesterreich zwar schmerzlich, aber unter den Umständen die einzige Rettung war. Metternich ward in Folge dieser Unterhandlung Staatskanzler, damals 37 Jahre alt.

Oesterreich war von allen Seiten von der Macht Napoleon's umgeben; der Rheinbund, die Eidgenossenschaft, das Königreich Italien waren eben so viel Werkzeuge der kaiserlichen Macht. Unter diesen Umständen konnte es sich nur durch ein enges, vertrautes Anschließen an die neue Macht sichern. Metternich, nichts weniger als ein Doctrinär, vermittelte die Heirath Napoleons mit der Kaisertochter. Das Princip der Legitimität wurde den Umständen geopfert.

Die Umstände waren es wieder, die Oesterreich im folgenden Jahr das Offensiv- und Defensivbündniß mit Frankreich gegen Rußland eingehen ließen. Es handelte sich nicht um ein Princip, nicht um Recht oder Unrecht, sondern um einen Zuwachs der Besitzungen der Familie Habsburg Lothringen.

Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1812, als Deutschland mit lange zurückgehaltener Wuth sich gegen die Unterdrückung erhob, hielt Metternich an der Idee der Vermittelung fest. Er erklärte dem französischen Gesandten Otto, daß das Wiener Cabinet sich von dem Grundsatze der französischen Allianz nicht entfernen wolle, daß es aber, bei der Veränderung der Umstände natürlich eine bestimmtere Stellung annehmen müsse, um den Frieden Europa's zu sichern. Es handelte sich wieder um einen „Hauserwerb." Weder die Stimmen der deutschen Nation, noch das verwandschaftliche Pietäts-Verhältniß hatten Einfluß auf die Entscheidung des Staatsmannes. Er setzte eifrig die Rüstung fort, und *wartete*, ohne sich mit einem oder den andern der Krieg führenden Mächte näher *einzulassen*.

Die Ereignisse der ersten Monate des Jahres 1813 gaben Metternich Veranlassung, aus der Stellung eines Verbündeten, in die eines Vermittlers einzutreten. In seinen zierlich geschriebenen Noten — zum Theil von Genz abgefaßt — wird die Theorie des Gleichgewichts — die absurdeste, welche in der Politik jemals sich breit gemacht hat, als leitende Doctrin an die Spitze gestellt, aber ohne daß sich Oesterreich zu einem bestimmten Verhalten verpflichtet hätte. Endlich kam Metternich mit Napoleon in Dresden zusammen. Im Laufe dieser merkwürdigen Unterredung rief der wildgemachte Soldat: „Ich sehe, Ihr Cabinet will aus meiner Verlegenheit Nutzen ziehen. Es handelt sich für Sie darum, zu wissen, ob Sie mir ohne Kampf etwas erpressen können, oder ob Sie Sich entschieden meinen Feinden anschließen sollen. Es sei! Bringen Sie Ihre Forderung vor!" Der Diplomat wurde nicht aus der Fassung gebracht: Oesterreich wollte eine Ordnung der Dinge herstellen, welche, durch eine weise Vertheilung der Kräfte, den Frieden erhalten könne; es wolle dem Uebergewicht des Kaiserreichs ein Gleichgewicht zwischen Frankreich, Oesterreich, Rußland, Preußen und England entgegensetzen. Zu diesem Zweck verlange es Illyrien und eine ausgedehntere Grenze nach Italien zu; Wiederherstellung des heiligen Stuhls, eine neue Theilung Polens, Freigebung Spaniens und Hollands, Aufhebung des Rheinbundes.

Metternich wurde eben so wenig aus der Fassung gebracht, als der Kaiser ihn fragte, wie viel Geld er von England für diese Rolle empfangen habe. Aber

jene Worte waren nicht ohne Erfolg. Die Unterhandlungen kamen abermals zu keinem Abschluß, aber von der Zeit an hatte Napoleon einen entschiedenen Feind. Die Unterhandlungen zu Prag zerschlugen sich, und Metternich trat zu Drachenfels in den Kriegsrath der Verbündeten ein — noch immer als Vermittler. Als solcher übergab er das Ultimatum der Verbündeten.

Napoleon verwarf es zuerst unbedingt, dann sprach er von Modificationen. Es war zu spät. Eine Note des Wiener Cabinets zeigte den Allirten an, daß Oesterreich mit einem Heere von 200,000 Mann in die Coalition einträte. In demselben Augenblick trifft die Depesche ein, Napoleon habe die Forderungen angenommen, aber nun erklärte Oesterreich, für sich nicht mehr unterhandeln zu können.

In dem Manifest, welches die Alliirten bei ihrem Uebergang über den Rhein publicirten, und welches dem Gedanken nach Metternich, in seiner Fassung Genz angehörte, wurde es ausgesprochen, daß Frankreichs Existenz mit einem gewissen Umfang zum europäischen Gleichgewicht nothwendig wäre. Auch die Erhaltung der regierenden Dynastie schien zunächst im Interesse Oesterreichs zu liegen. Aber Metternich war nicht mehr Meister der Ereignisse; der Kaiser Alexander war die eigentliche Seele der Coalition. Metternich blieb mit dem Kaiser in Dijon zurück, während die Heere auf Paris marschirten.

Dagegen gewann die Diplomatie im Wiener Congreß die Oberhand. Es waren das die Festtage der Diplomaten; Liebeshändel, Spiel und was sonst zum guten Ton gehört, mischten sich mit allem Glanz, den die Vereinigung so großer Monarchen mit sich führen mußte, in die Unterhandlungen über die Geschicke der Völker. Es war natürlich, daß man diese Völker nur als Object betrachtete, daß man sie verhandelte, verschenkte, wie die russischen Großen ihre Bauern. Man dachte nicht einmal daran, möglichst zusammenhängende Staaten zu gründen, geschweige denn auf die Wünsche der Nationen Rücksicht zu nehmen; man dachte nur daran, das „Eigenthum" der regierenden Familien nach der oder jener Seite hin zu vergrößern; der eine Monarch suchte den andern um ein Paar Hunderttausend Seelen zu prellen. Was die Redlichkeit und den Patriotismus dieser edlen Versammlung betraf, so gab einer den andern nichts nach; aber Metternich war wenigstens der klügste: er verschaffte Oesterreich ein zusammenhängendes, schön arrondirtes Territorium.

Es kam die Episode der 100 Tage. Die Entschiedenheit Metternichs, vereint mit der Geschicklichkeit des französischen Botschafters, war es, die den Congreß, der beinahe im Begriff war, sich aufzulösen, zum gemeinsamen Wirken gegen den gemeinsamen Feind anfeuerte. Diese Entschlossenheit wandte sich eben so gegen den Versuch der Kaisertochter, ihrem bedrängten Gemahl den Sohn wieder zuzuführen. —

Bis dahin reicht die wenigstens äußerlich glorreiche Thätigkeit des österreichischen Staatsmanns. Seitdem hat er Oesterreich und Deutschland 34 Jahre be-

herrscht. Wir haben zu unterscheiden zwischen seinem Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten, auf die deutschen Bundesstaaten und auf Oesterreich.

Nach Außen hin macht er das Princip der Legitimität geltend, aber nicht aus doctrinärem Enthusiasmus, sondern aus dem Bedürfniß, für das beständige Aufrechthalten des status quo ein Stichwort zu haben. Er verkaufte die Griechen an die Türken, die Polen an die Russen, die Italiener an ihre verruchten Tyrannen, er veranlaßte das restaurirte Frankreich zur Wiederherstellung des Absolutismus und der Bigotterie in Spanien, er widersetzte sich selbst den Reformen der Souveräne, die von ihm abhängig waren, um überall den Frieden zu erhalten — den Frieden eines Kirchhofs. Damit der hohe Adel in Wien sich ungestört in seinen Hoffesten ergehen könne, wurden die Völker unter die eiserne Last eines complicirten Despotismus niedergedrückt. Er hatte keinen Sinn für das Volk und seine Freiheit, keinen Glauben an die Menschheit, denn er kannte keine anderen Menschen, als die Diplomaten, und diese hatte er Recht zu verachten. Der Congreß zu Verona war der größte seiner Siege, die Legitimität wurde hier die Grundlage der politischen Verhältnisse. Aber er wußte sich noch in die Umstände zu fügen. Nach 1830 erhielt er den Frieden, und besiegte die französische Revolution durch Frankreich selbst; in der orientalischen Frage im Jahr 1848 war er es, der es nicht zum Aeußersten kommen ließ. Bekannt ist es, wie selbst das ohnmächtige türkische Reich, das vor aller Welt Furcht hatte, mit dem Deutschen spielen zu können glaubte, weil die Macht, die Deutschland im Orient repräsentirte, sich grundsätzlich jede Frechheit gefallen ließ.

In der auswärtigen Politik ist es eine so allgemein anerkannte Thatsache, daß die Moral nichts mit ihr zu thun habe, daß man bei einem Staatsmanne schon zufrieden ist, wenn er consequent handelt. Eiserne Consequenz ist dem Metternich'schen System nicht abzusprechen, und darin steht er hoch über den preußischen Staatsmännern, die eben so schlecht waren als er, aber nicht den Muth der Standhaftigkeit hatten. Aber man muß nicht vergessen, daß die Consequenz anderer Großmächte — Englands, Rußlands — die Consequenz des Fortschritts war, der Eroberung; Metternich's Politik dagegen die Stabilität; beide waren gleich unmoralisch, aber die eine muthig, energisch, lebendig, die andere träge, geistlos — ein leichenhaftes Wesen, das des Druckes, den es ausübte, selber nicht froh werden konnte.

Schlimmer wird es, wenn wir seine Thätigkeit am deutschen Bunde in Erwägung ziehen. Die Congresse zu Aachen, zu Carlsbad, zu Wien 1820, zu Troppau und zu Laibach waren eben so viel Siege seiner Politik, die in der Wiener Bundesacte bereits heimlich ihr Fundament gelegt hatte. Diese Politik bestand darin, die positive Thätigkeit des Volkes, die man gegen die Franzosen in Anspruch genommen hatte, auf jede Weise wieder zu lähmen und zu paralysiren. Es lag in dem guten Willen der übrigen Fürsten ebenso; aber Metternich

gab ihnen erst den Muth, sich auszusprechen und ihren Neigungen gemäß zu handeln. Als die jungen Träumer die Idee des deutschen Reichs, für welche man sie vor einigen Jahren in den Kampf gerufen, zu verwirklichen dachten, war er es, der sie durch die Zucht des Kerkers zu bekehren lehrte. Die blutigen Ereignisse, die heute und gestern den deutschen Fürsten gezeigt haben, was es heißt, das Vertrauen der Völker zu verscherzen, sind die bittern Früchte dieser Saat. Am bittersten ward die Bekämpfung des Liberalismus seit der Julirevolution, weil seit dieser Begebenheit die Idee des deutschen Volkes eine neue, kühnere Richtung nahm. Es ist an der Zeit, an ein merkwürdiges Actenstück, das 1832 aus Metternichs Feder floß und das damals nur im Geheimen verbreitet wurde, heute, wo wir Preßfreiheit haben, heute, wo die Frage des Bundestages von Neuem ventilirt wird, auf's Neue zu erinnern.

Ueber die Frage der Publicität der Bundestags-Verhandlungen können wir unsere, seit Jahren festgehaltene Ansicht, auch heute nicht verleugnen. Es ist diese, daß die Bekanntmachung der Bundestags-Verhandlungen, sofern unter derselben die Durchführung der am Bundestag vorkommenden Gegenstände durch alle Stadien der Geschäftsbehandlung, nämlich des Antrags, der Erörterung, der Abstimmung und der Schlußfassung verstanden werden will, eine der ungedeihlichsten Maßregeln wäre, welche, statt das Ansehen des Bundestags zu erheben, geradezu nachtheilig auf dasselbe einwirken würde.

Wir haben diese Ansicht, im Jahre 1822, in Folge der damals am Bundestage stattgefundenen, hinlänglich bekannten Vorgänge begründet, und wenn auch das, was in neuester Zeit von der liberalen Faktion in mehrern ständischen Kammern versucht worden ist, und fortan versucht wird, um die Verhandlungen am Bundestage in den Bereich ihrer Kompetenz zu ziehen, uns ein neues und mächtiges Argument zur Unterstützung unserer Ansichten darbietet, so wollen wir uns doch gern von jeder diesfalls vorgefaßten Meinung lossagen, um noch einmal das Für und Wider mit aller Unbefangenheit zu erwägen, und sodann unsere Meinung in dieser Frage definitiv fest zu stellen.

Die Veröffentlichung der Bundestags-Verhandlungen, heißt es, wird in Beziehung auf Erweckung und Erhöhung eines gemeinsamen Sinnes für das Band, welches die deutschen Bundesstaaten umschließt, vortheilhaft wirken, die Meinung von der Bedeutung des Bundes wird gewinnen, wenn man sich von dessen Nutzen bringender Thätigkeit überzeugt, und dem besonnenern Theile des Publikums wird durch Einsicht in die Verhandlungen des Bundestags die Möglichkeit gegeben, den Angriffen der Uebelwollenden auf den Bund wohlbegründete Erwiederung entgegen zu stellen, sich von dem Fortschreiten und der Ausbildung des Bundesstaats-Rechts zu unterrichten, und wissenschaftliche, der Tagespolitik fremde Untersuchung darüber anzustellen.

Dies sind im Wesentlichen die Gründe, welche man für die Bekanntmachung der Bundestags-Verhandlungen anführt, und wir sind die ersten, uns dafür zu erklären, daß es im wohlverstandenen Interesse des Bundes liege, Sorge zu tragen, daß die Wirksamkeit der Bundesversammlung und die unverkennbar wohlthätigen Folgen der Bundesgesetzgebung nicht verkannt und einer schiefen Beurtheilung Preis gegeben worden. Wir bezweifeln auch nicht, daß wenn dem wohlgesinnten Theile des Publikums die wahre Wirksamkeit des Bundes, dessen Zweck, Bedeutsamkeit und Gesetzgebung in allen Beziehungen deutlich gemacht würde, bei dieser Klasse der deutschen Nation die Achtung für den Bund und den Bundestag sich vermehren, und manche von den Uebelgesinnten böslich erdachte Anklage gegen diesen Fürsten-Verein zu Schanden gemacht werden würde.

Es verhält sich mit dem Bunde und dem Bundestag wie mit den Höfen und ihren Cabineten.

Wenn es in größern politischen Fragen thunlich wäre, den Schleier der diplomatischen Verhandlungen zu lüpfen, oder die Portefeuilles der Ministerien öffentlich zu machen, so würde mancher Hof, welcher heute die Zielscheibe der schmählichsten Angriffe ist, durch den aktenmäßig dargelegten Gang seines Cabinets die wohlgesinnte Masse der Nation leicht um sich vereinen, und durch Mitwirkung der öffentlichen Meinung einen mächtigen Alliirten gegen die Versuche des Alles verwirrenden Parteigeistes zu gewinnen vermögen. Auch die Diplomatie, als Wissenschaft, würde zuverlässig schnellere Fortschritte machen, wenn den Lehrern und Lernenden das Archiv der Ministerien geöffnet wäre.

Man darf jedoch nicht aus der Acht lassen, wie es überhaupt mit dem Interesse steht, welches die deutsche Nation an dem deutschen Bunde nimmt.

Wäre die Bundesversammlung — wie es in den ersten Jahren ihrer Existenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünscht wurde — eine Art National-Repräsentation, bestimmt alle Rechte zu schützen und in alle das gemeinsame Interesse der deutschen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirksam einzugreifen, so würde ihr allerdings das allgemeine Interesse nicht entgehen, besonders wenn auch noch die Instruktionen der Bundestags-Gesandten in den Ständeversammlungen berathen würden, wie dies schon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich nothwendig behauptet und angepriesen worden ist. Die Kompetenz der Bundesversammlung ist aber, seit dem Jahre 1820, definitiv und auf eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellung gegeben hat, als die ohnehin nur chimärische einer Volksrepräsentation, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie unter denen, welche im Volke das große Wort führen, an Popularität und Ansehen durch die Bekanntmachung ihrer Berathungen sehr gewinnen werde. Nicht durch die Geheimhaltung ihrer Protocolle ist das Ansehen der Bundesversammlung gesunken. Ehe noch diese Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an die Bundesversammlung zu verschreien, so bald sie sahen, daß diese ihnen nicht als Werkzeug dienen wollte, sondern sich vielmehr ihren verbrecherischen Absichten als ein Damm entgegenstellte; und auch der nicht demagogische, sondern besonnenere Theil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Interesse am Bunde, sobald man sich überzeugte, daß es nicht in der Aufgabe der Bundesversammlung liege, in den wichtigsten innern Angelegenheiten, namentlich in den Handels- und ständischen Angelegenheiten, einen entschiedenen Einfluß zu äußern. Jene anti-demagogische Tendenz und diese beschränkte Kompetenz der Bundesversammlung dürften wohl allein als die wahren Ursachen des verminderten Interesses an den Verhandlungen derselben zu betrachten sein, und so lange diese wohlbegründeten Ursachen bestehen, wird auch die Bekanntmachung ihrer Protocolle nicht das Mittel sein, ihr Ansehen zu heben. Niemand wird übrigens glauben, daß die Bundesversammlung darum, weil ihre öffentliche Protocolle nur weniger bedeutende Gegenstände betreffen, sich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigern beschäftige. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menschen in Deutschland auf den Fortbestand des Bundes einen Werth legte; aber die Hauptbürgschaft seiner Dauer wird wohl der deutsche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in der Meinung des Publikums zu suchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbestand des Bundes aufrichtig wünschen und wollen, wird derselbe auch fortbestehen, und das Urtheil der Unterthanen wird ihnen hierin kein wesentliches Hinderniß in den Weg legen. Wenn aber, wie es häufig geschehen ist, sogar die Befugniß der Bundesversammlung, der deutschen Nation die Kenntniß der Verhandlungen, welche ihr gemeinsames Interesse angehen, zu entziehen, bestritten wird, so darf man wohl fragen, warum der deutsche Bund an eine andere Regel gebunden sein sollte, als die einzelnen Regierungen, die ihren eigenen Unterthanen sehr oft die Kenntniß derjenigen Verhandlungen entziehen, welche mit dem Interesse derselben in der genauesten Verbindung stehen. Wenn in manchen wichtigen Angelegenheiten die Unterthanen einzelner Regierungen sich mit den Resultaten begnügen, warum sollten nicht alle deutschen Bundesangehörigen sich in gleicher Art mit den Resultaten der Bundestags-Verhandlungen begnügen können?

Was den angeblichen Hauptvortheil, nämlich die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Bear-

beitung des deutschen Bundesrechts betrifft, so dürfte vielmehr aus der Publicität der Bundestags=Verhandlungen gerade ein großer Nachtheil, ein Keim von unzähligen Streitigkeiten und Hemmungen, und das beste Mittel zur Alterirung des wahren Sinnes und Geistes des Bundesvertrags hervorgehen. Um es den Publicisten möglich zu machen, gründliche Systeme über das Bundesrecht aufzustellen, und derlei Kommentare über die Bundes= und Schluß=Akte zu liefern, würde es nöthig sein, denselben nicht nur alle Bundesverhandlungen, sondern zuletzt auch die Instruktionen der Höfe, insbesondere aber und vorzüglich die Wiener Konferenz=Protocolle mitzutheilen; denn es ist bekannt, wie oft schon in der Bundesversammlung selbst auf diese Protocolle recurrirt worden ist, um den wahren Sinn der Schlußakte herzustellen; und alle bisher erschienene Kompendien über das Bundesrecht enthalten eben darum sehr viele Irrthümer, weil den Verfassern jene Konferenz=Protocolle nicht bekannt waren.

Würden aber auch die Publicisten durch eine vollständige Mittheilung aller bisherigen Verhandlungen in Stand gesetzt, über die vorkommenden Bundesfragen gründliche Urtheile und Sätze aufzustellen, so früge sich doch, ob sich ein gedeihlicher Fortgang der Bundestags=Verhandlungen hoffen lasse, wenn bei jedem Gegenstande, der nur einigermaßen zweifelhaft, oder für das Interesse des einen oder des andern Bundesstaates bedenklich wäre, sogleich die große Anzahl der Publicisten mit den Bundestags=Gesandten in die Schranken treten und mit ihnen an der Discussion Theil nehmen könnte. Denn, wenn man auch die Verhandlungen des Bundestags nicht sogleich bekannt machte, so würde es doch nicht fehlen können, daß die Publicisten von dem Gegenstande, der eben in Berathung steht, sehr oft während der Dauer der Berathungen Kenntniß erhielten und über dieselben ihre Meinung in Druckschriften äußerten. Es ist nicht zu verkennen, daß, sobald die Publicisten gewissermaßen als wirklich autorisirte und gleichsam berufene Theilnehmer an den Verhandlungen über die Bundesangelegenheiten schreiben können, sie auch auf den Gang derselben den entschiedensten Einfluß erhalten werden. Ist es aber wahrscheinlich, daß dieser Einfluß sich wohlthätig erweise? Wird dadurch die Uebereinstimmung der Ansichten unter den Bundesgliedern in wichtigen Angelegenheiten befördert werden? Hat sich der Einfluß der Publicisten für den Fortbestand, für die Kraft des ehemaligen deutschen Reichs wohlthätig gezeigt?

Auch darf man nicht besorgen, daß in einem Vereine von 38 Bundesgliedern, es an reiflicher und allseitiger Erörterung der Bundesangelegenheiten fehlen werde, wenn nicht die Publicisten sich der Berathung beigesellen. Wo 38 Regierungen einen Gegenstand zu erwägen haben, ist nicht zu besorgen, daß irgend ein Interesse unvertheidigt, irgend ein Irrthum unentdeckt bleibe, oder irgend eine Frage einseitig gelöset werde. Weit entfernt also, zu glauben, daß die Beihülfe der Publicisten für die Ausbildung des Bundesrechts nöthig sei, wird solche wohl vielmehr nur für nachtheilig, für hemmend und für bedenklich zu halten sein.

Die Erfahrung hat bereits gelehrt, daß nicht nur in Journalen und Flugschriften, sondern auch in Lehrbüchern falsche und zum Theil widersprechende Theorien über die wichtigsten bundesrechtlichen Fragen aufgestellt worden sind, die, wenn sie Eingang fänden, den Charakter des Bundes bald ganz alteriren, die Kompetenz des Bundestags entweder übermäßig ausdehnen oder willkürlich beschränken, und aus den Bundesstaaten, so wie aus dem Bunde selbst, etwas ganz anderes machen würden, als sie nach dem Bundesvertrage sein sollen.

Zu diesen allgemeinen Betrachtungen gesellt sich noch eine Erwägung, welche den Höfen Oesterreich und Preußen eigenthümlich ist. Es ist in letzterer Zeit in Deutschland vielfach der Unterschied zwischen den constitutionellen und den sogenannten absoluten Bundesregierungen gemacht worden. Unter erstern begreift man diejenigen Regierungen, die es sich gefallen ließen, daß die ihren Völkern gegebenen landständischen Verfassungen von den Kammern in Volksrepräsentationen umgeändert worden sind; an die Spitze der letztern, d. h. eigentlich derjenigen, welche sich blos mit landständischen Verfassungen begnügen, pflegt man Oesterreich und Preußen zu stellen. Diesen Unterschied, der selbst in der Theorie und nach dem Geiste der Bundesconstitution, die keine andere als landständische Verfassungen erkennt, nicht bestehen

sollte, auf eine gehässige Weise hervorzuheben, haben sich die heutigen Wortführer der revolutionären Partei zur ganz eigenen Aufgabe gemacht! Wenn nun die Verhandlungen am Bundestag der Publicität übergeben werden sollen, wird dann nicht der Gang der beiden ersten deutschen Höfe, die sich noch im vollen Besitze ihrer Souveränetät, unbeengt von den revolutionären Fesseln, frei bewegen, und mithin eine andere, als die der Faktion gefällige Sprache zu führen vermögen, und zu führen verpflichtet sind; wird dann nicht der Gang dieser Höfe ausschließend den Angriffen der liberalen Partei blosgestellt sein; und wie lange werden wir dann noch Herren unserer Stimme bleiben?

Nach unserer Ueberzeugung gibt es andere Mittel, dem Bundestag Ansehen und Achtung zu verschaffen, als die Bekanntmachung seiner Verhandlungen.

Wenn die Regierungen jeden Angriff gegen diesen permanenten Ministerialcongreß, geschehe er in öffentlichen Blättern oder in den Kammern, mit Kraft und Ernst zurückweisen; — wenn sie, sei es durch Schriften oder durch die Rede ihrer Regierungs-Kommissarien, den Kammern das Gemeinnützliche des Bundes offen und frei in das Licht stellen, oder sich — was bei den letzten ständischen Verhandlungen von Seiten keiner einzigen Regierung geschehen ist, — als wahre Bundesregierungen, d. h. als solche betragen, welche mit Herz und Sinn diesem Vereine ergeben sind, und dessen Bestand aufrichtig wollen, so wird der Bund und der Bundestag gewiß bald die Meinung aller Gutgesinnten — denn nur von diesen kann es sich handeln — für sich haben.

Wenn wir sonach nach allem diesem der Meinung sind, daß es dem Wohle des Bundes nicht förderlicher sein möchte, der Publicität der Bundestags-Verhandlungen eine größere Ausdehnung, als die gegenwärtige ist, zu geben; so wollen wir doch mit Bereitwilligkeit dem Wunsche des k. preußischen Hofes darin entgegen kommen, daß die Resultate der Berathungen, d. h. die Beschlüsse, von Jahr zu Jahr bekannt gemacht werden, und daß die Art, wie dies zu geschehen habe, durch die am Bundestag mit Revision der Geschäftsordnung beauftragte Kommission begutachtet werde.

Aber der eigentliche Schauplatz seiner Wirksamkeit war Oesterreich. Er hat die Presse vollkommen unterdrückt, er hat das Erziehungssystem nach echt jesuitischen Grundsätzen raffinirt auf die Unterdrückung des freien Geistes gerichtet, er hat durch eine künstliche Grenze Oesterreich von seinen deutschen Brüdern abgesperrt, er hat den dumpfen Mechanismus des Beamtenwesens durch neue Räder und Triebwerke so in das Leben des Volkes verflochten, daß auch dieses den abscheulichen Druck nicht durch eine einmalige Anstrengung von sich schütteln kann, daß es noch schwere Kämpfe kosten wird, die Spuren der alten Fäulniß fortzuschaffen; er hat, so viel an ihm lag, das geistige Leben des Volkes in ein blos physisches herabzudrücken sich bemüht.

Oesterreich hat ihn abgeschüttelt, der Jubel des Volkes folgte dem Staube, den sein Wagen in den Straßen Wiens aufregte.

Ich kann nicht weiter; die Darstellung ist aphoristisch geworden. Es ist nicht möglich ruhig zu charakterisiren, wo der Sturm der Ereignisse uns fortreißt.

Berlin ist dem edlen Beispiel seiner Wiener Brüder gefolgt: auch Preußen hat die Bluttaufe der Freiheit bestanden. Mit einem Heroismus, der an die herrlichsten Scenen des Alterthums erinnert, hat das Volk die Fesseln abgeschüttelt.

Die Söldner des alten Königthums sind vertrieben, das bewaffnete Volk bewacht seine theuer erkaufte Freiheit.

Die Märtyrer der polnischen Nationalität ziehen, von dem jubelnden Volke befreit, vor das Schloß des Königs; jetzt geht die Propaganda der Freiheit von Deutschland aus.

Wir sind aus einem langen, schweren Schlaf erwacht. In Berlin ist das Reich der Willkür, ist Rußland und sein System auf immer geschlagen. Die freien Völker reichen sich einander die Bruderhand.

Deutschland kann stolz sein Haupt erheben unter ihnen. Jetzt ist es Zeit, ihr Poeten! Der Frühling — den ihr bisher nur gefabelt, der Völkerfrühling, rauscht in unsern Freiheitsbäumen, in unsern Fahnen! Jetzt könnt ihr dichten von den deutschen Eichen, und dem freien Rhein, und den blauäugigen deutschen Mädchen, denn jetzt, erst jetzt haben wir ein Vaterland!

Julian Schmidt.

Neu-Oesterreich.

Oesterreich ist auferstanden! Der Stein, welcher den Geist in Grabesnacht gefesselt hielt, ist weggewälzt; der Genius Oesterreichs ist frei! Das ist ein heiliges Osterfest! Hallelujah!

Jetzt erst kann Deutschland frei aufathmen und mit freudigem Herzen in eine lichte Zukunft schauen, da sein Oesterreich endlich dem Lichte zugewendet ist.

„Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden!"

Oesterreichs Ehre ist gerettet, und mit der Ehre Alles. Zu lang war der Name Oesterreich dem Spott und der Verachtung der Völker preisgegeben, und Millionen österreichische Herzen bluteten darüber in bitterstem Schmerz; nun endlich ist der Tag gekommen, wo man wieder mit freudigem Stolze ausrufen kann: Ich bin ein Oesterreicher! Hoch lebe das Volk von Wien!

Freiheit und Einigkeit! war sein Losungswort im Kampfe für Oesterreichs Ehre; Freiheit und Einigkeit bleibe die Losung im Kampfe, der noch nicht ausgekämpft ist!

Ja, Einigkeit in Freiheit! Allseitiges Vergessen und Vergeben, ein brüderlicher Völkerbund!

Einigkeit zwischen den Nationen! Nicht ihr Bedürfniß, nicht ihre Herzensneigung entzweite sie, sondern eine menschenfeindliche Politik, welche trennte, um zu knechten. Sie ist gestürzt, und freudig reichen sich Deutsche, Ungarn, Slaven und Italiener die Hand zum großen Werke der politischen und humanen Erlösung. Kein anderer Streit herrsche fortan zwischen uns, als der edle Wettstreit im Guten, Schönen und Großen. Wir haben alle dasselbe Ziel, die Freiheit; wir haben alle denselben Feind, die Tyrannei, die uns schändete durch die alte Politik, die uns droht durch die Barbarei Rußlands, zu dessen Schützling Metternich das herrliche Oesterreich erniedrigen wollte. Oesterreich braucht keinen fremden Schutz; es wird sich selber helfen; es hat sich geholfen.

Liebevolle Eintracht zwischen den Confessionen! Ueber uns Allen waltet derselbe Gott, der ein Gott der Liebe ist und uns Liebe als Hauptgebot unseres Lebens verkündet hat.

Thatkräftige Bruderliebe zwischen den verschiedenen Ständen! Auf der langen Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft ist jeder gleich viel werth, der tüchtig und ehrenhaft seinen Platz ausfüllt. Darum jedem das gleiche Recht, bei Erfüllung der gleichen Pflicht. Und das Losungswort der thätigen Nächstenliebe in geistiger und materieller Hinsicht sei: Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert!

Auf denn, gewaltiges Oesterreich! vorwärts. Ruhmvoll bist du in die Geschichte der neuen Zeit eingetreten; freudig überrascht blickt die Welt auf dich und jubelt dir Beifall und Bewunderung zu. Auf denn! Entfalte im Licht der Freiheit die lang verschlossenen Schätze, mit denen dich Gott gesegnet, richte auf deine in den Jahrhunderten herangereifte altehrwürdige Größe im Jugendschmucke der Gegenwart. Erfülle deinen hohen Ostberuf, zu sein ein Reich des Lichtes, und dorthin, wo im frevelnden Widerspruch mit der Natur von Osten die Finsterniß hereinbrechen will, zu werden ein Herold des Sonnenaufgangs humaner Bildung und Freiheit!

Hamburg, den 16. März 1848.

Franz Schuselka.

Herr Arnold Ruge

und

die französische Republik *).

Die Grenzboten sind bekanntlich von Herrn Arnold Ruge auf Hochverrath, Majestätsbeleidigung und Contrerevolution angeklagt; zuerst auf Verrath an der Freiheit, dann auf Beleidigung des souverainen französischen Volkes und endlich auf eine im Bunde mit Metternich angezettelte Verschwörung gegen die eine und untheilbare französische Republik. Der öffentliche Ankläger hat sich leider nicht an die Bewohner von Faubourg St. Antoine oder an irgend ein Organ der provisorischen Regierung zu Paris gewendet, — wodurch der Proceß die geziemende Wichtigkeit erlangt hätte — sondern an die Leser des Leipziger „Charivari." Doch glaube man deshalb nicht, es sei auf einen Fastnachtschwank abgesehen. Die Anklage ist burlesk genug geschrieben und hat einen Hochgeschmack seltener Possenhaftigkeit, aber Herr Ruge wird nicht leugnen können, daß es ihm voller und grober Ernst damit war. Der Hauptschuldige bittet nun um unparteiisches Gehör. Ich trete vor den Richterstuhl des Charivari und bekenne, gesagt zu haben: „Das französische Volk ist ein Virtuose im Revolutioniren und ein Stümper in der Politik;" — es hat „glänzende Soldaten und feine Diplomaten," aber blutwenig gesunde Politiker; — „es gefällt sich in der Rolle des Sklaven, der fortwährend die Kette bricht und weiß nach jeder Revolution sich neue Ketten zu schaffen" und mehreres Andere. Also ich bin der große Bösewicht und Gotteslästerer, welcher an der allein freimachenden Weisheit und Unfehlbarkeit der französischen Republik zu zweifeln sich erfrecht hat. Ehe ich all diese abscheulichen Ketzereien zu verantworten suche, kann ich mich nicht enthalten, geschwind noch ein großes, wo nicht größeres Verbrechen zu begehen. Ich bekenne mich schuldig des Gedankens, daß Herr A. Ruge „kein Virtuose im Revolutioniren" und doch „ein Stümper in der Politik" ist; daß er, weit entfernt vom feinen Diplomaten, vielmehr ein gelehrter Thebaner ist, der von der patriotischen und volks-

---

*) Dieser Aufsatz war uns im Laufe der verflossenen Woche zugegangen; der Abdruck mußte aber wegen der plötzlichen Häufung von Ereignissen und Nachrichten bis auf diese Nummer verschoben werden. — Herr Ruge hat inzwischen wieder einige Danton'sche Redensarten gegen uns losgelassen (im Leipziger Charivari): „Il faut faire peur aux traitres!" Frankreich ist „der Messias" ꝛc. Aber es ist keine Zeit zum Puppenspielen und Lippenfechten, und sündhaft wäre es, jetzt in unnützer Polemik Zerstreuung zu suchen. Möge Herr Ruge deshalb noch zwanzig Jahre auf seinem Princip herumreiten oder gegen uns von allen Dächern predigen: wir berufen uns ein für alle Mal auf den obenstehenden Aufsatz, so wie auf den Gesammtinhalt der Grenzboten. D. Red.

hümlichen Diplomatie des französischen Volkes so viel versteht, wie Atta Troll von er Tanzkunst; kurz, ich begehe die Blasphemie, an der „uneingeschränkten Vernunft" es Herrn Arnold Ruge ganz und gar zu verzweifeln und zu glauben, daß ein wenig Einschränkung ihr sehr heilsam wäre! —

Armer gemeiner Menschenverstand, wie stolz sieht die uneingeschränkte Vernunft des Halle'schen Exphilosophen auf dich herab! Seit auf Erden Geschichte gemacht wird, haben Staatengründer und Gesetzgeber, von Confucius bis auf Washington und Franklin, dich nicht entbehren können, und ich meine, selbst die provisorische Regierung in Paris wird dich bald außerordentlich nöthig haben, denn die uneingeschränkte Vernunft des Herrn Ruge würde sie in der geringsten politischen oder finanziellen Verlegenheit im Stiche lassen. Du bist so einfältig, dich mit einer Unzahl gegebener Dinge abzuquälen, du vergleichst, erwägst und berechnest Bedürfnisse, Sitten und Fähigkeiten, Unterschiede und Eigenheiten der Menschen und Länder. Da ist die uneingeschränkte Vernunft großartiger: mit einem absolutistischen Machtspruch dekretirt sie das Nichtdasein jener unvernünftigen Schranken, und zieht „das Facit der Geschichte der Menschheit," wo kaum noch das Facit einer provisorischen Regierungskrisis abzusehen ist. Sie proklamirt, daß man künftig die Kriegskanonen nicht mehr mit Kugeln, sondern mit „reinen Gedanken" laden und die Fabrikmaschinen, statt mit Wasserdämpfen, mit absoluten Ideen in Bewegung setzen soll. Der japanische Kaiser ist nicht so allmächtig in seinem Wahn, wie die „uneingeschränkte Vernunft," so lange sie in majestätischer Selbstbeschauung sich um sich selber dreht im unbeschränkten Reich der Abstraction. Möge Herr Ruge sich nur auch gefälligst in's Abstracte verziehen, so oft es sich um Dinge handelt, von denen er Nichts weiß und Nichts wissen will, von denen sich aber schwerlich ganz abstrahiren läßt, da die Kunst, im buchstäblichen Sinne des Wortes aus der Haut zu fahren, bis jetzt noch nicht erfunden ist. —

Herr Ruge meint wirklich noch an seiner verbrauchten Schulformel den archimedischen Punkt zu besitzen und, so oft er sie ausspricht, die deutsche und französische Welt aus den Angeln zu heben. Er irrt sich. Die Pariser haben den triste farceur so wenig verstanden, wie er sie, aber sie ergötzten sich an dem teutonischen Curiosum und begafften ihn eine Weile, wie man in Paris einen redenden Hoffmann'schen Automaten oder eine Figur aus den Faust'schen Blocksberggruppen bestaunen würde, um sich dann wohlgefällig zu sagen: Närrisches Deutschland! Aber auch Deutschland ist nicht mehr das alte, romantisch und scholastisch verschrobene. Nicht jeder kalte Bombast wird heute Philosophie gescholten. Jedes Schulkind kennt das Geheimniß. Man weiß, daß gewisse Auguren die feierlichsten und tiefsinnigsten Gesichter schneiden, wenn sie nichts Erkleckliches zu sagen wissen. —

Die uneingeschränkte Vernunft läßt sich aber nicht irre machen und der steife Pedant will durchaus den Fransquillon spielen. Ein teutonischer Fransquillon ist eine sehenswerthe Rarität. Zu diesem Zweck ist Herr Ruge so „unfrei," — um ein Stichwort der weiland deutschen Jahrbücher zu gebrauchen, — daß er in den Franzosen die Freiheit verkörpert sieht, was sage ich, die Freiheit? Die absolute Freiheit ist es, die in ihnen urplötzlich Fleisch und Bein geworden ist. Diese Abgötterei ist nicht nur ein schreiendes Unrecht gegen die Sache der Freiheit, sondern ein eben so großes Unrecht gegen die Franzosen selbst. Das französische Volk ist keine wesenlose Tendenzfigur, — wie man sie in schlechten Novellen zu finden pflegt, — kein bloßer Träger einer abstracten Idee, sondern eine sehr leibhaftige und glänzende Individualität; es ist ein ganzer menschlicher Held mit großen Leidenschaften und charakteristischen Eigenheiten,

mit angeerbten Vorurtheilen und Talenten, kurz ein voller irdischer Held, dem es eben so wenig an tragischer Schuld und Schwäche gebricht, wie an edlen und einnehmenden Eigenschaften. Sonst würde das französische Volk auf der weltgeschichtlichen Bühne keine so gewaltige und erschütternde Rolle spielen.

Kommen wir endlich auf die „Virtuosen im Revolutioniren" zurück. Die Ansicht, die ich bei der ersten Kunde vom Ausgang der Revolution, vielleicht zu kurz und unbedingt, hinwarf, ist im Grunde nur die öffentliche Meinung der freiesten Länder der Welt. In England und Nordamerika, in Belgien und Holland, wo man einige politische Erfahrung zu besitzen scheint, ist sie weitaus die herrschende; von den Chartisten oder den ultramontanen Patrioten Irlands spreche ich nicht. — Wer in den letzten Jahren die Presse und die Politik Frankreichs beobachtet hat, der kann sich nicht lange fragen, warum die Constitution dort eine Lüge war. Dem Barricadenkönig wurde es sehr leicht, die Charte zu verfälschen; sinnlose Attentate gaben erwünschten Vorwand zu den Septembergesetzen; die Corruption, die er als Vermächtniß alter Zeiten vorfand, wurde rasch zur tief greifenden Reactionsmaschine organisirt. Die Bourgeoisie, das willkürgewohnte Beamtenheer und portefeuillesuchende Advokaten fanden ihre Rechnung bei dem elenden Kunststück und hatten tausend geistreiche Euphemismen für die grellsten Ungesetzlichkeiten. Ein alt- und modernfranzösisches Gouvernantenwörtchen, wie convenance oder discretion, reichte sehr oft in der Kammer hin, um die schreiendste Willkür zu beschönigen und den gründlichsten Liberalen den Mund zu stopfen. Die äußere Politik Frankreichs wurde immer ehrloser; treulos, erst gegen die Völker, dann gegen die Cabinette, stand sie zuletzt verlassen da und mußte sich mit einem verstohlenen Händedruck Oesterreichs trösten. Auch dafür fanden sich in Frankreich zahllose Apologeten, welche die Friedensliebe, die Mäßigung und die materiellen Interessen der Nation vorschützten. Louis Philipp war also ein feiner Diplomat und ein stümperhafter Politiker. War Louis Philipp ein zufälliger Franzose? Stand er in Frankreich allein oder vertrat er eine zahlreiche Classe, deren Mitglieder, eben so kurzsichtig und gewissenlos wie er, nur daran dachten, den Augenblick auszubeuten?

Fragen wir jetzt, was die Bessergesinnten gethan haben? Es wurde ihnen sehr schwer, oder vielmehr, sie waren unfähig, die offenbare Fälschung der Charte durch politische Mittel, an denen es noch immer nicht fehlte, zu hindern. Gesunder Verstand, mit Ehrlichkeit gepaart, fand sich nur bei einer erschreckend kleinen Minorität von Constitutionellen. Die Kammeropposition lavirte, diplomatisirte, bildete unnatürliche Coalitionen, fing jede Agitation verkehrt an und führte keine durch. Sie hat in achtzehn langen Jahren Nichts ausgerichtet und wurde mit jeder Sitzung immer weiter zurückgeworfen; sie hat sieben Jahre lang gearbeitet und war nicht im Stande, ein verhaßtes Ministerium und eine aus feilen Bedientenseelen zusammengesetzte Majorität zu stürzen. Frankreich konnte den Knoten nicht lösen und in der Verzweiflung zerhieb es ihn wieder einmal mit dem Schwert.

Die Franzosen wußten mit der constitutionellen Regierungsform nichts anzufangen und riefen daher: Constitution ist auch nichts! Ein moralischer Katzenjammer bemächtigte sich der Mehrzahl. Man war über Alles hinaus, man ließ die Flügel hängen und sprach mit Verachtung und Blasirtheit von allem politischen Streben. Die Massen hofften überhaupt nichts mehr von politischer Freiheit, obwohl dieselbe erst zu erringen war, und vertrösteten sich mit der Aussicht auf eine sociale Revolution. Haß gegen die Bourgeoisie und ihren Schutzpatron Louis Philipp wurde der Inhalt der neuen Bewegung. So rasch nützten sich die Errungenschaften der Julitage ab. Die „uneingeschränkte

Vernunft" scheint in diesem schnellen Verleben einen Vorzug zu sehen und glaubt, die Früchte einer Constitution müßten überall auf dieselbe Weise in Fäulniß übergehen, ehe sie reif geworden. Aber ich bemerke nur im Vorbeigehen, daß es ein platter Kunstgriff ist, den französischen Bourgeois buchstäblich in den deutschen oder englischen Bürger zu übersetzen. Verschiedenheit der Erwerbs- und Lebensweise, der Erziehung und des Temperaments sind freilich „unvernünftige Schranken," an welche die „absolute Vernunft" sich nicht kehrt. —

Was also keine Discussion, keine politische Agitation stürzen konnte, ward endlich durch Säbel und Flinten überwunden. Dieses Heldenthum im Straßenkampf hat mit der politischen Fähigkeit Nichts zu schaffen und macht die Vergangenheit nicht ungeschehen. Der Aufstand war nicht das Ziel der Reformisten und wurde auch von ganz andern Leuten unternommen. Mit aller Bewunderung daher für die Tapferkeit des Pariser Ouvriers, die ich nicht in Abrede stellte, bewundere ich noch nicht die Politiker Frankreichs. Der Jubel über die Ritterlichkeit der Pariser am Tage des Sturmes hat sich hinterher schon mehrmals in bittere Enttäuschung verwandelt, so daß es kein Verbrechen ist, wenn man die neue Erlösungsbotschaft mit einigem Skepticismus aufnahm. Ist das Wort „Stümper" zu absprechend, so hat es wenigstens die Vergangenheit für sich: Herr Ruge kann nur auf die Zukunft und auf die neue Revolution hinweisen. Aber die zukünftige Politik Frankreichs ist unbekannt und *die politische Revolution hat noch nicht angefangen.*

Das Wegjagen des Königs macht den Staat noch nicht viel anders. Bis jetzt wissen wir blos vom Siege des Aufstandes und von der Coalition der republikanischen, socialistischen und hierarchischen Partei; daß jeder eine Frucht des Sieges verheißen wurde, der einen die Organisation der Arbeit, der andern die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Auch die Republik wird eine Constitution und zu deren Fortbildung politische Fähigkeit und Ausdauer brauchen; die neue Regierungsform wird weder die Bourgeoisie ausschließen noch mit einem Schlage anders machen und ohne schwarz zu sehen, darf man die Möglichkeit ahnen, daß dereinst der verzweifelte Ruf ertönt: Republik ist auch Nichts!

Sobald die politische Revolution, die gründliche Aufwühlung nämlich und Umpflanzung der bürgerlichen Einrichtungen, im vollen Gange ist, wird es sich erst zeigen, ob Frankreich nur die Form oder die Uridee seiner Regierungskunst ändern will, und ob es im Reformiren eben so groß ist, wie im Volksaufstand. Jetzt sind der Presse und dem Vereinigungsrecht die Fesseln abgenommen worden. Dies sind nur Anfänge. Um aus Frankreich eine factische Republik zu machen, wird eine fast übermenschliche Umwälzungskraft erforderlich sein, denn Nichts ist so schwer, als den eignen alten Adam auszuziehen. Die Vergangenheit Frankreichs zeigt, daß nach allen Häutungen und unter den verschiedensten Verfassungsformen die Staatsidee die alte blieb. Der Regierung blieb dieselbe ausgedehnte Gewalt, blieben dieselben Lasten. Mit andern Worten, das französische *Ideal* eines freien Staates ist nicht eine möglichst wenig beschränkte *Selbstregierung* aller einzelnen Theile des großen Organismus, sondern eine Alles regierende und allmächtige, aber stets progressive Regierungsgewalt. Man nennt dies anderswo mit gerechter Geringschätzung, *aufgeklärten Despotismus.* Mit dieser nationalen Ansicht hat sich schon die constitutionelle Verfassung nicht vertragen, wie soll es die republikanische? Das französische Volk, welches, nach Ludwig Börne, „alle Fehler und einige Tugenden" des schönen Geschlechts besitzt, hegt noch immer den schönen Traum von einer nach dem Ebenbilde der Vorsehung geschaffenen Staatsgewalt,

die hoch über dem Volke stehen und dasselbe zu sich emporziehen soll, und aus allen Gründen, welche die Erfahrung gegen die Möglichkeit, diesen Traum zu verwirklichen, anführt, „hört es nur das Nein!" Wenn Toqueville, wenn Hauranne, wenn andere politisch gebildete Franzosen auf diesen Uebelstand hinwiesen, wenn sie bemerkten, daß „die Verfassung Nordamerika's in einem Lande der Centralisation in den gefährlichsten Despotismus umschlagen müßte," so konnten sie dies in ruhigern Zeiten und in dicken Büchern thun. Heute würden sie herzlose Zweifler am Genie Frankreichs gescholten.

Der Ausdruck und das Mittel jenes aufgeklärten Despotismus ist die Centralisation. Diese ist kein leeres Wort, sie besteht in eiserner Wirklichkeit, sie ist das Bleibende im Vergänglichen Frankreichs, welches nur ihr seine vielbewunderte Einheit und seine imposante Stellung gegen Außen verdankt. Alle Präfecten, Unterpräfecten und Maires im ganzen Lande werden durch sie zu eben so vielen gehorsamen Springfedern, welche dem Willen der jedesmaligen Regierung überall einen gleichmäßigen und unwiderstehlichen Nachdruck geben. Der Staat bewirthschaftet, so zu sagen, jeden Canton und jede Commune, ganz Frankreich muß zu Rathe sitzen über die harmloseste Neuerung im letzten Burgflecken der Gascogne, — wenn es Zeit hat. Die Erhöhung der Anzahl Landesvertreter auf 900 wird diese Geschäfte nicht vereinfachen, noch die sklavische Abhängigkeit zahlloser Local- und Provinzialinteressen von den allgemeinen Tendenzen der Regierung aufheben. Für jene harmonische Theilung der politischen Arbeit, wie man sie in wirklich freien Ländern, in den Niederlanden oder Amerika, kennt, für die rastlose prosaische Thätigkeit des herkulisch arbeitenden Engländers hat selten ein Franzose aufrichtige Neigung. Was nicht mit einem großartigen Ruck geschehen kann, imponirt ihm nicht. Er liebt die rasche Entscheidung durch eine glänzende That, und darauf lange Flitterwochen in den Armen des Sieges. Er arbeitet leidenschaftlich eine kurze aufgeregte Periode hindurch, aber nachher ist er viel zu geistreich und schmiegsam, um nicht bei der ersten Gelegenheit vanitas vanitatum! zu rufen und sein Leben in poetischer Muße zu vertändeln. Das Gefühl seiner Elasticität bleibt ihm ja und sagt ihm, daß er in einem künftigen Moment wieder mit einem Sprunge das verlorne Terrain erobern wird. Ein sprechendes Bild davon ist grade der viel zu gering angeschlagene Bourgeois. Der französische Bourgeois arbeitet in der Regel eine Reihe von Jahren ohne Rast und Ruh, Tag und Nacht, mit Leib und Seele, bis er so viel erworben hat, daß er Feierabend machen kann für den Rest seiner Tage. Oft zieht er sich schon im dreißigsten oder vierzigsten Jahr zurück, zufrieden mit einem mäßigen Auskommen, und wird nicht müde, bis in sein grünes Greisenalter zu flaniren und zu causiren, ein gemüthlicher praktischer Philosoph. Der Engländer oder Deutsche arbeitet, auch wenn er Millionär geworden, oft bis zum letzten Hauch, nicht immer aus Geiz oder Habsucht, sondern weil ihm die Arbeit ein Cultus und eine theuere Angewohnheit geworden ist. Wenn er sie aufgibt, pflegt er zu sterben.

Freiheit ist Selbstregierung, ist ewige unermüdliche Wachsamkeit. Sie ist nicht so wohlfeil als sie aussieht. Ein Volk, das die Selbstregierung behaupten will, muß sich auf trockene und harte Arbeit gefaßt machen. —

Ist seit 1830 eine republikanische Idee in Frankreich ausgesäet worden? Hat sich ein Ruf nach Municipalfreiheit und nach einer allmäligen Lockerung der eisernen Centralisation geltend gemacht? Oder glaubt man, das jetzige Frankreich wolle mit einem Mal sich decentralisiren? Niemand denkt daran, alle Männer der Bewegung stimmen in Cormenins jüngsten Ausruf ein: „Die Centralisation ist die Seele Frankreichs."

Es ist sogar der Schrei nach einer funkelnagelneuen Centralisation erklungen. Die socialistische Partei verlangt, der Staat solle auch im geselligen und industriellen Verkehr **Alles** regeln, **Alles** befehlen, **Alles** thun — und zwar gleichmäßig für ganz Frankreich. „Verwalten heißt voraussehen." Die Staatsvorsehung in Paris soll nicht nur jede Straße bauen und jeden Brunnen graben lassen, der in der Picardie oder Provence nothwendig ist, sondern sie sei verantwortlich für jeden Raben auf dem Felde, der nicht gespeist, und für jede Lilie, die nicht gekleidet ist. Die Organisation der Arbeit, diese Sphynxfrage des Jahrhunderts, an der die Gesellschaft noch lange herumrathen wird, ohne sie jemals vollkommen zu lösen, — der Staat soll ihre Beantwortung decretiren. Er soll dem Arbeiter hohen Tagelohn und dem Fabrikanten wohlfeile Arbeit, dem Landmanne Regen, dem Winzer Sonnenschein, dem Soldaten Gloire und dem Bourgeois Frieden bescheren, kurz Allen Alles und unbedingt. Ihr armen, edlen Zauberlehrlinge im Luxemburg und Hôtel de Ville, möchtet ihr nicht bald nach einem Meister rufen müssen, der die beschworenen Geister mit einem geheimnißvollen Bannspruch beruhige.

Die Ideen der Selbstregierung also hatten in Frankreich seit 18 Jahren keine Wurzeln geschlagen, wohl aber glimmten noch Erinnerungen an die sogenannte Republik des Berges. Als daher die Kunde kam: Frankreich ist wieder Republik! wurde es Vielen schwer — und ist es mir noch jetzt, — sich darunter mehr als eine abgeblaßte zweite Auflage von 1792 zu denken. Die alte Liebe, die nicht rostet, war noch einmal erwacht. Jene gewaltige Zeit gilt den Massen für die glorreichste Frankreichs; die Sehnsucht der romantischen Jugend und des thatkräftigsten Theiles der Nation war stets, de retomber dans la vieille ornière, um die beleidigte Ehre und die gedemüthigte Größe des Vaterlandes zu rächen. Man muß gänzlich übersehen haben, welche Glaubensartikel die patriotische Literatur über'm Rhein fortwährend gepredigt hat, um nicht zu wissen, daß die Männer des National das Consulat, das Kaiserreich und die beiden Restaurationen nur für eine zufällige und verrätherische Unterbrechung der ersten Republik betrachten. An die moralische Nothwendigkeit ihres Falles glauben sie nicht. Gerade wie in Frankreich viele Historiker den Untergang des alten Rom nicht seiner innern Fäulniß, sondern lediglich „den Barbaren" zuschreiben und als ein Unglück für die Civilisation beklagen . . . So viel ist gewiß, das Wort: Republik, hat nur deshalb solchen Zauber in Frankreich, weil es an die heroischen Kriegsthaten und den Ruhm der neunziger Jahre erinnert. Und — wenn auch die „uneingeschränkte Vernunft" vielleicht die erste Republik für die allein wahre und reine halten mag — jedenfalls bedeutet das Wort bei den Franzosen etwas Anderes, als bei Amerikanern, Engländern und Niederländern.

Die nächste Zukunft wird ja zeigen, welches Princip fruchtbarer ist, das der gewaltigen Centralisation, oder das der bürgerlichen Selbstregierung, die in den angelsächsischen Ländern und Colonien seit geraumer Zeit ihre bescheidenen Blüthen treibt.

„Die Republik muß treu bleiben dem Glauben der alten Zeit, treu den Thaten der Väter und treu der Propaganda!" rief unlängst La Reforme. Ihr seht, die Franzosen sind in diesem Zeitalter der Industrie noch immer die chevalereske Nation; noch immer empfänglich für schwärmerischen Ehrgeiz; noch immer des Glaubens, sie müßten sich an die Spitze der Völker stellen mit spartanischen Lanzen und attischem Witz und contendere de principatu. Ich kann dieses leidenschaftliche Nationalgefühl, welches nach drei Revolutionen voll bitterer Lehren den Traum der Jugend wieder aufnimmt, dämonisch schön, ich kann es poetisch groß finden und darf dennoch ohne „Verrath an

der Freiheit" fragen: Ist es auch weise, ist es ihnen „zum Heil oder Unheil?" Den Erschütterungen, die von Frankreich ausgingen, verdankt Europa die größten Fortschritte, deshalb muß man aber nicht die Unfehlbarkeit jeder neuen französischen Verfassung zu einem heiligen Dogma machen. — — Aber, mein Gott, sind wir denn Franzosen? Haben wir unsere Adhäsion an Lamartine einzusenden? Oder kann man in Deutschland nicht frei werden, ohne französischer Republikaner zu sein? — Herrn Ruge scheint es fast so und er hat meiner unmaßgeblichen Ansicht über das politische Talent der Franzosen eine hinterlistige Tendenz unterschoben. Ich habe den Deutschen kaltes Wasser über den Nacken gießen und die „kindischen Oesterreicher" bethören wollen, meint er. Herr Ruge beruhige sich. Die Oesterreicher in Mailand, Pesth, Prag und Wien sind nicht so kindisch, wie seine „uneingeschränkte Vernunft" sich schmeichelt. Oder sind die Deutschen noch so unmännlich und haben sie kein Herz für ihre Freiheit, wenn man ihnen nicht den blindesten Glauben an die Politik von Louis Blanc, Marrast ꝛc. einprägt? Ich habe von den Deutschen nicht so gering gedacht. — Wenn eine Tendenz in meiner Ansicht lag, so war's eine umgekehrte. Eben weil die Franzosen keine Republikaner sind, weil sie nicht vor der eigenen Thüre kehren, sondern andere Völker „befreien" und „beschützen" wollen, schlägt für euch Deutsche die Stunde der Befreiung. Benützet den Gewittersturm im Westen, macht Deutschland fertig. Die Kriegsmähne droht euern Fürsten und wird ihnen ihre Schulmeistergelüste endlich vertreiben. Besinnt euch nicht lange, nehmt selbst das Steuerruder in die Hand und sagt ihnen: Es ist keine Zeit mehr zum Feilschen und Mäkeln. Die schrittweise Abrechnung ist unterbrochen; keine Abschlagszahlungen mehr, sondern unsere ganze Schuld; denn die Vormundschaft hat ein Ende.

Und wir wollen hoffen, daß die deutsche Freiheit, einmal errungen, nicht abhänge vom Bestand der Republik in Frankreich, sondern auf eigenen Füßen stehe. Wehe uns, wäre es anders! Gebe der Himmel vielmehr, daß sie bald mächtig genug werde im Osten und Süden Europas, um eine künftige Reaction in Frankreich unmöglich zu machen!

Somit bitte ich den Leser um Nachsicht mit den häufigen Längen dieser Erklärung und versichere der „uneingeschränkten Vernunft," daß ich kein Franzosenfresser bin, obwohl „ein Knoblauchfresser."

Den 15. März 1848. **J. Kaufmann.**

Tagebuch.

I.

Aus Prag.

Das Wenzelsbader Bürgercomité; Graf Deym und Graf Thun. — Die Opposition des Rathhauses, endliche Bekehrung des Bürgermeisters. — Bürger und Studenten bewaffnen sich. — Polizei und Militär außer Wirksamkeit. — Uffo Horn wird Fahnenträger. — Die Nachrichten aus Wien und ihre Wirkung. — Bäcker, Brauer und Müller machen freiwillige Concessionen. — Allgemeiner Volksjubel.

Sonntag den 12. d. M. Nachmittags hatte sich das Comité am Rathhause im politischen Senate versammelt, constituirt und permanent erklärt. Es wurde der sehr populär gewordene Graf Albert Deym zum Präsidenten, die Doctoren Trojan und Gabler zu Secretären ernannt, welche im Verein mit Dr. Pinkas mit der Verfassung der Adresse auf Grundlage der Wenzelsbader Artikel betraut wurden. Schon diese erste Zusammenkunft zeigte, daß das Comité eine entschieden liberale Richtung genommen hat und jeden servilen Schritt zu vermeiden gesonnen ist. Nach einer stürmischen Debatte trat Graf Franz Thun, der im Wenzelsbad zum Comitésmitglied von den Bürgern gewählt wurde, aus, indem er erklärte, daß er als Oppositionsmann der Stände die auf ihn gefallene „und sehr schmeichelhafte Wahl" ablehnen müßte, weil es sonst scheinen könnte, als ginge diese Bewegung der Bürger von der ständischen Opposition aus, und endlich weil er in der Wenzelsbader Versammlung die Elite der Bürgerschaft vermißte, und es ihm nicht ehrenwerth (Widerspruch mit seiner frühern Aeußerung) erscheine, sich mit an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die von unbekannten Personen auf ungesetzlichem Wege bewirkt wurde. So ging die Versammlung auseinander, nachdem sie zuvor den Sitzungssaal im Gewerbsverein für den nächsten Dienstag zur Berathung wählte, weil der Bürgermeister sich noch weigerte, dem Comité den legalen Boden für seine Zusammenkünfte zu gestatten.

Am 14 d. M. Sitzung im Gewerbsverein.

Heute wurde die von Dr. Pinkas verfaßte beiliegende Adresse verlesen und mit großer Begeisterung und Acclamation aufgenommen, wiewohl Baron Villani in einer langen Rede die Form, und ein Volkstribun in einer kurzen, aber kräftigen Rede dieselbe in dem wesentlichsten Punkte, Robot betreffend, angriff. Während dem hatte sich auf dem Rathhause ein Schisma gebildet. Der Bürgermeister und die Repräsentanten der Stadt hatten sich ebenfalls zur Abfassung einer Adresse vereinigt, und ein neues Comité gebildet. Da kam plötzlich die Nachricht: Die Wiener Bürger mit den Studenten haben das Zeughaus gestürmt, man habe unter das Volk mit Kartätschen geschossen u. s. w. Ungeheure Aufregung! Der Saal des Gewerbvereins füllt sich immer mehr und man liest in jeder Miene die Kampflust, wenn es gelten sollte, die Rechte des Vaterlandes zu wahren. Da tritt ein Abgeordneter des Bürgermeisters in den Saal und äußert den Wunsch, das Comité möge sich auf das Rathhaus verfügen und sich mit dem neuen vereinigen. Nein! nein! der Bürgermeister muß her! erscholl es im ganzen Saale. Wahrscheinlich von dieser Stimmung benachrichtiget, trat der Bürgermeister in den Saal, hielt eine lange Rede an die Bürger, zeigte ihnen seine Resignation als Appellationsrath an und sprach: Jetzt bin ich ganz der Ihrige und stolz darauf, heute in Ihrer Mitte zu sein. Dieser Tag wird aus meinem Gedächtnisse

nicht erlöschen, er gehört zu den schönsten meines Lebens. Donnerndes Lebehoch! Dieser Akt der Versöhnung zeigt, daß es den Bürgern um das Wohl des Landes und der Stadt, um Einigkeit zu thun war. Nachdem der Jubel verhallt und die Menge sich entfernt hatte, wurde der Beschluß gefaßt die Adresse im Rathhause, in den Buchhandlungen und im Gewerbsverein zum Unterschreiben ausliegen zu lassen. Schnell boten viele junge Leute ihre Hilfe an, die Adresse in mehreren Exemplaren abzuschreiben und ehe die elfte Stunde der Nacht herankam, war dieselbe in vielen Exemplaren abgeschrieben und geheftet.

Am 15 Sitzung im Rathhause.

Welch herrlichen Anblick gewährt ein Volk, welches das erste Glied aus seiner Sklavenkette gerissen und frei athmet in Eintracht und Bruderliebe. O sähen dies alle Fürsten, die ihre Völker knechten und wie Lastthiere behandeln. O sie würden Purpur, Krone und Zepter mit von sich werfen, und frei unter freien Bürgern wandeln, deren Wohl sie gegründet. Tausende von den Bewohnern, Tausende von Studenten durchzogen heute die Hauptstadt und dankten Gott! Alles drängte sich zur Unterschrift der Adresse, die auf den Plätzen öffentlich vorgelesen und mit Jubel begrüßt wurde, ohne Unterschied des Standes, des Alters, der Religion; Gleichheit und Freiheit war die Loosung des Tages und ehe der Mittag herankam, waren mehr als 3000 unterzeichnet. Ein Anschlag an dem schwarzen Brette der Universität verkündete, daß die Collegien geschlossen sind. Die Studenten versammelten sich in den Hörsälen und entwarfen eine Petition an die Regierung, die ich Ihnen mittheilen werde.

Um 2 Uhr Nachmittags hielt das Comité seine dritte Sitzung, wo die Errichtung der Nationalgarde und einer Studentenlegion genehmigt wurde, so daß sich jeder Bürger einem der 3 Corps anschließen kann, um den Dienst in der Stadt zu thun. Militär und Polizei sind außer Wirksamkeit getreten. Die verhaßte Polizei ist kein Stein des Anstoßes mehr, wodurch uns alle blutigen Auftritte erspart worden sind. Auch die Studenten beginnen sich zu organisiren und haben auf Nachmittag eine allgemeine Versammlung ausgeschrieben. Uffo Horn hielt eine begeisternde Rede an sie, schwang die Fahne, und ein tausendstimmiges Hurrah erfüllte die Aula magna. Wie hat Prag sich verändert! Wo sonst der Despotismus der Professoren autokratisch die Jugend in Fesseln schlug, dort ertönen die Lieder der Freiheit, dort umarmen sich jetzt in brüderlicher Eintracht die Söhne des Volkes mit den Söhnen der Aristokraten, das einende Du! Bruder! hat die Schranken der Kaste niedergerissen und ein rühriges, heiteres Leben beseelt die ganzen Studentenschaft *).

Um 4 Uhr Nachmittags stürmte die ganze Volksmenge, welche das Rathhaus den ganzen Tag belagerte, in den Sitzungssaal des Comité, mit dem Rufe: Nachrichten aus Wien! Wichtige Nachrichten aus Wien. Der Bote wurde auf den Tisch gehoben und verkündete der Menge die telegraphische Nachricht: Preßfreiheit, Nationalgarde und Versammlung der Reichsstände in Wien. Das letzte wurde ganz überhört, ein donnernder Freudenruf begrüßte die ersten beiden, und ehe eine halbe Stunde verging, war es bereits an allen Ecken gedruckt zu lesen. Die Masse verlor sich aus dem Sitzungssaale und der wichtigste und in frühern Zeiten fast unmögliche Beschluß mit Einverständniß der Bräuer, Bäcker und Müller wurde gefaßt: Billigeres Bier und größeres Brod. Heute schon, wo ich ihnen dieses schreibe, ist das Bier um 2 Kreuzer billiger und das Brod um 4 Loth größer, ohne die Bewilligung des Guberniums, des Magistrates und der rechnungslustigen Buchhalterei.

---

*) Nun wird die Prager Universität ihr 500jähriges Jubiläum feiern können!

D. Red.

Die Bewohner der Hauptstadt sind dem Grafen Albert Deym und den bereitwilligern Bräuern und Bäckern zu Dank verpflichtet und haben die Ueberzeugung gewonnen, was eine Behörde kann, wenn sie sich mit dem Volke in Einvernehmen setzt und mit Ehrlichkeit einen festen Willen verbindet. Hoch lebe das Comité! hörte ich heute mit Begeisterung auf den Straßen rufen. Dieser Ruf ist nicht bezahlt, er ist gewonnen und strömt aus freudiger Brust.

Im Theater gab man an diesem Tage Ifflands Dienstpflicht, und um 9 Uhr rief Graf Stadion aus der Loge herab: Se. Majestät haben allen Provinzen Constitution gegeben! Es lebe die Constitution! wiederhallte es auf allen Straßen der Stadt und der Freudentaumel war so groß, daß sich die Bürger auf den Straßen umarmten.

Der Sekretär des Grafen Stadion eilte in die bürgerliche Ressource und verkündet auch dort die Constitution. Der Freudenrausch war so groß, daß er den Müllermeister Slavik zum Götzendienste verleitete, denn er trug die Büste des Kaisers im Saal herum und sprang wie die Priester des Baal zu Elias Zeiten, und es hätte nicht viel gefehlt, Freudenwuth wäre epidemisch geworden. Ein improvisirter Fackelzug bewegte sich in fantastischen Gestalten durch alle Straßen der Hauptstadt, als das Ende des Servilismus, denn unter den Vivats hörte man deutlich die mißbilligenden Stimmen: Pfui! Hamba! Ja vor der Wohnung des Bürgermeisters wurde der Ruf: Pereat! laut. Man wird ihm nicht verzeihen, daß er Alles in Bewegung setzte, um am 11. die Versammlung zu hintertreiben, und zu einem Schritt seine Bewilligung nicht ertheilte, dem er sich später anzuschließen genöthigt war. Aus diesem Grunde ist auch die Illumination der Stadt unterblieben; sie hätte zu Exzessen Anlaß geben können. Abermals ein Verdienst des Comité-Präsidenten, der ein echter Mann des Volkes geworden ist und den man, sobald er sich dem Volke zeigt, mit Jubel begrüßt.

2.

(Von einem andern Correspondenten.)

Wer, wie ich, das Glück hat, die Persönlichkeiten unseres Kaiserhauses zu kennen, der kann unmöglich daran zweifeln, daß alles Zugesagte ehrlich gemeint ist, und wirklich gehalten, ohne Rückhalt erfüllt werden soll! aber werden unsere Bureaukraten das treffen? ist dies nicht vollkommen gegen ihren Instinkt? —

Vor 14 Tagen noch hat der Gouverneur einer Provinz, sich über die Bürgergarde lustig gemacht, als sie sich ihm vorstellte, und den Abgesandten mehrerer Landstände geantwortet: „Volksrepräsentation sei eben Mode und sonst nichts, und er halte nichts darauf,“ und nun soll derselbe Mann die Nationalbewaffnung und Nationalrepräsentation leiten? und es ehrlich mit ihr meinen? — und die vier Millionen Einwohner sollen das Vertrauen in ihn haben, daß er es werde?! — Ich rieche Aas! —

Auch auf dem Lande werden manche Gewitterwolken aufsteigen. — Heute wird auf circa 700 Amtskanzleien 11,000 Dorfrichtern gesagt, „mame constituce“ (Wir haben Constitution). — „Kdo pak nebo copak ge to constituce?“ (Wer oder was ist das, Constitution?) werden die 11,000 antworten. Und was werden die 700 erwidern, von welchen wenigstens 500 sehr gern dieselbe Frage dem hochlöblichen Kreisamt machen möchten?

Ich habe gestern in meiner Freude Alles umarmt; — mein Vorstehhund, sich auch zur Familie zählend, ist auf mich hinaufgesprungen, und als ich ihm sagte: „weißt Du schon, Feldmann, daß wir Constitution haben?“ wedelte er mit dem Schweife

und antwortete: „hu! hu!“ — Dieses hu! hu! wird heute auf mancher Amtskanzlei ertönen; wie aber wird es gedeutet, wie ausgelegt werden? — Ich will es Ihnen sagen: eine Constitution habe ich früher gehört; sie lautete: „Jetzt hat es mit dem Amt und mit dem Kreisamt ein Ende; wir haben nur noch den Kaiser, und sonst hat uns Niemand mehr zu befehlen. Jede Gemeinde bekommt noch ihren Dorfrichter, den wählen wir aber selbst und der muß thun, was wir wollen, mit der Robot und mit den Steuern ist's aus, denn der Kaiser hat seine Herrschaften und braucht unser Geld nicht, und Beamte wird's keine mehr geben.“

Und was sagen Sie zu den bairischen Landgerichten? Da haben Sie doch den thatsächlichen Beweis, daß sie ohne Oeffentlichkeit eber so schlecht sind, wie die Patrimonialgerichte und gar nichts von dem Guten der letztern besitzen.

II.

Aus Preßburg.

Kossuth's Antrag. — Die Deputation der Magnaten nach Wien. — Fackelzüge und Reden. — Adel und Volk. — Drohender Bauernkrieg. — Gruß an die Grenzboten. — Ungarn hoch!

Auch die lebhafteste Phantasie hinkt als lahmer Invalide hinter den Begebnissen einher, deren Zeuge wir gewesen. Auch der kühnste Prophet würde es nicht gewagt haben, diese Zukunft Oesterreichs zu prophezeihen und wäre sie ihm auch wirklich erschienen.

Unsere Repräsentation, getragen von den mährchenhaften Improvisationen auf dem jungfräulichen Felde der Freiheit, war der erste Funke, welcher im Herzen der Wiener Intelligenz zündete. Es war ein electrischer Funke und verbreitete sich bald über die ganze Bevölkerung. Die Wiener Ereignisse kennen Sie.

Mit welchem Enthusiasmus diese edle Erhebung des langgedrückten und verkannten Oesterreichers bei uns aufgenommen wurde, dies mögen Sie sich aus dem Charakter und aus dem Jahrhunderte alten Streben unserer Nation beurtheilen. Ludwig Kossuth, unterrichtet von dem was in Wien geschehen, stellte in der gestrigen Cirkelsitzung den Antrag, daß der Erzherzog zur augenblicklichen Einberufung der Magnaten aufgefordert werde. Seine Motion wurde mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen und eine Deputation begab sich sogleich zum Palatin. Kossuth führte das Wort und sprach so herzergreifend, daß Alles in Thränen der Rührung ausbrach. Die Magnaten versammelten sich auch wirklich um drei Uhr und die Repräsentation der Stände wurde, nachdem der Palatin die Nothwendigkeit dieses Schrittes auseinandergesetzt, unter ungeheurem Applause aller Anwesenden adoptirt, sogleich in einer gemischten Reichssitzung der Stände und Magnaten verlesen, unterfertigt und gesiegelt. Heute geht die Deputation, den Palatin an der Spitze, nach Wien, um die Repräsentation Sr. Majestät einzuhändigen. Wir sind dessen gewiß, die Deputation kehrt mit einem verantwortlichen Ministerium und allen Gewährleistungen der Forderungen der Nation in unsere Mitte zurück.

Abends brachte die Reichstagsjugend im Vereine mit den Preßburger Bürgern Kossuth einen Fackelzug — begeisterte Reden wurden gehalten. Die Stadt wiederhallt vom Freudentaumel sämmtlicher Bürger.

Solche Hoffnungen können aber auch nicht getäuscht werden, denn wir vertrauen auf das Herz des Monarchen und können dies um so eher thun, als zwischen ihm und unserm Vertrauen keine geifernde Schlange mehr sich drängt. Das Ministerium Metternich ist gefallen und mit ihm die Zwingherrschaft der Burcaukratie, welche ihre

Hoffnungen auf die russischen Bajonette setzte. Ungarn also ist das seltne Glück einer blutlosen Revolution zu Theil geworden. Die Freiheit hat gesiegt ohne blutigen Tribut. Die Entschiedenheit war unser Schwert und Gott unser Beschützer. Doch steht uns noch ein schwerer Kampf bevor: der Kampf der Selbstsucht gegen die Forderungen des allgemeinen Rechtes. Wir hoffen die Stände und die Aristokraten Ungarns werden ihrem Berufe weiter entsprechen und auch in Zukunft vor Allem ihre Aufmerksamkeit dem Zustande unseres Volkes widmen, der zuerst bedacht werden muß. Nur wenn der Faden, an dem das Democlesschwert einer Bauernaufwiegelung über unserem Haupte hängt, zur Zeit durchschnitten wird, hat Ungarn eine friedliche große Zukunft. Die Volksvertretung, die Jury, die Preßfreiheit, die Anerkennung des Grundsatzes: gleiche Rechte, gleiche Lasten, werden das ihrige thun. Die Nationalbewaffnung wird die Aufrechterhaltung der Ordnung den Händen feiler Söldlinge entreißen, und wir können einer Entwicklung entgegensehen, die der menschlichen Gesittung würdig. Ich schreibe Ihnen in aller Eile — ich glaube solche Thatsachen haben mehr Kraft der Beredsamkeit als die Worte eines Börne.

Zum Schlusse will ich noch die beruhigenden Worte hinzufügen, daß die Nation, und wir sagen es kühn, die österreichische Nation Kraft genug haben werde, die Freiheit die sie erkämpft, auch zu behalten. Die Braut, die wir nun gefreit, wird uns keine Macht entreißen und nur über unsere Leichen kann eine neue Zwingherrschaft ihren Rückzug in unser Vaterland halten. Leben Sie wohl und nehmen Sie unsern Dank in Empfang für die Ausdauer, mit welcher auch Ihre Blätter für Verbesserung unserer Zustände kämpften. Sie haben keinen geringen Antheil an der glücklichen Wendung, welche die Ereignisse in Oesterreich genommen. Meine Freude ist namenlos, aber meinen Briefen darf ich nun einen Namen geben; ich habe die Schlange: Geheime Polizei nicht mehr zu fürchten und brauche meine Gedanken nicht erst, wie feige Diebe ihren Raub, über die Grenze zu schwärzen. Ein ehrlicher Mann darf sich nun auch nennen.

P. S. (Nach der Sitzung). Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. — Heute wurde auf Antrag Kossuth's die allgemeine Besteuerung in der vollsten Bedeutung des Wortes angenommen. Das Unterthansverhältniß soll auf Antrag Szentkirályi's aufzuhören haben. Die Entschädigung der Gutsbesitzers nimmt der Staat auf sich. Den Städten wird nach diesem Reichstage verhältnißmäßiges Stimmrecht ertheilt werden. So der einstimmige Beschluß der Stände und was die Stände jetzt beschließen, das ist auch als von den Magnaten beschlossen, anzunehmen. Ungarn hoch!

Friedrich Szawady.

III.

Was thut jetzt in Oesterreich vor Allem Noth?

Nun jubeln und jauchzen unsere Brüder an der Donau; sie haben die Ketten gebrochen und die Galeerenjacke des Absolutismus abgeworfen; sie nennen sich freie Bürger und werden eine Constitution erhalten. Sie haben die Guillotine des Geistes, die Censur, vom Halse, sie haben den Popanz des Stabilitätsprincips herabgeschüttelt und die bewaffneten Marionetten des deutschen Tyrannenspiels aus ihren Mauern verjagt; die Oesterreicher haben sich ermannt und sind Herren geworden, wo sie bisher geknechtet waren.

Das kaiserliche Patent vom 15. d. M., das erste welches ohne die Mitwirkung des geflüchteten Staatskanzlers erschienen, enthält die Bestätigung der Nationalgarde, die Aufhebung der Censur und die Zusammenberufung der Stände aus den Erbländern und den italienischen Provinzen zur Berathung einer gemeinsamen Constitution.

Die Dankadresse des Wiener Magistrats ist enthusiastisch abgefaßt und gebraucht zum ersten Male den Ausdruck „constitutioneller Kaiser.“ Wir begreifen den Jubel, mit welchem man die ersten Bürgschaften eines freien politischen Lebens begrüßt, wir bewundern die männliche und gemessene Haltung der Wiener Bürger in so bewegten entscheidenden Augenblicken, und es kostet uns selbst die größte Ueberwindung, kalt und nüchtern zu scheinen, wenn Freudenthränen die Wangen bejahrter Männer benetzen.

Aber wir fühlen auch die Pflicht, in dem Augenblicke, da unsere vom blutigen Kampfe ermüdeten Brüder den großen Sieg mit lautem Jubel feiern, den Wachtposten zu beziehen, den uns das Schicksal zugewiesen und die heiligen Güter der Freiheit vor jedem Ueberfalle zu wahren. Wir fühlen diese Pflicht um so tiefer, da es uns nicht gegönnt war, mit den Waffen in der Hand unsern Patriotismus zu bethätigen und an dem Sturme auf das morsche Gebäude des Absolutismus Antheil zu nehmen. Das Freudengeschrei des beglückten Volkes berührt unser Ohr aus weiter Ferne, obwohl es in unserer Brust tausendfach wiederhallt; wir müssen daher im Stande sein, die bisherigen Errungenschaften der Oesterreicher ruhig in's Auge zu fassen.

Täuschen wir uns nicht! Wir sind erst am Anfange unserer neuen Tage, die eigentliche Arbeit beginnt in diesem Augenblicke; möge uns die Last derselben nicht niederdrücken.

Man hat den Bürgern die Waffen gereicht und eine Nationalgarde zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zum Schutze der Gesetze und des Eigenthums gebildet. Diese Bürgerbewaffnung hat bereits treffliche Dienste geleistet; sie hat durch Festigkeit und Ausdauer die Ruhe der Stadt erhalten, und ohne das Schreckbild des Prügelstockes, ohne die innere Beängstigung von der Härte der Disciplin alle jene Funktionen verrichtet, welche in friedlichen Zeiten vom Militär gefordert werden. Der freie Wille, der innige Antheil an dem Gesammtwohle der Bürgerschaft hat die Nationalgarde in ihrem Wirken beseelt. Die Tausende von Menschen, welche die Straßen Wiens in lautem Jubel durchzogen, sind ohne Beihülfe der Polizei in den Schranken des Anstands und der Gesetzlichkeit geblieben. Das Gefühl der Freiheit hatte die „unmündigen Oesterreicher,“ welche man stets beaufsichtigen zu müssen glaubte, plötzlich zu selbstständigen Männern gemacht.

Mögen die Oesterreicher aus dieser Erfahrung von wenigen Stunden beherzigen, daß nur dasjenige Volk wirklich frei ist, das in jedem Momente das Bewußtsein der Freiheit in sich trägt und die Handhaben derselben stets in seiner Macht hat. Die Nationalgarde ist nur ein kleiner Theil der bürgerlichen Gerechtsame, sie ist nur das äußere Zeichen des bürgerlichen Ansehens. Sie ist daher auch in so lange nur äußerer Schein, als sie nicht aus der innern Macht der Bürger, aus der ganzen Verfassung der Stadt- und Landgemeinden hervorgeht. In der Nationalgarde soll sich nicht der Glanz und die Stärke der Bürger repräsentiren, in ihr soll sich vielmehr der gesetzliche Sinn, die Achtung vor der selbstgewählten Behörde, die Stärke der eigenen selbstständigen Ueberzeugung aussprechen. Die Nationalgarde darf nicht die Paraden- und Leibgarde der Stadtvogte (k. k. Bürgermeister und Magistrate) werden, sondern sie muß unter ihrem eigenen Commando, unter den Befehlen der selbstgewählten Führer stehen.

Die Machtlosigkeit der Nationalgarde ohne Selbstverwaltung der Gemeinden, ohne das Vertrauen zwischen den Bürgern und den Stadtbehörden hat sich in sehr vielen Fällen schon sehr traurig gezeigt. Der nächste Schritt, welchen daher die österreichischen Bürger in dieser Beziehung zu thun haben, ist die Umwandlung der jetzigen k. k. Magistrate in aus der Mitte der Bürger selbstgewählte Behörden, die Uebernahme der Gemeindegüter in eigene Verwaltung, die Ueberwachung der öffentlichen Sicherheit,

die Organisation und Befehligung der Polizei unter der Gewalt der Stadtbehörden, mit einem Worte vollständige Municipalfreiheit zu gründen. Die Gemeindeverwaltung ist ein Spiegelbild der ganzen Staatsverwaltung. In der Theilnahme an den Interessen seiner Gemeinde, in der Einsicht in die Verwaltung und Verwendung der selbst aufgelegten Steuern und Abgaben lernt der Bürger die Schwierigkeiten der politischen Tagesarbeit kennen und die innere Organisation des Staatsgetriebes begreifen. In dem Bewußtsein der Selbstregierung (Selfgovernment) erstarkt die moralische und geistige Kraft des Bürgers. Die besten Regierungsmänner, die größten Staatsmänner sind aus den Gemeindevorständen hervorgegangen. Wir verweisen nur auf die jetzigen Minister in den meisten deutschen Staaten, welche mit einigen Ausnahmen einfache Bürger, Stadtverordnete, Stadträthe oder Bürgermeister kleiner und größerer Gemeinden sind. Die Kraft der englischen Verfassung, obwohl dieselbe in wenigen Stücken auf „einem Blatt Papier" gebaut ist, beruht auf dem Selbstgefühl, auf dem ausgebildeten politischen Leben der Stadt und Landgemeinden.

Die zweite schätzbare Errungenschaft der Oesterreicher, die Aufhebung der Censur ist in so lange keine Bürgschaft für die geistige Freiheit, als noch an ein Preßgesetz gedacht wird, welches dem im Drange der Umstände ausgegebenen preußischen Preßgesetze nachgebildet ist*). Dieses preußische Preßgesetz stammt aus demselben Gesetzentwurfe, welches vor einem halben Jahre als allgemeines deutsches Preßgesetz halboffiziell bekannt und sogleich von der damals noch censirten Presse als das Machwerk eines heuchlerischen despotischen Systems bezeichnet wurde. Dieses Preßgesetz fügt zu den frühern Bedrückungen der Censur noch die polizeiliche Willkür und unverhältnißmäßige Cautionen hinzu. Dieses preußische Preßgesetz wird, wir wissen dies gewiß, nicht zur Ausführung gebracht werden**), sondern durch die einfachen Bestimmungen, welche nun in den andern deutschen Staaten, besonders Sachsen, für die Presse gelten, ersetzt werden. Für Oesterreich ist eine unbeschränkte Preßfreiheit, d. h. eine Preßfreiheit mit den nöthigen Repressivgesetzen gegen Hochverrath und persönliche Angriffe, aber ohne Concessions- und Cautionswesen, um so nothwendiger, als wir offen gestehen müssen, daß wir in geistiger Beziehung durch die consequente Einwirkung des Metternich'schen Systems um ein Jahrhundert hinter den Fortschritten der Bildung in Deutschland zurückgeblieben sind, daß besonders die untern Volksklassen über die einfachsten Begriffe des Staatslebens erst aufgeklärt werden müssen.

Oesterreich muß mit Riesenschritten vorwärts schreiten, um den andern Völkern Deutschlands an Bildung, Volkskraft und politischem Bewußtsein gleich zu kommen, es müssen alle Schleußen der geistigen Kräfte geöffnet werden, bis in die untersten Schichten muß sich die Theilnahme an den neuen staatlichen Einrichtungen regen und bethätigen — dann können die Oesterreicher als würdige Bundesglieder in den deutschen Volksbund eintreten, dann haben wir keine Hegemonie, weder eine geistige noch eine politische zu befürchten, nur dann kann eine österreichische Constitution eine Wahrheit werden für jeden Staatsbürger vom Minister herab bis in die niedrigste Hütte.

Dazu ist aber vor Allem nöthig, daß auch jedem redlichen und charakterfesten Bürger das Recht zustehe, seine Gedanken und Wünsche durch die Presse zu äußern, daß die

*) Der Antrag auf dreijährige Beibehaltung der Censur unter milderen Formen rührt wie der ganze Aufsatz: „Oesterreichs letzte Entscheidungsstunde" in Nro. 11 der Grenzboten von einem Ausländer her, welcher an der Entwicklung Oesterreichs innigen Antheil nimmt. Ein Beweis, wie gering man außerhalb Oesterreich die geistige Mündigkeit unsrer Landsleute beurtheilte. Anm. d. Red.

**) Es wurde während der Berliner Revolution und vor der Bildung des jetzigen Ministeriums ausgegeben.

Herausgabe der Zeitschriften weder an Concessionen noch an Cautionen gebunden sei. In jedem Dorfe muß sich der Landmann über seine Angelegenheiten belehren können, ebenso wie sich die Ansichten über das Gesammtwohl der Nation, der ganze geistige und politische Fond des Staates in den verschiedenen Zweigen der Literatur ungehemmt kund geben sollen.

Also vor Allem eine freie Gemeindeverfassung, Selbstregierung der Bürger in Städten, Flecken und Dörfern, Preßfreiheit ohne andere gesetzliche Schranken, als welche das Strafgesetzbuch auferlegt, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte, nebst den bestimmten Zusagen, wenigstens für Preßvergehen, Geschwornengerichte demnächst einzuführen.

B. F—d—nn.

IV.

Preußen und die Revolution.

Es ist noch nicht so lange her, daß die königliche preußische Staatszeitung zur Warnung aller Frommen einen Auszug aus radicalen Schriftstellern veröffentlichte. Es war darunter die deutsche Marseillaise von Freiligrath:

Wie in Oesterreich, so in Preußen
Heißt das Schiff: Revolution!
Sie ist die einzige sichre Fährte.
Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere.

Mit einem preußischen Geheimeraths-Lächeln deutete die alte Klatschschwester darauf hin, und sagte: so toll machen sie's! soll man sie mehr belachen oder verabscheuen? Und kaum ein Jahr ist vorüber, und die Revolution ist nicht nur ausgebrochen, sondern die beiden Fürsten haben selbst ihr Banner ergriffen, sie umgeben sich mit den tapfern Rebellen, die ihre Kriegsknechte aus dem Staube geschlagen, sie stecken die burschenschaftliche Cocarde an ihren Hut, sie reiten, von souveränen Studenten begleitet, durch die Linden, oder lassen sich von dem freigewordenen Volk ziehen. Friedrich Wilhelm IV. stellt sich unter die Statue Friedrichs des Großen, und ruft die Berliner, die noch vor wenig Stunden sich im Heldenkampf mit seinen Truppen gemessen, auf, ihn in Vollendung der deutschen Revolution zu unterstützen.

Es sind jetzt fünf Jahre her, da richtete ein junger Poet, den man mit Gendarmen aus dem Lande hatte werfen lassen, weil er sich in einem Brief an den König „ergebenst" unterzeichnet hatte, an diesen König, den er ganz richtig so charakterisirt:

Zu scheu, der neuen Zeit in's Aug' zu sehn,
Zu Beifallslüstern, um sie zu verachten,
Zu hochgeboren, um sie zu verstehn.

an den König von Preußen richtete Georg Herwegh damals folgende Worte:

Du hast verschmäht, dem Strom sein Bett zu graben,
Und sinnest, ihn zurück zum Quell zu drängen:
Er aber schäumt und wird sein Bette haben.
Dein war das Amt, der Freiheit Ring, den engen,
Mit Meisterschlägen friedlich zu erweitern —
Du hast's verschmäht! Nun gilt es, ihn zu sprengen.
Das Schiff mit seinen ungeschickten Leitern,
Mit dir und deinem unglücksel'gen Thron,
Ich seh's vor Abend an der Klippe scheitern.
Noch lebt die Sphynx der Revolution!
Dein war das Amt die Opferzeit zu kürzen,
O tausend Kränze harrten deiner schon; —

Unter diesen Kränzen hätte sich ganz füglich auch — eine Kaiserkrone finden können — aber:

Du konntest nur den Knoten fester schürzen,
Und in den Sternen hatt' ich falsch gelesen.
Die Sphynx wird nicht sich in den Abgrund stürzen,
Und du — du bist kein Oedipus gewesen.

Die Worte des Dichters sind in Erfüllung gegangen. Wir wollen ihn darum nicht als einen besondern Propheten preisen; die Ereignisse der letzten Tage sind so wunderbar, daß nur der Thor sie voraussagen konnte.

Die deutsche Revolution hat begonnen. Schon aus den ersten schwachen Ansätzen kann man mit mathematischer Gewißheit schließen, daß sie an Großartigkeit wie an Fruchtbarkeit die drei französischen Revolutionen weit hinter sich lassen wird. An uns ist es nun, sie so zu wenden, daß sie nicht auch in ihren Schrecken sie überragt.

Die Revolution hat begonnen. Man täusche sich nicht. Die süddeutschen Bewegungen waren das Vorspiel, selbst was in Wien geschah, waren nur die letzten, herzdurchbebenden Klänge der Ouverture, von einer Meisterhand niedergeschrieben. Mit dem Berliner Kampfe geht der Vorhang auf. Aber wir sind noch lange nicht im letzten Act der Tragödie.

Die kleinen deutschen Staaten waren in der Entwickelung ihrer Freiheit, und — mit Schaamröthe laßt es uns gestehen! — auch in ihrer politischen Bildung den beiden sogenannten Großmächten weit voraus. Es war hier nur der Druck von Oesterreich und Preußen her, der sie an der vollständigen Befreiung hinderte. Der Sturz des Julikönigthums hob diese Furcht auf. Das Volk, in sich selbst bereits einig, durfte nur ernst auftreten, und seinen Fürsten sagen: verlaßt euch nicht mehr auf die preußischen Bajonette, nicht mehr auf die österreichischen Batterien, denn Frankreichs Adler sind gegen Wien und Berlin gerichtet! sie durften das nur mit dem nöthigen Nachdruck sagen, und Alles war in Ordnung. So ist es geschehen. Baden hat den ersten Stoß gegeben, in Sachsen ist es vielleicht am würdigsten zugegangen. Es hat uns nicht mehr gekostet, als ein Paar Extrazüge auf der Eisenbahn, ein Paar Versammlungen im Schützenhaus, und Alles war gut. Wir haben eine entschieden liberale Regierung, unbedingte Preßfreiheit, Associationsrecht; das Uebrige, was sich nicht augenblicklich machen läßt: Geschworne, demokratische Umgestaltung der Stände u. dergl., ist auf das Bestimmteste in Aussicht gestellt, das Militär ist auf die Verfassung vereidigt und hat mit dem Volk fraternisirt. Läge Sachsen auf irgend einer Insel, so könnte es absolut nichts weiter verlangen, denn wenn die freien Formen gegeben sind, muß das Weitere das Volk thun. Ja wäre Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen in einer Lage, ihre Verhältnisse für sich zu ordnen, so wäre ohne erhebliche Anstrengung das allergesundeste, blühendste und natürlichste Staatsleben daraus hervorgegangen.

So steht es aber nicht. Man denke daran, daß die französische Republik wenigstens vorläufig in den mißlichsten Umständen ist, daß es nothwendig in dem Streben der Machthaber liegt, der innern Gährung einen Weg nach Außen zu vereiteln. Es kommt hier auf Augenblicke an. Erhielt sich das alte System in Oesterreich und Preußen nur noch ein paar Monate, so hatten wir wieder eine heilige Allianz, einen Rheinbund unter französischem Protectorat, und aller Wahrscheinlichkeit nach einen Krieg, der alle Erwerbe der Celten wieder in Frage stellte.

Diese Gefahr ist jetzt abgewendet. Die deutsche Revolution wird ohne fremde Einmischung vor sich gehen, und Frankreich wird gezwungen werden, die großen und edlen Probleme, die sich die Nation gestellt, wirklich in sich zu verarbeiten und sie nicht blos als Fahne zu einer neuen Propaganda à la Louis XIV. zu benutzen. Die deutsche Revolution wird die französische stützen.

Ich nannte den Aufstand in Wien den letzten heroischen Akkord der Ouverture. Die österreichischen Provinzen waren von einem abscheulichen System gedrückt und geknechtet, aber das Volk war nicht inficirt. Die Gebildeten waren wahrhaft liberal, das Bürgerthum war der Regierung feindlich. Es fragte sich, ob es die Kraft haben

würde, die Gewalt, die nur äußerlich auf ihm lastete, zu brechen. Diese Kraft hat es in Ungarn, hat es in Wien auf das Glänzendste bethätigt. Es zeigte sich, daß diese Gewalt nur eine scheinbare sei, sie wich dem ersten kräftigen Stoß.

Für die Freiheit Deutschlands ein ungeheurer Schritt! Das hochherzige österreichische Volk kann nicht genug gepriesen werden. Wer weiß, was ohne dieses Beispiel in Berlin geschehen wäre.

Auch wird der Anschluß Oesterreichs, d. h. der deutschen Provinzen Oesterreichs, in den deutschen Völkerbund vielleicht einfacher sein, als der Preußens; man hat das System Oesterreichs verabscheut, aber das österreichische Volk ist überall in Deutschland beliebt, und die Verbrüderung der Völker wird weder durch gegenseitige Abneigung, noch — und das ist sehr wohl zu bedenken — durch ein ausgebildetes centralständliches Wesen in Oesterreich gehemmt.

Die beiden schwierigsten Fragen aber für Oesterreich: wie werden die verschiedenen Nationalitäten sich zu einander stellen? und vor Allem: wie werden die niedern Volksklassen sich zu den neuen Bewegungen verhalten? sind noch durchaus nicht gelöst. Der Verruchtheit des alten Systems fällt die Schuld zu, daß namentlich die letztere Frage eine sehr, sehr bedenkliche ist.

Weit gefährlicher als Oesterreich war der preußische Staat für Deutschland. Das Volk ist ungleich gebildeter, als in Oesterreich, aber es ist eine einseitige Bildung. Der Druck der Bureaukratie war kein blos äußerlicher; der größere Theil des Volkes war von dem bureaukratisch-militärischen Geist seiner Regierung inficirt. Auch die Liberalen schwärmten für Preußens Hegemonie. Daher die Abneigung, die in dem größern Theil von Deutschland gegen die Preußen, namentlich gegen die Berliner herrschte, so sehr man ihnen in vielen Beziehungen Anerkennung widerfahren ließ.

In diesem specifischen Preußenthum, das sich aus den Zeiten des alten Fritz und der Freiheitskriege herschrieb, lag, und das werde ich am wenigsten verkennen, sehr viel Schönes. Es gab jedem Einzelnen ein gewisses Ehrgefühl, das aus dem militärischen Bewußtsein der Offiziere, dem Rechtsbewußtsein der Juristen, dem Bewußtsein der Einsicht und Ehrlichkeit der Bureaukraten zusammengesetzt war. Auch selbst die Pastoren und Schullehrer hatten etwas Preußisches. Jene Herren an der Regierung waren unsere Verwandte, man ging miteinander um, und so ein Geist breitet sich miasmatisch aus. Durch die Landwehr war das Volk in das Heerwesen hereingezogen, durch die Provinzial- und Kreisstände namentlich der Stand der Gutsbesitzer am Staat betheiligt.

Wenn im vorigen Jahre der König seinen Ständen eine wirklich freie Verfassung verliehen, wenn er sich — was damals unglaublich leicht war — mit dem Landtag aufrichtig geeinigt hätte, so wäre das Preußenthum, verjüngt und neugekräftigt, zur vollständigen Herrschaft gelangt, die monarchische Gesinnung hätte sich mit dem Liberalismus geeinigt, und die Geschichte Deutschlands hätte eine andere Wendung genommen.

Statt dessen hat die Regierung alles gethan, selbst die Stände — geschweige denn das Volk — in seinem höchsten Interesse zu verletzen, und selbst durch Kleinigkeiten zu erbittern.

Ich nenne die Berliner Revolution darum den ersten wirklichen Act der Deutschen, weil sie nicht blos ein äußerlicher Kampf war, sondern ein innerer Bruch; das Preußenthum hat seine eigene Dialektik gefunden. In diesem Sinne ist das, was in Berlin geschehen, viel bedeutender, als die tragischen Ereignisse von Paris.

Ich nenne es darum ferner den ersten Act, weil es die erste wirkliche Schlacht war. Mit einem Löwenmuth, der sich der schönsten That der Geschichte anreihen kann, hat das Volk die Soldaten geschlagen. Wir wollen die Opfer beweinen, aber ihr Blut trägt die herrlichsten Früchte, es macht eine auch nur theilweise Rückkehr unmöglich.

Der Kampf war nicht organisirt; es war die natürliche Erbitterung gegen die Brutalität eines Systems, das man nun erst in seiner wahren Gestalt kennen lernte, die sich hier Luft machte. Um so größer ist die Tragödie, je natürlicher sie sich entwickelt hat.

Diese Tage haben einzelne Scenen, die grandioser sind, als Alles, was die poetische Phantasie sich hat ersinnen können. Der Instinkt hat das Volk geleitet, und er hat das Richtige getroffen. Nachdem die erste Gewalt der eigenen Trauer, des eigenen Jubels vorüber war, hat man zuerst darauf gedacht, den Polen die Freiheit wieder zu geben, sie ihrem Volk zu verkünden. Wir sind der Freiheit würdig, denn wir gönnen sie auch den Andern.

Die Berliner Revolution ist endlich darum so bedeutend, weil ihr Sieg der vollständigste ist. Man täusche sich nicht über die Komödien, die jetzt in Berlin aufgeführt werden. Der erste Rausch des Entzückens führt überall zu Extravaganzen. Aber mit dem Reich des Schreckens ist auch das Reich der Charlatanerie gestürzt.

Wir werden keinen deutschen Kaiser haben; der Mann, der die brutalsten Schritte des alten bureaukratischen Systems auf seine Verantwortung genommen hat, wird nicht Staatskanzler werden, dem unfähigen Höfling, der bisher Preußen in Paris compromittirt hat, wird nicht die Führung der preußischen Politik übertragen werden; der alte aristokratische, reactionäre Landtag wird nicht die Landesrepräsentation bilden. Am wenigsten wird er der Mittelpunkt sein, um welchen der deutsche Reichstag sich krystallisiren wird.

Die Revolution hat begonnen. Das Volk wird die Politik in seine Hände nehmen. Auf die Klarheit und Entschiedenheit seiner Führer wird es ankommen, ob die Entwickelung der Freiheit einfach, natürlich und ohne Gewalt vor sich gehen wird.

Die Zeit des Egoismus, des persönlichen, des ständischen, des specifisch nationalen, ist vorüber; mit ihm die Zeit der Illusionen. Die positive Thätigkeit kann beginnen.

Was vor Allem jetzt Noth thut, ist wirkliche Organisation des Volks in den Ständen, in den Gemeinden, in den Kreisen. Nicht die glänzende französische Centralisation, das Selfgovernment ist die Basis der Freiheit. Auf diesem Fundament wird der Tempel der deutschen Nationalität sich erheben, in reinerem Styl, als alles, was die Geschichte bisher zusammengefügt hat. **Julian Schmidt.**

V.

Die Politik des deutschen Volkes in Polen und Italien.

Ueber Nacht sind Deutschland die Flügel gewachsen. Wie mit Palermos Erhebung vor zwei Monaten der österreichische Einfluß in Italien verschwand, so hat die Revolution in Wien und Berlin uns im Nu vom russischen Alp erlöst. Kaum ahnt man noch den ganzen Inhalt des ungeheuern Ereignisses, aber wer fühlt nicht schon etwas vom Hauch dieser wunderbar großen Zeit, die bestimmt scheint, die Visionen unserer edelsten Dichter zu verwirklichen! Im Herzen Europas ersteht eine große und gebildete Nation, sie wird mit starker Hand die Waage halten, Gerechtigkeit gegen Osten wie gegen Westen wird ihr Wahlspruch sein! —

Die Lage Europas hat sich binnen wenigen Tagen vollkommen geändert. Kürzlich noch drohten uns Bürgerkrieg und Zerstückelung; Nationalität oder Freiheit stand auf dem Spiele, aber nachdem unsere Brüder in Wien und Berlin die Sache der Freiheit entschieden haben, ist höchstens noch ein Kreuzzug gegen Rußland möglich. Die Rheinlande werden nicht mehr mit Abfall drohen und Frankreich wird nicht mehr verleitet sein, in die Ferne zu schweifen, sondern die echte Gloire durch aufrichtige Freiheit im Innern erobern müssen, und der Himmel helfe ihm auf diesem Wege!

Eine *deutsche Politik* hat es bisher nicht gegeben. Unsere Höfe und Cabinette waren größtentheils *altes Frankreich*, gegängelt vom herrschsüchtigen Rußland; das deutsche „Gemüth“ vermochte nur die grausamen Spitzen dieser Bastard-Politik abzustumpfen. Jetzt hat das Volk von Berlin die Politik in *seine* Hand genommen, der König hat wohlweislich die Stimme der Nation als die Gottes anerkannt und wird ihr hoffentlich ergeben bleiben. Berlin, Preußen, ganz Deutschland hat die Befreiung Polens beschlossen. Endlich! Ein preußischer König, dessen Energie keine unnatürliche Allianz gefesselt, hätte sie längst beschließen müssen und wir sind überzeugt, Friedrich II., obwohl selbst beim polnischen Raube betheiligt, würde in unserer Zeit zuerst gerufen

haben: **Noch ist Polen nicht verloren!** Denn im Rathschluß der Czaren stand geschrieben, daß Polen scheintodt begraben werden sollte, um mit der großen Leiche den Graben auszufüllen und zu ebnen, der uns von Rußland trennt. Und zu diesem Werke sollten deutsche Hände behilflich sein! Der Rathschluß des Himmels war ein anderer. Es war hohe Zeit, aber es ist noch nicht zu spät. Noch sind seit der ersten Theilung Polens keine hundert Jahre verflossen, die Emigration ist zwar in Parteien gespalten, aber eine darunter, die demokratische, hat eine imposante Majorität. Sie wird die Leibeigenen befreien, die Erhebung Polens wird kein bloßer Adelsfeldzug sein, sondern ein Landsturm. Die sarmatische Tapferkeit wird wieder einmal aufleuchten und diesmal werden keine despotischen Nachbarn sie im Rücken umstellen und abschneiden, — im Gegentheil!

Oesterreichs Volk will keine Zwingherrschaft über Galizien, so wenig wie über Mailand und Venedig. Posen ist nicht germanisirt, es besitzt nur deutsche Einwanderer. Aber deutsche Colonien gibt es in der ganzen Welt. Und der deutsche Colonist wird in einem befreundeten Polen besser geborgen sein, als in einem mit Gewalt beherrschten. Der deutsche Name war, Dank der alten Politik, bei den Nationen im Westen, zu denen wir nachahmend aufblickten, nicht geachtet, bei den Völkerschaften im Osten, auf die wir als tyrannische Schulmeister herabsahen, nicht geliebt. Gottlob, dies soll jetzt anders werden. Die Verbreitung deutscher Cultur, die Behauptung germanischer Interessen war das sophistische Stichwort der ehemaligen Großmächte, deren Gesandte im Auslande den Deutschen nicht unterstützten, sondern beaufsichtigten. Der deutsche Geist wird in Polen und Italien künftig mit freundlichern Augen angesehen werden, der deutsche Einfluß wird künftig bessere Fürsprecher finden, als die Bureaukraten des Absolutismus waren. Die Mächte, hieß es früher, sollten Polen und Italien civilisiren, emancipiren, protegiren. Wißt ihr nicht, daß bei Russen und Franzosen dies stets ein anderer Name war für unterdrücken? Die Kinder der Revolution in Frankreich haben bisher den verbrecherischen Fehler begangen, daß sie mit der Macht der alten Könige auch deren Erbsünden übernahmen. Der Convent, Napoleon, die beiden Restaurationen kamen immer wieder auf die Politik Ludwigs XIV. zurück. Die falsche Größe des ancien régime wollten sie mit der Freiheit vereinen und so an beiden Tafeln schwelgen, aber das flimmernde Purpurkleid der alten Eroberer war verpestet und brachte ihnen immer neue Reaction. **Wir** wollen Nichts von der schlechten Erbschaft der alten Cabinette, **wir** wollen Metternichs Politik nicht fortsetzen. Oesterreich wird geschwächt werden? Preußen wird an Macht verlieren? Desto besser. Denn die fremden Besitzungen waren an unsern Füßen wie die Kettenkugeln des Galeerensklaven. Es soll keine drohende Hausmacht einzelner Fürsten, es soll und darf keine deutschen Großmächte mehr außerhalb Deutschlands geben. Und worin bestand ihre Großmächtigkeit? Daß sie die unschuldige Isabella nicht anerkannten, die Donaumündungen verstopfen ließen, und eins ums andere den Strohmann Rußlands spielten. Glücklicher Weise bleibt uns keine Wahl. In wenigen Wochen wird Polen Sturm läuten gegen die Moskoviter. Wer wider Polen ist, muß für Rußland und gegen Frankreich sein. Die Kriegspartei in Paris wünscht sich kein besseres Spiel. Denn solcher Wahnsinn hieße die Hälfte Deutschlands den Franzosen schenken. — Noch gibt es phantastische Patrioten unter uns, die ein kolossales hohenstaufensches Deutschland träumen, welches, kaum geschaffen, wieder zerfallen müßte. Ihre Hoffnungen auf Hollands und Dänemarks Anschluß sind natürlich, aber sie möchten nicht blos Holland, Belgien und Dänemark haben, sondern dabei Polen und Italien behalten, die Moldau und Wallachei und Serbien und weiß Gott was Alles noch erobern. Diese Patrioten mögen sich zum alten Barbarossa in den Kyffhäuser legen. Die Raben, scheint es, fliegen nicht mehr um den Berg, aber der Rothbart braucht nicht aufzustehen, sondern erlöst von seinen unruhigen Träumen, schlafe er in Frieden bei seinen Vätern.

J. K.....nn.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig**. — Redacteur: **J. Kuranda**.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Aus den russischen Ostseeprovinzen.

I.

Das Griechenthum, die Bauern und die Deutschen in Livland.

Seit Cüstine's „Rußland" hat hier keine von den zahlreichen Schriften, welche in letzterer Zeit über Rußland erschienen sind, eine so allgemeine Sensation erregt als Buddeus' „Halbrussisches." Man war es nicht mehr gewohnt, die Wahrheit in so gemäßigter und honnetter Form zu hören, und suchte vergeblich in dem Buche nach den Ausbrüchen persönlicher Gereiztheit und nach der scandalsüchtigen Anekdotenkrämerei herum, mit der man das politische Gewissen bei den übrigens nur allzu wahren Aufschlüssen Golowin's und Turguenieff's leichthin zu beruhigen wußte. Und was hier in den Ostseeprovinzen, die ja zunächst betheiligt sind, besonders Ueberraschung und Schrecken erregt hat, ist der Umstand, daß Buddeus unsere Aristokratie an ihrem eignen Heerde belauscht hat. Man kann sich hier nicht in aristokratische Ferne zurückziehen und das Buch als auf den unzulänglichen und der Beachtung unwürdigen Erzählungen eines entlegenen, plebejischen Pastors oder Arrendators beruhend, bei Seite legen, man muß sich gestehen, daß das ein Mann ist, der zur „Gesellschaft" gehört, daß man eine Schlange in seinem Busen genährt hat.

Und doch paßt das Buch auf die hiesigen Verhältnisse bereits nicht mehr, denn diese haben sich seit der Abreise des Verfassers aus den Ostseeprovinzen bedeutend umgestaltet, oder sind vielmehr in den Schlußact getreten, während Buddeus die dramatischen Motive und Entwickelungsfäden, die sich jetzt zur Endkatastrophe straff zusammenziehen, bei der bekannten Schlauheit und Verstecktheit der russischen Politik, kaum zu erkennen vermochte. Man rückt jetzt von beiden Seiten mit der wahren Farbe heraus, und es dürfte für die deutsche Nationalität in den Ostseeprovinzen nichts mehr zu retten sein. Jedoch glaube ich, wir haben wenig Ursache, den traurigen politischen und socialen Zustand, in welchem die deutsche Nationalität im Czarenreiche ihrem Untergange rettungslos entgegenkriecht, auf Rechnung der Regierung zu setzen. Nicht die Regierung, sondern das Volk, d. h. der Adel und Quasi-Bürgerstand, ist Schuld daran. Kaiser Nicolai weiß recht gut, wie weit er gehen darf, und daß ihm alle seine Orden nichts nützen würden, wenn er nicht

aufopfernde Herzen fände, die ihren nationalen Verrath damit deckten, und dankbare Rücken, die sich dafür krümmten. Die ganze Propaganda der russischen Religion und Sitte würde nicht vermögen, Proselyten zu machen, wenn sie nicht eine so allgemeine Buhlerei mit Rußland, seinen güter- und titelreichen Frauen, seinem Sauerkraut und seiner Charakterlosigkeit vorfänden. Gar mancher Unteroffizier würde sich vergeblich nach dem „Tschin" eines russischen Sprachlehrers sehnen, wenn unsere hochwohl- und wohlgeborenen Landsleute in den Ostseeprovinzen es jemals so weit in der deutschen Sprache brächten, daß sie den Accusativ von dem Dativ zu unterscheiden vermöchten und nicht eine so kindische Freude über jede russische Phrase empfänden, wenn es nicht zum guten Tone gehörte, mit „Maminka," „Papinka," „Julinka," u. s. w. zu tändeln und den ohrzerreißenden Barbarismus dieser Slavensprache so ausnehmend wohlklingend zu finden. In dem Rechenschaftsberichte, den der Minister des Innern, Perowski, im vergangenen Jahre veröffentlichen ließ, hieß es: „Das bemerkenswertheste Ereigniß des verflossenen Jahres ist der Uebertritt von circa 20,000 livländischen Bauern von der lutherischen zur r e c h t g l ä u b i g e n Kirche." Auch der diesjährige Bericht lautet in ähnlicher Weise, jedoch ist die Zahl der Convertiten geringer. Merken Sie wohl, der Herr Minister ist ganz verwundert, erstaunt, die Sache trifft ihn so plötzlich und unvorbereitet, daß er nichts anderes zu thun weiß, als mit jener rührenden Naivetät auszurufen: Das bemerkenswertheste Ereigniß des verflossenen Jahres ist der Uebertritt von circa 20,000 livländischen Bauern von der lutherischen zur rechtgläubigen Kirche. Sehen Sie, man kann auch in Rußland naiv sein, naiv und kindlich, trotz den Geßner'schen Schäfern, bei denen die Naivetät doch zur Profession gehörte.

Es überschreitet die bescheidenen Grenzen einer Correspondenz, die interessante Geschichte der zur Staatsaction benutzten Umtriebe der griechischen Kirche in ihrem ganzen Verlaufe auseinander zu setzen. Aber interessant wäre es, und ich verspreche Ihnen daher, später diese Geschichte mit den betreffenden Urkunden belegt nachzuliefern, zumal da diese Angelegenheit bisher in Deutschland weder das Verständniß noch die Theilnahme gefunden hat, welche sie doch eigentlich verdiente. Ich beschränke mich hier darauf, den gegenwärtigen Stand der Dinge kurz anzugeben. Ungefähr der achte Theil der livländischen Bauern ist bereits zur Staatskirche übergeführt, die Zahl stellt sich jedoch für die rechtgläubige Propaganda noch günstiger, wenn man dabei in Anschlag bringt, daß in den officiellen Tabellen die Kinder der Convertiten nicht aufgeführt sind, während nach dem allgemeinen Staatsgesetze die Descendenten einer jeden Familie, in welcher entweder der Vater oder die Mutter der griechischen Kirche angehört, dem orthodoxen Religionsbekenntnisse folgen müssen. Bisher hat man dieses Gesetz noch nicht in Anwendung gebracht, aber es wird schon kommen. Gegenwärtig scheint der Schwindel, welcher die Bauernschaft anderthalb Jahre lang ergriffen hatte und dem Schafstalle der

griechischen Kirche entgegentrieb, verraucht zu sein, man ist endlich enttäuscht worden, und es sind in Folge dessen seit einem halben Jahre fast gar keine Uebertritte vorgekommen. Die livländischen Pastoren, denen man gewissenhafte Lectüre der hengstenbergischen Kirchenzeitung und den erforderlichen religiösen Abscheu gegen die Lichtfreunde und die englische Judenemancipationsbill durchaus nicht absprechen kann, sehen hierin einen Triumph der lutherischen Religion und ihrer eignen Pastoralwirksamkeit, in Folge deren sie nicht nur allsonntäglich, die leider oft eintretenden Verhinderungsfälle abgerechnet, eine Predigt ablesen, sondern auch durch die gründliche Bestellung ihrer ausgedehnten Ländereien den anvertrauten Beichtkindern ein praktisches Vorbild zu werden streben. Die griechischen Popen sehen sich vergeblich nach zu rettenden Seelen um und verschieben die Erlangung der zu einer Ordenspräsentation erforderlichen Anzahl auf einen günstigeren Zeitpunkt, an dessen Erscheinen sie gar nicht zweifeln. Ihr bescheidener Correspondent zweifelt auch nicht daran, aber so viel ist gewiß, für den Augenblick ist alles still. Nachdem die Convertiten lange Zeit vergeblich auf die Erlangung des „Seelenlandes," das ihnen in Widerspruch mit der officiellen Erklärung der Regierung von den über das ganze Land verbreiteten Emissären und Popen als Lohn ihres Uebertrittes zur „Religion des Kaisers" versprochen worden war, gehofft hatten, wurden sie denn doch dieses erfolglosen Harrens und der bloßen Vertröstungen überdrüssig und rückten ihren Bekehrungsaposteln ernstlich, mahnend und drohend zu Leibe. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht, zunächst unter der esthnischen Bevölkerung Livlands, daß das erwartete „Seelenland," wie man es sehr bezeichnend nannte, in **Pleskow** an alle „Leute des Kaisers" vertheilt werde. Die ganze Grenze gerieth in Aufruhr, eine wahnsinnige Freude über die endliche Belohnung der religiösen Opfer schwang ihre zerstörende Fackel. Das wenige Eigenthum wird verschleudert und von den russischen Speculanten um einen Spottpreis in Empfang genommen (eine Kuh für einen Rubel Silber, ein Schaaf für einen Rubel Banko = 16 Sgr.), das, was nicht losgeschlagen werden kann, wird zertrümmert, vor allem die Wohnungen („Gesinde"), **welche dem Herrn gehören**, theils angezündet, theils mit so energischem Rachegefühl verwüstet, daß kein Fenster, kein Ofen, keine Thür, kein zerstörbarer Theil mehr übrig blieb. Und nun zogen die armen Bethörten in vielen einzelnen Haufen von 100, 200, 300 Mann aus, um das Seelenland in Empfang zu nehmen. In Pleskow angekommen, werden sie von den Gouvernementsbehörden in Empfang genommen und erhalten vorerst kein Seelenland, wohl aber Mann für Mann Stockprügel quod satis und auch wohl noch einige drüber. Pferde, Wagen und andere Habseligkeiten werden den Auswanderern von der in dergleichen Kunstfertigkeiten sehr geübten russischen Polizei zur Deckung der Verpflegungskosten u. s. w. abgenommen, und sie selbst in getrennten Haufen unter starker militärischer Escorte in ihre livländische Heimath zurückgeschickt. Ich selbst sah einige dieser heimkehrenden Haufen,

der Jammer war unbeschreiblich, Hunderte in Lumpen gehüllter Hungerphysiognomien, sieche Weiber, verschmachtende Kinder, welche der rohen Mißhandlung der russischen Kalpusniks theils lautes Winseln und Heulen, theils aber auch einen verbissenen, rachebrütenden Ingrimm entgegensetzten. Letztere erregten am meisten mein Mitleid und Interesse, denn ich hielt sie für die Besten. Nach abermaliger, massenhaft vorgenommener Execution wurden die einzelnen Familien ihren betreffenden Gutsherrn auf Gnade und Ungnade wieder überliefert, und hiermit endete der Seelenlands-Traum.

Die Folgen dieser temporären Auswanderung sind in mehrfacher Hinsicht nachhaltig und bedeutend. Einmal zog sie eine Mißernte nach sich, die sich bereits in dringender Noth bemerklich macht; denn da der Ausbruch im Frühjahre geschah, so blieb ein großer Theil des Sommerfeldes unbestellt, zumal da die ausgeplünderten Bauern bei ihrer Rückkehr wegen Verschleuderung ihrer Pferde keine Arbeitskraft mehr besaßen, um das Versäumte nachzuholen. Dann aber hat die schnöde Abfertigung, welche die Convertiten von ihren neuen „Glaubensbrüdern" erfuhren, alle religiöse Illusion verscheucht und keinen Zweifel über die eigentlichen Absichten der Regierung mehr übrig gelassen. Daher fielen alle erneuerten Versprechungen auf unfruchtbaren Boden, und alle Lust zum Uebertritte ist seitdem verschwunden.

Kaum dringt die Kunde von dieser Sinnesänderung nach Petersburg, so hat man nichts angelegentlicheres zu thun, als sein Bedauern über die in Livland vorgekommenen Verwirrungen und Umtriebe zu erkennen zu geben, man findet eine solche Agitation, durch welche die Interessen der treusten Provinzen schmerzlich verletzt werden, dem väterlichen Willen der Regierung und dem Billigkeitsgefühle schnurstracks zuwiderlaufend, man sieht keinen Grund, die Existenz „ungesetzlicher" Machinationen länger zu leugnen, denn — wohl verstanden! — alles ist bereits vorüber, man desavouirt die willigen Werkzeuge, welche es wagten, das Ministerium zu täuschen und den kaiserlichen Willen zu verkennen, man will der öffentlichen Meinung eine glänzende Satisfaction geben, den Generalgouverneur von Liv-Esth- und Curland, Golowin, ein fanatisirter russischer Ultra, wird als bereits abkömmlich seines Postens entlassen, Suwarow, Fürst Italinski ein Name von gutem Klange, zu seinem Nachfolger bestimmt, die kaiserl. Ordensfabrik in Bewegung gesetzt, und — die Sache ist abgemacht. Suwarow, ein Enkel des berühmten Suwarow Italinski, hat seine Erziehung in der Schweiz genossen und ist wegen seiner liberalen Gesinnung so wie wegen seiner Vorliebe für europäische Bildung allgemein beliebt. Seine Gattin dagegen soll eine sehr orthodoxe Moskowitin sein. In dieser Beziehung cursirt eine Anekdote, die man sich mit großer Befriedigung erzählt, denn ohne Anekdoten geht es nun einmal hier nicht ab, Rußland ist das Land der Anekdoten, und ich glaube, daß dieser Umstand einen tiefern Grund hat, als die Neugier unseres Interesse- und Ideen-

armen Landadels und die hohlköpfige Wichtigthuerei der sogenannten „Peterburger." Die Frau Fürstin Suwarow nämlich fühlt sich sehr unglücklich bei dem Gedanken, in einer Provinz leben zu sollen, die ausschließlich von Deutschen bewohnt sei, und äußert auch diese Unzufriedenheit bei Hofe in Gegenwart des Großfürsten-Thronfolger. Dieser läßt es sich angelegen sein, die durchlauchtigste Patriotin zu trösten und mit ihrem Geschicke auszusöhnen, namentlich aber ihr eine bessere Meinung von dem baltischen Deutschen beizubringen und schließt mit den Worten: „Madame, ce sont les meilleurs Russes de notre empire!" Diese Anekdote, deren Wahrheit mir dem Hofe nahe stehende Männer verbürgt haben, gefällt hier sehr, man fühlt sich geschmeichelt und sagt: Es ist wahr! —

Suwarow findet hier, da in allen absolutistischen Staaten die Macht des Generalgouverneurs unumschränkt ist, ein weites Feld für seine Thätigkeit. Ob aber überhaupt eine Besserung der hiesigen Verhältnisse im Sinne der Regierung noch möglich sei, dürfte sich sehr fragen. Der Riß zwischen Adel und Bauernstand ist einmal vorhanden, tief, unheilbar, drohend. Man hat eine Bewegung zunächst zur Paralysirung des deutschen Elements hervorgerufen, aber jetzt wendet sich dieselbe gegen die Grundprincipien der Regierung selbst. Das bedenklichste vom Regierungsstandpunkte aus ist, daß die ganze Gährung durch eine Appellation an den freien Willen der Esther und Letten erzeugt wurde. Das ist ein Mittel, das zwar augenblicklich zum Zwecke führte, aber in seinen nachwirkenden Folgen unberechenbar sein wird. Man sagte den Bauern: Ihr sollt gar nicht gezwungen werden, zu unserer Kirche überzutreten, aber man soll euch auch nicht zwingen, Protestanten zu bleiben, ihr seid frei, ihr könnet es machen wie ihr wollt. Das war für sie eine ganz neue Sprache, bisher hatte man ihnen nur gesagt: Ihr sollt dies thun und jenes nicht thun, und die Widerspenstigen werden geprügelt. Der Uebertritt zur griechischen Religion war der erste Act ihrer Freiheit, die mißtrauische Auflehnung gegen die Gewalt ihrer alten Feinde, der Gutsherren, der zweite; wer kann den dritten und vierten bestimmen? Daß aber diese weiteren Schritte nicht ausbleiben und über kurz oder lang gallizische Scenen hier zu erwarten sein werden, kann man mit wenig Scharfblick voraussehen. Namentlich im Norden Livlands unter der esthnischen Bevölkerung, deren gesunder Kern am wenigsten durch die Leibeigenschaft vernichtet worden ist, regt sich ein Geist, der das Schlimmste erwarten läßt. Man braucht diese kräftigen Gestalten mit ihren gedrungenen Gliedern und blitzenden Magyaren-Augen nur anzublicken, um einzusehen, daß sie losschlagen können und werden, denn sie haben die Macht und den Willen dazu und an Ursache fehlt es ihnen am allerwenigsten. Die südlich wohnenden Letten, ein schwächlicher Slavenstamm, der schon den deutschen Ordensrittern wenig Widerstand entgegensetzte, haben ihre moralische Kraft schon längst verloren.

Wer aber hat sich die Schuld für diese Lostrennung vom deutschen Interesse zuzumessen? Der Kaiser hat den livländischen Deputirten auf ihre Bitte um Schulen gegen die Eingriffe der griechischen Geistlichkeit geantwortet: Ihr, Adel und Geistlichkeit, seid Schuld daran. Das ist nun freilich wahr, aber diese Worte klingen wie bittre Ironie grade im Munde der Regierung. Aber wahr ist's. Ich will unserer Aristokratie alles verzeihen, ihre Ordensspielerei und ihre Langweiligkeit, ich will ihr verzeihen, daß sie ihre Bauern nach Kräften ausgeschunden hat, das geschieht auch anderwärts, daß sie die deutsche Ehre und Nationalität an Rußland verkauft, es ist schlimm, aber die Herren haben eben sonst nicht viel mehr zu verkaufen, ich will ihr verzeihen, daß sie sich für besser als ehrliche Menschen hält, denn wenn sie es selbst nicht thäten, so würde es ja sonst Niemand thun, ich will ihr selbst ihre hartnäckige Verachtung aller modernen Bildung verzeihen, denn die Leute verstehen es eben nicht besser; — aber niemals kann ich es ihr verzeihen, daß sie das Wort Freiheit, das heiligste Wort, das es im menschlichen Leben gibt, auf eine so empörende Weise mißbraucht hat, daß sie die Aufhebung der Leibeigenschaft benutzt hat, um einem herzlosen Egoismus zu fröhnen, um die Bauern mit desto größerer Willkür bedrücken zu können. Das ist Profanation, das ist eine Sünde gegen den heiligen Geist, und der verhöhnte Gott der Freiheit, dessen Verehrung der Cultus unserer Zeit ist, wird sich rächen, ja er hat es schon gethan. Man braucht sich nur die Mühe zu nehmen, etwas näher in das Leben der armen hungernden Bauern hineinzublicken! Wie sie sich nach jenem Zustande der Leibeigenschaft zurücksehnen! Was haben sie für Vortheile von der Freilassung gehabt? Sind ihre Frohnleistungen verringert worden? Im Gegentheile. Hat man ihnen die Möglichkeit des Eigenthum-Erwerbes gegeben? Nein. Verbessere nur immerhin deine Ländereien, der Herr sieht das ganz gern, denn du bist ja frei — d. h. er kann dich eines heiteren Tages hübsch austreiben in die freie Natur, um das verbesserte Gut mit dem Hofslande zu vereinigen oder eine Revision vernehmen und den „Gehorch" entsprechend erhöhen zu lassen, denn die Gutsverhältnisse sind hier noch nach dem alten schwedischen Census auf die Qualität gegründet. Du bist frei und der Herr ist frei, d. h. er hat nicht die geringste Verpflichtung dir gegenüber, während du ihm viele zu leisten hast. Jetzt kommt ein Hungerjahr, nun benutze deine Freiheit, um dir Brot zu verschaffen, während der Leibeigenschaft mußte freilich der Herr für dich sorgen, aber jetzt hast du die Freiheit zu hungern und Hungers zu sterben, während dir allerdings noch ganz dieselben Leistungen obliegen, und eben so wenig Gelegenheit und Möglichkeit gegeben ist, dir ein selbstständiges Eigenthum zu erwerben, dich vor eintretendem Mangel zu schützen, als früher. Der Herr hat kein Recht mehr an deinen Leib, er kann dich also nicht nach Willkür prügeln lassen (obgleich das auch in der russischen Leibeigenschaft nicht angeht), das ist gut; aber was er als Herr nicht kann, das kann er als Gutspolizei und ich glaube

nicht, daß dein Rücken diese subtile Distinction bemerken wird. Von einer geistigen Erhebung ist natürlich noch viel weniger die Rede, und diese kann auch in der That erst dann eintreten, wenn die materielle Lage gebessert ist, ohne den Begriff des Eigenthumes ist eine solche nicht denkbar. In einem Kirchspiele von je vier bis achttausend Seelen existirt eine sogenannte Parochialschule, in welcher während der vier Wintermonate etwa acht Knaben von einem Schulmeister unterrichtet werden, dem man nachsagt, daß er lesen und schreiben könne. Aber auf den officiellen Tabellen nimmt sich das dennoch ganz gut aus. So besteht also die ganze Schulbildung in einem 14tägigen Confirmationsunterricht, und diese vierzehn Tage sollen für's Leben genügen. Sie thun es auch! —

So erreichte nothwendig der Haß gegen die Deutschen und die Verzweiflung der Nationalen eine Höhe, von der dieselben zu jedem Schritte bereit waren, wenn dieser auch zu ihrem eigenen Verderben führen sollte. Ich habe mehrere Bauern nach den Gründen ihres Uebertrittes gefragt und fast von allen die Antwort erhalten: „Schlimmer als jetzt, kann es mit uns nicht werden." Daß aber das Gouvernement diese Stimmung nun zu einem Gliede an der Kette ihres Russificationssystemes, zu einer Schwächung und Untergrabung des deutschen Elements benutzte, das ist freilich eine andere Sache. Aber man hätte von Seite des Adels der Regierung nicht in die Hände arbeiten sollen. In Kurland, wo überhaupt noch eine Aristokratie, d. h. Vermögen und entsprechende Bildung, herrscht, ist man in dieser Beziehung viel klüger gewesen, man hat wenigstens den materiellen Wohlstand des Bauern zu heben gesucht und die Folge davon ist, daß derselbe durchaus keine Lust bezeugt, auf die russischen Lockungen zu hören. — Warum lege ich auf diese Angelegenheit ein so großes Gewicht, und warum verdient sie die ernste Beachtung eines jeden Menschenfreundes? Weil sie immerhin eine Niederlage Deutschlands ist. Aber mehr als das, weil der Uebertritt zur griechischen Kirche nicht blos eine Veränderung der unwesentlichen Religionsformen, sondern ein Culturrückschritt für Jahrhunderte ist. Denn die russisch-griechische Staatsreligion ist eine Religion des Absolutismus, die mit einem Erfolge auf die Erstickung aller Intelligenz und geistigen Selbstthätigkeit hinarbeitet, welchen die katholische Kirche niemals erzielt hat, ein bewegungsloser, trostloser Mechanismus, der nicht einmal von etwas Romantik belebt wird, sondern so recht eigentlich jede Idee zu Schanden zu machen scheint. —

In Folge der eben berührten Verhältnisse hört man nun viel davon, daß zur Hebung des Bauernstandes etwas geschehen solle, und zwar wird von der Ablösung der Frohnen und Besitzlichmachung der Bauern um so lauter gesprochen, da sich der Kaiser selbst, — der überhaupt vielleicht der einzige im ganzen Reiche ist, der es aufrichtig mit der Bildung eines freien Bauernstandes meint — sehr für die Sache interessirt. Der esthländische Adel, der sich vorzugsweise gut dem Gouvernement gegenüber zu stellen weiß, ist mit einem guten Beispiele vorange-

gangen, und hat bereits vor einem Jahre desfallsige Vorschläge an den Kaiser abgehen lassen, die sich der allerhöchsten Billigung zu erfreuen hatten. Daß diese aber einen andern Erfolg gehabt hätten, als öffentliche Belobungsschreiben, Ordensverleihungen und die Ernennung des damaligen esthnischen Adelsmarschalles v. Essen zum livländischen Civilgouverneur, ist mir nicht bekannt geworden. Das war auch wohl gar nicht die Absicht, die Hauptsache dabei ist, daß dergleichen theoretische Versuche erwünschten Stoff zu einigen officiellen Correspondenzen an die „Allgemeine Zeitung" und das „Journal des Débats" abgeben, und dergleichen liebt man auffallender Weise hier sehr. Auch in den livländischen Bauerangelegenheiten ist im vergangenen Herbste ein außerordentlicher Landtag gehalten worden, an welchen zwei Parteien hervorgetreten sind: die „liberale," an deren Spitze der Kaiser selbst steht, und die „aristokratische," die überhaupt gar keine Spitze hat. Der unmittelbare Leiter der liberalen Partei ist ein Herr von Volkerssahm, und die anerkannteste Capacität ein sehr junger Herr v. Engelhardt, der die Weserzeitung liest (in den diesjährigen Postverzeichnissen ist sie gestrichen), und nicht begreifen kann, warum nicht das englische Ministerium junge Britten auf „Kronrechnung" nach Riga schicke, damit sie bei ihm, dem Herrn v. Engelhardt, Staatswissenschaft studiren. Man will zur Ablösung der Frohnen eine „Bauerrentenbank" gründen. Die „Aristokraten" sind deshalb auch ganz beruhigt, denn sie äußern die unbequeme Ansicht, daß zur Verwirklichung eines solchen Planes Credit nöthig sei, und damit, meinen sie, habe es gute Zeit. Gescheute Leute, diese Aristokraten! — Die „Radicalen" jedoch, eine dritte, aber wenig zahlreiche Fraction — Um Mißverständnisse zu verhüten, füge ich jedoch für Ihre deutsche Leser hinzu, daß man in Livland unter einem Radikalen einen solchen Mann versteht, der in den letzten fünf Jahren keinen Orden erhalten hat, der die eheliche Verbindung mit einer nicht zur livländischen Ritterschaft gehörigen adligen Familie für eine Mesalliance unter mildernden Umständen hält, von der Besitzlichmachung der Bauern als einer möglichen und nothwendigen Sache spricht, bescheidenen Zweifel in die Petersburger Zeitungsberichte von den glänzenden Kaukasussiegen setzt, den Titel „Ministerium der Volksaufklärung" etwas waghalsig findet, den Adelsmarschall zur persönlichen Ueberreichung einer unterthänigsten Bittschrift an Se. Majestät den Kaiser anzufeuern sucht, mitunter vom Nystädter Frieden redet und in einer menschenfreundlichen Weinlaune behauptet, ein Hofrath mit dem Wladimirorden zweiter Classe könne ein eben so rechtschaffener Kerl sein, wie ein Staatsrath mit dem Ordensbande erster Classe. Die „Radikalen" also sagen: Wenn man wirklich die Absicht hätte, die Bauern besitzlich zu machen, so würde man nicht unübersteigliche Hindernisse hervorbeschwören, sondern das bereits bestehende adlige „Creditsystem" benutzen und auf die Bauerschaft übertragen. Und sie haben Recht. Denn das auf Gegenseitigkeit gegründete Creditsystem, bei welchem fast alle livländischen Güter verpfändet sind, bestimmt

den zu verwilligenden Credit ausschließlich nach dem Werthe der zu einem Gute gehörigen Bauerländereien, so daß also diese eigentlich verschuldet und nach deren Abtrennung die Adelsgüter schuldenfrei sind. Was wäre also einfacher, als die in den Besitz der verschuldeten Ländereien tretenden Bauern nun auch mit Garantie ihres Grundeigenthumes zu wirklichen Debitoren anzunehmen? Auf diese Weise kann der Credit der alten Anstalt, der auf sehr festen Füßen steht, auch fernerhin verwerthet werden, und man braucht nicht ein bereits zur Geltung gelangtes Institut eingehen zu lassen, um ein neues, dessen Erfolg noch sehr zweifelhaft ist, mühsam zu schaffen. Man gebe diesem Creditsystem eine zeitgemäße Erweiterung und die Sache wäre abgemacht. Ob unsere Radikalen wohl recht haben? — Auf dem diesjährigen Landtage soll auch die Freigebung des Ankaufes von Grundbesitz an Nichtadelige berathen werden und wird wahrscheinlich mit kaiserlicher Sanction durchgehen. Glauben Sie jedoch nicht, daß dieses ein besonderer Triumph der Menschenrechte sei, der verarmte Adel ist zu dieser Maßregel genöthigt, um den Werth seines Grundbesitzes zu erhöhen, wenn er nicht immer mehr verarmen soll. —

Da habe ich Ihnen noch so viel schreiben wollen, aber der mir vorgesetzte Raum geht zu Ende. Um nun den resp. Behörden in Livland, die gewiß nicht ermangeln werden, nach dem hochverrätherischen Correspondenten, der es gewagt hat, die Wahrheit zu sagen, zu fahnden, — die Mühe des Nachforschens zu erleichtern, so rathe ich ihnen, sich beim Herrn Redakteur dieser Blätter zu melden, der mir den Gefallen thun wird, ihnen zu erklären, daß der fragliche Correspondent sich äußerst wohl befindet und froh ist, der Gewalt der russischen Polizei für immer entschlüpft zu sein.

x.

Brief aus Mannheim.

Bürgergarden, Freicorps und Linienmilitär. — Die Unruhen im Odenwalde. — Die neue Ständekammer. — Die Volksversammlung in Offenburg. — „Vater" Itzstein und Hecker gegen die Republik. — Volksforderungen. — Alte und neue Journale.

Die Haltung der Bürger unserer Stadt war während dieser Zeit eine sehr musterhafte, was nicht genug anerkannt werden kann, indem für unser Baden das Benehmen Mannheims mehr oder weniger maßgebend ist. Die Bürgergarden sind constituirt und der Bürger hat also schon darin eine Garantie für seine Freiheit; denn wie machtlos Throne sind, die nur durch Bayonette vertheidigt werden, hat nicht allein unser Land, sondern haben alle Länder Deutschlands bewiesen. Der Trieb, sich zu bewaffnen, beseelt alles, so hat sich hier auch ein Freicorps constituirt, da anfänglich nur Gemeindebürger an der Bürgergarde Theil nehmen konnten; allein dieses Freicorps besteht nicht aus den besten Elementen und ist mit einiger Unkenntniß organisirt worden, genießt also hier keines besondern Vertrauens. Das Linienmilitär, welches auf die Verfassung beeidigt ist, steht sehr gut mit den Bürgern, dieser Eid hat sie näher gerückt und, so groß in diesem Augenblicke auch die Militärlast für unser Land ist — unser kleines Baden hat gegen 23,000 Mann auf den Beinen — so sieht man doch ohne Groll darauf hin, da die Sicherheit des Landes sie zu erfordern scheint.

Die Unruhen im Odenwalde haben einige Militärentsendungen von hier aus nöthig gemacht, ohne daß aber Streitigkeiten zwischen Militär und Landmann entstunden, da sich die Wuth des dortigen Volkes nur auf die Grundherren und deren Beamte erstreckte. Daß deren Eigenthum mitunter sehr arg behandelt wurde, haben sie sich selbst zuzuschreiben, da sie dem Volke nur „Presser," aber keine milden Herren waren. Kein Theil des Landes ist auch so verwahrlost, als der Odenwald, kein Theil in der Bildung so weit zurück. Allein hieran ist auch die schlechte Vertretung desselben beim Landtage Schuld; die Abgeordneten des Odenwaldes hätten Schritte und Vorschläge thun müssen, um ihre Wahldistricte emporzuheben. Statt dessen haben sie sich bestrebt, das reactionäre System in der Kammer aufrecht zu halten, den Männern, welchen das wahre Wohl des Volkes am Herzen lag, entgegen zu arbeiten, kurz dem zu schmeicheln, der damals zu befehlen hatte. Auch unsere Regierung trug das Ihre bei, um den Zustand der Verdummung

festzuhalten, sie wirkte auf alle mögliche Art dahin, daß jene Leute gewählt wurden. — Die Unruhen selbst waren nicht unbedeutender Art, allein sie legten sich sehr bald, als der Bauer einsah — und das dauerte eben am längsten! — daß man in der Kammer für sein Wohl Sorge trug, ihm die Menge Feudallasten abnahm und statt der bisherigen, in alle Enden entflohenen Beamten, andere schickte. Zwar ist noch immer Militär dort, allein dasselbe wird dieser Tage zurückkehren.

Der Charakter unserer Ständekammer ist ein ganz anderer geworden. Was man früher als überspannt, als nicht ausführbar betrachtete, ist nun plötzlich zweckmäßig, zeitgemäß — zeitgemäß! das ist das rechte Wort; denn das Einzige für die Regierung war, sie zeitgemäß zu finden. Was wir seit 33 Jahren erstrebt, haben uns wenig Wochen gegeben. Wer hätte damals geahnt, daß das Vorrecht des Adels gebrochen würde? Ein Hoffmann, ein Welker, Bassermann, Mathy u. A. sind an den Stellen eines Trefurt, Regenauer, Blittersdorf u. A. Frei bewegt sich die Presse und darf nun schonungslos geißeln, was gegeißelt zu werden verdient; frei darf sich das Volk versammeln, ohne mit Militär und Polizei auseinander getrieben zu werden; das Volk ist zum Menschengeschlecht erhoben worden, die Frohnabgaben sind aufgehoben, die Jagdrechte, alle jene schändlichen Feudallasten aus den Zeiten der Raubritter; die Gerechtigkeit wird frei geübt, das Militär ist keine Kaste, keine Zuchtruthe despotischer Gewalt, sondern ein Stand zum Schutze des Vaterlandes, des Volkes. Allein noch ist nicht alles vollkommen, noch fehlt die Befestigung dieses schönen Zustandes und diese liegt allein in dem vereinigten freien Deutschland. Das ist nunmehr das Ziel jedes Strebens und in diesem Sinne fand auch den 19. d. M. eine Volksversammlung in Offenburg statt.

Diese Versammlung war eine sehr interessante, da sich hier die Energie unseres Volkes und zugleich auch dessen Intelligenz aussprach. An 15,000 Leute hatten sich aus allen Gegenden des Landes eingefunden und aus dem Elsasse waren gleichfalls eine Menge Leute herübergekommen. Die erste Stimmung des Volkes war, das ist nicht zu leugnen, für die Republik. Allein zugleich herrscht in dem Volke auch ein hohes Vertrauen zu seinen Führern, seinen Vertretern, weshalb ihnen die Entscheidung dieser Frage in die Hände gelegt war. Sie haben sie meisterhaft gelöst. Nachdem der Bürgermeister von Offenburg mit einem Willkommen und der Mahnung zu Ruhe und Ordnung die Versammlung eröffnet hatte, trat der greise Itzstein auf, den die jubelnde Menge als „Vater" begrüßte; er berichtete über die neuesten Zugeständnisse der Kammer und bewies daraus, wie aus der Zusammensetzung des Ministeriums, daß es der Regierung Ernst sei mit der Freiheit des Volkes und daß eine reactionäre Bewegung unter solchen Umständen nicht mehr befürchtet werden könne. Immerhin sei es aber gut und nothwendig, daß das Volk auf seiner Hut sei, sich rüste und waffne; auch der beliebte Volksredner Struve sprach sich in diesem Sinne aus und tadelte, wie sein Vor-

gänger den voreiligen Schritt des Seekreises, wo durch Einzelne die Republik proclamirt worden sei. Ein solcher Schritt könne nur schlimme Folgen haben, da Deutschland noch die Einigkeit mangle und für eine Republik gewiß im deutschen Lande sich keine Sympathie zeige. Die erste und größte Aufgabe sei, Deutschland frei zu machen und es durch ein Parlament vorher zu verbinden. Gleiche Gesinnungen sprachen: Soiron, Capp, Hoff und Wirth aus, weshalb auch Filler, welcher sehr viel zu den Unruhen im Seekreise beigetragen hatte, nicht aufkommen konnte. Eller verflocht die Schleswig=Holsteiner und Polen in seinen Vortrag und stellte dar, daß die Unentschlossenheit Deutschlands deren Schicksal entschieden habe; er glaubt daher, daß es auch die Pflicht Deutschlands sei, sie wieder frei zu machen. Am mächtigsten wirkte jedoch Hecker auf die Menge. Seit den letzten Freiheiten ist er es allein, der höher stieg in der Achtung der Menge, in der Achtung jedes Deutschen. Früher hatte man ihm oft vorgeworfen, er lasse sich hinreißen; allein das war mehr hervorgebracht durch den Widerstand, den er gefunden, durch die Anfeindungen, die er erlitten. Jetzt, wo seine Meinung gesiegt, wo sein Wort mächtig und entscheidend geworden ist, tritt er mit einer Besonnenheit auf, die man ihm anfänglich nicht zugetraut hatte. Gewaltig war sein Wort in dieser Versammlung. Er erinnerte an den 12. September 1847, wo sie hier auch beisammen gewesen, um die Forderungen des Volkes zu berathen, er wies auf das damalige Benehmen der Regierung hin, welche diese Versammlung als hochverrätherisch bezeichnete und entschieden jede ähnliche verbot, wie sie, damit nicht zufrieden, die Redner auf alle mögliche Art verfolgte. Dennoch seien dieselben Principien jetzt siegreich hervorgegangen und das alles durch die Entschiedenheit, den kräftigen Willen des Volkes. Zwar habe die Regierung durch die Umgestaltung des Ministeriums, durch die Gewährung der Forderungen des Volkes sich willig gezeigt, das Wohl des Volkes zu begründen; keineswegs sei damit aber alles errungen und er könne das Volk nicht genug mahnen, achtsam und gerüstet zu bleiben. Die Hauptaufgabe, um fest und dauernd die Freiheit zu begründen, sei eine Einigung des deutschen Volkes, die allein und einzig durch ein deutsches Parlament bewirkt werde. Er schlug deshalb Vereine vor, deren Zusammensetzung und Gestaltung weiter unten folgt. Alsdann kam die Sprache auf den angeregten Punkt einer Republik. Entschieden sprach er gegen dieselbe in diesem Augenblicke, indem sie nur eine Spaltung hervorriefe und am Ende unser badisches Land isolirt dastünde. Als von Seiten des Volkes von einer Unterstützung Frankreichs gesprochen wurde, entgegnete er, „ein Volk, das zu Erringung seiner Freiheit fremder Hülfe bedürfe, sei der Freiheit nicht werth.“ Lauter Jubel folgte diesem Vortrage, der jedenfalls entscheidend war für die ganze Versammlung. Man schritt nun zur Berathung der Forderungen. Dieselben wurden folgendermaßen niedergelegt:

Das Volk verlangt vor allen Dingen: ein deutsches Parlament, wel-

ches im Großen seine Verhältnisse nach Innen und Außen kräftig ordne und frei gestalte, und dessen erste Aufgabe sein wird, der deutschen Nationalität und Selbstständigkeit Anerkennung zu verschaffen. Insbesondere für Baden: I. Der Präsident des Kriegsministeriums und der größte Theil der Beamten besitzen das Vertrauen des Volkes nicht, weil Einzelnen der gute Wille, Anderen die erforderliche Kraft fehlt. Das Volk kann kein Vertrauen in Männer setzen, welche vor wenigen Wochen noch als revolutionär bekämpften, was sie theilweise jetzt selbst zugestanden haben. Es läßt sich nicht täuschen durch das Vorschieben liberaler Persönlichkeiten. Anstößig ist dem Volke namentlich der Einfluß, welchen der Markgraf Wilhelm schon seit langer Zeit auf die Staatsgeschäfte überhaupt und das Militärwesen insbesondere ausgeübt hat. Nicht minder anstößig ist ihm der Einfluß einzelner Personen aus der nächsten Umgebung des Großherzogs, welche man mit dem Namen Camarilla zu bezeichnen pflegt. II. Das Volk hat kein Vertrauen zu der ersten Kammer der Ständeversammlung, da dieselbe aus Privilegirten besteht, welche ihren Sonderinteressen das Wohl des Volkes stets geopfert haben. Das Volk verlangt Abhülfe gegen diesen Uebelstand vermittelst einer Revision der Verfassung, es will nur eine Kammer. III. Das Volk hat kein Vertrauen zu einer großen Anzahl der Mitglieder der zweiten Kammer, da dieselben durch Wahlbeherrschung und Wahlverfälschung unter dem Einfluß der Censur und der Polizei gewählt wurden und sich als blinde Werkzeuge in den Händen jedes Ministeriums erwiesen haben. Das Volk verlangt den Rücktritt der reactionären und gesinnungslosen Partei der zweiten Kammer. IV. Das Volk besitzt durchaus keine Bürgschaften für die Verwirklichung seiner Forderungen und die Begründung eines dauerhaften Zustandes der Freiheiten. Es muß sich diese Bürgschaften selbst verschaffen. Demzufolge bildet sich (nach dem Vorschlage Hecker's) 1) in jeder Gemeinde des badischen Landes ein vaterländischer Verein, dessen Aufgabe ist, für die Bewaffnung, die politische und sociale Bildung des Volkes, so wie für die Verwirklichung aller seiner Rechte Sorge zu tragen. 2) Sämmtliche Vereine eines Wahlbezirkes bilden einen Bezirksverein, sämmtliche Bezirksvereine einen Kreisverein, die vier Kreisvereine einen Landesverein. 3) An der Spitze eines jeden dieser Vereine steht ein leitender Ausschuß. 4) Für jeden dieser Vereine bildet sich sofort eine Vereinskasse zur Bestreitung der nothwendigen Auslagen. 5) Alle Provinzen Deutschlands sollen aufgefordert werden, ähnliche Vereine zu bilden und mit dem badischen Landesvereine in freundschaftlichen Verkehr zu treten. V. Verlangt das Volk von der Ständeversammlung, daß sie folgendes bei der Regierung bewirke: 1) Unverzüglich solle eine Verschmelzung der Bürgerwehr und des stehenden Heeres durchgeführt werden zum Behufe der Bildung einer wahren, aller waffenfähigen Männer umfassenden Volkswehr. 3) Sollen alle Abgaben abgeschafft werden, außer den

Zollvereinsabgaben und etwa den directen Steuern. Die Regierung solle ihre Ausgaben durch eine progressive Einkommens- und Vermögenssteuer decken. Das Volk will eine wohlfeile Regierung und namentlich Abschaffung der Appanagen und unverdienter Pensionen. 3) Alle Vorrechte sollen abgeschafft werden. 4) Die Schule solle von der Kirche getrennt werden. Dabei wurde noch beigesetzt: die Pfaffen haben zu viel, die Schullehrer zu wenig, dieses Mißverhältniß soll ausgeglichen werden.

Seit der freien Presse konnten unsere öffentlichen Organe endlich athmen und sie haben sich auch Luft gemacht; namentlich die hiesige „Abendzeitung." Weniger wildes Toben bemerkt man beim „Deutschen Zuschauer," der zwar freier sich äußert, nie aber hinten und vorne ausschlägt. Von neuen Organen wird auftauchen: „Volkszeitung," die hier bei Hoff erscheint; in Heidelberg erscheint bereits „die Republik," ohne jedoch sehr anzusprechen.

Den 22. März.

W.

Plaudereien aus London.

Louis Philipp und seine kleine Correspondenz. — Der Herzog von Montpensier abgereist. — Russel's Verlegenheiten. — Der Auflauf in Trafalgar-Square. — Chartistenmeeting. — Punch. — Guizot's Mutter. — Bunsen wird liberal. — Wieder eine Princeß. — Concerte.

Noch immer ist Louis Philipp das Gespräch des Tages, er selbst aber verhält sich ganz ruhig, besucht dann und wann die Königin, oder empfängt in Claremont den Besuch des hohen Adels; denn diesem ist auch ein gefallener König noch ein himmlischer Staub, mit dem er sich gerne amalgamirt. Der Herzog und die Herzogin von Montpensier sind abgereist, und, wie man sagt, auf einen Wink des „Foreign Office“ *), indem die Intriguen, die sie in den Tuilerien angesponnen, ihren Aufenthalt hier nicht länger gestatteten. Aber auch Louis Philipp soll einen kleinen Briefwechsel mit alten Freunden dort führen. Er muß vorsichtig sein, damit ihm kein ähnlicher Wink werde; denn wie freundlich ihn auch Frau Victoria aufgenommen, ist doch die allgemeine Sympathie für das französische Volk, und bis jetzt hat sich noch keine einzige Stimme zu Gunsten der Orleans-Dynastie vernehmen lassen. Jeder Versuch Louis Philipp's auf seinen ungern geräumten Posten wieder zurückzukehren, würde daher ohne Zweifel in England die größte und allgemeinste Mißbilligung finden. Das einzige, was bis jetzt einige Verstimmung in den Engländern erregt hat, ist die Zurücksendung aller Arbeiter an den Eisenbahnen in Frankreich, eine Maßregel, die man unbillig und auch unpolitisch nennt. Die provisorische Regierung hätte nicht darin nachgeben sollen. Die Nachricht, daß das Haus Rothschild in Paris die Zahlung eingestellt, verursachte einen kleinen Schreck; das Gerücht bewies sich aber bald als ungegründet. Sollte ein Krieg dort entstehen, oder die Bewegungen der Zeit eine Stockung des Handels herbeiführen, so würde dies für England eine Krisis von nicht berechenbaren Folgen sein; denn bei dem schlechten Stand der Finanzen, bei dem Defizit in Ausgabe und Einnahme, ist es schon jetzt, wo alles auf friedlichem Fuße steht, eine ernste Frage für den Staatsmann, wie er diesen schwierigen Punkt ausgleichen soll. Lord John Russel ist sehr leidend, ist ermüdet, abgespannt, und kann kaum mehr fort. Aber wo einen Stellvertreter hernehmen? — England ist in diesem Augenblick arm an großen Staatsmännern. Man will ihm daher für's erste Erleichterung verschaffen, hat ihn zu einer kurzen Erholung an die Meeresküste geschickt und sobald er zurückgekehrt, will man ihn zum Pair von England erheben, wodurch ihm die Hälfte Arbeit erspart wird, weil er dann nicht mehr als Führer des Unterhauses gegenwärtig zu sein braucht; diesen Posten denkt man dem Lord Clarendon zu übertragen. Man redet indessen im Parlamente, ohne es zu einem

*) War ein leeres Gerücht. D. Red.

Resultate zu bringen. Die Judenfrage ist ganz hinausgeschoben, weil so viele dringendere Angelegenheiten erst beseitigt sein wollen. Man freut sich aber während dem die Fortschritte zu gewahren, die der Continent macht, dessen Bewohner nun nicht mehr wie am Gängelbande geleitete Kinder nur das ihnen eingelernte A B C herstottern werden; man freut sich von einer Preßfreiheit zu hören, von einer möglichen Freilassung censurschuldiger Gefangenen und von einer allgemeinen Volksvertretung, aber demungeachtet hat man nicht umhin gekonnt, über die Revolution in Coburg zu lachen. Coburg, dies Land aller Länder, das ein Engländer Mühe hat auf der Karte zu finden! Das ist eben so viel als ein Auflauf in Trafalgar-Square, bei dem, durch Herrn Cochrane's Verfügung, ein paar Tausend Menschen zusammenliefen, und da sich nichts Revolutioniren ließ, faute de mieux die Fenster in der Nachbarschaft einschlugen. We will get up a bit of French Revolution, sagten die Leute, ohne selbst weiter zu wissen, was sie wollten; es war nur ein kleines pastime.

Die Versammlung in Kensington-Green war schon großartiger und hätte sich nicht der Himmel hineingemischt, — der der hohen Kirche Englands so wohl conditionirte Himmel, — und aus seinen Schleußen Wasser ohne Ende herabgeschauert, so würde man vielleicht 15 bis 20,000 Chartisten beisammen gesehen haben. Die wilde Masse möchte Lust bekommen haben in der Nachbarschaft die praktischen Communisten zu spielen; und solcher socialistischen Idee im Voraus zu begegnen, hatte das wachsame Auge der Behörde Sorge getragen die ganze Polizei unter den Waffen zu haben, die Hähne in allen Gewehrladen abziehen zu lassen und die Wachen an der Münze und am königlichen Palaste zu verdoppeln. Aber bei der großen Erwartung und der derselben entsprechenden großen Vorbereitung, war jeder Bewohner Londons so ruhig als zuvor, und man ging seinen Geschäften nach, als sei kein Begegnen einer aufrührerischen Menge zu fürchten. Herren und Damen der höhern Klassen wünschten sogar dieser englischen Mob-Versammlung, als einem Schauspiel beizuwohnen, und man rieth dem amerikanischen Philosophen, Emmerson, ja die Gelegenheit nicht zu versäumen, ein Chartisten-Meeting zu sehen, was sich von der Höhe eines Omnibus sehr gut thun lasse. So leicht nimmt man hier einen solchen Auflauf, und mit Englands Constitution kann man die Sache kaum anders nehmen. Hunger und Elend und Irland sind freilich immer noch die Gespenster, die wie Nachtschatten in jede hellere Zukunft ziehen, und die Fonds stehen sehr niedrig; aber dennoch ist man muthig und erwartet daß sich alles ausgleichen werde.

Punch erheitert indessen, wie immer, jedes Herz und ist jetzt, wo sich ihm so reichhaltiger Stoff bietet, doppelt amüsant. Er stellt Louis Philipp mit einem Lappen in der Hand vor, ausrufend: Ah, c'est ce bon Tricolor! Tu ne vaux plus rien, mon ami, comme drapeau. — N'importe! tu ne me quitteras jamais, — comme mouchoir. —

Guizot's bejahrte Mutter hat für sich und ihre Enkelinnen ein kleines Haus in Brompton-Square genommen, dabei sagend, sie sei stolz darauf, ihren Sohn einen ganz armen Mann nennen zu können. Sie besuchte am letzten Sonntag die französische Kirche in St. Martins-Place, und man zeigte an, er würde sie an dem darauf folgenden begleiten. Solche Anzeigen sind aber gewöhnlich ein „Puff,“ den man gebraucht, um recht viel Menschen hinzuzuziehen, die, um den Exminister zu sehen, ihren Platz gerne mit Geld aufwiegen. Er scheint sehr still zu leben und macht wenig von sich reden.

Unter die sonstigen Neuigkeiten gehört das alljährliche Diner für das deutsche

Hospital, das zahlreich besucht war und wobei man zum Besten meiner kranken Landsleute eine ziemliche Summe zusammen gegessen hat. Herr Chevalier Bunsen nahm die Gelegenheit wahr, eine sehr schöne Rede zu halten, in welcher er zur höchsten Ueberraschung Englands „liberale Grundsätze" aussprach und von einer Sympathie mit dem französischen Volke sprach. Die Engländer waren so verwundert, daß sie die Sache für einen Humbug oder einen Scherz der Journalisten nahmen. Diese Letztern sind sehr beschäftigt, denn sie hoffen, daß jetzt ihr Reich komme, die goldene Zeit, von der jeder wohl einmal geträumt hat und die so wenig war, als ist, noch sein wird, — die Zeit, wo der Mensch eine Stellung einnimmt, wie sein persönlicher Werth sie bedingt und nichts den Verhältnissen, dem Kleide oder der Geburt verdankt. Die Herren sollten wissen, wie groß der Mensch in einer Dachstube denken kann, wo er auf die kleine Menge herabblickt, die unter ihm in glänzendem Flitter spaziert; steigt er aber von seiner Höhe herab, so mag er sich nicht verlieren und will seinerseits weithin gesehen werden. Das liebe Ich wird immer Geltung suchen, sei es als clothed animal oder als unclothed animal.

Eine Prinzessin ist geboren, was dem Staate wieder 20,000 Pfd. St. kostet, ein harter Fall in jetziger harter Zeit. Prinz Albert gibt indessen ein Levee, wobei er mehr lächelt als redet. Nach Ostern werden dann die Drawingrooms beginnen, ein schlimmer Aufschub für die jungen Damen, die zum zweiten Mal das Licht der Welt erblicken sollen, ich meine das schönere der Hofwelt. En attendant laufen alle Mams nach dem Palaste und lassen ihre Namen aufschreiben, als solche, die sich nach dem Befinden der königlichen Kindbetterin erkundigt haben, und jeder Tag bringt sie dann gedruckt zur Welt, die staunend an jedem neuen Morgen die lange Reihe loyaler Fürstendienerinnen in den Zeitungsblättern wahrnimmt. Hudson allein ist noch nicht dagewesen. Die Eisenbahnmajestät, dieser Dampfautokrat, findet es wahrscheinlich unter seiner Würde, sich nach einem kleinen Weltbürger umzusehen, der noch gar nichts von Actien weiß. Auch Vergnügungen haben wieder angefangen, die italienische Oper wird, von Herrn Lumley geleitet, auf's Neue ihren alten Glanz entfalten und den gefallenen Fürsten den Lüstre ihrer frühern Lebenstage heiter und ernst vor das Auge führen, Thalberg hat in Exeter-Hall ein Concert gegeben, in welchem er die chevaux de Bataille früherer Jahre mit gemischtem Beifall vortrug, und alle Jene mit Entzücken erfüllte, die früher nicht dagewesen waren, oder noch in der Wiege geschlummert hatten. Wie lebhaft erinnert dies an eine Erzählung von Louise Mühlbach, wo sie so trefflich den Künstler schildert, der nur 5 Stücke spielte und darauf von Ort zu Ort reiste. Der junge Pianist, Herr Lindsay Sloper, gab am 16. März seine dritte Soirée musicale, die zahlreich besucht war, und wobei die Wahl seiner Stücke und sein geschmackvoller Vortrag allgemeine Befriedigung gewährten. Madame Dulcken spielte gleich zuerst ein sehr hübsches Duett für zwei Claviere mit ihm, das, als eine ihr gehörende Manuscript-Musik, ein neuer Genuß für die Hörer war. Die nach Brot gehende Kunst hat eine dornige Bahn, — hier, wie überall, — und eine kleine Beisteuer an hülfreicher Ermuthigung ist für einen verdienstvoll strebenden jungen Mann eine wünschenswerthe Mitgabe. —

Eine Neuigkeit anderer Art ist, daß eine Dame, eine Mrs. Balfour, Vorlesungen hält. Für das conventionelle England ist dies eine so neue, als unangenehme Erscheinung; doch hat sie der Zuhörer genug. Sie behandelt jetzt die Frauen im 15. und 16. Jahrhundert, wie sie von Chaucer und Shakespeare geschildert werden; sie hat einen hübschen fließenden Vortrag, gibt aber nur Gefundenes, und kann ihre

Rede durch keinen Witz und keine ihr eigen gehörende Bemerkungen würzen. Verdi bringt neue Opern, in denen immer weniger Melodien zu finden sind, wenn solches möglich ist; die Engländer sind aber doch damit zufrieden. Macready spielt in Virginius und thut sein Bestes dem classischen Geschmacke aufzuhelfen aber bisjetzt ohne den geringsten Anschein von Erfolg. — Meyerbeer wird sehr ersehnt ohne noch Hoffnung gegeben zu haben die musikalische Welt durch seine Erscheinungen zu erfreuen; man rechnet dafür desto sicherer auf David, den Leipzig wohl auf eine kurze Zeit entbehren könnte, damit the world at large von seinem seltenen Talente profitire, das dort wie ein vergrabener Schatz den Augen verborgen liegt.

Madame Dulcken hat ihre Matinées musicales begonnen, bei denen sie sich die preiswürdige Aufgabe gesetzt, den alten Meistern und einer classischen Musik Eingang zu verschaffen. Die englische Welt weiß, daß dies der bessere Geschmack ist und fürchtet sich daher zu bekennen, daß sie bei weitem einige Polkas vorziehen würde; die Folge ist, daß man der guten Musik zuhört, daß man sie duldet und am Ende, à force de l'entendre, sie lieben wird. Dies wenigstens hofft Madame Dulcken und mit ihr die ganze deutsche Künstlerwelt, der die Harmonie etwas und nicht der Effect allein Alles ist. Ein paar Klaviere zerschlagen ist keine so schwierige Aufgabe, aber selbst nur eine Saite springen zu lassen, um ihre Hörer zu überraschen, hat Madame Dulcken verschmäht. Ihre Matinées beginnen um drei Uhr und dauern bis fünf; ihr geräumiges Haus in Hasley Street kann eine bedeutende Anzahl Zuhörer fassen, die aber nur aus Damen bestehen, von denen ihre Schülerinnen einen Theil ausmachen. Madame Dulcken trug in der ersten Matinée mehrere Trios vor, in denen Hausmann sie begleitete, der auf seinem Violoncello immer fertiger wird und jetzt auch nicht mehr durch sein langes Haar die Führung seines Bogens gehemmt sieht. — John Parry gab den beliebten burlesken Gesang „Miss Harriet and her Governess" und Miß Wallace, die neue Sängerin, trug „Dove sono" vor. Bei der zweiten Matinée, wo die Räume gedrängt voll waren, spielte Madame Dulcken ein Quintuor von Spohr, begleitet von Willy, Goffrié, Hill und Hausmann, mit unübertrefflicher Fertigkeit, Grazie und Ausdruck. Auch schien es, daß sie selbst davon befriedigt war, und mit Recht durfte sie es sein. Herr Giabatta, ein sehr schöner Mann, sang mit Miß Birch „O du Geliebte", von Nicolai, und betonte die Worte so gut und sang mit so deutschem Ausdruck und Gefühl, daß man sich fragte, ob der Name der seines Vaters oder der seiner Wahl sei, denn Sänger und Sängerinnen sind häufig Wiedertäufer; seine Mitsängerin ließ keine Zweifel der Art aufkommen.

Amely.

Briefe aus Paris.

I.

Die Klippe der Freiheit in Frankreich. — Was heißt Volk? — Unbewußte Schreckensmänner. — Fehler der Nationalgarde. — Die Ultras und das Militär.

Ich will sehen, ob die Deutschen mehr gesunden Menschenverstand haben als die Franzosen. Es thut Noth, denn sonst ist die Sache der Freiheit noch einmal verloren. Sie wissen, daß ich die Franzosen hochachte, ich habe sie von den schönsten Seiten kennen zu lernen oft Gelegenheit gehabt. Aber es fehlt ihnen etwas, vieles, um am Ende eine ernste ruhige Herrschaft des Rechts und der Freiheit, der Ordnung und der Selbstständigkeit herzustellen. Doch habe ich nicht Zeit, davon heute zu sprechen. Für heute nur zwei Worte, um Ihnen die Gefahr zu zeigen, auf die die Franzosen lossteuern, und unsern Landsleuten zuzurufen: „Wahrt Euch, dort ist die Klippe!"

Diese Klippe liegt einfach in dem Begriffe, den die Leute, die heute in Paris am Ruder sind, dem Worte „peuple" beilegen. Volk heißt mit Gott in Deutschland, arm und reich, groß und klein, Herr und Knecht, König und Bettler, mit Einem Worte: Alles! In Frankreich aber heißt: „Volk," peuple eine Klasse des Volkes und nicht das ganze Volk. Und was noch schlimmer ist, daß diese Klasse, die nicht Alles umfaßt, doch von sich glaubt, daß sie Alles sei.

Diese Ideen haben die Schreckensmänner von 1793 erfunden, um damit das „peuple" gegen die Nation zu hetzen, um durch sie die alte, faule Gesellschaft aus den Angeln zu heben. Und diese Idee herrscht heute wieder in Louis Blanc, in Blanqui, in Labrier, in Caussidière und allen thätigen Führern der untern Klassen. Diese Führer behaupten zwar, daß sie keine Schreckensmänner seien, und ich glaube sie sind de bonne foi in ihrem Glauben, wenn sie gegen die Guillotine und die Todesstrafe sprechen. Aber ich denke — doch nein; prophezeihen wir nicht, ein böser Geist könnte das Wort auffassen und weiter tragen. Ich habe fast Angst meine Ansicht auszusprechen, seit sie Louis Philipp gegenüber so wörtlich wahr worden.

Die Leute, die eine Klasse des Volkes zum Volke, zu Allem machen, haben n den letzten zwei Tagen einen sehr entscheidenden Sieg davon getragen. Gleich in en ersten Tagen schien es, als wolle die Nationalgarde sich auf die eine, das „Volk" ch auf die andere Seite stellen; bald aber besiegte der allgemeine Enthusiasmus, untermischt mit Furcht und Angst, diese Neigung. Und so war Alles ein Herz und eine Seele, was natürlich die „Theoretiker," die eben ihr System auf die Spaltung zwischen Volk und Bourgeoisie bauen, nicht verhinderte, das Maulwurfswerk zu übernehmen. ies geschah in den Clubs; aber ihr Erfolg war geringe, weil der Geist im „Volke" irklich in Masse sehr gut ist.

Die hirnlose Demonstration der Nationalgarde, die vorgestern stattfand, hat aber auf einmal den grundsätzlichen Feinden der Bourgeoisie das Volk in die Hand gespielt. Es war nicht schwer, die vorgestrige, ausschließliche Demonstration als eine Reaction gegen den Geist der Gleichheit und der Republik darzustellen, und die Masse des Volks hat sie als solche aufgefaßt und gestern auf dieselbe geantwortet. So stehen jetzt wieder thatsächlich die Nationalgarde, die Bourgeoisie auf der einen, das Volk auf der andern Seite, und zwar jene als vollkommen geschlagen und besiegt durch die colossale Demonstration dieser. Die Folgen werden nicht ausbleiben. Und die nächste Folge ist schon die, daß die Ultrarepublikaner die ganze gestrige Demonstration zu ihren Sonderzwecken benutzen konnten. Diese Ultras wollen alle Soldaten von Paris ferne halten, was am Ende dazu führen kann, daß die Soldaten ohne ihre Erlaubniß nach Mekka kommen werden. Die Ultras wollen zugleich die Wahlen noch auf Monate, ja Einzelne von ihnen auf Jahr und Tag hinausschieben. Schon einmal hat Herr Lamartine den citoyen Blanqui mit dieser Forderung abgewiesen. Gestern haben die Secundanten Blanqui's diese Forderung im Namen der 200,000 Arbeiter wieder vorgebracht, obgleich von diesen sicher kaum 50,000 für sie stimmen würden. Herr Louis Blanc, der an der Spitze der Minorität der provisorischen Regierung steht, ist für alle diese Maßregeln und versprach, daß die Regierung sie noch einmal in Berathung ziehen werde. Gehen sie durch, so ist's mit Lamartine aus und am Ende, und dann beginnt das Regiment der Leute, die sagen: „Wir sind das Volk, und das Volk ist Alles!" —

Noch einmal, diese Theorie ist der Krebsschaden der Republik, sie wird — doch nein, keine Vorhersagung. Nur bedenkt, Ihr, die Ihr's mit dem *Vaterlande gut* meint, daß auch in Deutschland dieser Unsinn keimt, und daß jeder *das Seine dazu* thun muß, ihn im Keime zu ersticken. Wir alle, groß und klein, *arm und reich,* schwach und mächtig — wir Alle in Allem sind das Volk!

J. —y.

2.

(Von einem andern Correspondenten.)

Engländer und Irländer in Paris. — Die Correspondenten für Londoner Blätter. — Politische Flüchtlinge. — Heine und Börne. — Die harmlosen Deutschen. — Die ausländischen Arbeiter. — Caussidière und Ledru-Rollin. — Die Finanznoth und die Clubs. — Socialistische Maßregeln. — Talent und Gesinnung. — Die neuen Amazonen. —

Die Fremden in Paris fangen an, sich unbehaglich zu fühlen. Gleich in den ersten Tagen der neuen Republik wanderten zahllose Engländer aus, binnen 24 Stunden wurden sechstausend englische Pässe visirt; die hiesigen „Milords" nämlich trauten den schönen Worten der provisorischen Regierung nicht, obgleich Lamartine, der wohlmeinende, in und außerhalb Frankreichs verehrte Humanitaire, an dessen Spitze steht, und sie ziehen es vor, freundschaftliche Adressen von ihrem sichern perfide Albion aus an die französische Nation zu richten. Besondern Respect flößt ihnen das Wort fraternité ein. Vayez, sagte ein Brite zu mir, welcher acht Jahre lang das Quartier de La Boule Rouge besucht hatte, — blos wegen der pronounciation — vayez, moi, jé aimé France. Il e toun nécion polie, baowcoup dgénéreux, mais non quand in rage. Moi jé donné toujér oun bottle de Champain à oun ami é baowcoup money, baowcoup, baowcoup au garsong, mais fraternitey é toun farce, oun regoulér humbug. Fraternitey é toun peu volleur. Ich weiß nicht,

was Louis Blanc zu dieser Kritik sagen würde. Louis Blanc, der in der Weltgeschichte seit dem Mittelalter einen Dualismus zwischen Fraternität und Egoismus nachweist und Huß und Luther, Rousseau und Voltaire bequem unter seine zwei Rubriken bringt, würde vermuthlich den Engländer für einen Typus selbstischer Individualität erklären; ich glaube jedoch, daß der rothhaarige Barbar, abgesehen von seiner schlechten Aussprache, nicht ganz unrichtig gesprochen hat. In den friedlichen Tagen der Corruption waren die Engländer, obwohl man über ihre ungraziöse Toilette die grausamsten Witze riß, nicht ungern gesehen, denn sie verzehrten viel Geld. Jetzt steigen die Irländer, trotz der Schulden, die sie nicht bezahlen, in der Achtung des Volkes, denn sie schimpfen fürchterlich auf Großbritannien und sind alle mit O'Connell verwandt. Der selige Liberator zählt hier wenigstens ein Schock Vettern.

Im Gegensatze zu den englischen Bonvivants und kleinen Rentnern, die über Havre, Boulogne und Brüssel abfahren, hat sich die Zahl der Correspondenten für englische Zeitungen merklich vermehrt, wie man in den Lesekabinetten gewahren kann. Es sind meist flotte, frische Gesellen, die weder Alles schwarz, noch Alles rosenfarbig sehen und die Ausbrüche des revolutionären Kraters mit großer Kaltblütigkeit belorgnettiren. Sie besuchen fleißig Clubs und Theater, laufen allen Versammlungen und Processionen nach und geniren sich nicht, den Hut so steif im Nacken zu tragen wie gewöhnlich. Sie beobachten das Stück Weltgeschichte, das hier aufgeführt wird, mit großem Humor und beurtheilen die Vorgänge ziemlich anspruchs- und vorurtheilslos, — objectiv, wie man bei Ihnen sagen würde.

Die politischen Flüchtlinge aus Deutschland, Polen und Italien schnüren ihr Bündel, um den schönen Frühling, der über ihren Vaterländern aufzugehen verspricht, in der Heimath zu genießen. Den Polen wird es ein blutbethauter Lenz werden, mögen nur auch die Röslein der Freiheit und nicht wieder die Dornen der Enttäuschung auf ihren Schlachtfeldern wachsen. Das Herzklopfen, mit welchem die deutschen Patrioten sich nach der Heimath sehnen, ist unbeschreiblich. Manche darunter waren dreizehn bis vierzehn Jahre hier in der Verbannung und sind dadurch in ihren politischen Ansichten nur klarer und geläuterter, in ihrem Nationalgefühl nur deutscher geworden, denn ein edles Herz entfremdet sich nie dem Vaterlande. Die Ferne dient vielmehr nur dazu, die Heimath zu verklären. Selbst Heine wird, wenn seine Gesundheit es erlaubt, Paris mit Berlin oder Hamburg vertauschen, — auf einige Zeit wenigstens. Börne's Grab auf dem Père la Chaise hat von mehrern Deutschen einen Abschiedsbesuch und ein halbdutzend thränenbenetzte Blumensträuße erhalten. Die Thränen kamen aus dem tiefsten Herzen. Wie grausam, daß er diese Zeit der deutschen Auferstehung nicht erlebte. Elf Jahre sind es, daß er hier verscharrt wurde und er starb in einer düstern, schier hoffnungslosen Zeit. Jetzt wäre er 64 Jahre, also noch lange nicht so alt und vielleicht rüstiger als sein mystischer Freund Lamennais. — V—y und R. werden vermuthlich nächstens bei Ihnen eintreffen. Ersterer meint, sehr richtig, daß kein Patriot in diesem Augenblick sich der Heimath entziehen dürfe, wo er jedenfalls mehr nütze sei als in Paris. Ueber den unbedeutenden politischen Vergehungen seiner Jünglingsperiode müsse längst Gras gewachsen sein und wo nicht, so amnestire er sich selber. Wer wird noch in Deutschland burschenschaftliche Sünden aufwärmen, jetzt wo alle Fürsten flugs Burschenschafter geworden sind und der deutsche Bund selber Schwarz-Roth-Gold aufgesteckt hat!

Wahres Mitleid flößt mir die zahlreiche Classe der harmlosen Deutschen ein, die sich hier Jahre lang eingenistet. Sie lebten bisher so ruhig in der vergnüglichen

Weltstadt, schrieben nichtssagende Berichte für ein Dutzend deutsche Wischi-Waschi-Blätter, lobten heute Thiers, morgen Guizot und übermorgen wieder Thiers und sammelten nebenbei Hundertsousstücke nach Noten durch Sprachunterricht. Die Revolution hat diese süße Gewohnheit des Seins und Nichtwirkens unbarmherzig unterbrochen. Sie haben Angst vor der deutschen Bewegung, die ganz darnach aussieht, eine gewaltige Revolution werden zu wollen und eben so viel Angst vor dem Aufenthalt in Paris, wo la terreur im Hintergrunde lauert. Die Franzosen haben jetzt keine Zeit, deutsch radebrechen zu lernen, und in Deutschland wird man schwerlich Zeit haben, französisch zu treiben. Sie wissen nicht, wohin sie sollen und möchten sich am liebsten in eine Nußschale verkriechen. — Ich denke, jedenfalls eine Weile hier auszuhalten, ehe ich nach Deutschland zurückkehre. Es gehen zu interessante Scenen in Paris vor, als daß man nicht, so lange es nur irgend möglich ist, zusehen sollte. Die deutsche Bewegung hoffe ich immer noch zur rechten Zeit einzuholen. (?)

Sie wissen wohl, daß schon vor einer Woche alle deutschen und englischen Arbeiter vom souveränen Volke aus dem Lande gejagt wurden, viele hatten ihren Lohn nicht erhalten; die englischen wurden von ihren Consuln in Havre und Boulogne, auf Englands Kosten, nach Hause transportirt und um ihren rückständigen Sold wird jetzt unterhandelt. Wie es unsern Landsleuten erging, weiß der liebe Gott. Ich habe bis jetzt nichts Bestimmtes darüber erfahren können. Der Deutsche ist immer doppelt geschlagen. Noch vor ein paar Monaten wurden unsere Landsleute in Schaaren von Louis Philippe aus dem Lande geschubt, jetzt werden sie vom Volke hinausgeworfen. Louis Philipp's Spione witterten Communismus, so oft eine Gesellschaft deutscher Arbeiter vor den Barrieren wohlfeilen Wein trank und die Saalbadereien eines halbflüggen deutschen Fourieristen anhörte, und jetzt fürchtet die Arbeiterregierung ihre Concurrenz, da sie für geringen Lohn sehr fleißig sind. Man glaubte anfangs, die provisorische Regierung werde das Benehmen des souveränen Volkes mißbilligen; statt dessen hat sie es sanctionirt und Caussidière hat ein Decret erlassen, worin ausländischen Arbeitern in Zukunft der Weg nach Frankreich versperrt wird. In Zukunft, — dies ließe sich noch hören, aber daß den armen Teufeln, die bereits Jahre lang Freud und Leid mit ihren französischen Kameraden getheilt, die sich in Frankreich ganz eingebürgert und zum Theil sogar an den Barrikaden mitgefochten und mitgeblutet haben, hinterher mit höflicher Kälte die Thüre gewiesen wird, ist etwas stark und sollte dem Michel „in Zukunft" eine Lehre sein. Mein Engländer hatte wohl nicht ganz Unrecht: Fraternitey é toun farce!

Jedenfalls geht aus Allem hervor, daß die Finanznoth zu herben Maßregeln zu drängen anfängt und daß die Regierung, statt die Massen zu leiten, von ihnen geleitet und beherrscht wird. Lamartine's klangvolle Beredsamkeit wird noch dann und wann als Feuerspritze vorgeschoben werden, aber herrschen wird nur der Entschiedene, welcher sich nicht lange besinnen und dem Volke seinen Willen an den Augen absehen wird. Die Erfolge Caussidière's und Ledru Rollin's sind bedeutsam genug. Ersterer kommt mit geladenen Pistolen im Gürtel in die Berathungen des Provisorium's und antwortet auf die Frage, was dies heißen solle: Bah, c' est pour celui qui le premier osera parler de ma démission. Eben so „entschieden" benimmt sich Ledru, der trotz des bösen Blutes, das sein Circulaire gemacht hat, seinen Posten behauptet und durch die Kraftdemonstrationen der Masse sowohl die Nationalgarde wie seine Collegen zu verblüffen wußte. Einige Aufläufe mit dem Geschrei: Vive Henry V., um die sich Niemand kümmerte, werden Ledru's Diplomatie zugeschrieben. Die

Republik hat also auch schon ihre agents provocateurs, die künstlich erregte Furcht vor Reaction soll die Nothwendigkeit von einer kleinen Dosis Terrorismus beweisen. Außerdem heißt es allgemein, Rollin habe gedroht, seine Herrschaft über die Arbeiter geltend zu machen, wenn man ihm nicht gehorche. J'ai 24,000 chiens, que je pourrai lâcher, quand bon me semblera, sind die ihm zugeschriebenen Worte; si vous me mettez sur la rue, j'émeuterai la rue contre vous! Zur Nachachtung! Und mit diesen Menschen muß Lamartine im Amte bleiben; Lamartine, der sich zu ihnen verhält wie Melanchthon zu Thomas Münzer oder wie Matthisson zu Eulogius Schneider.

Die Rede, welche Rollin am 22. März auf dem Marsfelde zur Einweihung des Freiheitsbaumes hielt, schmeckt und riecht allerdings anders als seine Commandoworte im Conseil des Provisoriums. Wenn man im Angesichte Europas spricht, zieht man Sonntagskleider an und ahmt die andächtige Menschheitsbegeisterung des Dichters der Meditations nach. Er sehe schon im Geiste die Zeit, meinte er, wo Deputationen aller Völker Europa's kommen würden, um dem Pariser Volke zu huldigen ꝛc. ꝛc. Auch das Volk findet in solchen Augenblicken Schlagworte voll poetischer Hingebung. Nous avons trois mois de misère à la disposition du gouvernement provisoire! rief ein Arbeiter, d. h. wir wollen gerne noch drei Monate Noth leiden und von vier Sous täglich leben, wenn's nur vorwärts geht. Das sind edle Vorsätze, aber mit guten Vorsätzen ist die Hölle gepflastert und in drei Monaten kann die Allmacht des Hungers selbst den Faden deutscher Geduld zerreißen; die französische ist viel gebrechlicher.

Die Arbeiter bringen auch wirkliche Opfer und bescheiden sich, aber dies geschieht unter der Voraussetzung, daß die mittlern und höhern Klassen sich nicht sträuben, noch größere zu bringen. Man hat viele Rentiers gezwungen, ihre ausländischen Bedienten zu entlassen, man konnte sie aber nicht zwingen, dafür Franzosen in Dienst zu nehmen. Sie haben vielmehr gute Miene zum bösen Spiel gemacht, schaffen Equipagen ab, spielen die Ruinirten und vergraben ihr baares Geld. Man fürchtet sogar eine Emigration der modernen Aristokraten, der richards, und die Polizei hat die Weisung, mit Pässen nach dem Auslande so geizig als möglich zu sein. Die zahlreichen Clubs werden von den „Oekonomen" — ein neues Wort für die Socialisten — beherrscht; sie schreiben die finanziellen Maßregeln vor, welche die Regierung zu verordnen hat und sie werden fast immer durchdringen. Die neueste Idee der Clubs ist, daß der Staat die Eisenbahnkompagnien auffordern müsse, ihn ihre Actien zu überlassen. Den Preis könne die Regierung bestimmen und statt des Geldes brauche sie nur bons de chemie de fer auszugeben. So würden allerdings die im Bau begriffenen Bahnen auf Staatskosten vollendet und eine Volksmasse beschäftigt werden können. Es fragt sich nur, ob die bons sich im Curs erhalten und die Regierung selbst immer genug Baares haben werde, um 50 oder 60,000 Arbeitern fortwährend ihren Tagelohn zu zahlen. In diesem an sich unscheinbaren Vorschlage — denn auch anderswo sind die Eisenbahnen Staatseigenthum, nur mit andern Nebenumständen — schlummert der Keim einer ganzen socialistischen Theorie. Man wird bald darauf dringen, daß in derselben Weise die Regierung alle Fabriken übernehme und jeder Industriezweig en gros unter Staatsleitung und auf gemeinsame Volksrechnung betrieben werde. Von den Fabriken wird man auf die kleinern Gewerbszweige kommen, da die projectirten Staatswerkstätten ohnedies den Privatunternehmern einen harten Stand bereiten müssen, und die Meister werden bald neben ihren Gesellen sitzen. Ob man auch die Journalindustrie, die Theater- und Romanliteratur zum Staatsmonopol machen wird, wage ich noch nicht zu

prophezeihen. Eine solche Centralisation hat ihre blendenden, aber auch ihre bedrohlichen Seiten. Wenn zwei, drei oder sechs Fabrikanten ihre Zahlungen einstellen, so trifft das Unglück nur einen Theil des arbeitenden Volkes. Daß alle Unternehmer eines Landes zugleich Bankerott gemacht hätten, ist bis jetzt noch unerhört. Geräth aber die Regierung nur in augenblickliche Verlegenheit, wird die Lyoner Seide z. B. zu theuer oder fehlt der Industrie überhaupt ein halbes Jahr lang der nöthige Absatz, so wird man, da alle Hände sich auf einmal zur Regierung emporheben, nach einigen Nothbehelfen zu den terroristischsten Auswegen getrieben werden. Doch ich will das Beste hoffen. Einen rechten Begriff hat noch Niemand, selbst Louis Blanc nicht, von der complicirten Maschinerie des neuen Systems, aber alle „Oeconomen" wollen es mit Entschiedenheit.

Eine Clubstimme fragte unlängst, ob der Staat nicht alle Besitzer auffordern sollte, was sie an Silberzeug besäßen, bei ihm zu verpfänden, gegen Quittungen nämlich. Die silbernen Schüsseln, Teller, Messer und Gabeln, so wie die großen und kleinen Löffel, würden aus der Münze des Staates als baares Geld hervorgehen und eine unerhörte Prosperität unter allen Classen verbreiten. Ich glaube, es war keine Stimme in der Wüste. Eine andere schlägt vor, zwei Abgeordneten-Kammern zu bilden, in deren einer das Talent, und in der andern die Gesinnung vertreten würde. Es erinnert fast an gewisse Verse von Heinrich Heine, nach denen sich Talent und Gesinnung miteinander nicht vertragen. Ich würde aber nicht fertig, wollte ich alle die Luftblasen erwähnen, welche Paris in der fieberischen Aufregung dieser Tage treibt.

Zum Schlusse noch eine phantastische Neuigkeit. Das schöne Geschlecht ist bei uns nicht theilnahmslos und es ist im Werke, eine Legion von Amazonen zu bilden. Zu welchem Zwecke, weiß ich nicht. Alle femmes libres werden aufgerufen, sich zu bewaffnen und im Kriegsdienst zu üben. Eine Schaar tapferer „Jungfrauen" von Orleans könnte nicht verfehlen, das Vaterland aus jeder Gefahr zu retten. Bei einem Kriege mit Deutschland würden sie die männliche Hälfte der Rheinländer mit ihren oeillades assassines besiegen, eben so wie die französischen Offiziere und Sergeanten die Thusnelden Deutschlands zu erobern hoffen. Einreihen kann sich jedes wohlgewachsene Frauenzimmer zwischen 15 und 30 Jahren und die Disciplin wird bei diesem emancipirten Frauen-Freicorps nicht allzu streng sein. Schade, daß Frau Rittmeister Lehmann aus Königsberg nicht hier ist.

Den 20. März. **O. Franz.**

Schwarz-Roth-Gold *).

(Geschrieben: London, den 17. März 1848.)

In Kümmerniß und Dunkelheit,
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ei, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurrah, du Schwarz, du Roth, du Gold!
Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!

Das ist das alte Reichspanier,
Das sind die alten Farben!
Darunter hau'n und holen wir
Uns bald wohl junge Narben!
Denn erst der Anfang ist gemacht,
Noch steht bevor die letzte Schlacht!
Pulver ist schwarz, 2c.

Ja, die das Banner ihr gestickt,
Ihr Jungfern unverdrossen,
Derweil am Feuer wir gebückt
Uns Flintenkugeln gossen:
Nicht, wo man singt nur oder tanzt,
Geschwungen sei's und aufgepflanzt! —
Pulver ist schwarz, 2c.

Denn das ist noch die Freiheit nicht,
Die Deutschland muß begnaden,
Wenn eine Stadt in Waffen spricht
Und hinter Barrikaden:

---

*) Aus der deutschen Londoner Zeitung.

„Kurfürst, verleih! Sonst — hüte dich! —
Sonst werden wir — — großherzoglich!“
Pulver ist schwarz, ꝛc.

Das ist noch lang' die Freiheit nicht,
Die ungetheilte, ganze,
Wenn man ein Zeughausthor erbricht,
Und Schwert sich nimmt und Lanze;
Sodann ein Weniges sie schwingt,
Und — folgsamlich zurück sie bringt!
Pulver ist schwarz, ꝛc.

Das ist noch lang' die Freiheit nicht,
Wenn man, statt mit Patronen,
Mit keiner andern Waffe ficht,
Als mit Petitionen!
Du lieber Gott: — Petitionirt,
Parlamentirt, illuminirt!
Pulver ist schwarz, ꝛc.

Das ist noch lang' die Freiheit nicht:
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Fürsten, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!
Auch nicht: daß, die ihr gründlich haßt,
Ihr dennoch auf den Thronen laßt!
Pulver ist schwarz, ꝛc.

Die Freiheit ist die Nation!
Ist Aller gleich Gebieten!
Die Freiheit ist die Auction
Von dreißig Fürstenhüten!
Die Freiheit ist die Republik!
Und abermals: die Republik!
Pulver ist schwarz, ꝛc.

Die Eine deutsche Republik*),
Die mußt du noch erfliegen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen!
Das ist der große letzte Strauß —
Flieg' aus, du deutsch Panier, flieg' aus!
Pulver ist schwarz, ꝛc.

---

*) Wir lassen obige drei Strophen stehen, um dem poetischen Gehalt des Gedichtes keinen Eintrag zu thun. Wir wollen aber damit noch nicht die Republik proklamirt haben.
D. Red.

Zum Kampfe denn, zum Kampfe jetzt!
Der Kampf nur gibt dir Weihe!
Und kehrst du rauchig und zerfetzt,
So stickt man dich auf's Neue!
Nicht wahr, ihr deutschen Jungfräulein?
Hurrah, das wird ein Sticken sein!
Pulver ist schwarz, ꝛc.

Und der das Lied für euch erfand
In einer dieser Nächte,
Der wollte, daß ein Musikant
Es bald in Noten brächte!
Heißt das: ein rechter Musikant!
Dann kläng' es hell durch's deutsche Land:
Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!

Ferdinand Freiligrath.

Nach Berlin.

Magdeburger Bahnhof. — Preußische Schulzen und die „Menschenrechte." — Scene in Burg. — Ein deutscher Herzog. — Die Mühle von Sanssouci. — Physiognomie Berlins am 21. März. — Der König am 21. Abends. — Die braven Halberstädter. — Im Leichenzuge. — Julius mit der Flinte. — Die neue Censur. — Die Polen.

Auf dem Bahnhofe zu Magdeburg war am Dienstage, den 21. März, beim Abgang der Berliner Züge ein sehr reges Leben. Alles wollte zum Begräbnisse nach Berlin reisen. Unter der Menge aber befanden sich sichtlich Viele, welche in der Voraussetzung reisten, daß die Revolution noch nicht vorüber sei. An der Hast, mit der sie ihnen bisher unbekannte Personen anredeten, und mit denen, welche sie geistig gestimmt fanden, in Gruppen zusammentraten, waren sie leicht kenntlich. Die lange dürre Gestalt eines Communisten prägte sich mir sehr tief ein. Sein Anzug war, bis auf die Militärmütze, welche den Landwehrmann in ihm verrieth, sehr abgetragen und luftig. „Was wissen Sie von Annecke und Willich?" fragte er mich in zutraulichem Tone, nachdem ich ihm auf seine erste Anrede, die einen gleichgültigen Gegenstand betraf, höflich geantwortet hatte. Bei dem Begräbnisse in Berlin sah ich den Mann wieder. Er stand mit drei Schneidern zusammen, die fast noch dürrer waren als er, trug ein schwarzes Leibröckchen, einen thurmhohen schwarzen Filzhut, ein breites schwarz-roth-goldnes Band über der Brust und einen Degen an der Seite.

Im Fluge führte uns der Dampfwagen durch einen Theil der Provinz Sachsen. Hier hatte ich hinlängliche Gelegenheit der Stimmung ihrer vornehmeren Bewohner kennen zu lernen, nachdem ich schon früher auf dem Lande Gelegenheit gehabt, einer Schulzenversammlung beizuwohnen, an der die Einwirkungen der französischen Revolution nicht zu verkennen waren. Mit einigen andern Fremden dort eingeführt, hatte mich der Vorsitzende mit der Erklärung empfangen, daß man hier „nichts desto weniger" eine Revolution wolle. Zwar wollte er eigentlich sagen: man wolle nichts weniger als eine Revolution. Doch bewiesen die Worte „Minschenrechte" „und Ackerbuproletariat," welche von uns gehört wurden, daß unter den Anwesenden sich Männer befanden, denen zum Mindesten die Ideen nicht unbekannt waren, von denen Revolutionen auszugehen pflegen. Was die Versammlung verstand, wurde ohne Ausnahme in eine Peti-

tion an den König aufgenommen, zu deren Berathung man beisammen war; was sie nicht verstand, wurde rund abgeschlagen. Ohne Widerrede wurde der Antrag auf Gestattung der Ehen zwischen Juden und Christen aufgenommen, denn das verlangten die „Minschenrechte;" abgeschlagen wurde die Trennung der Schule von der Kirche, weil der Barbier, der sie beantragte, sie nicht deutlich zu machen verstand. Allgemeiner Freudenjubel, als die Bitte um „Vermehrung der Aufklärung auf dem Lande von Staatswegen" vorgeschlagen wurde. — Während einer Pause ging durch das ganze Haus, in dem die Versammlung gehalten wurde, ein dumpfes Gesumm und Gemurmel von „Punkten," worunter man vorzugsweise eine Reihe speciell sich auf den Bauernstand beziehender Punkte verstand. Sie hätten Punkte, sagte mir Einer, mit demselben freudestrahlenden Gesichte, mit dem ein flotter Bursch' sein „Freiheit, die ich meine," oder der Franzose sein „Allons enfans" singt. Die Punkte waren indessen nicht unbillig. „Abschaffung der Jagd ohne alle Entschädigung" war der radicalste darunter. Ein Bauer war damit noch nicht zufrieden, er verlangte „Freie Abschaffung der Jagd ohne alle Entschädigung." So süß klang auch schon diesen Bauern selbst der bloße Name der Freiheit, und wem fielen dabei nicht Lenaus Worte ein:

O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben

Doch zurück zu unserm Wagen auf der Potsdam-Magdeburger Bahn und der Gesellschaft in demselben. Einer der Passagiere haranguirte halb im Scherze, halb im Ernst fast auf jeder Station das an der Bahn arbeitende Proletariat. In Burg fragte er dasselbe ganz familiär aus dem Wagen heraus: Ob denn Niemand hier sei, dem man wohl die Fenster einwerfen möge. Die Leute hielten in ihrer Arbeit inne und sannen eine Weile nach.

„Wie steht's mit dem Magistrat und den Stadtverordneten?" examinirte der Revolutionsreisende weiter. — „Alles gut. Nur die Fabrikanten" — nahm endlich einer der Arbeiter das Wort.

Jetzt war es an dem Fragenden zu stutzen, der zwar kein Fabrikant, wohl aber der zukünftige Erbe reicher Grundstücke war. Indessen setzte sich eben der Zug wieder in Bewegung und er hatte kaum noch Zeit, den Proletariern ein Geldstück zuzuwerfen.

Auch von einer Station zur andern fehlte es keineswegs an Unterhaltung. So lange die Deutschen auf Reisen durch so vieler Herren Länder kommen, werden immer die deutschen Fürsten ihr liebstes Reisegespräch sein. Besonders ein kleines Ländchen, das hier in der Nähe lag und dessen Herzoge eine vormundschaftliche Regierung zur Seite stehen soll, und die Art und Weise seiner Betheiligung an den Zeitbewegungen wurde hier vielfach besprochen. Dieses kleine Ländchen befindet sich unter seiner Regierung außerordentlich wohl und man erzählte sich, daß der Herzog eines Tages ganz unwillig gesagt habe: Haben denn

meine Unterthanen gar nichts zu wünschen? Andere wollten sogar wissen, er habe — in ganz entgegengesetztem Sinne, wie früher Preußen wohl von der Ruhe seiner Bürger sprach, — ausgerufen: Ueberall ist Revolution, nur bei mir nicht! Darauf habe die Regierung schleunigst ihre Beamten aufgeboten, um alle etwaigen Beschwerden der Bewohner der schönen Landschaft zu ihrer Kenntniß zu bringen. Ja, man wollte wissen: die Regierung habe Spione ausgeschickt, und wenn man an einem öffentlichen Orte bei einer Tasse Kaffee nur einen Wunsch ausspreche, so erhalte sie sofort Kunde davon und am nächsten Morgen schon komme Einem der Landbote in's Haus und bringe schwarz auf weiß die Gewährung des Wunsches im Amtsblatte. Heil einem Ländchen, von dem eine leichtsinnige Reisegesellschaft, wie die unsere, sich dergleichen zu erzählen hatte!

In der Mark fesselte zuerst das alterthümliche Brandenburg unsere Aufmerksamkeit. Auch an Potsdam fuhren wir nur im Fluge vorbei. Mehr als der Anblick des schönen See's beschäftigte mich diesmal das Schloß Sanssouci, das auf der entgegengesetzten Seite der Stadt sich erhob. Dort hatte Friedrich der Große gewaltet, dessen Thron in diesem Augenblicke einen so harten Stoß erlitten hatte. Wie mancher mochte jetzt vielleicht an dem hochragenden Schlosse des Weisen von Sanssouci vorbeireisen, der gleich dem langen Communisten in der Hauptstadt der Hohenzollern irgend welche Systeme jetzt realisirt zu sehen hoffte! Wie mancher Republikaner führte dieser Zug wohl nach Berlin! Ich wurde *sehr still*, als wir an Potsdam vorüber fuhren, denn ich dachte an die Hinfälligkeit *aller irdischen* Größe. Die Mühle neben dem Schlosse Sanssouci drehte ihre Flügel im Winde. Ich sah den alten Müller Arnold leibhaftig vor mir, wie er zu Friedrich dem Großen, der seine Mühle, welche ihm die Aussicht von Sanssouci versperrte, wollte wegreißen lassen, sagte: „Da müßte det Kammergericht in Berlin nich sind," ich sah ihn seine Mühle auf Kind und Kindeskind vererben, wie sein Nachbar, der alte Fritz, sein Königreich auf seine Nachfolger vererbte. Langsam und träge drehte die Mühle ihre Flügel im Winde herum, sie schien müde geworden zu sein, wie das Königthum nebenan. Was würden der alte Müller Arnold und sein königlicher Widerpart in dem berühmten Processe sagen, wenn sie von ihrem märkischen Hügel herab einen Blick auf die Gegenwart werfen könnten!

Aber das „Kammergericht!" Es war eine traurige Zeit in Preußen, wo man nicht mehr freudig mit dem Müller Arnold zum Königthume sagen konnte: da müßte das Kammergericht nicht sein. Und die Demagogen z. B. konnten es nicht! — Welchen Sieg haben diese jetzt errungen! „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle." — Fürwahr, daran dachte ich, als ich bei dem Eintritte in Berlin an allen Häusern schwarz-roth-goldne Fahnen wehen sah. Noch waren nicht drei Jahre verflossen, seit ich von der Universität Halle nach Berlin kam, wo man nach einem Stückchen schwarz-roth-goldnen Bandes meine Wohnung durchsucht hatte. Man fand es nicht, aber ich will es selbst nur

gestehen: ich hätte es damals gern gehabt. Jetzt bewunderte ich die Männer, welche diese Farben so tapfer an den Hüten herumtragen mochten, und als ein Freund mir vor dem Leichenbegängnisse eine schwarz=roth=goldne Kokarde gab, steckte ich sie in die Tasche und dachte: „des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder."

Wie hatte sich Berlin, wie hatte sich Preußen seit einem Jahre verändert! Denn von Preußens früherer Zeit will ich nicht reden, wenn gleich mir bei dem Anblicke der Barrikaden in den Straßen der Stadt fortwährend ein Lied in den Ohren klang, das die Regierung uns 1830 in den preußischen Dorfschulen singen ließ. Es begann:

Das Meer umher geht hoch und wild,
Gepeitscht vom Sturm, der heult und brüllt;
Die Schifflein d'rauf sie wanken und schwanken
Und stürzen zusammen
Mit brechenden Planken.

Und mitten in des Meer's Gebrüll
Seh' ich ein Schiff, das steht so still (!);
So still und ruhig beim Schlage der Wellen,
Als wär's ein Felsen,
An dem sie zerschellen!

Dieses stillstehende (!) Schiff, so jubelte das officielle Volkslied weiter,

das ist mein Preußenland,
Mit wackern Preußen ist's bemannt...

Doch genug von diesen Erinnerungen. Gewiß, die Bravour dieser stillen Preußen war eine andere als die der Barrikadenkämpfer, welche an dem Tage meiner Ankunft in Berlin selbst vom Könige anerkannt war. — Die Berliner waren sehr ernst geworden, wozu offenbar eine Kette großer Ereignisse, welche in letzter Zeit dort geschehen waren und ohne welche die Revolution nicht möglich gewesen wäre, das ihrige beigetragen hatte. Der Landtag hatte sich versammelt, die Polen hatten vor Gericht gestanden. In den Straßen der Stadt wogte politisches Leben auf und ab und die Wellen des deutschen Volkslebens hatten für den Augenblick wenigstens jenes armselige Berlinerthum hinweggespült, welches früher diese Straßen inne hatte. Wo warest Du geblieben, armer verwirrter Wandrer, der Du früher von Morgens früh bis spät in die Nacht in den Gassen der Hauptstadt umherranntest, den schweren Knotenstock auf die Rinnsteine stießest und Dir einbildetest, draußen, weit, weit von Berlin im Freien und im Gebirge umherzuwandern? Oft hatte ich in meiner Stube Deine Wanderlieder vernommen, wenn der Regen an die Fensterscheiben klatschte; aber jetzt, im Sonnenscheine der Revolution, sah ich keine Spur von Dir. Hatten Dich die Kanonen aus Deinem stillen Traume von den Alpen geweckt, in denen Du zu wandern glaubtest. Wie sie von jenem Achtziger den Traum des Lebens hinwegnahmen, der bei dem ersten Schusse, von dem nicht sein Herz, sondern nur sein Ohr getroffen wurde, gleich einer reifen Frucht zu Boden fiel und sich nicht wieder erhob?

Am Abende desselben Tages wohnte ich einer Schriftstellerversammlung bei, aus der sich am nächsten Abende der bekannte politische Club bildete. Für diesmal wurde nur über einen Anschlag berathen, der in Betreff des Begräbnisses an den Straßenecken gemacht war, und demzufolge die gefallenen Bürger und Soldaten gemeinschaftlich begraben, im Leichengefolge aber Bürger und Soldaten, wie es in den Placaten des Begräbnißcomités hieß, „Arm in Arm" gehen sollten. Dieser Ausdruck wäre auch dann in der That frivol gewesen, wenn die Durchführung des von dem Begräbnißcomité entworfenen Planes ohne Gefahr für die Stadt möglich gewesen wäre. Eine Deputation wurde daher aus dieser Versammlung zum Minister Arnim geschickt, um die gemeinschaftliche Beerdigung zu verhindern. Jener Freund, dessen ich schon oben gedachte, war mit in dieser Deputation und erzählte mir, als wir nach Aufhebung der Versammlung noch eine nächtliche Promenade durch die Straßen Berlins machten, daß der König, während die Deputation (gegen 9 Uhr Abends) im Schlosse bei dem Minister Arnim Audienz gehabt, im Nebenzimmer auf dem Sopha gesessen und häufig aus einer Dose geschnupft habe, während vor seinen Zimmern Studenten in Cereviskäpseln Wache standen und andere Studenten im sogenannten Schweizersaale „kneipten." Es war dies der Abend desselben Tages, wo der König mit einer schwarz-roth-goldnen Binde um den Arm zu Pferde die Stadt durchzog....

Im Gasthause fanden wir viele brave Halberstädter, welche nach Berlin gekommen waren, um ihren Brüdern, die als Barrikadenkämpfer gefallen waren, die letzte Ehre zu erweisen. Einer von ihnen, der leibliche Bruder eines meiner Gymnasiallehrer, welcher viel zu früh gestorben ist, sagte mit Thränen im Auge: sein Bruder würde diese Zeit auch gern erlebt haben und freute sich, daß wenigstens in dessen Nekrologe erwähnt sei, daß er das Morgenroth der neuen Zeit geahnt habe. — Am nächsten Morgen um halb 9 Uhr schon sandten die Halberstädter eine Deputation zum Polizeipräsidenten Minutoli und ich erfuhr später von Personen, die zufällig auf der Polizei anwesend waren, daß der Landtagsabgeordnete Lucanus, welcher sich in der Deputation der Halberstädter befand, dort Thränen über die gefallenen Berliner Brüder vergossen habe und daß diese Deputation aus der Provinz auf einige gleichzeitig anwesende Berliner Deputationen einen großen Eindruck gemacht habe. — Sämmtliche Halberstädter waren schon um sechs Uhr Morgens in voller Thätigkeit und während die Deputation auf die Polizei ging, zogen die übrigen Bürger zur Borsig'schen Maschinenfabrik, um die Fabrikarbeiter zu begrüßen, welche sich bei den Barrikadenkämpfen in so hohem Grade ausgezeichnet hatten.

Auf das Leichenbegängniß gehe ich begreiflicher Weise hier nicht ein. Nur Eins sei mir zu erwähnen vergönnt. Man hat sich tadelnd darüber ausgesprochen, daß die vornehmeren Familien fast ohne Ausnahme ihre Todten hatten abholen und privatim beerdigen lassen. Ich für meine Person nun finde es wahrlich sehr

verzeihlich, wenn diese Familien ihre Todten einem Leichenbegängnisse entzogen, wo das Individuum nichts galt und wo jeder Sarg nur eine numerische Bedeutung hatte. Ich gönne ihnen das stille Plätzchen, das sich nun im Frühjahr gerade für sie mit grünem Rasen bedecken wird und weiß nicht, ob den armen Leuten aus der niedern Classe vor dem großen Leichenhügel, welcher sich über dem allgemeinen Grabe ihrer Todten erhebt, jemals recht wohl werden wird. Aber tadelnswerth finde ich es, daß in der Liste der Gebliebenen die Namen derer fehlen, welche privatim beerdigt wurden, und ich wünschte, daß sie auf dem Denkmale, welches man den Gefallenen setzen wird, nicht ausgelassen würden. Hier hat sicherlich die Familie nichts drein zu reden.

In dem langen Zuge der Hinterbliebenen fielen mir ein paar Weiber auf, welche mit einander stritten. Zu einem jungen, nicht in Trauerkleidung gehüllten, mit einem Kranze geschmückten Mädchen, das unter den Leidtragenden ging, sagte eine stattliche Bürgersfrau, welche etwas von einer Spartanerin hatte: „Sind Sie leidtragend?" — „Nein." „Fort, fort!" Und das schöne junge Mädchen mit dem Kranze im Haar, das vielleicht für einen der Gefallenen eine stille Liebe im Herzen getragen hatte, wurde aus dem Zuge der Leidtragenden hinausgeschoben von den unglücklichen Vätern, Müttern, Brüdern und Schwestern und verlor sich unter den müßigen Zuschauern.

Ich folgte in dem Trauerzuge der Fahne „die freie Presse," neben welcher der Redacteur der Zeitungshalle, Gustav Julius, mit der Büchse einherschritt. Als ich mich aber zu dem Zuge begeben wollte, fand ich ihn, wie er einsam und zerstreut, seine Büchse über der Schulter, in den Straßen Berlins umherirrte. Vielleicht trug er sie zum Schutze des leitenden Artikels, den er im Kopfe hatte und der am nächsten Tage, wo er erschien, fast ganz Berlin gegen ihn in Bewegung setzte.

Diese Bewegung bildete gewissermaßen den Ausgangspunkt der Berliner Revolution, so weit ich sie in der Nähe mit anzusehen Gelegenheit hatte. In ihr kamen die ersten handgreiflichen Spuren der Revolution zum Vorschein. Der Bürger war, wie man ganz richtig gesagt hat, fanatisch für Ruhe. Selbst eine neue Censur meldete sich bald. Am Donnerstag Nachmittag trat ein schlicht gekleideter Mann in das Bureau der Zeitungshalle und verlangte im Namen des Volkes, daß von der verhängnißvollen Extrabeilage kein Exemplar mehr verkauft werde. . . .

Lassen Sie mich mit diesem Scandal des Berliner Philisteriums diesen Aufsatz nicht beschließen. Werfen Sie vielmehr zum Schlusse mit mir einen Blick auf die Polen, Männer und Jünglinge, welche an diesem Tage mitten unter dem Berliner Spießbürgerthum, das gegen einen Zeitungsartikel Sturm lief, schaarenweise und jubelnd in ihrer Nationaltracht umherzogen, sich der nahe bevorstehenden Heimkehr und des baldigen Kampfes mit den Russen freuend. H. Pr.

Aus Prag.

1.

Den 24. März.

Details über den Sturz der alten Ordnung. — Skizzen aus dem neuen Volks- und Studentenleben. — Begeisterung für den Kaiser. — Graf Deym. — Einigkeit zwischen Deutschen und Czechen.

Sedlinitzky ist Landes verwiesen — die Spießgesellen Metternichs, Stadthauptmann Muth und Bürgermeister Czapka in Wien, Graf Appony und Inzaghi aus Ungarn, Bürgermeister Riedl aus Brünn fallen einer nach dem andern wie morsche Ueberreste eines verwitterten Gebäudes, wie hohle Säulen eines künstlich und trügerisch aufgeführten Palastes. Gestern gesellte sich zu dem Sturze der Genannten noch der Fall unseres Bürgermeisters Müller, den man noch vor so kurzer Zeit die Bahn zur Metternichischen Hofrathshöhe mit gekrümmtem Rücken nach oben und mit Aristokratenhochmuth nach unten wandeln sah. Die Bürger Prags sind zusammenberufen, selbstständig, nach eigener Wahl einen Bürgermeister aus ihrer Mitte hervorgehen zu lassen und die Juden sind von aktiver und passiver Wahl nicht ausgeschlossen. Der Geist der Jugend ist erwacht: die Studenten sind aufgestanden und lassen den Ruf nach Lern- und Lehrfreiheit ertönen. Die Professoren, sonst ihre Tyrannen, mischen sich unter sie, setzen Burschenkappen auf und suchen jugendlich zu werden. An allen Straßenecken stehen Weiber und rufen freie Zeitungen aus. Schimpfblätter, Carricaturen und Pamphlete auf das gefallene System wachsen in Massen aus dem Boden — aber man verachtet sie, denn sie erinnern an eine Zeit, die überwunden ist und ein Jahrhundert hinter uns zu liegen scheint. In den Auslagekasten der Buchhandlungen sieht man die sonst verbotensten Bücher- und Zeitschriftentitel und alltäglich tauchen aus eigenem Boden neue auf, die sich sonst auf hundert Meilen nicht der österreichischen Grenze hätten nähern dürfen. In allen Straßen Volksgruppen, in ihrer Mitte begeisterte, jugendliche Redner, die sie mit dem Gehalte der neuen Errungenschaften vertraut zu machen suchen — und es gelingt ihnen, denn die Gruppen gehen mit strahlenden, freudigen Gesichtern auseinander. Die Zunge ist gelöst — in allen Gast- und Kaffeehäusern wird offen und frei debattirt, in den Gassen klingen Freiheitslieder und böhmische Musikanten vergessen die melancholischen Nationalmelodien und spielen den Rakozy, die Marseillaise, die Parisienne und neue Lieder, die sich den genannten würdig anreihen. O welch ein neues Leben, welche neue Welt! — Unser ewiger Refrain ist: Wer hätte das noch vor 14 Tagen gedacht! — wer hätte das gedacht! — Ja, noch wunderbarer! — die radikalsten Leute aus der alten Zeit sind gerührt, sind mit einem Male Ferdinandeisch gesinnt. Unser guter Kaiser — unser guter Kaiser, der beim ersten Schuß gern alle Macht aus den Händen gibt, ein sechshundertjähriges System fallen läßt, um nur nicht sein Volk, seine Landsleute bluten zu sehen. Welche Parallele könnten

wir da ziehen, wenn wir wollten. Aber wir wollen nicht — weil wir hier lieben und dort verachten — verachten den hochmüthigen, komödiantischen Parvenu — auch wollen und können wir nicht von andern Ländern und Geschichten sprechen, wir sind zu sehr mit uns beschäftigt. Der Ausspruch Montesquieu's hat sich etwas modulirt. Nicht das ist der beste Staat und der glücklichste, von welchem man am wenigsten spricht, — der ist es, der am wenigsten von andern spricht.

Die übrigen Aufzählungen sollen Ihnen nur einen Begriff geben, wie mit Einem Zauberschlage sich Alles bei uns geändert. — Einzelnheiten, Neuigkeiten mitzutheilen ist unmöglich. Jede Stunde gebiert etwas Neues – jedes Neue zeigt von einem neuen Fortschritt. Vorgestern versammelten sich die Prager Schriftsteller deutscher und böhmischer Zunge. Die alten, zopfigen unter ihnen rücken mit einem Plane heraus, wie ein Comité zu gründen wäre, welches die befreite Presse im Zaume hielte — also eine neue Censur, denn ohne diese können die censirten nicht leben, obwohl sie erklären, sie könnten für sich selbst nicht stehen, da sie in der Leidenschaft nicht ein zu heißes Wort aussprechen, sie, die ihr ganzes Leben lang von aller Leidenschaft so fern, unter dem niederträchtigsten Systeme nicht ein Wort des Zornes hatten, höchstens ein Wort des Ingrimms gegen die vorlaute Jugend, die jetzt für sie die Revolution gemacht. Der Plan dieser zarten, besorgten Seelen scheitert wieder an der Jugend — die fesselnden Artikel, welche zur Unterschrift vorgelegt sind, werden mit Entrüstung verworfen und die Zöpfe verstecken sich. Nur ein Artikel wird einstimmig angenommen. Man vereinigt sich die Eintracht zwischen Deutschen und Böhmen zu erhalten, das friedliche Verhältniß nicht zu stören. Das geschah vorgestern. Gestern dankte gewissermaßen der Oberstburggraf G. Stadion in einem Plakate, das an allen Straßenecken und in den Zeitungen zu lesen, den Schriftstellern für diese Vereinigung und fordert das Volk auf, dem edlen Beispiele, das die Intelligenz gegeben, zu folgen. Die Intelligenz! — ist es nicht dieselbe Intelligenz, die man noch vor Kurzem als den gefährlichsten Feind des Thrones fürchtete? hat jenen Artikel, den man als den Ausdruck der Intellienz verehrt, nicht der Redakteur der verabscheuten Grenzboten aufgesetzt? — Nein, die Weltgeschichte rechnet nicht mehr nach Jahrhunderten, sie rechnet nach Wochen, Tagen, Stunden.

Lassen Sie mich fortfahren in der Aufzählung für uns bedeutungsvolle Ereignisse, die Ihnen in der Ferne vielleicht klein erscheinen. In den gestrigen Zeitungen frägt der vom ancien regime zum Prager Stadthauptmann (i. e. Polizeidirector) ernannte Graf Deym von Krakau aus bei der Einwohnerschaft Prags an, ob er kommen solle? — ob man ihn möge? und endet seine Anfrage mit begeisterten Ausrufen und Hochs auf Constitution, Preßfreiheit u. s. w. und mit einem Pereat auf alle Geheimnißkrämerei. Das Bürgercomité, welches in diesem Augenblicke die Stadt regiert, überlegt nur noch die Antwort. Wahrscheinlich wird man dem beliebten Grafen Deym ein herzliches Willkommen entgegenrufen — ein Willkommen als Bürger — nicht als Stadthauptmann. Die Stadthauptmannschaften sind veraltet und gehören der Zeit der Hochs und Muths an — das Bürgercomité denkt daran, die Polizei unter die Commune zu stellen, damit hört die Stadthauptmannschaft auf. Wenn es aber dem Grafen nicht zu gering erscheint, eine Stelle anzunehmen, die die Bürgercommune zu vergeben haben wird, bin ich überzeugt, daß er der bevorzugte Candidat sein wird.

Ich sah so eben zum Fenster hinaus — Rekruten und einberufene Beurlaubte rükken in Massen ein. Wäre ich eine der mißtrauischen Seelen, wie wir viele unter uns zählen, (wohlmeinende, volksfreundliche) — ich hätte die armen müden Bauernsöhne

mit düsterem Auge angesehen. Aber ich betrachtete sie wohlgemuth. Ihr werdet dem Lande nicht mehr schaden. Sanctionirt ist die Revolution auch schon bei uns — das weiß auch schon der Bauernsohn und beginnt der Offizier zu begreifen. Wir brauchen übrigens auch die sanctionirte Revolution nicht mehr — denn wir haben unsere Garantien. Die nennen sich: Erfahrungen, Nationalgarden, Preßfreiheit, eine begeisterte Jugend, — und in einzelnen Persönlichkeiten ausgesprochen: der gute Kaiser, Pillersdorf u. s. w. — Und am Ende: in Wien haben die Italiener, die Ungarn, das Regiment Nugent entweder gar nicht, oder in die Luft geschossen. Vive la ligne!

Ich könnte noch stundenlang fortschreiben und die Symptome unserer Reconvalescenz aufzählen — aber es ist nicht nöthig. Das Gesagte ist charakteristisch genug — und es handelte sich nur darum, Ihnen von der Verwandlung unserer Welt über Nacht einen Begriff zu geben. Leben Sie wohl! Ein Freier grüßt einen Freien! Ein freies Volk — grüßt ein freies Volk. Vive la fraternité! H.

2.

Den 28. März.

Empfang der heimkehrenden böhmischen Deputation. — Feierlicher Zug nach dem Wenzelsmarkt. — Antworten des Kaisers. — Lichter weg! — Unheimliche Stimmung.

Dieser Tag ist ein wichtiger Wendepunkt in der böhmischen Geschichte; er hat im Sonnenschein begonnen, so glänzend und freudig, wie ihn Prag seit dritthalbhundert Jahren nicht gesehen; aber er endete dumpf und mit gewitterschwangern Wolken.

Ich muß weiter ausholen. Bekanntlich hat man in Prag bereits am 11. März d. J. zwei Tage bevor die Wiener Revolution losbrach im Wenzelsbade eine Zusammenkunft gehalten, worin eine Petition an den Kaiser entworfen wurde, um Preßfreiheit, Revision und Verbesserung der Verfassung und um noch zwölf andere wichtige Punkte. Dieser Schritt war vor drei Wochen noch mit Gefahr verbunden und es gehörte sicherlich Muth dazu ihn zu unternehmen. Mittlerweile brachen die Wiener großen Tage heran und eroberten ohne langes Petitioniren mit einem Schlage die Hauptgrundlagen aller modernen Freiheit: Preßfreiheit und constitutionelles Recht. Prag, das ohnehin immer eifersüchtig auf Wien war und überdies in seiner Petition einen ganz besondern Punkt: die Gleichstellung der böhmischen Sprache mit der deutschen vorangestellt hatte, beschloß ohne Rücksicht darauf, daß ein großer Theil der Petition bereits in Erfüllung ging, diese direct durch zwölf Deputirte nach Wien zu senden. Die Illumination, mit welcher alle Städte des Kaiserstaates die Verkündigung der Constitutionsgewährung feierten, fand hier nicht Statt, sondern wurde bis zur Rückkehr der Deputirten verschoben. Auf diese Rückkehr concentrirte sich alle Aufmerksamkeit und alle Solennität. Telegraphische Depeschen und Maueranschläge setzten das Land fortwährend von dem Schicksale und von dem Thun der Deputation, von ihrem Empfange beim Kaiser u. s. w. in Kenntniß und gestern am 27. fand der feierliche Einzug der Rückkehrenden Statt. Ich wiederhole es, Prag hat seit dritthalbhundert Jahren einen solchen Tag nicht gesehen. Es war das Freudenfest eines großen freien Volkes. Die neuorganisirte Nationalgarde, an 10,000 Mann stark, 2000 bewaffnete Studenten, die Universität in Galla mit den costümirten Pedellen voran. Der Clerus mit dem Erzbischof an der Spitze, die Munizipalitäten, weißgekleidete Kinder und Frauen mit Fahnen. Jungfrauen im altböhmischen Nationalcostüm holten die Deputirten ein; alle Häuser waren mit Fahnen und Reisern geschmückt und aus allen Fenstern winkten die Frauen und die Greise — denn alles übrige war auf den Straßen — mit den Tüchern, war-

sen Blumen, Kränze, Bänder, Gedichte auf die Einziehenden herab. Auf dem großen Wenzelsmarkte, bei der Statue des heiligen Wenzel angelangt, wurde von dem Erzbischof die Messe auf freiem Platze gelesen, ein Tedeum gesungen und zwei der Deputirten lasen die Antwort des Kaisers auf die Petition in deutscher und böhmischer Sprache ab. Die Antwort war wohlwollend, ohne gerade bestimmt zu sein, zwei der Hauptpunkte waren, wie gesagt, bereits ohnehin gewährt; die Gleichstellung der böhmischen und deutschen Sprache wurde nun gleichfalls zugestanden und der Robotablösung ein bestimmtes Ziel gesetzt (am 1. März 1849 muß alle Robot abgelöst sein). Nur ein Punkt wurde abgelehnt, die Vereinigung Böhmens mit Mähren zu einem Landtage, was wir gar nicht tadeln können, erstens weil Mähren selbst keine Geneigtheit dazu zeigt, zweitens weil die Sache zwecklos ist. Findet ein vereinigter Landtag in Wien statt, so werden ohnehin die Deputirten aller Provinzen zusammentreten; zur Regelung der Provinzialangelegenheiten aber mag und soll jede Provinz für sich bleiben. Ein |anderer Punkt, Gleichstellung der Culte, wurde mit Stillschweigen übergangen und ein dritter Gegenstand, die Vertretung der Bürger und Bauern am Landtage sehr ungenügend beantwortet. So trat bereits eine Stunde nach der Rückkehr der Deputation eine allgemeine Reaction in der Freudenstimmung ein, man fand sich getäuscht in der Erwartung, die Fahnen wurden von den Häusern genommen, im Bürgerausschusse wurden die heimkehrenden Deputirten mit Vorwürfen überhäuft. Doch sollte die große Illumination der Stadt, die für diesen Abend vorbereitet war, stattfinden. Da plötzlich brachen die Studenten los. Sämmtliche Studirende der Universität hatten nämlich der großen Bürgerdeputation auch eine Deputation aus ihrer Mitte beigesellt, durch welche sie um Aenderung des Studienplans und Einrichtung der Universitäten nach dem Muster der deutschen Hochschulen erbaten. Diese Deputation brachte gar keine Antwort mit. Die Studirenden versammelten sich daher sogleich im Carolinum und beschlossen einstimmig, die Beleuchtung der Stadt zu hintertreiben. Bereits waren mehrere Straßen, Paläste und das Rathhaus erleuchtet, da erscholl der Ruf: „Lichter weg!" Alles trat wieder in die Dunkelheit zurück und der freudige Tag endete in der größten Agitation. Die Eintracht, die bisher herrschte, ist jetzt zerrissen. Mißtrauen und Unzufriedenheit sind bereits hereingebrochen und die nächsten Tage werden traurig sein. Der Bürgerausschuß im Gewerbeverein, in welchem die ultraczechische Partei ihren Centralpunkt hat, wird der Tyrannei angeklagt und die Nationalgarde ist bereits uneinig, da die eine Hälfte der Dictatur des Bürgerausschusses nicht folgen will. Graf Stadion ist in der Nacht plötzlich nach Wien gereist. Auf heute sind große Versammlungen der verschiedensten Parteien auf den öffentlichen Plätzen angesagt; es ist ein Wendepunkt, dessen Ausgang nicht abzusehen ist.

† †.

3.

Der Bürgerausschuß. — Ein neuer Wahlmodus. — Revolution von oben und unten. — Gerüchte aus Venedig.

Der Himmel bewahre uns vor Anarchie! Seit heute hat es allen Anschein dazu: Noch sind die Parteien nicht uneins; aber Böhmen ist ein vielgespaltenes Land: Czechen und Deutsche, Adel und Bürger theilen die Masse und beim ersten Conflict droht das Land geviertheilt zu werden. Die Regierung — man muß es ihr zum Lobe nachsagen — benimmt sich gut, d. h. sie bewilligt Alles. Heute wurden der Nationalgarde und der Studentengesellschaft 4000 Bayonette sammt Munition ausgeliefert, die Haupt-

wachen, die Thore unter die Obhut der Nationalgarde gestellt, die jetzt mit dem Militär abwechselnd die Nachtpatrouillen versieht. Die Militärmacht ist der Civilgewalt unterordnet. Aber wer ist die Civilgewalt? Hier ist vorzüglich eines Comités zu denken, das in diesem Augenblicke mehr Gewalt, als der Oberstburggraf und der Magistrat ausübt: es ist der Bürgerausschuß, der im Saale des Gewerbevereins permanente Sitzungen hält. Seine vorzüglichsten Mitglieder sind Dr. Pinkas, einer der genialsten Männer Prags, der Gastwirth Faster, der durch Energie und einfachen Verstand der Chef der czechischen Kraftpartei geworden ist, die Dr. Trojan und Brunner, Herr v. Lämel und mehrere Andere. Der Präsident dieses Comités, Graf Albert Deym, ist ohne Energie, aber ein wohlwollender Mann, der passend an seinem Platze ist. Von diesem Comité fließen jetzt eigentlich alle activen Gewalten der Stadt aus: Die Deputationen, die Befehle an die Nationalgarde; die Macht desselben wächst mit jeder Stunde, ohne daß es sich diese Macht anmaßt. Alles verlangt Befehle und Weisungen von ihm, da es in Abwesenheit einer wirklichen Gemeinderepräsentation, in Abwesenheit von Bürgermeister, Stadtrath und Stadtverordneten handeln muß. In solchen Tagen zeigt sich erst der Werth und die Nothwendigkeit einer freien Gemeindeverfassung. Wenn das Comité nicht den patriotischen Act begeht, sogleich nach der Wahl der neuen Stadträthe seine temporäre Gewalt in die Hände der Commune nieder zu legen — so haben wir die Anarchie an allen Enden. Morgen findet die Wahl eines Bürgermeisters auf revolutionärem, außergesetzlichem Wege statt. Hundert Bürger wählen einen Ausschuß von zwölf Repräsentanten und diese den Bürgermeister. Ein Erlaß des Oberstburggrafen hat das so angeordnet. Kein Gesetz motivirt einen solchen Wahlmodus; aber die Nothwendigkeit, der Drang der Zeit gebietet ihn. So muß man jetzt von oben herab revolutioniren. Das alte System hat den Karren so tief in den D...k gefahren, daß man jetzt die Nation selbst bitten muß, ihn heraus zu ziehen.

Wir sind so mit uns selbst beschäftigt, daß wir von der Außenwelt gar keine Notiz nehmen. Nur flüchtig erzählt man sich die Nachrichten aus Italien. Zuverlässige Briefe melden, daß in Venedig, nachdem die Republik bereits proclamirt war, die liberalen Patrioten Tomaseo und Manini das Volk und die Führer angeredet haben und ihnen die Gefahren schilderten, welche eine kleine machtlose Republik in dieser Zeit der Wirren erwarten. Die beiden vor Kurzem noch verhafteten Liberalen setzten die Verdienste der österreichischen Regierung, den Handel und das materielle Wohl Venedigs auseinander und stellten der Stadt vor, daß die constitutionelle Regierung und die Vereinigung mit Oesterreich vortheilhafter seien als die Republik. Ein italienisches Regiment Soldaten hatte ohnehin erklärt, der österreichischen Fahne treu bleiben zu wollen, und so geschah das in der That wunderbare Ereigniß, daß Venedig, nachdem bereits die Republik installirt war, sich freiwillig wieder Oesterreich unterwarf. (?) Nähere Nachrichten werden bald die Details mittheilen.

† †.

Aus Preßburg.

Das verantwortliche Ministerium. — Das Preßgesetz. — Reformen. — Pesther Wünsche. — Debreczyn und Preßburg.

Ueberraschendes läßt sich jetzt schwer berichten, das Außerordentlichste kann nicht mehr unerwartet kommen. Die Revolution gehört zu den gewöhnlichen Functionen des Staates und der Staat muß wohl als krank angesehen werden, der nicht einmal Kraft genug hat ein Revolutiönchen auszuschwitzen. Heine hatte das Recept in seinem „rothen Löwen" schon längst geschrieben. „Was hätten wir anfangen sollen. Sollten wir eine Revolution machen?" Ja, das hätten die Herren thun sollen, und wären schon längst über das A. B. C. des Volkswohls hinaus. Wir waren reiche Gutsbesitzer, die ihre Güter in Pacht gaben ohne den Pacht-Zins einzufordern. Ehe wir es uns versahen, waren die Pächter die Herren und wir hatten weder Gut noch Zins. Nun haben wir das natürliche Verhältniß wieder hergestellt. Es handelt sich bloß darum, sich gegenseitig die Hand zu reichen, damit wir jenes Verhältniß auch aufrecht erhalten. Die heilige Alliance der Völker muß eine heilige Alliance der Fürsten für immer unmöglich machen.

Unsere Verhältnisse gestalten sich immer freundlicher. Die Pesther waren zu ungeduldig, als daß sie die Resultate unserer Deputation in Wien abgewartet hätten. So wie die Ereignisse in Wien zu ihrer Kunde gelangten, versammelten sie sich augenblicklich vor dem Magistrate, verlangten Preßfreiheit und stellten diese factisch her. Das erste Product derselben waren die Wünsche des Volkes (gleichlautend mit den Forderungen des Reichstages), welche als Placat an den Mauern der Stadt prangten. Hierauf begab man sich nach Ofen, befreite Stancicz und führte ihn im Triumphe durch die Stadt. Die Volksbewaffnung wurde beschlossen und ein Sicherheitscomité ernannt zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung. Auch wurde diese keinen Augenblick gestört. Dort wo die Intelligenz an der Spitze steht, sind solche Erscheinungen natürlich.

Mittlerweile hatte auch unsere Deputation ihre Sendung glücklich vollbracht. Erzherzog Stephan ist machtvollkommener Statthalter von Ungarn, der König behält sich blos die Sanction der Gesetze bevor. Auch das verantwortliche Ministerium brachten wir heim. Ludwig Batthyany ist Premierminister. Zu Collegen ernannte er sich: Bartholomäus Szemere für die innern Angelegenheiten, Franz Deak für die Justiz, Ludw. Kossuth für das Finanzwesen, Stephan Széchenyi für Communicationsmittel und Schifffahrt, Gabriel Klauzal für Agricultur, Industrie und Handel, Baron Joseph Eötvös für den Cultus und Lazaméßzáros (Obrist) zum Kriegsminister.

Das Ministerium für Finanzen und die Kriegsangelegenheiten soll einige Schwierigkeiten in Wien gefunden haben, — doch ist an einen ernstlichen Widerstand nicht zu

denken, da man hierdurch Alles auf's Spiel setzte. Auch die geringste Unehrlichkeit würde der Sache eine Wendung geben, die nach dem bisher Geschehenen durchaus nicht mehr unerwartet sein kann. Sprach man doch schon davon, die Pesther gingen damit um, Ungarn zur Republik zu erklären. Nur die Nachricht von der Bildung des völlig unabhängigen Ministeriums dämmte die Bewegung in die nöthigen Schranken zurück. Obwohl, wie schon oben bemerkt, Alles in Ruhe und Ordnung vor sich ging, weiß man doch zu sehr, was man will und kann, als daß wir nicht mit Zuversicht der Zustimmung des Wiener Cabinets entgegensähen. Der Reichstag ist seiner Auflösung nahe. Jetzt beschäftigen ihn die allernöthigsten Gesetze.

Die allgemeine Besteuerung habe ich Ihnen schon angezeigt. Die Aufhebung des Unterthansverhältnisses gleichfalls. In letzterer Beziehung übernimmt der Staat die Pflicht der Entschädigung und die Betreffenden erhalten bis zum Betrage des erlittenen Schadens Obligationen, haftend auf den k. Aerarialgütern. Diese Maßregel war zur Beruhigung der Aristokratie nöthig. Der Zehent wurde abgeschafft. Ein Ministergesetz wurde erlassen. Ein provisorisches Preßgesetz wurde abgefaßt. Dieses entspricht trotz der vorgenommenen Modificationen unseren Erwartungen nicht (die Caution für die täglich erscheinenden Journale wurde von 20,000 auf 10,000 herabgesetzt), doch als provisorisches Gesetz müssen wir es vorläufig gelten lassen. Die Nationalbewaffnung wird organisirt. Jeder, der in der Stadt einen Grundbesitz im Werthe von 200 Gulden oder im flachen Lande einen halben Bauerngrund hat, ist Nationalgardist. Die Aviticität ist abgeschafft. Die k. Freistädte und die freien Bezirke sind coordinirt. Nun wird noch die Volksvertretung und Coordinirung der beiden Tafeln ausgearbeitet werden und der Reichstag geht auseinander. Die Regierung besitzt das vollkommene Vertrauen der Nation und so lange sie den Grundsätzen anhängen wird, unter deren Fahne sie bisher gekämpft, wird sie jeder Patriot unterstützen.

Bemerkenswerth ist, daß die Einwohnerschaft der Stadt Debreczin sämmtliche Punkte der Pesther Volksversammlung adoptirte. Unter diesen Punkten ist auch Gleichstellung aller Confessionen! Jene Stadt, wo man bisher die Civilisation nicht einmal dem Namen nach kannte, wo die Straßen mit Brettern und die Zimmer mit Ziegeln ausgelegt werden, wo ein Jude nicht einmal wohnen durfte, wo es nur Schweinhändler und Judenfresser gab, — diese Stadt nimmt die Grundsätze der gebildetsten Stadt unseres Landes an! Währenddem weigern sich die Preßburger Bürger die Juden in die Nationalgarde aufzunehmen und wollen die Juden wieder in das Ghetto verweisen. Debreczin ist eine durchgängig magyarische Stadt und die Preßburger sind Deutsche. Diesen stand die ganze deutsche Literatur zu Gebote, während jene nur den Eingebungen ihres Herzens folgen konnte. Doch hoffen wir, der Geist der Versöhnung werde siegen und wir werden alle unsere Reformen in Frieden durchführen. Den Debreczinern ein Hoch! Bisher achtete ich sie blos um ihrer ausgezeichneten Kolbász (Bratwürste) willen, doch jetzt muß sie Jeder ihrer edlen zeitgemäßen Gesinnungen wegen hochschätzen. Eljendi!

In meinem Nächsten sollen Sie eine Charakteristik der einzelnen Minister erhalten.

J. S.

Berlin's neue Physiognomie.

I.

In dem Augenblick, wo ich aus Berlin abreiste (Donnerstag, 1 Uhr), wurde die Ankunft der Truppen, die auf das Verlangen eines großen Theils der bewaffneten Bourgeoisie wieder in die Stadt gezogen werden sollten, am Potsdamer Thor erwartet. Eine große Menge Volks, haranguirt von den Demagogen, die jetzt auf allen Seiten wie Pilze aus der Erde emporschießen, hatte sich vor den Thoren gesammelt. Man verlangte Garantien, bevor man das Einrücken des Militärs verstattete; seine Vereidigung auf die Verfassung — die bekanntlich noch nicht existirt — einzelne meinten auch, seine Vereidigung auf die deutsche Tricolore! Von der absoluten Anarchie, die hier herrscht, von dem wilden und wüsten Durcheinanderwogen bedeutender, aber ungeordneter Kräfte, hat man in dem ruhigen Sachsen keinen Begriff. Im Augenblick, wo von Dänemark, von Rußland, vielleicht von Frankreich aus, ein fürchterlicher Krieg uns bedroht, sind die Behörden ohnmächtig, willenlos, schwankend; das Militär eben so erbittert gegen den König wie gegen das Volk, das Volk im Innern zerspalten, die Arbeiter von Communisten und Anarchisten aufgehetzt, die Bourgeoisie in der vollsten Raserei der Furcht halb entschlossen, sich im Verein mit den Soldaten auf das Volk zu stürzen, alle Literaten aufzuknüpfen; dabei im Osten und Westen ein hereinbrechender Bauernkrieg, die Provinzen in der fürchterlichsten Gährung, ein Theil Pommerns und der Mark zur Contrerevolution bereit, ein Theil der Rheinprovinz und Schlesiens zum Abfall!

Ein Ministerium wechselt mit dem andern; auch das neueste, Camphausen an der Spitze, Hansemann, der Führer der äußersten Opposition auf dem vereinigten Landtage, in seiner Mitte — wird sofort von den Radikalen — nicht nur Berlins, sondern der Rheinprovinz, der jene Männer angehören, als ein reactionäres verschrieen! Den Tag über drängen sich einige 20 Deputationen an die Minister heran, und diese zögern im Augenblick der dringendsten Entscheidung! Während in den Straßen, in den Clubbs, in den Zeitungen laut und öffentlich Revolution und Bürgerkrieg gepredigt wird, während eine Partei bereit ist, sich auf die andern loszustürzen, zögern sie, die Aufregung wenigstens vorläufig durch

Herstellung des Rechtszustandes, der in dem übrigen Deutschland überall eingeführt ist, zu beschwichtigen! Preß- und Associationsfreiheit, factisch auf das Ausschweifendste in Anwendung gebracht, sind rechtlich noch immer nicht festgestellt!!

Ich muß die Darstellung des jetzigen Berliner Treibens auf das folgende Heft versparen, denn das jetzige soll geschlossen werden. Ich muß statt dessen hier vorläufig einige Punkte in Anregung bringen, die im Augenblick von der höchsten Wichtigkeit sind.

Mein erstes Wort richtet sich an die deutsche Presse.

Bekannt ist der abentheuerliche Zug des mit schwarz-roth-goldner Schärpe umgürteten Königs von Preußen durch die Straßen Berlins, einen Tag nach dem blutigen Kampf, der das militärische Regiment in Preußen für immer gebrochen hat; bekannt das Schriftstück, in welchem dieser Zug dem Volke angezeigt, in welchem wenigstens andeutungsweise der Wunsch, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen, als das neue Princip der Regententhätigkeit Friedrich Wilhelms IV. proclamirt wurde.

Wie hat sich die deutsche Presse zu dieser Begebenheit verhalten?

Nur Ein Blatt, so viel ich weiß, die Wiener Zeitung, hat sich auf der Höhe der Zeit erhalten. Sie hat eben so gemessen, wie bestimmt, gegen ein solches Ansinnen protestirt; sie hat aus staatsrechtlichen, wie aus Gesichtspunkten der practischen Politik das Unangemessene und Gefährliche eines solchen Schrittes nachgewiesen. Wir können Wort für Wort den Inhalt dieses Artikels adoptiren. Die übrige Presse dagegen hat, ohne nur zu fragen, wie hängt denn das Ganze zusammen? ohne nur einen Augenblick sich zu erkundigen, wer denn eigentlich der Mitschuldige jenes Attentats ist, ohne Weiteres mit der Wuth eines toll gewordenen Kampfstiers sich blind und schäumend auf den rothen Lappen gestürzt, den man ihr vorhielt; sie hat nicht nur den König von Preußen mit den gemeinsten, pöbelhaftesten Schimpfreden überhäuft, ihn einen Bluthund, einen Schlächter genannt, sondern sie hat ihr Geheul gegen das ganze Preußische Volk gerichtet.

Ehe ich weiter darauf eingehe, gebe ich der deutschen Presse, die so von Weitem ihre Heldenthaten gegen uns ausrichtet, Eins zu bedenken. Noch haben wir in Preußen nicht Republik, Friedrich Wilhelm IV. ist unser constitutioneller König; das Volk hat in einem Augenblicke, wo es die Kraft hatte, ihn zu stürzen, es hat ihn erhalten, und es hat unter den damaligen Umständen weise gehandelt, denn der fürchterlichste Bürgerkrieg und die sinnloseste Anarchie wäre die Folge gewesen, hätte man damals die Republik proclamirt.

Wir haben ihn als unsern constitutionellen König anerkannt, und als Träger dieser Idee fordern wir, daß man ihn ehre! Wir wissen sehr wohl, daß wir uns in einer Uebergangsperiode befinden, wir wissen, daß die jetzt einbrechende Revolution nicht nur die Verfassung, sondern auch die Existenz unseres Staates in Frage stellt, wir beben vor der Republik nicht zurück, denn wir haben einen

andern Begriff von ihr, als diese neumodischen Jacobiner, die gern den Wohlfahrtsausschuß des seligen Robespierre wieder nachäffen möchten; — aber für jetzt steht noch unser Königthum und ist vorläufig der einzige Träger der Staatsgewalt, der einzige feste Punkt, von dem aus die neue Organisation mit Ordnung vollzogen werden kann. Wir sind innerhalb einer Revolution — kein Mensch wird das inniger erkennen als ich — und der König hat absolut keine andere Macht, als den laut ausgesprochenen Willen des Volkes zu vollziehen, und er soll ihn vollziehen — aber diese soll er haben! Er wird vielleicht seine Krone nicht behalten, aber die Bosheit der radicalen Badenser ꝛc. ꝛc. soll sie ihm nicht rauben.

Zweierlei bedenkt in euern Herzen, ihr deutschen Journalisten!

Erstens. Anständige Menschen haben ein Gefühl für das Unglück; nur der Esel in der Fabel hatte dem kranken Löwen einen Fußtritt versetzt. Friedrich Wilhelm IV. hat ein großes Unrecht gegen sein Volk begangen; auferzogen in den Traditionen des alten Preußenthums, groß geworden in der Romantik der neumodischen Poeten, hat er seine Zeit nicht verstanden; er hat ihrer lauten Stimme in dem Augenblick der Entscheidung zuerst den Eigensinn seiner Doctrin, dann die Brutalität seiner Kartätschen entgegengesetzt. Der Geist der Zeit hat die einen, das Volk die andern widerlegt. Aber auch nie ist ein Monarch so gedemüthigt worden, als der Erbe des großen Hauses der Hohenzollern. Jener Ritt durch die Straßen Berlins — merkt es euch, ihr Radicalen Deutschlands! — war eine Demüthigung! Es war nicht Begeisterung, die ihm zujauchzte, es war Mitleid! Einen Tag vorher die schreckliche Scene mit den Todten, die vor sein Schloß getragen wurden, darauf die Fraternisirung seines Volks mit den geächteten Polen, dann der Zug der 187 Leichen, die der König, entblößten Hauptes, an sich vorüberziehen ließ! In der Mitte jenen traurigen Ritt, der ein Act der Unterwerfung war; der Unterwerfung unter das souveräne Volk, das an den Barrikaden gefochten hatte. In diesem Augenblick der fürchterlichsten Verwirrung ist die Reminiscenz der alten Hegemonie Preußens wieder aufgetaucht, und hat sich in einer eben so traurigen als burlesken Weise Luft gemacht. Das Volk hat nicht darüber gejauchzt, es hat die Achseln gezuckt; es hat den König bedauert, dem eine schlimmere Scene selbst das Tragische seines Ausgangs verkümmerte.

Zweitens. In einem Augenblick, wo Deutschland eine wenigstens eben so große Gefahr bedroht, als 1806, kehrt ihr einen sinnlosen Haß gegen Preußen heraus! Die Helden des sächsischen General-Anzeigers rümpfen über die Preußen die Nase, daß sie nicht sofort den König hingerichtet, Republik proclamirt haben und dergl. mehr. Dieselben Männer, die ein paar Tage vorher in Todesangst sich gegen die sanften Leipziger Bewegungen auflehnten, die schon Willens waren, alle Schuld auf die Fremden zu schieben, die in den eben so erregten, als gesetzlichen Forderungen, die sich damals durch ganz Deutschland geltend machten, nichts sahen, als Aufruhr, Diebstahl, Mord und Todtschlag, dieselben Herren des conservati-

ven Philisterthums schimpfen jetzt auf die Berliner, daß sie in dem Augenblicke der höchsten Aufregung Maaß gehalten haben! — Ich will hier an eine frühere Geschichte nicht erinnern, um nicht meinerseits aufzuregen.

In dem Augenblick, wo von Paris aus, von allen Seiten die Leidenschaften des Radicalismus sich nach Berlin hin ergießen, in dem Augenblick, wo die Berliner selbst allen Hochverrath, den sie seit 30 Jahren in sich hat latent werden lassen, hier ausströmen, in diesem Augenblick muß jeder Deutsche auf dreierlei hinwirken: auf Freiheit! auf Ordnung! auf Eintracht! Wer die Reaction heraufbeschwört, wer die Anarchie begünstigt, wer den einen Stamm gegen den andern hetzt, ist ein Verräther an der gemeinsamen Sache des Vaterlandes!

Ruft nicht leichtsinnig eine Trennung des Nordens von dem Süden herbei! Sie wäre der Todesstoß für Deutschland, aber sie ist möglich! Denkt daran, daß der Frankfurter Nationalconvent noch gar keine rechtliche Geltung hat! daß die Deputirten vorläufig wenig mehr vertreten als sich selbst! daß Preußen, wenn ihr es von vornherein mit eurer sinnlosen Wuth von euch stoßt, noch die Möglichkeit hat, wenn es sich neu organisirt, zwar geschmäht und verkümmert, aber doch auf eignen Füßen zu stehn! daß Beamte, Militär, Bürger, Bauern, Proletarier, Brüder eines Vaterlandes sind, und sich vielleicht daran erinnern werden, wenn der augenblickliche Rausch vorüber ist! daß sie sich daran erinnern müssen, wenn wir nicht den auswärtigen Feinden in die Hände fallen sollen! und daß alsdann auch selbst der so gelähmte preußische Staat noch im Stande ist, eine Kraft und eine Intelligenz zu entwickeln, die selbst mit Baden, Hessen, Baiern rc. zu wetteifern im Stande sein wird.

An euch, ihr Journalisten, ist es, dazu beizutragen, diese Kraft dem gemeinsamen deutschen Vaterlande zuzuführen! an euch, ihr Politiker, Deputirten, Minister u. s. w., dieser Einigung entgegenzuwirken.

Preußen hat eine viel schwierigere, viel gefährlichere Stellung in dieser Krisis, als das übrige Deutschland zusammengenommen. Erleichtert sie ihm, wenn ihr euch wahrhaft mit ihm einigen wollt!

Julian Schmidt.

Druckfehler. Unter der zweiten Pariser Correspondenz (in dem dritten Halbbogen dieser Nummer) lies: den 26. März und nicht den 20., wie aus Versehen in den meisten Exemplaren stehen blieb.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google